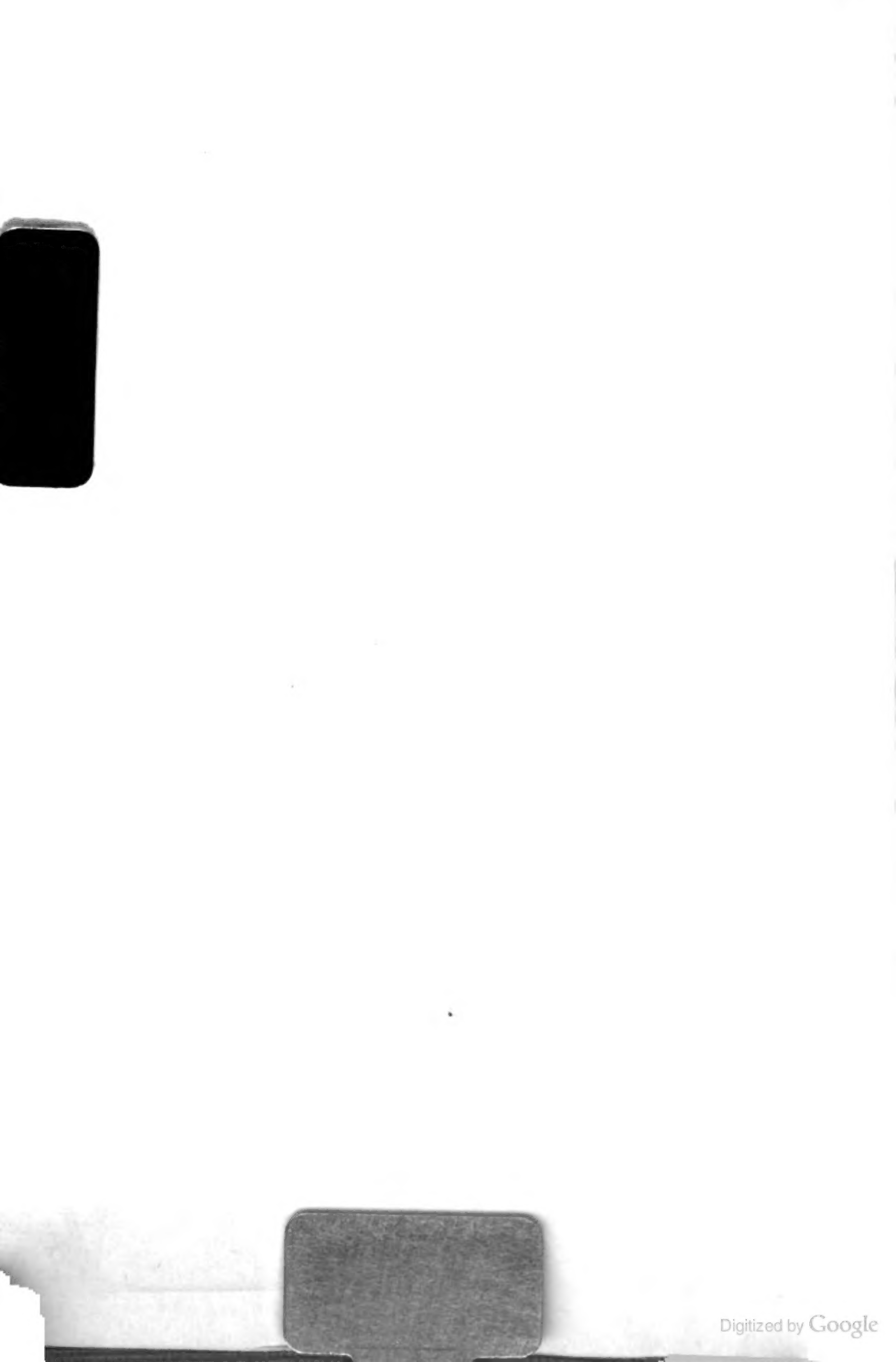
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08168744 8
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

299961

Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Ersten Bandes, erstes Heft. October 1851.

Inhalt.

Die Expedition des Generals Lopez gegen Cuba.
Die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union in ihrer Stellung zum Norden.
Sagen und Mährchen der Indianer in Nordamerika.
1. Sommermacher.
2. Die himmlischen Schwestern.
3. Ta-mah-tschi-heskah oder die Weiße Feder.
4. Peboan und Sihgwun oder die Jahreszeiten.
5. Tamo oder der lebendige Kopf.
Seymours Reisen im Gebiete Minnisota.
Tierra de Guerra, das geheimnißvolle Indianerland in Mittel-Amerika.
Die Binnenschifffahrt im Stromsysteme des La Plata.
Eisenbahnen in den Ver. Staaten im Jahre 1851.
Der Welland-Kanal in Canada.
Bedeutung des Golfstroms für die Schifffahrt.
Der afrikanisch-amerikan. Sklavenhandel.
Zur Sittengeschichte.
Parlamentarische Lobrede auf die Dichtkunst.
Reißt Amerika auseinander.
Notizen.

Bremen, 1851.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
Neu-York: G. & B. Westermann Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Ersten Bandes erstes Heft,

Oktober 1851.

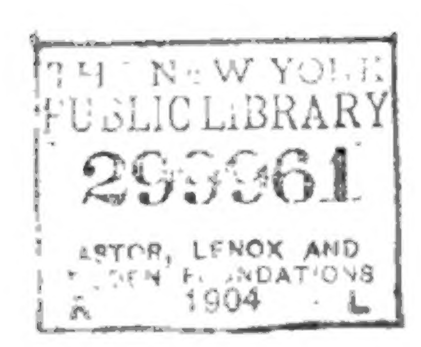
Bremen 1851.

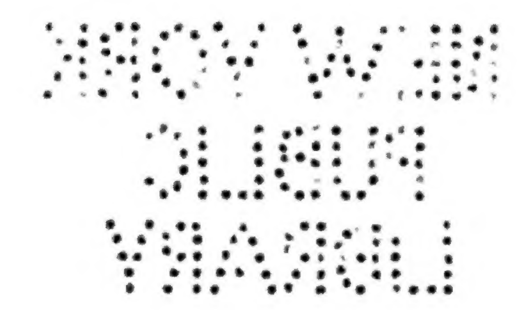
C. Schünemann's Verlagshandlung.

Neu-York: G. & B. Westermann Brothers,

290 Broadway, corner of Reade-St.

Digitized by Google




Digitized by Google

Vorwort.

Bei den vielfachen Verbindungen, welche Deutschland und Amerika miteinander unterhalten, und bei dem weitgreifenden Interesse, welches die Verhältnisse der Neuen Welt immer mehr für uns gewinnen, wird es wohl gerechtfertigt erscheinen, daß eine besondere Zeitschrift mit einer gründlichen Erörterung derselben sich beschäftigt. Wir zählen unsere Landsleute, die als Ansiedler auf der westlichen Erdhälfte leben, nach Millionen, und von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Auswanderer. Deutsche wohnen über den ganzen jenseitigen Continent von Chile bis nach Canada, im Innern wie an den Küsten beider Meere; aber die Kunde von den amerikanischen Zuständen wie sie sind und wie sie waren, ist bei uns im großen Publikum immer noch dürftig und mangelhaft, und viele allgemein verbreitete Vorstellungen sind weit davon entfernt, auf Richtigkeit Anspruch machen zu können. In einem größern Werke „Amerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen, Braunschweig 1851“, hat der Herausgeber sich bemühet, eine richtige Anschauung und Auffassung der amerikanischen Verhältnisse vermitteln zu helfen.

Er wird in dieser Zeitschrift in anderer Weise dasselbe Ziel verfolgen. Sie ist auf eine möglichst weite Verbreitung in Deutschland und in Amerika berechnet, und wird sich einer volksfaßlichen Darstellung befleißigen. Sie wird in buntem Wechsel wichtige und interessante Erscheinungen besprechen, welche die neue Welt in so großer Mannigfaltigkeit darbietet; sie wird auch die amerikanischen, in vieler Hinsicht wunderbaren und räthselhaften Alterthümer erläutern, mit deren Erforschung man sich besonders in der neuern Zeit so lebhaft beschäftigt. Sie bringt anziehende Darstellungen aus der frühern wie aus der gegenwärtigen Geschichte Amerikas. Wenn sie die eigentliche Tagespolitik und jedes Parteistreben plangemäß ausschließen zu müssen glaubt, so folgt sie doch mit aufmerksamem Blicke der Entwicklung der politischen Zustände Amerikas

Digitized by Google

im Großen und Ganzen, und gleich im zweiten Hefte wird sie die Bewegungen schildern und erörtern, welche jetzt wieder einen großen Theil des vormals spanischen Amerika durchzucken. Sie giebt dem Leser Kunde von allen wichtigen Erscheinungen, welche die Literatur über Amerika sowohl jenseits des Oceans wie in Europa zu Tage fördert; sie theilt Auszüge aus Zeitschriften mit, die in Europa wenig bekannt sind, und widmet den Fortschritten in der Erd- und Völkerkunde, wie in der Naturwissenschaft überhaupt, und jenen in Gewerbe, Handel und Schifffahrt eine besondere Beachtung.

Der Herausgeber hat mit wissenschaftlich und praktisch gebildeten Männern in manchen der bedeutendsten Städte Nord- und Süd-Amerikas, mit welchen Bremen lebhaften Verkehr unterhält, Verbindung angeknüpft, und darf mit einiger Zuversicht hoffen, daß ihm nach und nach reiche und ansprechende, dem Leser willkommene Beiträge zufließen werden. Dieses erste Heft übergiebt er dem Publikum mit der Bitte um freundliche Theilnahme. Er fügt die Bemerkung hinzu, daß eine Zeitschrift wie diese nur allmälig und wenn viele Kräfte von verschiedenen Seiten her zusammenwirken, ihr Ziel erreichen kann, nämlich jene gediegene Mannigfaltigkeit, welche ihr zu geben er keine Mühe und keinen Fleiß sparen wird.

Bremen, 18. Oktober 1851.

Dr. Karl Andree.

Corresp. Mitglied der historischen und der ethnographischen Gesellschaft zu Neu-York.

Digitized by Google

Die Expedition des Generals Lopez gegen Cuba.

Die zweite Expedition des spanischen Generals Lopez ist in ähnlicher Weise mißlungen, wie das Unternehmen, welches derselbe Mann im Mai des Jahres 1850 wagte; nur waltet der Unterschied ob, daß sie einen blutigern Ausgang hatte, und der Anführer seine Kühnheit mit dem Kopfe büßte.

Ein großer Theil der Schuld an dem Ueberfalle trifft ohne Frage das Volk in den Vereinigten Staaten, in welchen binnen vierzehn Monaten zwei feindliche Züge gegen die Besitzungen einer befreundeten Macht ausgerüstet werden konnten. Ob die Regierung in Washington, welcher Telegraphen von der Chesapeakebay bis zur Mündung des Mississippi zu Gebote stehen, ihre Pflicht gethan hat, lassen wir unentschieden. Wir wollen aber ein Moment hervorheben, das uns von großer Bedeutung zu sein scheint, und, wenn nicht Alles trügt, künftig immer stärker hervortreten wird.

Wer sich den Entwicklungsgang der großen nordamerikanischen Union während der letztverflossenen fünfzig Jahre vergegenwärtigt, kann unmöglich übersehen, daß allmälig ein kriegerischer Geist alle Volksschichten zu durchdringen begonnen hat. Anfangs tritt derselbe zwar sehr kenntlich aber doch nur mehr vereinzelt hervor, z. B. zur Zeit der französischen Revolution, als der französische Gesandte Genet die westlichen Staaten zu einem Zuge gegen Neu-Orleans aufzureizen trachtete. Bald nachher zeigt sich der abenteuernde Geist bei den Plänen Aaron Burr's; im Kampfe gegen England wird die Kriegslust auch an der atlantischen Küste allgemeiner, und zur Zeit der Streitigkeiten wegen der Gränze zwischen Maine und Neu-Braunschweig ist sie schon so vorwaltend, daß sie politische Zuckungen im Gefolge hat. An der canadischen Gränze drängen sich, während der Unruhen auf dem linken Ufer des St. Lorenzstromes, Tausende von „Sympathyzers" zusammen, und nehmen keinen Anstand hier Waffen in das Gebiet einer mit der Union in Frieden lebenden Macht zu tragen. Zu gleicher Zeit überschreiten ganze Legionen mit Sack und Pack die mexicanische Gränze und führen Krieg in Texas; während der Zerwürfnisse mit England über das Land am Columbiastrom geht der Ruf: „Ganz Oregon bis zum Puget Sunde!" von Neu-England bis zum Stillen Ocean, und als der Yankee-Doodle in den „Hallen Montezumas" aufgespielt wird, kennt der Jubel keine Gränzen mehr, und vom Niagara bis

Digitized by Google

Mobile leuchten überall Freudenfeuer, knallen Büchsen, donnern Kanonen. Neu-Mexico und Californien wurden einverleibt und „angeknüpft.“

Seit dem Kriege gegen Mexico sind die Vereinigten Staaten offenbar in einen neuen Zeitabschnitt getreten, sie sind ein erobendes und eroberungslustiges Land geworden. Ein großer Theil der Jugend zeigt Neigung für den Krieg, ein nicht geringer Theil der Männer im reifern Alter ist demselben keineswegs abgeneigt. Das Volk thut sich auf die kriegerischen Thaten in Mexico und Texas etwas zu Gute, und klatscht den unverschämtesten Schmeicheleien und den Uebertreibungen der Stumpredner, die überall auftreten, lauten Beifall. Wie ein Wirbelwind geht diese Kriegslust über das große Land. „Wir haben eine große und heilige Sendung zu erfüllen, und müssen der ganzen Welt zur Freiheit verhelfen!“ — „Amerika, ganz Amerika ist unser!“ — „Von der Hudsonsbay bis zur Magellansstraße muß das sternbesäete Banner herrschen!“ — Das sind Stichwörter, die allgemeinen Anklang finden. Allmälig hat die Ueberzeugung um sich gegriffen, daß man des Handels wegen auch die Sandwich-Inseln und die Perle der Antillen „anknüpfen“ müsse, und diese letztere möchte hauptsächlich der Süden und Westen deshalb in die Union aufgenommen sehen, um die Zahl der sklavenhaltenden Staaten zu vermehren. Und wie Napoleon alles Land von Dünkirchen bis Lübeck für eine „Anschwemmung“ Frankreichs erklärte, so stellt man jetzt in den Vereinigten Staaten die Behauptung auf, daß die große Pulsader des Landes, der Mississippi, nicht etwa unterhalb Neu-Orleans seine Mündung habe, sondern nach Osten hin zwischen der Südspitze von Florida und Matanzas auf Cuba, und nach Süden zwischen dem Kap Catoche in Yucatan und Cuba's westlichem Vorgebirge, dem Kap San Antonio! Somit wäre denn der ganze mexicanische Meerbusen lediglich eine Erweiterung des Mississippistroms, die, nebst den sie umfließenden Ländern und Inseln von rechtswegen ein Zubehör der Vereinigten Staaten bilden müsse! Wir haben, so heißt es in der Tagespresse und in politischen Versammlungen, die Aufgabe, vom Sacramento und Columbia aus, die bis jetzt verschlossenen Pforten Chinas einzurennen und das große Kaiserreich zugängig zu machen; wir werden auch Japan eröffnen und ganz Asien mit unseren frischen Culturelementen erfüllen. Wir besitzen Seeleute in Menge, allein das Mississippithal vermag mit Leichtigkeit eine halbe Million abgehärteter Streiter, und unter ihnen hunderttausend Büchsenschützen, in's Feld zu stellen. Wen haben wir zu fürchten? Doch nicht irgend eine europäische Macht? Unsere Sonne ist im Aufsteigen!

Diese Uebertreibungen sind allerdings stark, aber es liegt ihnen etwas Wahres zu Grunde. Das beispiellose Gedeihen der Vereinigten Staaten macht Hunderttausende übermüthig. In großen Demokratien hat sich noch stets ein kriegerischer Geist gezeigt, und wo wären je die Verhältnisse der Nachbarstaaten einladender gewesen? Die meisten Republiken im vormals spanischen Amerika können nicht leben und wollen nicht sterben, sie sind wie galvanisirte Leichen.

Digitized by Google

Am Schlusse dieses Heftes haben wir von einem Viertel Dutzend Revolutionen zu melden, auf welche demnächst ein weiteres Viertel Dutzend folgen wird. Mexico drohet auseinander zu fallen, und der schon vor Jahren vom jetzigen Präsidenten Arista gehegte Plan, aus den nördlichen Provinzen eine Republik der Sierra Madre zu bilden, taucht neuerdings wieder auf. Es steckt in den Nordamerikanern vieles von der abenteuerlichen Kriegslust der Normannen, von der ausdauernden Zähigkeit des deutschen Nordseebewohners, und Beide sind mit irisch-keltischem Leichtsinn verquickt. Als General Lopez seine zweite Expedition vorbereitete, fanden sich ganze Schaaren kriegslustiger Jünglinge und Männer in den südlichen Hafenplätzen zusammen, um mit ihm sein Wagniß zu bestehen. Wäre er im Stande gewesen nur einige Monate sich auf Cuba zu behaupten, so hätten ohne Zweifel die spanischen Behörden einen harten Stand gehabt. Denn man kann ohne Uebertreibung sagen, daß mindestens 20,000 Mann Mittel und Wege gefunden haben würden sich mit ihm zu vereinigen. Der Regierung der Union ist durch das rasche Ende des Dramas eine große Verlegenheit, der Union selbst eine Krisis erspart worden.

Ohne Unterstützung von Seiten der Amerikaner wäre es dem General Lopez nie möglich gewesen, sein Unternehmen durchzuführen. Bevor wir dasselbe übersichtlich schildern, wird es angemessen sein, den Leser mit einem Manne näher bekannt zu machen, der eine so hervorragende Stellung einnahm.

Narciso Lopez wurde 1798 oder 1799 in Venezuela geboren. Sein Vater, ein begüterter Grundbesitzer, verlor während der Bürgerkriege im spanischen Amerika einen großen Theil seines Vermögens, mit dessen Trümmern er ein Handelshaus zu Caraccas gründete. Sein Sohn, obwohl noch ein Knabe, stand einem Zweiggeschäfte in Valencia vor. Damals, 1814, verlor Bolivar die Schlacht von La Puerta gegen den spanischen General Boves. Als „der Befreier" sich zurückzog, gab er der schwachen Besatzung von Valencia Befehl, sich bis aufs Aeußerste und bis er sie entsetzen werde, zu vertheidigen. Lopez nahm damals zuerst die Waffen und zeichnete sich durch große Unerschrockenheit aus. Als nach drei Wochen noch kein Entsatz in Aussicht stand, und die Valencianer erfuhren, daß Bolivar abgezogen sei, mußten sie sich ergeben. Lopez entfloh. Als er nach einigen Tagen in die vom Feinde verlassene Stadt zurückkam, fand er sie ausgemordet; auf dem Marktplatze lagen 87 Leichen, mit abgeschnittenen Hälsen „gleich Schafen beim Metzger" neben einander. Das Handelsgeschäft war zu Grunde gegangen. Bolivar, der Valencia im Stiche gelassen, wurde von den Bewohnern, welche das Blutbad überlebt hatten, verwünscht und verflucht; Lopez war ohne jede Hülfsquelle. Er trat als gemeiner Soldat in das spanische Heer. Als solcher focht er in der Schlacht von Maturin mit, in welcher die Patrioten den General Morales aufs Haupt schlugen. Seinen Rückzug deckte derselbe nur dadurch, daß er einen Theil seines Heeres sicherem Verderben preisgab, denn Pardon wurde in jenem Kriege nicht gegeben. Als drei Monate später, gleichfalls in der Nähe von Maturin, ein

Digitized by Google

zweites Treffen geschlagen wurde, in welchem die Spanier Sieger blieben, fanden sie mehr als sechshundert Gerippe, in Reihe und Glied neben einander gelegt, in der Sonne bleichen. Sie waren von den Aufständischen abgeschlachtet worden. So wurde damals der Krieg im spanischen Amerika geführt.

Als nach der Räumung von Caraccas durch die Spanier, 1823, für die Unabhängigkeit Columbiens ferner nichts zu besorgen war, hatte der damals kaum fünf und zwanzig Jahr alte Lopez durch hervorragenden Muth und furchtlose Tapferkeit schon den Rang eines Obersten erworben; das Kreuz des Ferdinandsordens war ihm in auszeichnendster Weise verliehen worden, und die Armee war voll Bewunderung für den Jüngling, welcher so viele Großthaten verrichtet hatte. Für die Achtung, welche ihm die Patrioten zollten, mag als Beweis angeführt werden, daß die columbische Regierung ihn einlud, mit Beibehaltung seines Ranges, in ihre Dienste zu treten. Er lehnte indessen den Antrag ab, und ging 1823 mit der spanischen Armee nach Cuba.

Hier verheirathete er sich und erwarb Grundeigenthum. Seine militärische Laufbahn schien zu Ende, als um dieselbe Zeit die Cortesverfassung beseitigt wurde, und Ferdinand der Siebente sich zum absoluten König erklärte. Lopez war entschieden der liberalen Sache zugethan, und wurde deshalb von der mißtrauischen Regierung scharf überwacht, namentlich in Madrid, wo er sich gerade befand, als Ferdinand mit Tode abging. Als der Aufstand ausbrach, stellte Oberst Lopez sich an die Spitze einer Schaar von Liberalen und entwaffnete in den Straßen der Hauptstadt die Royalisten. Bald nachher ging er zur Armee ab, wurde Generaladjutant des Oberfeldherrn Valdez, darauf zum General ernannt und abermals mit Orden ausgezeichnet. Seinem Wunsche, mit Valdez der zum Generalcapitän von Cuba ernannt worden war, dorthin zurückzukehren, stellte man allerlei Schwierigkeiten entgegen; man wollte den jungen General, der im Kampfe gegen Zumalacarreguy die Hochachtung und Anerkennung dieses großen Baskenführers erworben hatte, in Spanien zurückhalten. Lopez war ein entschiedener und zuverlässiger Anhänger der Partei der Exaltados, wurde Oberbefehlshaber der spanischen Nationalgarde, nach Christinens Vertreibung eine Zeitlang Gouverneur von Madrid, und saß als Vertreter von Sevilla in der Senatorenkammer der Cortes. Als solcher wurde er mit den inneren politischen Angelegenheiten näher vertraut, und richtete als Creole sein Augenmerk ganz besonders auf die Verhältnisse des Mutterlandes zu den Colonien. Nachdem die Cortes den Abgeordneten von Cuba Sitz und Stimme in den Cortes verweigert hatten, faßte er einen tiefen Groll gegen die Spanier, und seit jenem Tage begannen seine Bestrebungen, die Unabhängigkeit Cubas herbeizuführen.

Lopez nahm seine Entlassung als Senator, und erhielt von Espartero, mit welchem er nahe befreundet war, Erlaubniß nach Cuba zurückzukehren. Man ließ ihn ungern ziehen, auch schon deßhalb, weil er bereits vor einiger Zeit auf Antrag des geistvollen und energischen Generalcapitäns Tacon in Untersuchung gezogen worden war; die Anschuldigung lautete auf Verschwörung

Digitized by Google

für die Unabhängigkeit Cubas. Der Angeklagte wurde freigesprochen, und kehrte 1839 nach der Insel zurück, die nun seine Heimath blieb. So lange sein Freund Valdez Generalcapitän war, verhielt er sich unthätig in Bezug auf seinen Plan; er war damals Gouverneur von Trinidad, Oberbefehlshaber der mittlern Abtheilung der Insel, und Präsident der Militärcommission. Aus allen diesen Aemtern schied er, als in Spanien das politische System wechselte, zog sich auf das Land zurück, bearbeitete eine Kupfergrube, und suchte sich bei der Masse des Volkes beliebt zu machen, namentlich bei den Bauern der Umgegend, den sogenannten Guajiros, einem handfesten, kräftigen Menschenschlage. Mit diesen spielte er allerlei Glücksspiele, trug ihre Tracht, und benahm sich völlig als einer der ihrigen. Er copirte den Guajiro wie Rosas in Buenos Ayres gern den Gaucho durchblicken läßt.

Als im Jahre 1848 ganz Europa in politische Bewegung gerieth, glaubte Lopez auch für seinen Plan die Zeit der Erfüllung gekommen. Er wollte rasch losschlagen, gab aber den dringenden Bitten einiger Freunde nach, und wartete noch zu, weil er von Seiten eines angesehenen amerikanischen Offiziers, der sich damals in Mexico befand, wichtigen Mittheilungen entgegen sah. Durch einen Zufall erhielt die Regierung Kunde von dem ganzen Plane, verhaftete mehre Theilnehmer an der Verschwörung, und verurtheilte den General Lopez, welcher sich auf ein amerikanisches Fahrzeug, den Neptun, geflüchtet hatte, zum Tode. Er landete zu Bristol in Rhode Island, besuchte die großen Städte der Union, knüpfte neue Verbindungen an, suchte die amerikanische Jugend für eine Vereinigung Cuba's mit dem großen Staatenbunde zu interessiren, und fand große Theilnahme. Auch von cubanischen Creolen hat er aufmunternden Zuruf und Geldmittel erhalten.

Es ist eine Erfahrung die durch alle Zeiten geht, daß politische Flüchtlinge, welche im Auslande als Verbannte leben, durchgängig sich über die Stimmung im Vaterlande täuschen. So war es auch mit Lopez; er hielt Cuba für eine völlig reife Frucht, welche nur geschüttelt zu werden brauche um von Spanien abzufallen. Im Mai 1850 waren alle Vorkehrungen getroffen, welche er dazu für nöthig hielt. Seine „Cuba-Expedition“ bestand aus 609 Mann in 3 Abtheilungen, die auf der Mugeresinsel vor der Küste von Yucatan sich vereinigten und den Dampfer Creole bestiegen. Am 19. Mai landete er bei Cardenas, im Osten von Matanzas, nahm die Stadt ein, sah sich gezwungen dieselbe wieder zu räumen, und auf das Dampfboot zu flüchten, welches hart vom spanischen Kriegsdampfer Pizarro verfolgt, im Key West, vor der Küste von Florida, eine Zuflucht suchte, und von den Behörden mit Beschlag belegt wurde. Die gerichtliche Anklage gegen Lopez und dessen Gefährten blieb ohne Erfolg.

Das Fehlschlagen dieser Expedition hätte ihm den Beweis liefern sollen, daß Cuba keineswegs eine für den Abfall reife Frucht sei. Er hatte den Seezug mit einer Handvoll kecker Abenteurer aus den Vereinigten Staaten

Digitized by Google

gewagt, mit Leuten, die im Kriege gegen Mexico sich an ein halbwildes Lagerleben gewöhnt hatten und das ruhige Einerlei bürgerlicher Beschäftigungen nicht ertragen konnten, mit jungen Leuten endlich, welche ein unbestimmter Thatendrang quälte. Aber die Guajiros auf Cuba blieben ruhig, und die Creolen in den Städten rührten sich nicht. Lopez wurde von ihnen verspottet, und galt in ähnlicher Weise für eine lächerliche Gestalt, wie Ludwig Napoleon Bonaparte nach seinem Auftreten zu Boulogne und Straßburg. Aber mit einer Beharrlichkeit, wie sie sonst bei Creolen selten ist, und mit ausdauernder Thätigkeit rüstete er eine zweite Expedition aus.

Abermals hatten sich mehre hundert Abenteurer ihm angeschlossen, welche sich diesmal zu Neu-Orleans versammelten, und im Dampfer Pampero auf der Nordküste von Cuba, unweit von Bahia Honda landeten. Diesmal schienen die Aussichten günstiger zu sein, denn Lopez hatte die Zusicherung erhalten, daß es an Zuzug und Unterstützung aus dem Innern nicht mangeln werde. Dagegen war die spanische Regierung auf ihrer Hut; in den Vereinigten Staaten hatte man ja die Vorbereitungen zum Ueberfall Cubas so offen getrieben, daß der spanische Gesandte sich zu Reklamationen veranlaßt sah, und in Washington ein Einschreiten gegen offene Rüstungen verlangt wurde.

Inzwischen begann es auf Cuba zu gähren. Die Mißvergnügten hatten den 4. Juli, den Jahrestag der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung, abgewartet, um sich zu erheben. Don Joaquin Aguero y Aguero pflanzte an jenem Tage die Fahne des Aufstandes im Gebirge bei Puerto Principe auf, wurde aber von einer Abtheilung spanischer Truppen unter General Lemery in der Ebene von Guanamaguilla angegegriffen, in die Flucht getrieben, und am 23. Juli gefangen genommen. Am 13. desselben Monats war bereits eine zweite Abtheilung Insurgenten zerstreut worden. Bei La Guinia de Miranda, im Kreise Trinidad, hatte der Versuch des Don Isidor Armenteros denselben Ausgang; auch dieser Anführer wurde schon nach drei Tagen gefangen genommen. Am 31. Juli war die Ruhe auf der ganzen Insel wieder hergestellt; ein Kriegsgericht verurtheilte am 9. August Aguero und drei seiner Gefährten zum Tode durch die Garrote; sie wurden indessen erschossen, weil in Puerto Principe kein Henker vorhanden war.

Um dieselbe Zeit erfuhr man auf Cuba, daß in Neu-Orleans, — wo die Tagblätter jene Erhebungen von Aguero und Armenteros als große und von glänzendem Erfolg gekrönte Revolutionen darstellten, — Schaaren von „Flibustiern“ sich sammelten, Umzüge durch die Stadt hielten, und Alles zu einem großen Schlage vorbereiteten. Die Behörden von Cuba, denen 30,000 Mann spanischer Kerntruppen, Geldmittel in Fülle und Kriegsdampfer zu Gebote standen, konnten mit aller Gemächlichkeit ihre Vorkehrungen treffen, und sahen ruhig der weitern Entwicklung der Dinge entgegen. Lopez hatte sich zu Neu-Orleans am Bord des Dampfers Pampero eingeschifft, und landete am 11. August um Mitternacht mit etwa 500 Mann bei Morillo, unfern

Digitized by Google

Las Playtas, westlich von Bahia Honda, 28 spanische Meilen von Havana. Von dort ging schon am 12 das Kriegsdampfschiff Pizarro mit 7 Compagnien Kerntruppen ab, und zu gleicher Zeit wurden auf der Eisenbahn und auf den Landstraßen ansehnliche Truppenabtheilungen gegen Bahia Honda zu in Bewegung gesetzt. Die Spanier wurden durch Bauern von den Bewegungen der „Banditen“ genau unterrichtet, und erfuhren, daß dieselben sich bei Las Pozas verschanzt hatten. Dort wurden sie am 13. August von General Enna angegriffen, leisteten tapfern Widerstand, und verloren 30 Todte, unter welchen sich Pragay befand, ein Ungar der einst in seinem Vaterlande sich im Kriegsdienste ausgezeichnet hatte, und nun in Westindien seinen Geist aushauchte. Aber auch die Spanier erlitten empfindliche Verluste.

Am 15. August steuerte der Generalbefehlshaber von Bahia Honda mit dem Dampfer Habanero der Küste entlang, um eine „Bande von Piraten“ aufzuheben, die in vier Booten auf dem Meere umhertrieb. Er nahm sie alle, fünfzig an der Zahl, gefangen, und sandte sie nach Havana, wo sie am 16. ankamen und wenige Stunden später erschossen wurden. Die überwiegende Mehrzahl dieser „Banditen“ bestand aus Angehörigen der Vereinigten Staaten. Einer derselben, Oberst Crittenden, erklärte, daß Lopez sie getäuscht habe. Der Behauptung des letzteren zufolge sei das Landvolk überall bereit gewesen, sich mit ihnen zu vereinigen, während es gerade im Gegentheil sich ihnen feindselig zeigte.

Inzwischen setzte General Enna, zu welchem Oberst Morales de Rada und Brigadier Rosales mit ihren Truppenabtheilungen stießen, ihre Operationen fort; sie hatten eine starke Reserve unter Oberst Elizalde als Stütze hinter sich, und wollten die „Räuberbande“ umzingeln. Aber durch die Oertlichkeit begünstigt, gelang es einem beträchtlichen Theile der Insurgenten zu entkommen, während eine Anzahl derselben den Soldaten und Bauern in die Hände fiel, und erschossen wurde. Pardon wurde nicht gegeben. Am 17. August waren die „Buccaniere“ ringsum eingeschlossen bis auf eine Thalschlucht, welche eine Compagnie Büchsenschützen unter Genneral Enna's Führung sofort besetzte. In dem heftigen Kampfe, der sich hier entspann, wurde Enna tödtlich verwundet; während der dadurch unter den Spaniern ausgebrochenen Verwirrung gelang es den Verfolgten zu entrinnen. Aber schon am 21. August, einem stürmischen Regentage, wurden die „Seeräuber“ bei El Sitio del Candelaria von den Spaniern überfallen, und nach schwerem Verlust abermals in die Flucht getrieben. Eine andere Abtheilung wurde von den Spaniern in dem Gebirge bei Rosario mit dem Bayonnett angegriffen und zerstreut. Ueberall stellten die Bauern ihnen mit Bluthunden nach; wer in ihre Hände fiel, wurde niedergemacht, bis General Concha einen für die nächsten vier Tage gültigen Generalpardon verkündete. Binnen drei Tagen wurden 136 „Räuber“ bei den Behörden eingebracht. Im Ganzen soll die Zahl der „Banditen“, welche mit Lopez bei Las Paytas landeten, sich auf 548 belaufen haben. Ein Theil davon

Digitized by Google

wurde, wie schon bemerkt, in Havana erschossen; viele verloren in den Gefechten bei Bahia Honda, San Christoval, San Diego de Nuñez und Las Pozas das Leben; andere wurden von den Bauern getödtet.

Die versprengt Umherirrenden, von Bluthunden gehezt, litten Hunger und Durst. Manche von ihnen hatten mehre Tage lang keine andere Speise als Baumblätter. Lopez, von einem Mulatten (seinem Sohne) und sechs Mann begleitet, irrte gleichfalls flüchtig umher. Sie mußten sein Pferd schlachten, um nicht zu verhungern. Auf einer Kaffeepflanzung bei Las Cuevas bot er einem Bauer zweitausend Piaster, wenn derselbe ihn nach San Diego de Zapia geleite, nahm aber sein Versprechen zurück, und schlug sich in die Wälder. Am 30. Aug. wurde er, sammt seinen Gefährten, durch Jose Antonio Castañeda und fünfzehn Landleute gefangen genommen, Bluthunde hatten ihn aufgespürt. Einem amerikanischen Berichte zufolge wäre er halbverhungert und völlig abgemattet in ein Bauernhaus gegangen und dort eingeschlafen; die Bauern hätten ihn darauf an Händen und Füßen gebunden und an die Behörden abgeliefert. Der amtliche Bericht sagt nur, der Grenadierhauptmann Pedro Pocorull habe von zwei Bauern die Kunde erhalten, daß Lopez in Pinos de Rangel mit sechs Mann von Castañeda eingefangen sei.

Als die Nachricht davon nach Havana gelangte, jubelten Spanier und Creolen um die Wette; es war, amerikanischen Berichterstattern zufolge, bei Alt und Jung eine tolle Freude und wilde Ausgelassenheit. „Nieder mit dem Verräther!“ war das allgemeine Geschrei. Abends wurde die Stadt beleuchtet, und ein Fackelzug folgte dem andern. Am 31. August feuerten die Kanonen vom Morgen bis zum Abend Freudenschüsse, und Lopez wurde in verschiedenen Stadttheilen im Bildniß erschossen. Unter den linken Arm gab man den Puppen, welche ihn vorstellen sollten, einen Kampfhahn und in die rechte Hand ein Spiel Karten. Denn Lopez galt selbst unter den spielsüchtigen Creolen für einen dem Glücksspiel bis zum Uebermaß ergebenen Mann.

Das war die Sympathie auf welche er in Cuba gerechnet hatte. Die Landleute hetzen ihn mit Bluthunden, und die Havaneser erschießen ihn in Effigie! Die welche seinen Versprechungen trauen werden hingerichtet oder in die Quecksilbergruben nach Spanien abgeführt! So lautet die Antwort auf die pomphaften Proklamationen, die Lopez zu Neu-Orleans hatte drucken lassen, und in welchen er die Cubaner aufforderte, das unerträglich gewordene Joch der Spanier abzuschütteln. Das „dem Befehlshaber einer Piratenbande“ gesprochene Urtheil lautete auf entehrenden Tod durch die Garrote*). Es

*) Der Verurtheilte besteigt das Blutgerüst und setzt sich auf eine Art Stuhl mit hoher Rücklehne. An diese letztere wird der Hals vermittelst einer eisernen Klammer befestigt. Diese Klammer umschließt den ganzen Hals und hat nach hinten eine Schraube. Sobald das Zeichen gegeben wird, dreht der Nachrichter an der Schraube; dadurch wird der Verurtheilte sogleich gedämpft und sein Nacken abgebrochen. Lopez war schon nach der mißlungenen Expedition von Cardenas zu dieser Todesstrafe verurtheilt worden.

Digitized by Google

wurde am 1. September Morgens 7 Uhr auf dem Platze La Punta zu Havana in Gegenwart der bewaffneten Macht und vieler tausend Zuschauer vollstreckt. Lopez starb wie ein tapferer Mann, mit Segenswünschen für sein „geliebtes Cuba."

Lopez hatte, unter Mitwirkung Pragays seine Streitkräfte ganz militärisch eingerichtet, wie aus den ihm abgenommenen Papieren hervorgeht. Sie waren eingetheilt in 6 Compagnien Fußvolk, mit Offizieren 219 Mann; 3 Compagnien Artillerie 114 Mann; eine Compagnie cubanischer Patrioten 49 Mann; eine Compagnie Ungarn 9 Mann, eine Compagnie Deutsche 9 Mann; zusammen etwa 400 Mann. Lopez war Oberfeldherr, den Stab befehligte Pragay, Stabsoffiziere waren drei Deutsche: Radrich, Lewohl und Sigismund Rekendorff (wenn die Namen anders richtig geschrieben sind). Auch unter den Adjutanten finden sich drei deutsche Namen: Ludwig Schlesinger, Ludwig Müller und Eugen Blumenthal. Capitän der Deutschen war Hugo Schlicht.

Von Interesse bleibt die Aussage eines der Gefangenen, Don Francisco Alexander Lainé, welcher im vorigen Jahre mit Lopez bekannt geworden war. Die Expedition sollte, ihm zufolge, aus 600 Mann bestehen, doch war der Dampfer Pampero nicht groß genug, sie alle aufzunehmen; nur etwa 480 M. konnten eingeschifft und auf Cuba bei Morillos gelandet werden. Lopez habe Cuba republikanisiren wollen, und fest nicht nur auf die Beihülfe der Bevölkerung von Cuba, sondern namentlich auch auf die spanischen Truppen gerechnet. Auf die Frage, wer in den Vereinigten Staaten der Expedition hauptsächlich Vorschub geleistet habe, antwortete er, daß ein Herr Segur 75,000 Dollars vorgestreckt habe; von diesem Gelde habe man den Pampero angekauft und Waffenvorräthe beschafft; auch habe Lopez auf Handelshäuser in Neu-Orleans gezogen; doch wisse er sich auf deren Namen nicht zu besinnen. Baares Geld sei, nebst werthvollen Juwelen, von Cuba aus geschickt worden. Aber seit der Landung sei ihnen nichts zugekommen. Agenten in den Vereinigten Staaten seien die Herren Segur, Cuchins und Compagnie, welche er als die alleinigen Beförderer der Expedition betrachte. Lopez habe ihnen immer gesagt, Geldbeihülfe von Cuba her sei ohne Mitwirkung der Creolen-Junta in New-York gar nicht zu erwarten; diese aber habe sich in Betreff der Einrichtung der Expedition mit den Herren Betancourt und Aguero überworfen.

Aus der Liste der Hingerichteten und Gefangenen ergiebt sich, daß die bei Weitem größte Mehrzahl der Theilnehmer am Zuge Nordamerikaner waren; meist junge Leute unter 30, manche sogar unter 20 Jahren. Das ganze Trauerspiel lief von Anfang bis zu Ende auf eine entsetzlich Täuschung hinaus. Daß unter den Creolen viele bittern Groll gegen die spanische Herrschaft hegen, ist bekannt. Aber die Masse der städtischen Creolenbevölkerung ist entnervt, und das kräftige Landvolk scheint den Spaniern zugethan. Der Generalstatthalter Concha preist in einer allerdings mit castilianischem Pomp abgefaßten Proklamation vom 31. August den vortrefflichen Geist der Cubaner und ihre

Digitized by Google

unwandelbare Loyalität. Auf die Stadt Havana konnte Lopez unter allen Umständen nicht rechnen; das mußte er wissen; in jener großen Hauptstadt leben außer vielen fremden Kaufleuten nahezu 30,000 Altspanier, die dort „Fortuna“ machen wollen, und ein entschiedenes Interesse daran haben, daß die reiche Insel eine spanische Besitzung bleibe. Eine große Anzahl Creolen ist dem hastigen unruhigen Treiben abgeneigt; sie wissen, daß alle Verhältnisse der Insel auf den Kopf gestellt werden, sobald Fluthen von Yankees hereinbrechen, und haben als Beispiel Louisiana und Texas vor Augen, wo das spanische Element allen Einfluß verloren hat. Sodann ist die mächtige katholische Geistlichkeit den amerikanischen „Hereges“, den Ketzern, entschieden feindlich gesinnt.

Die Amerikaner, welche noch vor wenigen Wochen große Dinge von den „heldenmüthigen, tyrannenfeindlichen“ Bewohnern Cubas erwarteten, welche große Siege der Patrioten schilderten, und Tausende von spanischen Soldaten die Schlachtfelder bedecken ließen, finden jetzt nicht Worte genug, die niederträchtige Feigheit der Creolen zu brandmarken. Sie aber hätten besser begreifen sollen, was die Masse dieses Menschenschlages zu leisten im Stande ist, und hätten wissen können, was auf Cuba für Niemand ein Geheimniß war. Man kannte Lopez als einen tapfern aber sanguinischen, dem Spiele leidenschaftlich ergebenen Mann. Daß er sich in seinen Berechnungen auf Cuba getäuscht, ging schon vor länger als einem Jahre aus dem Empfange zu Cardenas hervor. Wie wenig er auf die Creolen rechnen durfte, die ohne Zweifel ihn zweimal zu seinem Wagniß aufgestachelt haben, mußte er sich selbst sagen. Er landete mit etwa 500 Abenteurern auf einer Insel, die von einer tapfern, kriegsgeübten Armee vertheidigt war, wurde von 6000 Mann eingeschlossen, und die ganze Expedition dauerte gerade achtzehn Tage. Die Männer welche sich ihm anvertraueten und ihr Loos in seine Hände gaben, schlugen sich tapfer, aber ihr Unternehmen hat keine andere Folge gehabt, als Cuba den Spaniern vorerst nur noch fester in die Hände zu geben. Die „Annexation“ wird noch einigen Aufschub sich gefallen lassen müssen.

Vor der Hand ist somit die Sache entschieden. Wie lange aber Spanien mit Sicherheit auf den Besitz von Cuba wird rechnen können, das ist eine ganz andere Frage. Der Zug, welchen die Dinge in Amerika, namentlich in den Vereinigten Staaten nehmen, ist von ganz eigenthümlicher Art. Die „Expansion“ will sich nun einmal keine Gränze ziehen. Schon vor siebenzig Jahren, 1783, hat der spanische Minister Aranda ein prophetisches Wort gesprochen: „Die Föderativrepublik ist ein Zwerg in der Wiege; sie bedurfte des Beistandes der beiden mächtigen Staaten Spanien und Frankreich, um unabhängig zu werden. Es wird aber der Tag kommen, da sie als ein Riese erscheint, und selbst für Europa als ein zu fürchtender Koloß dasteht. Sie wird die Dienste vergessen, welche diese Staaten ihr geleistet, und nur auf eigene Vergrößerung denken.“ Und bevor noch ein Vierteljahrhundert vergangen war, trug sich schon Jefferson mit dem kühnen Plane, Cuba ver-

Digitized by Google

mittelst seiner vielverspotteten Kanonenboote zu erobern, und später versuchte Präsident Polk Spanien zum Verkauf der schönen Insel zu veranlassen. So viel ist unzeifelhaft, daß das Schicksal Cubas nur für die nächste Zeit fest bestimmt ist, und daß die Perle oder Königin der Antillen bei einem Kriege in Amerika mannichfachen Wechselfällen ausgesetzt sein wird. Die streitenden Mächte werden sie als den höchsten Preis betrachten.

Die Expedition des Generals Lopez erinnert an zwei Unternehmungen, die aus ähnlichen Ursachen hervorgingen, und einen eben so unglücklichen Ausgang hatten, an jene Miranda's gegen Venezuela und Mina's gegen Mexico. Auch sie waren vorzeitige Wagnisse.

Don Francisco Miranda war um 1750 zu Caraccas in Venezuela geboren; sein Großvater hatte das Amt eines Statthalters der Provinz bekleidet. Die Wellen, welche die erste französische Revolution in Europa aufthürmte, schlugen, wenn auch schwach und vielfach gebrochen, auch nach Südamerika hinüber. In Venezuela und Neu-Granada tauchten, hier 1794, dort 1797, Wünsche nach Unabhängigkeit auf, und in Venezuela brach eine von Don Manuel Gual geleitete Verschwörung aus, die freilich rasch unterdrückt wurde. In Bogota hatte sich eine patriotische Gesellschaft gebildet, in welcher Narino und Zea großes Ansehen genossen. Miranda war in die spanische Armee getreten, hatte viele europäische Länder zu Fuß durchwandert, nachdem er schon 1783 die Vereinigten Staaten besucht, und fühlte glühenden Haß gegen Spanien. Gegen Pitt sprach er offen aus, wie wünschenswerth ihm eine Trennung Südamerikas von Spanien erscheine, und auch gegen Katharina die Zweite, die den feingebildeten Obersten in St. Petersburg mit Auszeichnung behandelte und gern in ihre Dienste gezogen hätte, macht er aus seinen Wünschen kein Hehl. Als die französische Revolution ausgebrochen war, begab er sich 1790 von der Newa an die Seine, wo er von Petion, an welchen seine Whigfreunde ihn empfohlen hatten, zuvorkommend aufgenommen wurde. Er trat als Generalmajor in französische Dienste, diente unter Dumouriez, wurde beschuldigt am Verlust einer Schlacht Schuld gewesen zu sein, widerlegte die Anklage, gerieth aber später mit dem Directorium in Zwist und entfloh nach England. Als er von dort 1803 nach Frankreich zurück kam, verbannte ihn Bonaparte. Der Ausländer überdrüssig, richtete sich nun sein ganzes Trachten auf die Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Von den Franzosen hatte er nichts zu hoffen, dagegen ermunterte ihn das englische Ministerium in seinen Plänen, weil es begriff, daß die Unabhängigkeit Südamerikas dem Handel Großbritanniens große Vortheile zuwenden werde. Im Jahre 1804 nahmen die Engländer auf einige Zeit Buenos Ayres und Montevideo in Besitz.

Im Jahre 1806 erschien Miranda wieder in den Vereinigten Staaten, deren Regierung ihm keinen direkten Vorschub leisten mochte. Er rüstete ein Schiff, den Leander, in Neu-York aus, und ging nach St. Domingo, wo er

Digitized by Google

noch zwei Schuner miethete, nachdem Jefferson eine Proklamation gegen sein Unternehmen erlassen und weitere Ausrüstungen verboten hatte. Jene Schuner fielen spanischen Küstenwächtern in die Hände. Inzwischen hatte Miranda vom englischen Admiral in den westindischen Gewässern einige Slups und Kanonenboote erhalten, und im August 1806 mit 500 Freiwilligen bei Vela de Coro an der Küste von Venezuela eine Landung bewerkstelligt. Da aber von Seiten der Engländer keine nachdrückliche Unterstützung erfolgte, so blieb ihm nichts übrig, als die Stadt Coro wieder zu räumen und nach Trinidad überzuschiffen. Ein Aufruf an die Venezuelaner, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, blieb ohne Anklang; mehre seiner amerikanischen Gefährten wurden gefangen und erschossen.

Miranda selbst begab sich wieder nach den Vereinigten Staaten und von da nach England. Er betheilgte sich einige Zeit nachher bei der Revolution in Venezuela noch bevor zu Caraccas im Juli 1811 die Unabhängigkeit des Landes erklärt worden war; doch hatte die republikanische Junta von Caraccas seine Ankunft nicht gern gesehen, weil seine Ansichten ihr zu extrem schienen. Um sich Einfluß zu sichern gründete er die patriotische Gesellschaft, und wurde, weil er das Vertrauen des Volks zu gewinnen wußte, von der Regierung zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt. Aber schon 1812 mußte er sich mit seinen Truppen der ihm überlegenen spanischen Armee ergeben, unter der Bedingung, daß freier Abzug aus Venezuela gestattet blieb. Miranda wurde jedoch mit vielen seiner Waffengefährten in La Guayra verhaftet. Einige wurden nach Portorico, andere nach Cadiz geschickt, und Miranda von Bolivar des Verraths und geheimen Einverständnisses mit dem englischen Kabinet beschuldigt. Der General Monteverde schickte ihn mit Ketten belastet nach Spanien, wo er 1816 im Kerker der Inquisition zu Cadiz sein Leben beschloß.

Don Xaver Mina wurde im December 1789 in Navarra geboren. Er war Neffe des berühmten liberalen Generals Espoz y Mina, und 1808, als die Franzosen in Spanien eindrangen, Student zu Saragossa. Nachdem er als Freiwilliger sich in mehr als einem Treffen ausgezeichnet hatte, stellte er sich an die Spitze einer Guerillaschaar, wurde von den Franzosen gefangen genommen, nach Vincennes gebracht, und erst nach dem Frieden wieder auf freien Fuß gesetzt. In seinem Vaterlande schloß er sich mit Begeisterung der constitutionellen Partei an, wurde von den Royalisten auf französisches Gebiet gedrängt, eine Zeitlang in Bayonne gefangen gehalten und ging dann nach England, wo einflußreiche Staatsmänner ihn mit großer Auszeichnung behandelten. Seinen Plan, in Mexico einen Aufstand zu erregen, unterstützten englische Privatleute, indem sie ihm ein Schiff, Waffen und Kriegsvorrath gaben. Er steuerte zuerst nach der Chesapeakebay, im Mai 1816, begleitet von fünfzehn Officieren aus Spanien, Italien und England, und erfuhr in Baltimore, daß die mexicanischen Patrioten als Guerillas Stand hielten und General Guadelupe Victoria einen festen Punkt in der Nähe von Vera Cruz besetzt halte.

Digitized by Google

Am 28. August 1816 ging sein Schiff mit etwa zweihundert Bewaffneten, befehligt vom Grafen de Routh, in See nach Port au Prince, wohin Mina mit einer Brigg nachfolgte. Er wurde vom Präsidenten Petion freundlich aufgenommen und unterstützt. Mit seinen Gefährten, unter welchen sich die amerikanischen Obersten Young und Perry befanden, landete er bei Galveston in Texas, wo zu seinem größten Erstaunen der Commodore Aury, welcher 200 Patrioten befehligte, es ablehnte, mit ihm gemeinschaftlich zu wirken. Also schiffte Mina mit 300 Mann sich wieder ein und landete am 15. April 1817 zu Soto la Marina an der Mündung des Flusses Santander. Hier schlossen sich ihm etwa 200 Mexicaner an. Dagegen verließ ihn Oberst Perry mit 50 Streitern, um in die Vereinigten Staaten zurückzukehren, wurde aber bei Matagorda von einer Abtheilung spanischer Reiterei überfallen. Nachdem diese alle seine Leute niedergehauen, schoß er sich selbst eine Kugel durch den Kopf.

Mina marschirte am 24. Mai 1817 mit 308 Mann von Soto la Marina ins Innere. Am 8. Juni schlug er eine Abtheilung Royalisten aufs Haupt, gewann acht Tage später abermals ein Treffen bei Teotillos, und gelangte nach einem Zuge, der volle dreißig Tage dauerte, mit 269 Mann in der Festung Sombrerete an, wo die Insurgenten ihn mit Jubel empfingen. Gegen die nun etwa 600 Mann starke Besatzung des Platzes ließ der Vicekönig von Mexico mehre tausend Mann Truppen ausrücken. Am 5. August wurde ein Angriff der Royalisten abgeschlagen; doch gaben sie die Belagerung nicht auf. Oberst Young fiel auf dem Walle, die Spanier nahmen den Platz endlich ein, und von den 269 Mann, welche Mina mitgebracht hatte, entkamen nur etwa 50; die übrigen wurden erschossen. Mina ging nach Los Remedios, dem Hauptquartier des patriotischen Pater Torres, der etwa 1400 Bauern bei sich hatte, und erhielt den Befehl über 900 Reiter, deren Zahl sich bald so vermehrte, daß er einen wirksamen Guerillakrieg führen konnte. Nach vielen tapfern Thaten wurde er von den Spaniern gefangen genommen und auf Befehl des Vicekönigs am 11. November 1817 erschossen. Er war erst 28 Jahre alt.

Die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union in ihrer Stellung zum Norden.

Die brennende Sklavenfrage, welche zwischen den Abolitionisten des Nordens und den Sklavenhaltern des Südens so heftig debattirt wurde, ist allerdings durch das bekannte Compromiß entschieden, und die Partei der verständigen Männer, welche die Aufrechterhaltung der großen Union höher stellt als eine gewiß vielfach mißverstandene Philanthropie gegen die Schwarzen, ist entschieden

Digitized by Google

in der Mehrheit. Aber in Versammlungen, in öffentlichen Blättern und im Privatverkehr dauert der erbitterte Streit fort, der durch die cubanischen Angelegenheiten neue Nahrung erhalten hat. Denn die „Perle der Antillen“ würde nach der Vereinigung mit der nordamerikanischen Union einen Sklavenstaat bilden, und schwer in die Wagschaale zu Gunsten des Südens fallen.

Den umsichtigen und von Fanatismus freien Leuten im Norden ist das extreme Treiben ihrer abolitionistischen Landsleute im höchsten Grade zuwider. Mit der Bibel und dem Christenthume ist gegen diese letzteren nichts auszurichten, da beide Theile zu ihren Gunsten auf das alte wie auf das neue Testament sich berufen; mit Vernunftgründen und Beweisführungen aus der Geschichte läßt sich gegen die Abolitionisten eben so wenig ausrichten. Man hat daher angefangen, die Frage in Bezug auf den Geldbeutel zu erörtern, und eine Saite anzuschlagen, für welche auch der abolitionistische Yankee in Massachusetts und Connecticut ein feines Gehör hat. Wir wollen den nicht bloß für Amerika wichtigen und vielfach interessanten Gegenstand näher in's Auge fassen.

In England zogen namentlich Liverpool und London ungeheuren Nutzen aus dem Handel mit Sklaven, welche aus Afrika geholt und den nordamerikanischen Kolonien aufgezwungen wurden. Diese Geldquelle versiechte als diese letzteren sich unabhängig gemacht hatten. Zu derselben Zeit als der Sklavenhandel ferner kein vortheilhaftes Gewerbe war, erwachten in England philanthropische Regungen, und Wilberforce, der freilich ein redlicher und wohlwollender Mann war, begann seine Agitation gegen die Sklaverei der Neger. Seitdem hörte die „mammon prompted philanthropy of England“ nicht mehr auf, bis in Folge der von Lord Stanley ins Parlament eingebrachten und von demselben am 18. Juni 1833 angenommenen Bill (bestätigt am 28. August 1833) die wichtige Angelegenheit entschieden wurde. So sollten nun nach dem 1. August 1834 in den englischen Kolonien keine Sklaven mehr vorhanden sein; sie sollten eine Zeitlang als Lehrlinge dienen und nur 45 Stunden in der Woche arbeiten, zugleich aber auch ihre „apprenticeship“ abkaufen dürfen. Nur ein Beamter sollte das Recht haben, sie für Vergehen zu strafen. Die Zahl der Sklaven in den britisch-amerikanischen Pflanzungen betrug 780,993, deren Geldwerth man auf 45,281,738 Pfund Sterling schätzte. Diese Summe wurde theils mit Geld, theils mit Arbeit abgetragen, und 16,345 Sklavenbesitzer erhielten 20 Millionen Pfund Sterling Entschädigung. Im August 1838 war die Lehrlingschaft zu Ende. Aber die Neger und Mulatten hatten, als freie Leute, nichts Eiligeres zu thun, als die Arbeit in Verruf zu erklären. Die, welche sich so weit herabließen, arbeiten zu wollen, forderten 1 bis 3 Piaster Taglohn. Es war nicht zu verwundern, daß die englischen Antillen zurückkamen, und daß die Produktion ihrer Stapelprodukte sich reißend schnell verminderte. Im Jahre 1836 hatten sie für 3,786,453 Pf. St. englische Waaren gekauft, und 1848 konnten sie nur für 1,434,477 Pf. St. kaufen.

Digitized by Google

Der Werth der Plantagen sank um mehr als die Hälfte und fiel bis unter ein Drittel. Die Insel Jamaica, welche 1804 schon 112,163 Hogsheads und 1808 schon 132,333 H. Zucker lieferte, producirte deren 1844 nur 34,444 und 1848 nicht mehr als 42,212 H.

Frankreich verfuhr nach der Februarrevolution eben so unbesonnen als England, es ging noch weiter, indem es die Sklaverei plötzlich und mit einem Schlage aufhob. Aber es stellte zugleich Martinique und Guadeloupe unter das Kriegsgesetz, um die Weißen vor einem Rassenkriege zu schützen. Die Folgen in Bezug auf die Produktion waren übrigens dieselben wie auf den englischen Antillen; das ergiebt sich aus folgenden Zahlen, welche die Einfuhren und Ausfuhren der französischen Antillen von und nach Frankreich nachweisen:

		Import.	Export.	Total.
1847	Fr.	73,347,168	39,954,084	113,301,252.
1848	"	35,992,153	19,239,604	55,231,357.
Ausfall	Fr.	37,355,015	20,714,480	58,079,495.

Die Zuckereinfuhr nach Frankreich fiel um die Hälfte, und der Ausfall wurde durch Zucker aus Sklavenstaaten, namentlich aus Brasilien und Cuba gedeckt. Wir ersehen aus den neuesten newyorker Blättern (von September 1851), daß man für das laufende Jahr den gesammten Zuckerertrag von Martinique auf etwa 50,000, jenen von Guadeloupe auf 36,245 Casks veranschlagte. In ganz Westindien, Hayti mit eingeschlossen, stellt sich bis jetzt als Ergebniß heraus, daß der Neger so wenig als der Mulatte ordentlich arbeitet, sobald er des Zwanges enthoben ist, und daß er zugleich, sobald er frei wird, auf eine tiefere Stufe der Rohheit hinabsinkt. Was sollte aus Westindien werden, wenn es ganz von Negern und Mischlingen bewohnt würde? Hayti giebt eine beredte Antwort.

Die Antillen liefern vier Stapelartikel, welche die Civilisation unserer Tage gar nicht mehr entbehren kann, in vortrefflicher Qualität, nämlich Zucker, Kaffee, Baumwolle und Taback. Sie sind dort Erzeugnisse von Sklavenarbeit. England hat die Sklaverei abgeschafft, hat großen Schaden und viele Unbequemlichkeiten davon geerndtet, und muß nun, um seine Kolonien nicht völlig zu Grunde zu richten, zu allerlei kostspieligen Surrogaten, z. B. indischen Kulis und „afrikanischen Miethlingen", seine Zuflucht nehmen, mit andern Worten, im Wesentlichen eine neue Art von Sklaverei einführen.

Solche Beispiele und Erfahrungen sind für die Vereinigten Staaten nicht im Geringsten lockend. Lassen wir, in Bezug auf die Interessen, welche hier in Frage stehen, amtliche Zahlen reden.

Ausfuhren der Vereinigten Staaten 1850.

Südliche Produkte.		Werth der ganzen Produktion.
Baumwolle, rohe	71,984,616	105,600,000
Baumwolle, verarbeitete	4,734,424	100,000,000
Taback	9,951,223	15,000,000
Reis	2,631,557	3,000,000
Schiffsvorräthe	1,142,713	2,000,000
Zucker	23,037	12,396,150
Hanf	5,633	695,840
Lebensmittel von Neu-Orleans	3,523,809	238,687,990 Doll.
Andere südliche Artikel	6,000,000	
Total	99,997,012	
Export aus Norden und Westen	34,903,221	
Gesammtausfuhr	134,900,233 Doll.	

Die ausgeführten Baumwollenwaaren sind zwar im Norden fabricirt worden, aber Waare aus Rohstoff, welche die Sklavenarbeit hervorbringt. Unter der Benennung „andere südliche Artikel“ sind Mais und Mehl aus Virginien, fabricirter Taback 2c. verstanden; unter „Lebensmitteln von Neu-Orleans“ Mehl, Schweinfleisch und Getreide, welche freilich aus den nordwestlichen Staaten kommen, aber mit Zucker, Taback und Baumwolle bezahlt werden. Ein Fünftel der Ausfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse, die 1850 sich auf 19,146,658 Doll. stellte, geht über Neu-Orleans. Nicht weniger als fünf und siebenzig Procent der Exporte sind Erzeugnisse von Sklavenarbeit, die in den nördlichen Schiffen ausgeführt werden. Die Einfuhren werden mit Ausfuhren bezahlt; 75 Procent der Importe sind also Remuneration für Erzeugnisse von Sklavenarbeit. Wie sehr das Interesse der Schifffahrt von der letzteren abhängt, ergiebt sich aus folgenden Ziffern:

Tonnengehalt der Schiffe in der Union.

Heimath.	Registrirt.	Enrollirt.	Total 1848.	Total 1849.	Anwachs.
Süden	159,956	334,845	494,797	743,805	249,008
Norden	1,201,930	1,456,314	2,658,244	2,791,649	133,405
Total	1,361,886	1,791,159	3,153,041	3,535,454	482,413

Unter registrirtem Tonnengehalt ist der in auswärtigem Handel beschäftigte zu verstehen, unter entrollirtem jener des Küstenhandels. Der Anwachs im Süden ist in Bezug auf die Schifffahrt beträchtlicher gewesen als im Norden. Amtlichen Annahmen zufolge machen die im auswärtigen Handel beschäftigten Fahrzeuge etwa 64,800,000 Dollars Fracht, wovon mehr als 48 Millionen auf die Eigenthümer nördlicher Schiffe für das Frachtfahren südlicher Produkte kommen. Der Transport südlicher Produkte in der Küstenschifffahrt durch

Fahrzeuge, die Rhedern in den nördlichen Staaten angehören, beläuft sich auf ungefähr 7 Millionen Dollars, so daß sich hier ein Total von 55½ Million Dollars herausstellt. Um diese Waaren zu verführen müssen Schiffe gebaut werden. Der Census von 1840 veranschlagte die während des genannten Jahres in der Union gebaueten Schiffe auf 7,016,094 Dollars; davon kamen weniger als 300,000 Dollars auf die Sklavenstaaten, also beinahe 7 Millionen auf den Norden, der somit, um Produkte aus dem Süden zu verfahren, seine Seeleute, Holzhauer und Zimmerleute, Architekten, Schmiede, Schlosser, Tischler, Seiler, Anstreicher, Weber ꝛc. ꝛc. beschäftigte, und seine Kapitalien, die zum großen Theil vermöge des Südens erworben werden, vortheilhaft anlegte, seiner Versicherungsgesellschaften völlig zu verschweigen. Die Schiffe, welche südliche Erzeugnisse nach Europa verführen, erhalten dort Rückfracht in Waaren, welche wieder zu nicht geringem Theile im Süden abgesetzt werden.

Weshalb ist Canada, in welchem englische Kapitalien und britischer Unternehmungsgeist keineswegs mangeln, nicht entfernt so sehr im Prosperiren, als Neu-England und andere nördliche Staaten? Ganz einfach deshalb weil ihm das reiche Feld des Südens fehlt, aus welchem der Norden der Union so viele Kräfte und Reichthümer zieht. Was wären die Baumwollenmanufakturen im Norden ohne das Rohprodukt aus dem Süden? Man schätzt den Geldwerth der nördlichen Schiffe auf 111,665,960 Dollars; das in Handelshäusern angelegte Kapital auf 81,000,000; in Baumwollenfabriken 105,000,000; in Maschinenfabriken über 2,000,000; in Eisenbahnen, die wesentlich von Fabriken, insbesondere Baumwollenfabriken abhängen, 30,000,000 Dollars. Es stellt sich somit für den Norden ein Kapital heraus von etwa 330,000,000 Dollars, das fast ganz von Sklavenarbeit abhängt, und das im Falle einer Sklavenemancipation sich gerade so entwerthet sehen würde, wie jenes in Westindien.

In England hängt reichlich die Hälfte des auswärtigen Handels von der Baumwolle ab. Der declarirte Werth der Baumwollenausfuhr betrug 1849 nicht weniger als 26,890,794 Pfund Sterling oder etwa 130,000,000 Dollars; der Gesammtexport aller Artikel aus Großbritannien stellte sich auf 58,848,042 Pf. Sterl. oder 290,000,000 Dollars. Schon hieraus geht hervor, wie Fabrikation, Handel und Schifffahrt von dem Sklavenartikel Rohbaumwolle bedingt sind, wie Englands Wohlstand und politische Stellung an baumwollenen Fäden hängt. Wie sehr der Wohlstand der Bewohner in den südlichen Staaten vom Baumwollenbau abhängig ist, bedarf hier keiner Nachweisung.

Uebrigens scheint es, als ob rasch die Zeit herannahe, wo der Süden und Westen der Union einen sehr beträchtlichen, wenn nicht den größten Theil ihrer Rohprodukte selbst zu Manufakturen verarbeiten werden. Die Nordamerikaner, welche freilich oft in großem Style zu reden pflegen, meinen, ihr Norden und Europa würden dann nicht mehr Rohprodukte, sondern vorzugsweise nur Fabrikate aus dem Mississippi-Lande zu verschiffen haben; auch werde die Welt einst von diesem Mississippithale in Bezug auf fabricirte

Digitized by Google

Waaren eben so abhängig werden, wie es jetzt mit Rohprodukten der Fall ist. Neu-Orleans werde das Liverpool, das ganze Hinterland ein großes Manchester von Amerika werden. Sie stellen folgende Zahlen zusammen:

Baumwollenverbrauch für den Kopf in den Ver. Staaten.

	Pfund.	Volksmenge.	Per Kopf.	Yards.
1830	50,804,800	12,866,020	4 Pfund	— 12.
1840	118,375,200	17,069,453	7 "	— 21.
1850	238,107,600	22,000,000	10¼ "	— 32¼.

Danach hat sich allerdings der Verbrauch und die Verarbeitung der Baumwolle binnen zwanzig Jahren ungeheuer vermehrt, hier liegt ein Anwachs von 12 zu 32¼ Yards vor, bei einem Anwachs der Bevölkerung um etwa 10 Millionen Seelen. Neueren englischen Angaben zufolge betrug das Gewicht der in England im Jahre 1849 versponnenen Baumwolle 626,710,660 Pfund; Nettogewicht des Garns 558,163,700 Pfund; Gewicht des Garns, das verwebt oder als Garn ausgeführt wurde 421,742,935 Pfund; Gewicht des in Großbritannien consumirten 136,420,765 Pfund. Bei einer Bevölkerung von 31 Millionen Seelen kommen davon auf den Kopf 4¾ Pfund oder 13¼ Yards, somit 19 Yards weniger als in den Vereinigten Staaten. (Doch hat die Zählung von 1850 in diesen eine Volksmenge von mehr als 23 Millionen nachgewiesen.)

Im Süden und Westen sagt man, daß die Manufakturen im Norden eine „unnatürliche geographische Lage“ hätten, und daß ein Gleiches von Alt-England gelte. Sie würden Beide auf die Dauer mit dem Mississippithale nicht concurriren, weil dieses zugleich Rohmaterial und die allerreichsten Hülfsquellen für die Fabrikation zur Hand habe. Beide hätten übrigens ein doppeltes und dreifaches Interesse daran, die sklavenhaltenden Staaten in ihrer Erzeugung von Rohprodukten nicht zu stören, denn der Nachtheil würde für sie mindestens eben so empfindlich sein, wie für den Süden selbst. Es scheint uns, als ob in dieser Ansicht viel Gegründetes liege; gewiß bleibt, daß das Treiben der Abolitionisten am allerwenigsten den Sklaven selbst irgendwie nützen könne.

Sagen und Mährchen der Indianer in Nordamerika.

Seit die Nordamerikaner genauer mit der geistigen Eigenthümlichkeit der Indianerstämme vertraut geworden sind, haben wissenschaftlich gebildete Reisende einen reichen Schatz von Sagen und Mährchen gehoben, von dessen Vorhandensein man früher nur schwache Ahnungen hatte. Vor nun dreißig Jahren überzeugte sich Heinrich Rowe Schoolcraft, daß namentlich unter den Odschibwäs am Obern-See eine große Menge charakteristische Erzählungen

Digitized by Google

und Legenden vorhanden sind die einen tiefen Blick in das innere Leben dieses Stammes gestatten. Manche dieser Geschichten sind lediglich zur Unterhaltung bestimmt, andere haben mythologischen Inhalt und sind mit mancherlei Allegorien durchwoben. Die Männer unter den Indianern, welche aus dem Erzählen eine Art von Gewerbe machen, sind zugleich vertraut mit den geschichtlichen Ueberlieferungen ihres Stammes, von welchen sie nicht selten das eine oder andere wichtige Moment in eine beliebige Erzählung einflechten.

Bei näherer Forschung hat man sich überzeugt, daß dergleichen Mährchen und Sagen nicht bloß sämmtlichen algonkinischen Volksstämmen eigenthümlich sind, sondern auch bei den irokesischen Völkern und den verschiedenen Siouxstämmen vorkommen; ob auch bei den Völkern im Süden, namentlich bei den Krihks, Tschoktas und Tschirokis, ist noch nicht ausgemacht. Im Wesentlichen sind sie Stammessagen, doch tragen sie alle ein gemeinschaftliches Gepräge und haben mannichfache Aehnlichkeit unter einander. Die Sprache ist immer sehr einfach; die Erzähler bedienen sich weniger Adjektive, und Vergleichungen kommen selten vor. Die ganze Haltung, die Erfindung, die Denk- und Anschauungsweise entsprechen durchaus einem Volke das in Wäldern oder auf Wiesensteppen ein Jägerleben führt, mit seinen Nachbarn in Feindschaft lebt, an Geister glaubt, und vom Wechsel der Jahreszeiten abhängt. Die Geister spielen eine hervorragende Rolle, die Zauberei und die Verwandlung in Thiergestalten tritt nicht minder hervor. Die ganze materielle Schöpfung wird belebt, und nichts was die wildeste und ausschweifendste Einbildungskraft erfinnen mag, ist so stark aufgetragen, daß es nicht auch sofort gläubige Hörer fände. Denn der Indianer ist im Stande Alles zu glauben. Für ihn ist die ganze sichtbare und unsichtbare Schöpfung von bösen oder guten Geistern belebt, die auf alle menschlichen Verhältnisse und Schicksale einen großen Einfluß üben. Diese Geister kann man durch Opfer gewinnen oder versöhnen, und Fasten und Festgelage sind ihnen wohlgefällig. Die Thiere höherer und niederer Ordnung sind gewissermaßen mit Verstand begabt; der Vogel, der Bär, der Hirsch hat eine Seele und kann räsonniren wie der Mensch; und diesen Thierseelen wird der Indianer einst in andern Gestalten in einem andern Leben wieder begegnen. Dem Vogelfluge wird große Bedeutung beigelegt, denn der oder jener Vogel steht mit Geistern in Verbindung, von denen er Eingebungen erhält. Was der Erzähler den in den Sagen und Mährchen auftretenden Personen in den Mund legt, drückt ganz genau die innersten Ansichten und Meinungen der Indianer aus, und auch deshalb sind diese Erzählungen von Wichtigkeit.

Viele dieser Sagen und Mährchen sind offenbar sehr alt, und stammen aus Zeiten, wo die Pfeile noch Spitzen von Stein hatten und die Fischnetze aus Baumrinde geflochten wurden. Man findet nicht einmal eine Anspielung auf wollene Decken, Schießgewehr, Messer oder irgend ein metallenes Werkzeug. Aber Taback und Mais, zwei ursprünglich amerikanische Pflanzen, kommen

Digitized by Google

häufig vor. Die Geschichten erzählen viel von Eis, Schnee und Seen, ihr Schauplatz ist wesentlich im Norden; warme Länder werden nur selten erwähnt. Desto mehr schweifen die Erzähler in das Gebiet der Astronomie und Kosmogonie hinüber; Donner, Blitz, Nordlicht, Meteore, Regenbogen, Milchstraße, der Morgenstern, der Abendstern und manche Sterngruppen werden ausdrücklich erwähnt. Die Hauptwinde unterscheidet der Indianer sehr genau. Die Erde ist länglich rund, Sonne und Mond bewegen sich um dieselbe. Diese sind Geschwister; die Sonne ist männlich, der Mond weiblich. Aus einzelnen Andeutungen scheint hervorzugehen, daß auch das Himmelsgewölbe sich drehet. Aber besondere Aufmerksamkeit wird den Wolken gewidmet; ihre Farbe, ihre Gestalt, ihr Dunkelwerden, ihre Durchsichtigkeit ist vom größten Belange, und viele Namensbenennungen bei den algonkinischen Völkern sind den Wolken entlehnt. Der Große Geist wird allemal in den Wolkenhimmel versetzt, der böse Geist sammt der großen Menge übelwollender Genien hausen auf der Erde. Die Begriffe von der Lage der Meere und der Länder sind ganz unbestimmt, von vulkanischer Thätigkeit kommt nirgends eine Spur vor; diese Indianer wissen davon nichs, wohl aber ist die Ueberlieferung von einer großen Ueberschwemmung allgemein verbreitet.

Propheten und Zauberer sind Männer von Einfluß und Bedeutung. Sie legen Träume aus, verrichten wunderbare Heilungen und verstehen sich auf gottesdienstliche Bräuche. Es gab auch ein goldenes Zeitalter, wo Alles auf Erden viel besser stand als heute; die Menschen waren damals gut. Bemerkenswerth ist, daß viele Sagen und Mährchen auch eine moralische Nutzanwendung enthalten, die sich freilich aus dem indianischen Begriffe von Wiedervergeltung ganz von selbst ergiebt. Grausamkeit, Mord und Zauberei finden zuletzt immer ihren bösen Lohn. Aber Achtung vor Eltern und Alten, brüderliche Zuneigung, Gastfreundschaft, Tapferkeit, Selbstverleugnung und Entbehrungen aller Art werden als Tugenden streng eingeschärft, Stolz und Selbstüberhebung finden scharfen Tadel, und Warnung vor Verweichlichung ist häufig. Anhänglichkeit an alte Sitten und Bräuche wird oftmals gepriesen.

Wir entlehnen die nachstehenden Sagen und Mährchen aus Schoolcraft's Algic Researches, comprising inquiries respecting the mental characteristics of the Northamerican Indians. First Series: Indian tales and legends. New York 1839. 2 Voll., und werden in einem der folgenden Hefte unseres Amerikanischen Magazins diese Mittheilungen fortsetzen.

1. Der Sommermacher.

Eine Sage der Odschibwäs.

Es war einmal ein berühmter Jäger am Südgestade des Obern-Sees, den Manche für einen Manito hielten, weil er alles Mögliche machen konnte. Er lebte weit weg von anderen Menschen in einer wilden einsamen Gegend mit

Digitized by Google

seiner Frau, die er sehr lieb hatte. Das Paar hatte auch einen Sohn, der gut wuchs und nun dreizehn Jahr alt war. Der Jäger hieß Odschig oder der Fischer *), und hatte so viel Glück im Walde, daß er selten ohne eine reiche Ladung Wild in sein Wigwam zurückkam. Sein Sohn ging schon als kleiner Knabe mit ihm auf die Jagd, lernte Pfeil und Bogen gebrauchen und schoß Vögel und Eichhörnchen. Er war auch ein recht munterer kleiner Jäger, der seinem Vater wacker nacheiferte, nur wollte es ihm nicht gefallen, daß es draußen so gar kalt war. Oft erstarrten ihm seine kleinen Finger, und er schrie und weinte vor Frost, wenn er wieder nach der Hütte ging. Tage und Monate und Jahre verflossen, und immer blieb der tiefe Schnee liegen weit und breit.

Eines Tages hatte das Bübchen gar nichts geschossen, und ging mit recht schwerem Herzen heim. Da sah er ein kleines rothes Eichhörnchen, das oben auf einem Baume an einem Tannzapfen nagte. Als der Knabe in der Schußnähe war und auf das Thierchen anlegte, setzte es sich auf die Hinterbeine und sprach zu ihm: „Mein Enkelchen, thue deine Pfeile weg, und merke was ich dir zu sagen habe. Ich sehe dich oft hier vorbeigehen, wenn deine Finger vor Kälte starren, und höre deine Klagen, wenn du nichts geschossen hast. Wenn du nun meinem Rathe folgst, so wollen wir sehen, ob deine Wünsche erfüllt werden können. Thust du genau, was ich dir sage, so werden wir einen Sommer haben, und dann kannst du so viele Vögel schießen als du nur magst, und ich werde auch genug zu essen haben, denn jetzt bin ich beinahe verhungert Nun höre weiter. Sobald du heimkommst mußt du recht schreien und ärgerlich Pfeil und Bogen wegwerfen. Wenn deine Mutter fragt, was dir ist, so mußt du ihr keine Antwort geben, sondern in einem fort schluchzen und schreien, und wenn sie dir etwas zu essen giebt, so mußt du das auch wegwerfen und immer noch mehr schreien. Wenn dann Abends dein Vater von der Jagd zurückkommt, so wird er deine Mutter fragen, was es denn eigentlich mit dir ist. Sie wird ihm gleich erzählen, daß du heulend zu Hause gekommen seiest und ihr nicht einmal gesagt habest, weshalb du so geschrieen. Inzwischen mußt du immerzu schluchzen. Dann wird dein Vater dir sagen: Weshalb, mein Sohn, betrübst du dich so unnöthiger Weise; sag mir die Ursache. Du weißt ja, ich bin ein Geist und für mich ist nichts unmöglich. — Deinem Vater mußt du dann Antwort geben und ihm sagen, es mache dich so betrübt, daß immer so viel Schnee läge, und dann mußt du ihn fragen, ob er ihn nicht hinwegschmelzen und ewigen Sommer machen könne. Sag ihm das aber in recht bittendem Tone. Dann wird er dir entgegnen: Es ist zwar recht schwer deinen Wunsch zu erfüllen, doch will ich mein Möglichstes versuchen, denn ich habe dich sehr lieb. Nun mußt du nicht mehr schreien und seufzen, denn er

---

*) Es ist der Pekan, Mustela canadensis, gemeint, der übrigens seine Nahrung nicht im Wasser sucht. Er ist etwas größer als der Baummarder, mit welchem er in seinem Benehmen große Aehnlichkeit hat.

Digitized by Google

wird dir den lieblichen Sommer zu bringen trachten, und du mußt essen was man dir giebt.“

So sagte das Eichhörnchen; der Knabe versprach zu folgen und ging weg. Zu Hause that er auch wie ihm gerathen worden, und Alles kam, wie ihm gesagt war.

Odschig meinte, das sei eine schwere Sache. Zuerst müsse er ein Festmahl veranstalten und einige Freunde einladen ihn auf seiner Reise zu begleiten. Am andern Tage ließ er einen ganzen Bären braten, und als die Eingeladenen kamen, war das Mahl fertig. Es kamen aber Otter, Biber, Luchs, Dachs und Wolverene. Die besprachen nach der Mahlzeit die Sache und beschlossen, in drei Tagen die Reise anzutreten. Als sie sich richtig eingefunden hatten, nahm der Fischer von Frau und Kind Abschied, denn er dachte wohl daß es zum letzten Male sei. Er ging mit seinen Gefährten manchen lieben Tag fürbaß, ohne daß ihnen etwas aufgestoßen wäre. Am zwanzigsten Tage kamen sie an einen hohen Berg und sahen die Spuren eines Mannes, der unlängst ein Thier getödtet hatte; sie gewahrten nämlich die Blutflecke auf dem Wege. Der Fischer sagte den Andern, diesen Pfad müßten sie einschlagen, und zusehen ob sie sich nicht was zu essen verschaffen könnten. Nachdem sie noch eine Strecke weit gegangen waren, kamen sie an eine Hütte, die sie bisher nicht gesehen hatten, weil ein kleiner Berg davor lag.

Odschig sagte nun seinen Freunden, sie möchten sich ja ganz ruhig verhalten und um keinen Preis lachen. Bald sahen sie einen Mann der vor der Thür stand, der war so häßlich und mißgeschaffen, daß sie gar nicht wußten zu welcher Art von Menschen er eigentlich gehöre. Sein Kopf war ganz ungeheuer groß, er hatte ganz merkwürdige Zähne, und gar keine Arme. Sie konnten sich gar nicht denken, wie der es anfangen wollte, Thiere zu erlegen. Aber das erfuhren sie bald. Er war nämlich ein großer Manito, und lud sie ein die Nacht über bei ihm zu bleiben, was sie denn auch thaten. Er kochte sein Fleisch in einem hohlen Gefäße von Holz und nahm es heraus, ohne daß seine Gäste hätten bemerken können, wie das geschah. Jeder von ihnen erhielt seinen Antheil, doch gebehrdete sich der Mann mit dem großen Kopfe dabei so sonderbar, daß Otter, der ein lustiger Kauz war, das Lachen nicht lassen konnte; aber da warf ihm der Manito einen fürchterlichen Blick zu, und sprang auf ihn ein um ihn zu ersticken; auf solche Weise pflegte er auch die Thiere zu tödten. Aber Otter entschlüpfte ihm und kam glücklich aus der Thür, doch rief der Manito ihm Verwünschungen nach. Die übrigen blieben die Nacht hindurch da und sprachen über verschiedene Gegenstände. Der Manito sagte dem Fischer, er werde wohl seinen Zweck erreichen, wahrscheinlich koste es ihn aber sein Leben. Er gab ihm guten Rath, sagte ihm wie er Alles anzufangen habe, und zeigte ihm den richtigen Weg.

So zogen sie denn am andern Morgen ab, und trafen bald ihren Freund Otter, der vor Kälte zitterte und bebte. Odschig hatte ihm etwas Fleisch mit-

Digitized by Google

gebracht, das er ihm gab. Dann gingen sie weiter, und gelangten nach Verlauf von abermals zwanzig Tagen zu der Stelle, von welcher der Manito ihnen gesagt hatte. Das war ein hoher, hoher Berg, auf dessen Gipfel sie ausruheten, und ihre Pfeifen rauchten um sich zu erquicken. Aber bevor sie dieselben anzündeten, verrichteten sie die gebührlichen Feierlichkeiten, indem sie mit der Spitze des Rohres nach dem Himmel, dem Scheitelpuncte, nach den vier Winden und auf die Erde zeigten; darauf richteten sie Worte an den großen Geist und sprachen die Hoffnung aus, daß ihr Vorhaben ihnen gelingen werde. Dann rauchten sie, und blickten erstaunt zum Himmel auf. Sie befanden sich nämlich so hoch, daß der Himmel ganz nahe über ihrem Kopfe zu sein schien. Nachdem sie geraucht hatten, gingen sie ans Werk. Otter wurde von Odschig aufgefordert, zu versuchen, ob er nicht ein Loch in den Himmel machen könne. Dieser grinsete, und war bereit, nahm gleich einen gewaltigen Sprung, fiel aber dermaßen zurück, daß er ganz betäubt war, und auf dem Schnee bergab rutschte. Als er unten am Berge lag, dachte er: solchen Sprung sollst du dein Lebenlang nicht wieder machen; jetzt spute dich daß du rasch heimkommst. Nach ihm kam die Reihe an Biber, der auch bewußtlos zurückstürzte, und Luchs und Dachs machten ihre Sache auch nicht besser.

„Nun,“ sagte Odschig zu Wolverene, „versuche du einmal deine Geschicklichkeit, deine Vorältern sind berühmt durch ihre Schlauheit, Kraft und Ausdauer,*) und auf dich kommt es an, ob ich meinen Wunsch erreiche. Fang mal an.“ Der Versuch wurde gemacht, schlug aber auch diesmal fehl; als er ihn aber wiederholte, sah er doch, daß der Himmel nachgab; beim dritten Sprunge gelang es ihm, hineinzukommen, und flink und hurtig sprang der Fischer hinter ihm her.

Da waren sie nun in einer wunderschönen Ebene, die sich soweit erstreckte als ihr Blick reichte. Sie war mit vielen bunten und duftigen Blumen bedeckt, und da und dort standen schlanke Bäume, und überall rieselten klare Bäche und bildeten schöne große Seen, deren Strand von Wasservögeln wimmelte. Auch auf den Bäumen saßen buntgefiederte Vögel, die wunderschön sangen und des ewigen Frühlings froh waren.

Der Fischer und sein Freund bemerkten auch lange große Wigwams, und konnten sehen, wie die Bewohner des Himmels sich ergötzten. Kein Mensch kann es mit Worten ausdrücken, wie prächtig und reizend dort oben Alles war. In den Hütten waren keine Leute, aber es standen viele Körbe und Käfige darin, die voll allerlei Geflügel waren. Odschig dachte an seinen Sohn, öffnete sogleich die Käfige und ließ die Vögel hinaus. In ganzen Schaaren flogen sie abwärts durch die Oeffnung, welche Wolverene gemacht hatte; und

*) Der Wolverene oder Quickhatsch, Gulo luscus, ist ein sehr kräftiges und außerordentlich schlaues Thier, von welchem indianische wie weiße Jäger manche wundersame Jagdgeschichten zu erzählen wissen.

Digitized by Google

auch die warme Luft drang abwärts und erfüllte unten das schneebedeckte Nordland.

Als aber die Himmelsbewohner die Vögel flattern sahen, und spürten daß die warmen Lüfte hinweg weheten, da erhoben sie ein donnergleiches Geschrei und rannten ihren Wigwams zu. Doch es war schon zu spät. Frühling, Sommer und Herbst waren fort; auch der ewige Sommer war beinahe ganz hinweg, indeß hieben sie den noch mit einem mächtigen Schlage in zwei Theile, so daß der eine oben bleiben mußte.

Als Wolverene den gewaltigen Lärm vernahm, lief er rasch zu der Oeffnung, und kam auch glücklich hinab. Nicht so der Fischer, der seinem Sohn recht viel zu Liebe thun wollte, und immer noch Käfige öffnete. Am Ende wollte er auch fortlaufen, aber es war zu spät; die Himmelsbewohner hatten die Oeffnung schon wieder versperrt. Da rannte er mit allen Kräften über die Himmelsebene nach Norden hin, seine hitzigen Verfolger waren ihm aber bald so nahe, daß er auf den nächsten hohen Baum klettern mußte. Da fingen sie an mit Pfeilen nach ihm zu schießen, richteten aber damit nichts aus, weil sein ganzer Körper, mit Ausnahme einer ganz kleinen Stelle an der Spitze des Schwanzes, unverwundbar war. Am Ende traf aber doch ein Pfeil diese Stelle; denn Odschig hatte damals die Gestalt des Fischers oder Pekan angenommen.

Da blickte er vom Baum herab, sah daß einige seiner Verfolger den Totem (das Stammeszeichen) seiner eigenen Vorfahren trugen, und rief: er sei mit ihnen verwandt und sie möchten doch nicht mehr nach ihm schießen. Sie hörten aber erst auf als die Nacht einbrach. Da kam er vom Baume herab, um eine Oeffnung nach der Erde zu suchen, fand aber keine. Endlich wurde er wegen des Blutverlustes immer schwächer und schwächer, legte sich im nördlichen Theil der Ebene hin, streckte seine Glieder aus und sagte: „Ich habe meinem Sohne das ihm gegebene Versprechen erfüllt. Es hat mich mein Leben gekostet, aber ich bin doch zufrieden, denn ich habe ihm und Andern viel Gutes gethan. Von nun an werde ich den Menschen dort unten für alle Zeit ein Zeichen sein, und sie werden meinen Namen ehren, weil ich ihnen die verschiedenen Jahreszeiten gebracht habe. Nun haben sie acht bis zehn Monate in denen kein Schnee liegt.“

Am nächsten Morgen fand man ihn todt, ließ ihn aber liegen wie er war. Der Pfeil steckte in seinem Schweife, wie man noch heute am Himmel sehen kann. *)

---

*) Die Odschibwäs nennen ein Sternbild am nördlichen Himmel Odschig-Annung oder Fischersterne, (der Pflug der Astronomen). Auf dieses Sternbild bezieht sich die Sage.

Digitized by Google

2. Die himmlischen Schwestern.

Eine Sage der Schahnis.

Wahpi oder der weiße Falke lebte in einem ganz weit ablegenen Theile des Waldes, wo es Wild und Vögel in Menge gab. Er war ein sehr geschickter Jäger und brachte alle Tage genug Beute heim. Mit festem Schritt und scharfem Auge drang er auch durch das dichteste Gestrüpp, und folgte jeder Spur, die er im Grase oder Gezweige fand.

Eines Tages kam er in eine Gegend wo er noch niemals gewesen war. Er befand sich in einem von Lichtungen durchbrochenen Walde und konnte weit hin sehen. Endlich war der Wald zu Ende und der weiße Falke stand am Rande einer großen Prairie, die mit grünem Grase und bunten Blumen bedeckt war. Auf dieser schritt er hin ohne irgend einen Pfad zu gewahren, bis er plötzlich an einen Kreis gelangte, der sich im Rasen befand. Es schien ihm als sei der Kreis durch Fußtapfen entstanden, aber es war doch sonderbar, daß zu diesem Ringe gar kein Weg führte. Nirgends waren Spuren menschlicher Tritte zu gewahren, nirgends auch nur ein Grashalm geknickt. Er beschloß sich abseits zu verbergen und zu sehen, was der Kreis eigentlich zu bedeuten habe. Nach einer Weile hörte er plötzlich eine schöne Musik in der Luft; blickte empor um zu sehen woher sie kam und gewahrte einen kleinen Fleck, der von oben herab kam. Anfangs glich er einem ganz schwachen Punkte, wurde aber rasch immer größer und größer, und zugleich wurde auch die Musik immer vernehmlicher und noch schöner. Bald sah der weiße Falke daß jener Punkt ein großer Korb war, in dem zwölf Schwestern saßen, die alle ganz reizende Gestalten hatten und ganz wunderschön waren. Sobald der Korb die Erde berührte sprangen sie heraus, tanzten im Ring, und schlugen auf glänzende Kugeln, wie wir Menschen auf Pauken schlagen. Wahpi konnte von seinem Versteck aus Alles ganz genau sehen. Sie gefielen ihm alle zwölf, aber am meisten gefiel ihm doch die jüngste, welche ihn so bezauberte, daß er aufsprang, um sie festzuhalten. Als aber die zwölf Schwestern einen Mann sahen, hüpften sie so schnell wie Vögel in den Korb, der wieder zum Himmel aufstieg.

Ganz erstaunt und sehr betrübt schaute er ihnen nach, bis sie oben verschwanden, und sagte dann: „Nun sind sie fort und ich werde sie gewiß nicht wieder sehen!“ und ging in seine einsame Hütte zurück. Aber hier fand er keine Ruhe mehr. Am andern Tage brach er wieder auf, und verbarg sich, als er die Prairie erreicht hatte, abermals in der Nähe des Kreises. Diesmal nahm er aber, um die Schwestern zu täuschen, die Gestalt eines Opossums an. Der Zauberwagen wurde sichtbar, als er noch gar nicht lange gewartet hatte, und er hörte dieselbe liebliche Musik. Die Schwestern führten wieder den Reigentanz auf, und schienen ihm heute noch schöner und anmuthiger als

Digitized by Google

das vorige Mal. Er kroch langsam dem Ringe zu, aber die Schwestern sahen ihn und sprangen abermals in ihren Korb. Als dieser eine kleine Strecke aufwärts sich gehoben hatte, sprach die älteste Schwester: „Vielleicht will er uns zeigen, mit welchen Lustbarkeiten die Erdbewohner sich die Zeit vertreiben.“ Dagegen sagte die jüngste: „O nein, laßt uns rasch in die Lüfte steigen.“ Und alle stimmten einen Gesang an, und waren bald dem Blicke entschwunden.

Der weiße Falke nahm seine rechte Gestalt wieder an, und ging betrübt heim. Die Nacht wurde ihm sehr lang. Am andern Tage war er schon früh wieder unterwegs nach der Prairie, und dachte hin und her wie er es wohl anfange, seinen Zweck zu erreichen. Da sah er am Rande des Waldes einen hohlen Baumstumpf, in welchem Mäuse sich aufhielten. Wenn ich, so dachte er, wie solch ein kleines Thier aussehe, so werden sie keinen Verdacht gegen mich hegen. Er nahm daher den Stumpf, und trug ihn bis in die Nähe des Feenringes. Die zwölf Schwestern kamen auch richtig wieder und tanzten im Kreise. — „Ei, sieh doch mal“, rief die jüngste, „was ist denn das da für ein Stumpf; der war ja sonst nicht hier!“ und wollte zum Korbe eilen. Die andern aber lachten, umringten den Stumpf, schlugen an denselben, und siehe da! es liefen viele Mäuse heraus, und unter ihnen auch Wahpi. Und sie schlugen alle Mäuse todt, nur eine einzige ausgenommen, hinter welcher die jüngste Schwester herlief. Als diese eben ihren Stab emporgehoben hatte, verwandelte sich das Mäuslein in den weißen Falken, der im Nu seine Verfolgerin ergriff und festhielt. Die andern elf Schwestern sprangen in den Korb und verschwanden in der Luft.

Wahpi gab sich alle Mühe seinem Liebchen zu Gefallen zu leben und die Neigung der Fee zu gewinnen. Er wischte ihr die Thränen aus den Augen; er erzählte ihr alles was ihm auf der Jagd begegnete, und suchte sie zu überzeugen, daß es auf der Erde so schön sei. Und wirklich ging sie mit ihm in sein Wigwam, und er war seitdem der glücklichste Mensch den man sich nur denken kann. Winter und Sommer verflossen rasch, und das Glück der beiden war noch größer, als ihnen ein Knabe geboren wurde.

Wahpi's Frau war aber die Tochter eines Sternes. Nach und nach wurde es ihr auf der Erde langweilig, und sie hätte gern einmal ihren Vater wieder gesehen. Aber davon durfte sie ihren Mann nicht das Geringste merken lassen. Doch erinnerte sie sich des Zaubers vermittelst dessen sie gen Himmel fahren konnte, und bauete daher, während der weiße Falke auf der Jagd war, einen Zauberkorb, welchen sie sorgfältig versteckte. Auch sammelte sie alles was von irdischen Dingen ihrem Vater wohl gefallen konnte, insbesondere manchen leckern Bissen. Und als sie Alles in Bereitschaft hatte, ging sie eines Tages, während Wahpi nicht da war, zu dem Elfenringe, und nahm ihr Söhnchen mit. Dort stieg sie gleich in ihren Korb, und als sie ihren Gesang anstimmte, wurde sie gleich hoch empor gehoben. Der Wind trug die Töne des Gesanges weit weg, und sie drangen auch ihrem Manne zu Ohren. Er

Digitized by Google

kannte die Stimme, lief in aller Eile nach der Prairie, erreichte aber den Kreis erst, nachdem seine Frau mit dem Kinde längst aufgestiegen war. Er rief ihnen nach, aber das half ihm nichts; der Korb stieg immer höher und höher, sah bald aus wie ein kleiner Punkt, und verschwand zuletzt. Da warf sich der weiße Falke zur Erde und war recht elend.

Wahpi beklagte seinen Verlust einen langen Winter und einen langen Sommer hindurch, und konnte doch sich noch nicht zufrieden geben. Es that ihm so leid daß er seine Frau nicht mehr hatte, aber noch viel mehr schmerzte ihn der Verlust seines Söhnchens. Die Fee hatte aber schon längst ihre Sternenheimath wieder erreicht und bei ihren himmlischen Beschäftigungen kaum noch daran gedacht, daß sie einen Mann auf Erden hatte. Nur durch ihren Sohn wurde sie daran erinnert, der, als er heranwuchs, oftmals den Wunsch aussprach, seine Heimath auf der Erde zu besuchen. Da sprach eines Tages sein Großvater, der Stern, zu seiner Tochter: „Geh, mein Kind, und nimm deinen Sohn mit hinab zu seinem Vater, und sage diesem, er möge mit heraufkommen und bei uns leben. Er soll aber von jedem vierfüßigen Thiere und von jedem Vogel, welche er auf der Jagd erlegt, eines mitbringen.“ Die Tochter fuhr also mit dem Knaben zur Erde hinab, und der weiße Falke, welcher oft in der Nähe des Zauberkreises sich befand, hörte ihre Stimme, als sie herabschwebte. Und sein Herz schlug voll Ungeduld, als er sie und seinen Sohn erkannte, und bald hatte er beide in seine Arme geschlossen.

Als er die Botschaft des Sternes vernommen, fing er an mit großem Eifer zu jagen, und war Tag und Nacht auf den Beinen um recht viel Thiere zu erlegen. Er nahm aber nur den Schwanz, den Fuß oder den Flügel, woran man die Thiere erkennen konnte. Als er genug hatte, ging er mit in den Zauberkreis, stieg in den Korb und alle drei fuhren empor.

Oben in der Sternenebene herrschte große Freude als sie anlangten. Der Sternenhäuptling lud sein ganzes Volk zu einem festlichen Schmause ein. Als alle versammelt waren, rief er laut, ein Jeder möge sich von den irdischen Gaben eine aussuchen, welche ihm am besten gefalle. Da entstand denn ein großes Gewirr. Der eine nahm einen Fuß, der andere einen Schwanz, der dritte eine Klaue. Die welche einen Schwanz oder eine Klaue wählten, wurden in vierfüßige Thiere verwandelt und liefen gleich fort; die übrigen wurden in Vögel umgeschaffen und flogen davon. Wahpi nahm die Feder eines weißen Falken, und seine Frau und sein Sohn thaten dasselbe. So wurden sie alle drei weiße Falken. Er breitete seine Schwingen aus, und flog mit Sohn und Frau, und von den übrigen Vögeln begleitet, auf die Erde herab, wo ihre Nachkommen noch jetzt leben.

Digitized by Google

3. Ta-wah-tschi-heskah oder die Weiße Feder.

Eine Sage der Sioux.

Es war ein mal ein alter Mann, der lebte einsam in einem Walde, und hatte seinen Großsohn bei sich, welcher schon seit früher Kindheit bei ihm wohnte. Der Kleine hatte keine Aeltern und Geschwister mehr, und man hatte ihm gesagt, er habe gar keine anderen Anverwandten als seinen Großvater. Die Bande zu welcher er gehörte, hatte bei einem Wettlaufe mit den Riesen ihre Kinder aufs Spiel gesetzt und dieselben verloren. In der Bande gab es aber eine alte Sage, daß sie einen großen Mann hervorbringen werde; den werde man an einer weißen Feder erkennen, und Jedermann werde staunen über seine Klugheit und seine tapferen Thaten.

Als der Knabe spielen konnte, gab ihm der Großvater zum Zeitvertreib Bogen und Pfeile. Eines Tages ging er damit in den Wald und sah ein Kaninchen; er wußte aber nicht was es war, lief deshalb nach Hause und fragte seinen Großvater. Der sagte ihm was es war, und daß das Fleisch sehr gut schmecke, und daß er das Thier tödten werde, wenn er ihm einen Pfeil in den Leib schieße. Das that er denn auch, brachte das Thierchen heim und bat seinen Großvater es zu kochen, damit sie es verschmausen könnten. Der Alte willfahrte dem Knaben und munterte ihn auf, ein rechtschaffener Jäger zu werden, damit er auch Hirsche und andere große Thiere erlegen könne. Und der Knabe wurde auch ein gewaltiger Jäger. Da aber die beiden allein und fern von anderen Leuten lebten, so hätte er gern wissen mögen, was anderwärts in der Welt vorging.

Eines Tages sah er auf der Prairie Asche, wie bei seines Großvaters Hütte, und aufrechtstehende Hüttenstangen. Da fragte er seinen Großvater, ob dieser die Stangen dorthin gestellt und das Feuer angezündet habe. Die Antwort war: Nein; der Knabe möge sich wohl nur etwas eingebildet haben.

Der Knabe ging an einem andern Tage wieder einmal aus. Als er in den Wald kam, rief ihm eine Stimme zu: „Komm hierher; du bist ausersehen, einmal die weiße Feder zu tragen. Jetzt kannst du sie noch nicht aufstecken, aber du bist ihrer würdig. Geh heim und schlummere ein wenig. Es wird dir dann im Traume eine Stimme zurufen: du sollst aufstehen und rauchen. Auch wirst du im Traume eine Pfeife, einen Tabacksbeutel und eine große weiße Feder erblicken, und wenn du die Augen wieder aufschlägst, diese Sachen finden. Steck die Feder auf dein Haupt, du wirst dann ein großer Jäger, ein großer Krieger, ein großer Mann werden, und Alles verrichten können was du thun willst. Und zum Zeichen dafür, daß du ein großer Jäger werden sollst, wird sich der Rauch deiner Pfeife in Tauben verwandeln.“ Darauf enthüllte ihm die Stimme, wer er sei und daß sein Großvater ihn betrogen habe. Auch gab ihm die Geisterstimme eine Weinrebe und sagte ihm, er wäre

Digitized by Google

nun alt genug, das zu rächen, was seine Verwandten ihm Böses zugefügt hätten. „Wenn du“, sagte die Stimme ferner, „mit deinem Feinde zusammentriffst, so wirst du mit ihm einen Wettlauf machen. Er wird deine Weinrebe nicht sehen, denn sie ist bezaubert. Während du neben ihm läufst, mußt du sie ihm über den Kopf werfen, und ihn darin verwickeln; dann bleibt der Sieg dir.“

Noch bevor alle diese Worte gesprochen waren, hatte der Knabe sich der Stelle genähert, von welcher her die Stimme erschallte, und sah zu seinem größten Erstaunen einen Menschen. Außer seinem Großvater hatte er nämlich noch nie einen andern Menschen gesehen. Aber am meisten überraschte es ihn, daß dieser Mensch hier, der hochbejahrt zu sein schien, von der Brust abwärts von Holz war und in der Erde festwurzelte.

Der Knabe ging heim, schlief, vernahm im Traume die Stimme, erwachte und fand die angedeuteten Sachen. Sein Großvater aber war sehr überrascht, als er ihn mit einer weißen Feder sah, und gewahrte, daß Tauben aus seiner Hütte herausflogen. Da gedachte er dessen, was ihm einst vorhergesagt worden war, und betrübte sich sehr darüber, daß er nun bald seinen Pflegesohn verlieren werde. Und wirklich zog am andern Morgen der junge Krieger mit der weißen Feder aus, um seine Feinde aufzusuchen und an ihnen Rache zu nehmen.

Die Riesen wohnten in einer großen hohen Hütte mitten im Walde. Als er sich derselben näherte, fand er, daß seine Ankunft schon durch die kleinen Geister, welche Nachrichten überbringen, angesagt worden war. Die Riesen kamen heraus und erhoben ein Freudengeschrei als er näher kam. Auch machten sie sich über ihn lustig und riefen: „Da kommt ja der kleine Mann mit der weißen Feder, der so große Wunderthaten verrichten will.“ Uebrigens benahmen sie sich sehr freundlich gegen ihn, und sagten ihm, er sei ein wackerer und tüchtiger Mann, der große Dinge thun werde. Das sagten sie aber nur, um ihn sicher zu machen und um ihn desto besser täuschen zu können. Er merkte aber was sie im Schilde führten, und ging ohne Zagen auf die Hütte zu. Dort forderten sie ihn auf, seinen Wettlauf mit dem kleinsten aus ihrer Zahl zu beginnen. Das Ziel, nach welchem sie laufen sollten, war ein abgeschälter Baum der gegen Sonnenaufgang stand, und von diesem Baume sollten sie zurücklaufen nach dem Ausgangspunkte, der durch ein Tschahnkapi, das heißt durch eine eiserne Kriegskeule, bezeichnet war. Diese Keule galt als Ausgangsziel, und wer dasselbe auf dem Rückwege zuerst erreichte, hatte das Recht dem Besiegten damit den Schädel einzuschlagen. Hatte nun der junge Krieger den ersten Riesen erschlagen, so mußte er mit dem zweiten und dann mit den übrigen wettlaufen. Beim ersten Laufe gewann er dadurch, daß er sich geschickt der Rebe bediente. Am andern Morgen lief er mit dem zweiten Riesen, welchem er gleichfalls den Kopf abschlug. Und so lief er fünf Tage nach einander und blieb jedesmal Sieger. Die noch übrigen Riesen erkannten seine Macht an, sannen aber darauf, insgeheim seiner Meister zu werden. Vor allem wünschten sie, daß er ihnen die abgehauenen Köpfe wiedergebe, denn sie meinten, mit

Digitized by Google

Hülfe einer Medicin dieselben wieder mit dem Rumpfe vereinigen zu können. Der Jüngling wollte sie aber alle seinem Großvater überbringen.

Nun sollte der sechste Wettlauf stattfinden, durch welchen der Sieg entschieden werden mußte. Bevor indeß der Jüngling am sechsten Morgen zur Hütte der Riesen ging, begab er sich zu dem alten Mann im Walde. Der sagte ihm, die Riesen hätten die Absicht ihn zu überlisten, und wenn er sich der Hütte nähere, würden sie ihm ein wunderschönes Weib entgegen schicken. Um dieses Weib solle er sich gar nicht bekümmern, sondern wenn er an demselben vorübergehe den Wunsch haben, in ein männliches Elennthier verwandelt zu werden. Diese Verwandlung werde augenblicklich stattfinden, und dann müsse er auf die Weide gehen und auf das schöne Weib gar keinen Blick werfen.

So ging er denn zur Hütte, begegnete dem schönen Weibe und wurde ein Elennthier. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er bei ihrem Anblick sich in ein Thier verwandelt habe, und sagte, sie sei weit hergekommen um ihn zu sehen und seine Frau zu werden. Nun war aber dieses schöne Weib der sechste Riese, der diese Verwandlung angenommen hatte; aber das wußte Ta-wa-tschi-heskah nicht. Ihre Vorwürfe und ihre Schönheit wirkten so sehr auf ihn, daß er wieder ein Mann zu werden wünschte und seine natürliche Gestalt wieder annahm. Beide setzten sich neben einander, er liebkosete sie, legte sein Haupt in ihren Schooß und schlief ein. Da schob sie ihm erst den Kopf zur Seite, um sich zu überzeugen ob er auch schlafe. Als sie ihrer Sache sicher war, nahm sie die Axt und hieb ihm sein Rückgrat ab. Dann nahm auch sie ihre natürliche Gestalt wieder an, und verwandelte ihn in einen Hund, welcher dem Riesen zu seiner Hütte folgen mußte. Er nahm ihm die weiße Feder ab und trug sie als Siegeszeichen.

Nicht weit entfernt lag ein Dorf in welchem zwei Töchter eines Häuptlings lebten, die oft Nebenbuhlerinnen waren. Sie fasteten, um im Traume Mittel ausfindig zu machen, durch welche sie den Riesen, der nun seine weiße Feder trug, zum Besuche ihres Dorfs vermögen könnten. Jede der Schwestern hoffte, er werde in Liebe zu ihr entbrennen, und jede hatte sich unweit vom Dorfe eine besondere Hütte gebauet. Der Riese wußte das recht wohl und kam, und die Mädchen erkannten ihn an der Feder. Die älteste Schwester hatte ihre Hütte zierlich aufgeputzt, um den Blick auf sie zu lenken; die jüngere aber hielt ihn für einen verständigen Mann, der auf Flitter keinen Werth legen werde, und hatte ihre Hütte gelassen wie sie immer war. Die älteste ging ihm entgegen und lud ihn ein näher zu treten. Das that er auch und nahm sie zum Weibe. Die jüngere aber nahm den verzauberten Hund in ihre Hütte und behandelte ihn so freundlich als wäre er ihr Mann.

Der Riese glaubte, wer die Feder besitze habe auch alle derselben inwohnende Kraft, ging in diesem Glauben auf die Prairie um zu jagen, hatte aber kein Glück. Der Hund ging an demselben Tage auch auf die Jagd, und zwar am Ufer eines Flusses. Dort holte er einen Stein aus dem Wasser, der

Digitized by Google

sogleich zu einem Biber wurde. Am andern Tage folgte der Riese dem Hunde nach, verbarg sich hinter einem Baume und sah wie der Hund ins Wasser ging um einen Stein herauszunehmen, der sich in einen Biber verwandelte. Als der Hund fort war ging der Riese an den Fluß und nahm auch einen Stein heraus, der auch ein Biber wurde. Diesen band er an einen Gürtel, nahm ihn mit heim und warf ihn, wie das Brauch ist, vor der Thür ab, ehe er eintrat. Nachdem er eine Weile sich ausgeruhet, befahl er seinem Weibe den Gürtel hereinzuholen. Das that sie auch. Aber statt des Bibers war nur ein Stein vorhanden.

Als der Hund merkte, daß man ausgespürt hatte, auf welche Weise er Biber fing, ging er in ein Holz und holte eine Kohle von einem angebrannten Baume, die flugs in einen Bären sich verwandelte. Der Riese, welcher ihm abermals nachgeschlichen war, that dasselbe, und brachte auch einen Bären nach Hause; als ihn aber seine Frau in die Hütte holen wollte, fand sie nur ein Stück verbranntes Holz. Da entschloß sie sich zu ihrem Vater zu gehen, und ihm zu sagen was für ein Mann der Riese sei. Sie ging fort während ihr Mann auf der Jagd war. Kaum hatte sie sich entfernt, als der Hund seiner Gebieterin durch Zeichen bedeutete, sie möchte ihn in ein Schwitzhaus setzen. Das that sie auch gleich, legte heiße Steine hinein und schüttete Wasser darauf. Nachdem dies Alles geschehen war, kam nach einiger Zeit ein schöner Jüngling aus dem Dampfbad hervor, aber er konnte nicht sprechen!

Inzwischen war die älteste Tochter bei ihrem Vater, erzählte diesem, wie ihre Schwester einen Hund so gut behandele als sei er ihr Mann, und wie geschickt das Thier im Jagen sei. Der Vater merkte gleich, daß ein Zauber dahinter stecke, und wollte den jungen Mann durch eine Anzahl von Jünglingen und Jungfrauen holen lassen. Als diese in der Hütte anlangten, waren sie nicht wenig überrascht, statt eines Hundes einen so schönen jungen Mann zu finden. Dieser begleitete sammt der jüngern Schwester die Boten zu dem Vater, der sich auch nicht wenig wunderte. Er rief alle weisen und alten Leute zusammen, damit sie sähen, was für Thaten der Jüngling verrichten könne. Der Riese war auch zugegen. Er nahm seine Pfeife, füllte sie, und reichte sie bei den übrigen herum; er wollte sehen ob sich etwas ereignen werde, während sie rauchten. So kam sie auch zu dem, welcher ein Hund gewesen war; er aber deutete durch ein Zeichen an, man solle sie erst dem Riesen geben. Das geschah auch, aber es ereignete sich nichts. Da nahm er sie selbst, und winkte, daß ihm die weiße Feder aufs Haupt gesteckt werde. Sobald das geschehen war, konnte er wieder sprechen, und als er zu rauchen begann, verwandelte sich der Dampf in eine große Schaar weißer und blauer Tauben.

Er mußte dem Häuptling seine Geschichte erzählen. Als das geschehen war, befahl jener, der Riese solle in einen Hund verwandelt und mitten ins Dorf gejagt werden, damit ihn dort die Knaben mit Keulen todschlügen. Und so geschah es auch. Dann ordnete, auf Bitten des jungen Mannes mit der

Digitized by Google

weißen Feder, der Häuptling weiter an, daß die Jünglinge vier Tage lang Pfeile verfertigen sollten. Auch bat er um einen Mantel aus Büffelfell. Diesen zerschnitt er in kleine Stücke, welche er auf der Prairie aussäete. Nach vier Tagen mußten sie alle ihre Pfeile sammeln und ihn auf die Büffeljagd begleiten. Da fanden sie denn, daß diese Stückchen Fell zu einer großen Büffelheerde geworden waren. Sie schossen davon soviel sie nur mochten, und veranstalteten zur Feier ihres Sieges über den Riesen ein großes Festmahl.

Als nun das Alles geschehen war, bat die weiße Feder den Vater seiner Frau um Erlaubniß, mit ihr zu seinem Großvater gehen zu dürfen. Er bewilligte die Bitte, weil eine Frau ihrem Manne überall hin folgen muß. Der Jüngling steckte die weiße Feder auf, nahm seine Kriegskeule in die Hand, und sein getreues Weib folgte ihm in den Wald.

4. Peboan und Sihgwun oder die Jahreszeiten.

Aus dem Odschibwä.

Ein alter Mann saß allein in seiner Hütte, die neben einem eisbedeckten Flusse stand. Der Winter nahete sich seinem Ende, das Feuer war beinahe erloschen, und der Alte schien recht verlassen zu sein. Sein Haar war weiß und seine Glieder zitterten. So lebte er Tag für Tag in seiner Abgeschiedenheit und hörte nichts weiter als den tobenden Sturm, der die Schneeflocken über das Land hintrieb.

Da erschien eines Tages, als eben das Feuer ganz erlöschen wollte, ein schöner Jüngling vor der Hütte. Seine Wangen waren voll und schwellten von Lebenskraft, sein Auge funkelte und seine Lippen lächelten. Er schritt raschen und leichten Trittes einher. Vor seiner Stirn trug er ein Gewinde von weichem Grase, und in der Hand hielt er einen Blumenstrauß.

Der Alte sprach zu ihm: „Ich freue mich sehr, daß ich dich sehe, mein Sohn. Komm herein; tritt näher, und erzähle mir, was du in fremden Ländern gesehen hast. Wir wollen die Nacht beisammen bleiben, ich will dir auch erzählen was ich gethan habe und was ich alles kann.“ Dann zog er aus seinem Beutel eine seltsam gestaltete alte Pfeife, füllte sie mit Taback, dem er noch andere Kräuter beigemischt hatte, und reichte dieselbe seinem Gaste. Nachdem dieser geraucht hatte, begann das Gespräch.

Der Greis begann: „Wenn ich meinen Athem ausblase, stehen die Flüsse still, das Wasser wird starr und hart wie ein Stein.“

Der Jüngling antwortete: „Ich athme, und Blumen wachsen auf der Ebene.“

„Ich schüttle mein Haar“, sagte der Alte, „und Schnee bedeckt das Land; wenn ich befehle, fallen die Blätter von den Bäumen, und mein Hauch wehet sie hinweg. Die Vögel erheben sich aus dem Wasser und eilen in weite Ferne. Die Thiere verbergen sich vor meinem Athem, und der Erdboden erstarrt.“

Digitized by Google

„Ich schüttle mein Haar“, sagte der Jüngling, und warme Regenschauer fallen zur Erde. Die Pflanzen strecken ihre Häupter aus dem Boden empor, und blicken fröhlich wie die Augen der Kinder. Meine Stimme ruft die Vögel zurück. Die Wärme meines Hauches macht die Ströme fließen. Wo ich gehe, ertönt Musik in den Hainen und Alles freuet sich.“

Die Sonne ging auf und eine linde Wärme verbreitete sich. Des Greisen Zunge schwieg. Die Bachstelze und das Rothkehlchen begannen zu zwitschern, und der Bach neben der Hütte begann zu murmeln, und Kräuter und Blumen sproßten empor und verbreiteten wohlriechende Düfte. Beim hellen Tageslicht konnte der Jüngling den Greis genauer betrachten. Er sah, daß derselbe das eisige Antlitz Peboans (des Winters) hatte. Aus seinen Augen begannen helle Flüsse zu strömen, und als die Sonne höher kam, wurde er immer kleiner und kleiner, und um Mittag war er ganz hinweggeschmolzen. Auf der Stelle, wo seine Hütte stand blieb nichts übrig, als am Heerde eine Miskodihd, eine kleine weiße Blume mit einem dunkelrothen Rande, welche den Frühling verkündet. (Es ist die Claytonia virginica.)

5. Jamo oder der lebendige Kopf.

Eine Sage der Ottawas.

Weit weit im Norden lebte ein Mann mit seiner Schwester, die nie einen andern Menschen gesehen hatte. Der Mann ging selten aus, denn wenn er Speise nöthig hatte, brauchte er nur in der Nähe seiner Hütte Pfeile mit dem obern Ende in die Erde zu stecken, und am andern Morgen fand dann seine Schwester auf jedem Pfeile ein Stück Wild, das sie nach Hause brachte und aufbewahrte oder gleich zubereitete. So lebte sie bis sie mannbar wurde. Da sprach eines Tages ihr Bruder Jamo: „Schwester, nun ist bald die Zeit gekommen, da du unwohl wirst. Merke wohl was ich dir sage, denn thust du es nicht, so bist du vielleicht Ursache, daß ich sterben muß. Nimm die Reibhölzer womit wir Feuer anmachen; geh aus unserm Wigwam und baue dir eine besondere Hütte. Bedarfst du Speise, so will ich dir sagen, wie du sie bekommst; du mußt nun für dich selbst kochen, wie ich für mich. Bist du unwohl, so komm meiner Hütte nicht nahe, bring auch nichts von den Geräthen, welcher du dich bedienst, halt immer Alles, was du an Werkzeugen gebrauchst an deinen Gürtel gebunden, denn du kannst nicht wissen wann die Zeit kommt. Ich will mich behelfen, so gut es geht.“

Die Schwester versprach Gehorsam. Bald nachher ging der Bruder fort; sie war allein in der Hütte und kämmte ihr Haar. Eben hatte sie den Gürtel, woran ihre Geräthe sich befanden, abgebunden, als sie sich plötzlich unwohl fühlte. Da lief sie schnell aus der Hütte, vergaß aber den Gürtel; und als sie das bemerkte, war sie unschlüssig, ob sie umkehren und ihn holen sollte.

Nach einigem Zögern that sie es, denn, dachte sie, mein Bruder ist ja nicht da und ich bleibe nur einen Augenblick im Wigwam. Als sie aber wieder heraustrat, sah sie ihren Bruder zurückkommen, der gleich merkte, was vorgefallen war. „Habe ich dir nicht gesagt,“ rief er, „wohl aufzupassen. Nun hast du mich ums Leben gebracht.“ Sie wollte gehen, er sagte aber: „Nun ist's einmal geschehen; geh hinein und sitze wo du immer gesessen hast. Aber was soll aus dir werden; du hast mich getödtet!“

Er legte seine Jagdkleider und Waffen ab. Bald nachher entzündeten sich seine Füße und wurden schwarz, und er konnte sich nicht mehr bewegen; doch sagte er seine Schwester, wohin sie die Pfeile stecken müsse, damit es ihr an Speise nicht fehle. Als die Entzündung immer weiter um sich griff und die erste Rippe erreicht hatte, sprach er: „Schwester, mein Ende ist nahe. Nun mußt du genau thun, was ich dir befehle. Du siehst dort meinen Medicinbeutel, an welchen meine Kriegskeule gebunden ist. In dem Beutel sind alle meine Medicinen, meine Kriegsfedern und meine Farben. Sobald die Entzündung meine Brust ergreift, nimmst du die Kriegskeule und hauest mir mit der scharfen Seite den Kopf ab. Ist derselbe vom Rumpfe losgelöst, so nimmst du jenen und steckst ihn in den Sack, den du an seine gewöhnliche Stelle hängst. Vergiß Bogen und Pfeile nicht; einer von diesen schafft dir Essen; die übrigen bindest du an meinen Beutel und hängst denselben so auf, daß ich nach der Thür sehen kann. Manchmal werde ich mit dir sprechen, aber nicht oft.“

Als die Entzündung seine Brust ergriffen hatte, sagte er: „Nun nimm die Keule und haue mir den Kopf ab.“ Sie war recht ängstlich, aber er sprach ihr Muth ein. „Haue zu!“ rief er, und lächelte dabei. Sie faßte sich ein Herz und schlug ihm den Kopf ab. — „Nun stell es an den Platz, den ich dir bezeichnet habe.“ Das that sie. Der Kopf aber blieb lebendig, die Augen schaueten ganz wie gewöhnlich umher, und auch die Sprache war geblieben. Nach einer Weile sagte er: „Nun kommt bald die Zeit, wo es anders mit mir wird, aber ich werde noch Vielerlei auszustehen haben, weil der höchste Manito es so will: Ich muß Alles geduldig ertragen.“

Im Lande lag ein Dorf, das von einer zahlreichen und tapfern Kriegsbande bewohnt wurde. Unter ihnen war eine Familie, die aus zehn Brüdern bestand. Einst im Frühlig schwärzte der jüngste von ihnen sein Gesicht und fastete. Er hatte günstige Träume, und schickte nach beendigtem Fasten bei nächtlicher Weile zu seinen Brüdern, ohne daß sonst Jemand im Dorfe etwas davon wußte. Sie kamen, und obwohl man ihre Trommel hörte, so achtete man doch weiter nicht darauf, weil dergleichen oft vorkam. Nachdem er die üblichen Bräuche beobachtet, erzählte er ihnen seine Glück bedeutenden Träume und fragte, ob sie mit ihm einen Kriegszug unternehmen wollten. Dazu waren auch Alle erbötig. Der dritte vom ältesten unter den Brüdern, der ein sonderbarer Mensch war, nahm seine Kriegskeule, sprang auf und rief: „Ja wohl, ich will gehen, und so will ich Allen thun mit denen wir kämpfen.“

Digitized by Google

Dabei hieb er den scharfen Theil der Keule in den Pfahl welcher in der Mitte der Hütte stand, und erhob einen gellenden Schrei. Die übrigen sagten: „Sei doch ruhig, Medschikewis, wenn du in anderer Leute Wigwam bist!“ Er setzte sich auch wieder hin, und dann nahmen sie ihre Trommeln, stimmten Gesänge an und hielten ein Mahl. Der Jüngste schärfte ihnen dringend ein, Alles recht geheim zu halten, besonders auch vor ihren Frauen. Das versprachen sie, und Medschikewis ganz besonders.

Nun kam die Zeit zum Abzuge, und sie hatten verabredet in der Nacht aufzubrechen. Medschikewis rief laut, man solle ihm seine Mokassins bringen. Seine Frau fragte ihn mehrmals, wozu er denn noch Mokassins verlange, er habe ja schon ein Paar sehr gute angezogen. Er aber rief: „Mach nur rasch, wir unternehmen einen Kriegszug; also schnell!“ Auf solche Weise verrieth er das Geheimniß.

Noch in derselben Nacht brachen die zehn Brüder auf; das Land war weit und breit mit Schnee bedeckt. Als es Tag war, machte der Anführer einen Schneeball, warf ihn empor und sagte: „So sah ich im Traume Schnee fallen, damit Niemand meiner Spur folgen kann.“ Er rieth ihnen dicht hintereinander zu gehen, damit keiner sich verliere, denn nun fiel der Schnee in dichten Flocken, und einer konnte kaum noch den andern sehen. Der Schnee fiel den ganzen Tag und die folgende Nacht über, und verwischte jede Spur.

Sie waren nun mehre Tage immer fort gegangen, Medschikewis aber immer etwas zurückgeblieben. Da lief er auf einmal vorwärts, erhob den Sasahquan oder Kriegsruf, und schlug mit seiner Streitaxt gegen einen Baum, so daß dieser wie vom Blitz getroffen zersplitterte. „Brüder,“ rief er, „so will ich es mit denen machen, die mit uns kämpfen!“ Der Anführer sprach: „Sachte, sachte, Medschikewis. Der Eine, gegen welchen ich Euch führe, ist nicht so leicht abzuthun.“ Da blieb Medschikewis wieder etwas zurück, wurde bedenklich und fragte sich, wer denn der Eine wohl sein könne? So gingen die Brüder immer vorwärts bis sie zu einer Ebene kamen, an deren Rande Menschengebeine in der Sonne bleichten. Der Anführer sagte: „Das sind die Knochen derer, die vor uns hierher gingen. Von hier ist noch Keiner zurückgekommen, um zu erzählen, wie es ihm erging.“ Medschikewis wurde wieder unruhig, lief vorwärts, erhob wieder den Kriegsruf, lief auf einen großen Felsen zu, der sich über die Ebene empor hob, und hieb gegen denselben so, daß er in Stücke zersplitterte. „Seht, Brüder, so will ich mit unseren Feinden umspringen!“ rief er. „Still, still!“ rief abermals der Anführer, „der, gegen welchen ich Euch führe, ist mit jenem Felsen nicht zu vergleichen.“

Medschikewis wurde wieder nachdenklich und dachte: „es soll mich doch wundern wer denn der Eine eigentlich ist.“ Es war ihm doch nicht mehr recht geheuer, denn sie sahen immerfort mehr Gebeine von Kriegern, die einst hier gegangen waren. Endlich kamen sie zu einer Anhöhe und sahen an einem

fernen Berge einen ungeheuer großen Bären schlafen. Es war noch sehr weit bis dahin, aber das Unthier so groß, daß sie es ganz deutlich zu erkennen vermochten. „Da ist nun der, gegen welchen ich Euch führe," sprach der Anführer. Nun wirds angehen; er ist eine Mischemokwa (eine Bärin) und ein Manito. Er besitzt den wunderthätigen Wampum, den alle die hier bleichenden Krieger holen wollten, und den wir zu erwerben uns bemühen müssen. Ihr müßt Euch nur nicht fürchten, sondern männlich und stark sein. Wir finden ihn im Schlafe." Nun gingen sie kühn weiter, als sie aber in seine Nähe kamen, blieben sie stehen, um ihn sich genauer zu betrachten. Er schlief wirklich. Da trat der Anführer vor und berührte den Gürtel, welchen das Thier am Halse trug. „Den müssen wir haben," sagte er, „er enthält den Wampum." Nun sollte der Aelteste versuchen, ob er dem Bären den Gürtel nicht über den Kopf hinwegschieben könne; denn das Thier schlief immerfort und rührte sich gar nicht als sie sich anstrengten ihm den Gürtel zu nehmen. Aber alle bemüheten sich vergeblich. Die Reihe kam an den zweiten vom Jüngsten, dem es gelang, den Gürtel bis unter den Kopf des Unthiers zu ziehen, aber weiter konnte er ihn nicht bringen. Aber dem Jüngsten gelang am Ende die Sache. Rasch legte er den Gürtel dem Aeltesten auf die Schulter und sprach: „Nun müssen wir aber laufen!" Und so rannten sie eilig fort. Wenn der Gürtel dem einen zu schwer wurde, nahm ihn ein anderer, und so liefen sie bis sie über die in der Sonne bleichenden Knochen hinaus waren. Dann erst blickten sie zurück. Das Unthier erhob sich langsam und schien anfangs gar nicht zu wissen, daß der Wampum ihm geraubt worden war. Aber bald vernahmen die Brüder ein ganz furchtbares Geheul, das wie ein Donnerschall in ihre Ohren drang, und langsam die ganze Luft erfüllte. Der Bär rief: „Wer hat es gewagt mir meinen Wampum zu rauben? Die Erde ist nicht so groß und weit, daß ich ihn nicht finden könnte."

Jetzt stieg er vom Hügel herab, um die Brüder zu verfolgen. Bei jedem Sprung oder Schritte, welchen er that, erdröhnte die Erde, und schnell war er den Wampumräubern auf den Fersen. Sie aber behielten den Gürtel; bald trug ihn der eine, bald der andere, und sie sprachen sich Muth zu. Aber das Unthier kam immer näher. Da fragte der Anführer: „Brüder! hat keiner von Euch beim Fasten von einem ihm freundlichen Schutzgeist geträumt?" Alle schwiegen. Da fuhr er fort: „Mir träumte einmal ich sei in Todesgefahr; da sah ich eine kleine Hütte, aus welcher Rauch emporwirbelte. In derselben wohnte ein alter Mann, und es träumte mir, daß er mir helfen werde. Das möge nun wahr werden!" Das sagte er Alles während sie so schnell liefen als sie nur konnten, und dann stieß er aus tiefster Brust ein starkes Geheul aus. Und als sie nun auf eine Anhöhe kamen, siehe, da stand eine Hütte aus welcher Rauch emporwirbelte. Da bekamen sie alle wieder Muth und Kraft, und erreichten die Hütte.

Digitized by Google

Der Anführer sagte zu einem alten Manne, welcher in der Hütte saß: „Neascho, (Großvater) hilf uns; wir bitten um Deinen Schutz, denn der große Bär will uns tödten.“

„Setzt Euch und eßt, Enkel“ sagte der alte Mann. „Ich allein bin ein großer Manito. Doch laßt mich sehen.“ Und nun öffnete er die Thür. Der Bär kam zwar nicht sehr schnell aber in furchtbarer Wuth auf die Hütte zu, deren Thür der Alte zumachte. „Der ist freilich ein großer Manito,“ fuhr er fort. Lieben Großkinder, Ihr seid Ursache, daß ich mein Leben einbüße. Ihr batet mich um Schutz, und ich habe ihn Euch versprochen. Mag kommen was da wolle, ich schütze Euch. Wenn der Bär vor dieser Thür ankommt, müßt Ihr aus der andern herauslaufen.“ Darauf nahm er einen Beutel, öffnete ihn und nahm zwei kleine schwarze Hunde heraus, die er vor sich hinstellte. „Ich gebrauche sie, wenn ich kämpfe,“ sprach er, und betastete mit beiden Händen die Seiten des einen; dadurch wurde er mächtig groß, füllte die Hütte aus, und hatte mächtig große Zähne. Als er seine rechte Größe hatte, fing er an zu knurren, und sprang vor die Thür, dem Bär entgegen, der jetzt da war. Zwischen beiden entstand ein fürchterlicher Kampf, beide Ungeheuer heulten ganz fürchterlich, und auch der zweite Hund sprang hinaus. Da entflohen die Brüder aus der andern Thür, waren aber noch nicht weit gekommen, als sie den einen Hund jämmerlich winseln hörten. Der Bär hatte ihn umgebracht, und der andere hatte gleich nachher dasselbe Schicksal. Der Anführer sprach: „Dem alten Manne wird es nun nicht besser ergehen, darum lauft, lauft was ihr könnt.“ Der alte Mann hatte ihnen zu essen gegeben und deshalb konnten sie nun sehr schnell laufen, aber der Bär kam ihnen doch bald nahe. Der Anführer fragte wieder, ob Niemand wisse, was sie retten könne. Alle schwiegen. Da sagte er: „Mir träumte, mir habe ein alter Mann geholfen; er war ein Manito, bald werden wir seine Hütte sehen.“ Sie liefen weiter und sahen richtig die Hütte des alten Manito, gingen hinein, und erzählten ihm, daß ein Manito sie verfolge.

Der Alte reichte ihnen Fleisch und sprach: „Eßt! Wer ist ein Manito? Das bin nur ich, und ich fürchte Niemand.“ Aber die Erde erdröhnte als das Unthier näher kam; der Alte öffnete die Thür, sah den Bären, machte sie wieder zu, und sagte: „Großkinder, Ihr bereitet mir große Unruhe.“ Dann nahm er seinen Medicinbeutel, nahm kleine aus schwarzem Stein bereitete Kriegskeulen, und sagte den Brüdern, sie möchten nur aus der andern Thür der Hütte hinausgehen. Als er die Keulen in den Händen hielt wurden sie sehr groß, und als eben der Bär dicht vor der Thür war, trat der Alte hinaus, und versetzte ihm einen Schlag mit der Keule. Sie zerflog in Stücken, aber der Bär taumelte; er schlug ihn mit der andern Keule; auch die zerbrach, aber der Bär fiel bewußtlos nieder. Jeder Schlag, welchen der Alte gethan, tönte wie ein Donnerschlag, und der Bär heulte ganz fürchterlich.

Digitized by Google

Die Brüder waren nun wieder eine Strecke weit fortgelaufen und schaueten sich um. Sie gewahrten ganz deutlich, daß das Unthier sich von den gewaltigen Streichen wieder erholte, denn erst bewegte es seine Tatzen und dann sprang es auf die Füße. Und nun erging es dem zweiten alten Manne nicht besser als dem ersten Greise, auch er wurde in Stücke zerrissen und schrie dabei ganz erbärmlich. Der Bär rannte was er nur konnte, hinter den Brüdern her. Diese aber verloren doch den Muth nicht, und liefen wacker zu; doch der Feind kam so nahe, daß der Anführer noch einmal bei seinen Brüdern Anfrage hielt; es wußte ihm aber keiner etwas zu sagen. Da sprach er: „Nun werden meine Träume bald zu Ende sein, ich weiß nur noch einen einzigen.“ Im Weiterlaufen rief er seinen Schutzgeist um Hülfe an und sprach: „Mir träumte einst daß ich, während man mich verfolgte, an einen großen See kam. Am Strande lag ein Nachen, und in diesem lagen zehn Ruder.“ Der Schutzgeist rief: „Fürchte Dich nicht, wir werden schon hineinkommen.“ Und so geschah es auch. Sie kamen an einen See, erblickten einen Nachen mit zehn Rudern und sprangen sogleich hinein. Kaum waren sie in der Mitte des Wassers, als auch schon der Bär das Gestade erreicht hatte, sich auf die Hinterbeine stellte und ringsum schauete. Dann watete er ins Wasser, kehrte wieder um als es ihm zu tief wurde, und lief rund um den See herum. Die Brüder hielten sich inzwischen in der Mitte und verfolgten genau jede seiner Bewegungen. Er war nun wieder an der Stelle von welcher aus er seinen Rundgang angetreten hatte. Dort begann er alles Wasser einzuschlürfen, und die Zehn im Nachen gewahrten mit Schrecken, daß die Strömung sich nach dem aufgesperrten Rachen ergoß. Sie ruderten aus Leibeskräften um an das gegenüberliegende Ufer zu gelangen, als sie jedoch nur noch eine Strecke von demselben entfernt waren, wurde die Strömung so reißend, daß sie sich wieder zurückgeschleudert sahen.

Nun meinte der Anführer, es werde wohl mit ihnen zu Ende gehen, und ermahnte seine Brüder sich wie Männer zu halten. Zu Medschikewis sprach er: „Jetzt kannst du nun zeigen was du vermagst. Fasse Muth, setze dich vorne in den Nachen, und wenn der Bär mit seinem Rachen nahe kommt, so sieh zu was ihm deine Streitart thut.“ Medschikewis that, wie ihm gesagt wurde, und der Anführer lenkte mit dem Ruder den Nachen so, daß er dem Bären gerade entgegen lief. Medschikewis ließ den Sahsahkwan, den Kriegsruf, erschallen, und gab dem Bär einen so mächtigen Schlag auf den Kopf, daß er taumelte. Bevor aber der zweite Schlag fiel, spie das Ungeheuer alles eingeschluckte Wasser wieder aus, wodurch der Nachen gewaltig an das entgegengesetzte Ufer geschleudert wurde. Sie sprangen schnell hinaus und liefen bis sie kaum mehr konnten. Wieder erdröhnte die Erde und das Ungeheuer war dicht hinter ihnen. „Nun wende ich mich zum allerletzten Male an meinen Schutzgeiß. Kann er jetzt nicht helfen, so sind wir verloren.“ Er rief den Schutzgeist an und ließ den Schlachtruf ertönen. „Wir müssen nun bald zu

Digitized by Google

der Stelle gelangen, wo mein Schutzgeist wohnt. Ich setze großes Vertrauen auf ihn. Lauft nur zu, wir sind bald bei seiner Hütte.« —

Jamo's Haupt hatte inzwischen ruhig bei der Schwester im Wigwam gestanden. Eines Tages sah sie, daß seine Augen heller leuchteten und daß die Mienen den Ausdruck der Heiterkeit annahmen. Nach einer Weile fing er an zu sprechen: »O Schwester, in welche Lage hast Du mich gebracht! Bald werden mehre junge Leute hierher kommen, und von mir Hülfe verlangen. Aber wie kann ich in meiner Lage ihnen gewähren, was ich sonst so gern gethan hätte. Indessen ich will sehen was möglich ist. Nimm zwei Pfeile, und stecke sie dort in die Erde, wo Du sonst die anderen aufstellst. Wenn Du die Fliehenden kommen hörst, und sie rufen meinen Namen, so geh hinaus und sag ihnen: Schon lange ist ihm ein böser Unfall widerfahren, und ich bin schuld daran gewesen. Sind sie dicht vor dem Wigwam, so laß sie eintreten, und setze ihnen Speise vor. Was ich Dir nun befehle mußt Du ganz genau befolgen. Kommt der Bär, so tritt ihm entgegen; Du nimmst meinen Medicinbeutel, Bogen, Pfeile und meinen Kopf. Den Beutel mußt Du öffnen, und alle meine Farben, Adlerfeder, Büschel getrockneter Haare und den ganzen übrigen Inhalt vor Dir ausbreiten. Ist nun der Bär da, so nimmst Du alle diese Sachen eine nach der andern und sagst ihm: »Dies sind meines verstorbenen Bruders Farben, und so fort, und dabei wirfst Du jedes einzelne Stück so weit als möglich von Dir weg. Durch die Kräfte, welche denselben innewohnen, wird er zum Wanken und Schwanken gebracht, und um ihn zu vernichten nimmst Du meinen Kopf, wirfst ihn recht weit weg von Dir, und rufst laut: »Siehe, das hier ist meines verstorbenen Bruders Kopf!« Dann wird er bewußtlos zur Erde fallen. Die jungen Männer werden um diese Zeit schon gegessen haben, und Du kannst sie herbeirufen, damit sie Dir helfen. Den Bären mußt Du in kleine Stücke zerschneiden und diese nach allen vier Winden verstreuen, sonst lebt er wieder auf.«

Die Schwester versprach Alles genau zu befolgen. Sie war kaum mit der Zubereitung des Mahles fertig, als auch schon der Anführer nach Jamo um Hülfe rief, und vor der Hütte stand, in welcher ihm und seinen Brüdern Speise vorgesetzt wurde. Als sie noch aßen hörten sie schon den Bären kommen. Die Schwester that, wie ihr Bruder ihr gesagt hatte; der Bär begann hin und her zu schwanken, und fiel nieder, als sie den Kopf, dem nun Blut aus Nase und Mund quoll, weit von sich wegwarf. Nun kamen die Brüder aus dem Wigwam heraus, Medschikewis schrie ganz herzhaft und schlug dem Bären so lange auf den Kopf, bis dieser ganz weich war; die übrigen schnitten den Körper so rasch als möglich in kleine Stücke, welche sie nach allen Himmelsgegenden hinwarfen. Als sie endlich aufblickten waren sie nicht wenig erstaunt, daß überall diese Stücke vom großen Bären sich in lauter kleine Bären verwandelten, welche eilig fortliefen. Seidem leben diese schwarzen grimmigen Thiere im ganzen Lande; sie haben ihren Ursprung von jenem großen Ungeheuer genommen.

Digitized by Google

Als dieses nun abgethan war, gingen die Brüder in die Hütte zurück, während die Schwester des Kopfes die einzelnen hinweggeworfenen Sachen zusammensuchte und wieder in den Beutel steckte. Der Kopf sprach aber kein Wort; vielleicht hatte er sich zu sehr angestrengt, um des Bären Meister zu werden.

Die Brüder, denen es gefiel wo sie waren, entschlossen sich, gar nicht wieder in ihre Heimath zurück zu kehren. Sie hatten hier Wild genug. Eines Tages gingen sie auf die Jagd und ließen den Wampum in der Hütte zurück. Sie erlegten viel Wild, scherzten mit einander, und einer sagte: „Laßt uns zur Schwester gehen und sie fragen, ob sie nicht den Kopf in unser Wigwam bringen will. Er lebt ja noch, er ist vielleicht gern in unserer Gesellschaft und hört auch wohl gern was wir mit einander schwatzen.“ Die Schwester hatte nichts einzuwenden, und sie nahmen den Kopf mit sich; aber nur manchmal machte er ein vergnügtes Gesicht.

Eines Tages wurden sie von unbekannten Feinden überrascht, mit welchen sie ein langes, blutiges Gefecht bestanden. Nachdem sie schon manchen Feind erlegt hatten, kamen doch immer noch dreißig auf einen der Brüder. Diese fochten verzweiflungsvoll bis sie alle erschlagen waren. Die Sieger zogen nun auf eine Anhöhe und zählten, wie viele von ihnen fehlten. Ein Jüngling war ihnen vorausgegangen und hatte den Kopf gefunden, welchen er anfangs nicht ohne Zagen betrachtete. Doch faßte er sich ein Herz, nahm den Kopf herunter, öffnete den Beutel, und war hoch erfreut, daß er in demselben so schöne Federn fand. Eine davon steckte er sich in sein Haar, und kam stolz zu seiner Bande zurück, der er mittheilte, wie er zu Kopf und Sack gekommen war, welche er beide vor seinen Freunden zur Erde warf. Alle schaueten den Kopf an und trieben Spaß damit. Die jungen Krieger bemalten sich mit den Farben, einer faßte das Haupt bei den Haaren und sagte: „Sieh her, Du häßliches Ding, wie Krieger sich mit Deinen Farben bemalen.“ Besonders die Federn gefielen ihnen sehr, und sie putzten sich damit, aber nicht lange, denn Alle, welche davon in ihr Haar steckten, starben sogleich. Da sagte der Häuptling, sie sollten alle die Sachen wegwerfen und nur den Kopf behalten. „Zu Hause,“ sagte er, „wollen wir sehen, was wir mit ihm anfangen können. Jedenfalls versuchen wir, ihm die Augen zu schließen.“

In ihrer Heimath brachten sie den Kopf in die Berathungshütte, hingen ihn an einem angefeuchteten Riemen an's Feuer, damit der letztere sich zusammenziehen und sammt dem Rauche ihm die Augen schließen sollte. „Wir wollen doch sehen,“ sprach der Häuptling, „ob er die Augen nicht zumacht.“

Inzwischen hatte die Schwester Tagelang vergeblich gewartet; die Brüder brachten den Kopf nicht zurück. Endlich wurde sie ungeduldig und ging aus, um ihn zu holen. Da sah sie die jungen Krieger todt und mit Wunden bedeckt umher liegen, und ringsum zerstreut noch viele andere Leichen. Sie suchte nach Kopf und Medicinbeutel, konnte aber Beide nicht finden. Da schrie und

Digitized by Google

weinte sie sehr und schwärzte ihr Angesicht, lief verzweiflungsvoll umher und kam endlich an die Stelle, von welcher man den Kopf genommen hatte. Aber zum Glück fand sie den bezauberten Bogen und die bezauberten Pfeile, deren Eigenschaften die Jünglinge nicht gekannt hatten. Auf der Anhöhe fand sie auch Federn und Farben, die sie alle sorgfältig auflas und bis zur Rückkehr an einem Baume aufhing. Sie ging immer weiter und kam bei Einbruch der Dunkelheit in ein großes Dorf. Bei der ersten Hütte verübte sie einen Zauber, der ihr eine freundliche Aufnahme bewirken sollte. Sie wurde auch von zwei alten Leuten recht gastlich empfangen und erzählte ihnen was sie erlebt hatte. Der alte Mann versprach ihr zu helfen und sagte, daß der Kopf in der Berathungshütte hänge, wo er von den jungen Kriegern unablässig bewacht werde. Die Häuptlinge, welche auch immer da waren, galten für Manitos. Die Schwester sagte, sie wäre schon zufrieden wenn sie den Kopf nur einmal sehen könne; und wußte wohl, daß sie allein nicht Macht genug habe, ihn mit Gewalt zu nehmen. „Komm mit, ich will dich hinführen,“ sprach der Alte, und sie gingen und setzten sich nicht weit vom Eingange hin. Die Berathungshütte war voll von Kriegern, welche sich die Zeit mit Spielen vertrieben und ein stark rauchendes Feuer unterhielten, das den Kopf trocknen sollte. Da sahen sie daß der Kopf sich bewegte, wußten aber nicht, was das bedeuten sollte, und einer rief: „Seht doch mal, nun fängt er an, den Rauch zu spüren.“ Die Schwester begegnete dem Blick ihres Bruders, aus dessen Augen Thränen quollen. Da rief der Häuptling: „Das geht ja recht gut. Wußte ich doch, daß wir am Ende etwas aus ihm machen würden; seht nur, seht, er vergießt schon Thränen!“ Alle lachten und trieben böse Scherze.

Da sah der Häuptling das Weib und fragte: „Wie bist du hierhergekommen? ich habe dich noch nie in unserm Dorfe gesehen.“ Der alte Mann entgegnete: „Freilich hast du sie schon gesehen; sie ist mit mir blutsverwandt und geht nur selten aus. Sie wohnt in meinem Wigwam und ich bin mit ihr hergekommen.“ Mitten in der Hütte saß ein junger Krieger, der gern von sich prahlte und es in Allem den Anderen zuvorthun wollte. Der rief: „Ich habe sie oft gesehen. Gehe ich doch fast jede Nacht zu ihr in ihre Hütte und besuche das Liebchen.“ Da lachten die übrigen und spielten fort, denn sie wußten nicht, daß er eine Unwahrheit sagte, die dem Mädchen das Leben rettete. Sie ging unbelästigt mit dem alten Mann in dessen Hütte zurück und trat dann sogleich den Heimweg an. Als sie dorthin kam, wo die Leichen der Brüder lagen, legte sie dieselben zusammen und kehrte ihre Füße gen Sonnenaufgang. Dann nahm sie eine Axt, welche sie bei sich trug, warf sie in die Luft und rief: „Brüder, erhebt Euch, oder sie fällt auf Euch!“ Dies wiederholte sie drei Mal, und zum dritten Male erhoben sich die Brüder und standen auf ihren Füßen.

Medschikewis rieb sich die Augen, reckte seine Glieder und sprach: „Nun, da habe ich einmal recht lange geschlafen.“ „Nun,“ sagte ein Anderer, „das

Digitized by Google

hast du nicht. Weißt du denn nicht, daß wir Alle getödtet waren und daß uns unsere Schwester wieder belebt hat?" Nun nahmen die jungen Männer die Leichname ihrer Feinde und verbrannten sie. Bald nachher holte die Schwester des Kopfes für sie Alle zehn junge Mädchen aus einer fernen Gegend und gab jedem eine davon zur Frau. Medschikewis erhielt eine, die sich auf das Zaubern verstand. Dann zogen sie Alle gemeinschaftlich in ein großes Wigwam, wo die Schwester den jungen Frauen sagte, sie müßten nun jeden Abend zu ihres Bruders Kopfe gehen und versuchen ob sie ihn losbinden könnten. Alle entgegneten, das wollten sie recht gerne thun. Die Aelteste machte gleich den Anfang und flog rauschend durch die Luft hinweg. Gegen Tagesanbruch kam sie wieder und erzählte, es sei ihr nur gelungen einen einzigen Knoten zu lösen. Die Anderen flogen nun auch weg und löseten gleichfalls jede nur einen Knoten. Als nun die Reihe an die Jüngste kam, ging diese gleich ans Werk, und wurde nicht bemerkt weil die Hütte so arg voll Rauch war, daß die Wächter hinausgingen. Da nahm sie den Kopf und flog damit hoch durch die Luft. Als sie in die Nähe ihrer Hütte kam, rief sie: „Nun halte den Körper deines Bruders bereit!" Und sogleich eilte die Schwester zu einer kleinen Hütte wo derselbe lag, schnitt am Rumpfe so tief, daß Blut kam, und die übrigen rieben den Körper mit Medicinen, wodurch der schwarze Brand verging. Dann stellte man den Kopf auf den Rumpf, und so wurde mit Hülfe von Medicinen und durch andere Mittel Jamo wieder ein schöner und kräftiger Mann.

Darüber waren Alle hoch erfreut und sie lebten eine Weile sehr vergnügt. Da sprach eines Tages Jamo: „Nun will ich den Wampum vertheilen," nahm den Gürtel und gab Jedem einen Theil davon, doch den schönsten erhielt der Jüngste. Dabei sagte er ihnen, seitdem sie alle einmal gestorben und wieder zum Leben erweckt seien, wären sie keine Sterblichen mehr, sondern Geister. deren jedem seine Stelle in der unsichtbaren Welt zugetheilt sei. Doch wurde nur Medschikewis Stelle genau bezeichnet. Er sollte den Kabeyun lenken, den Westwind, und ewig an seiner Stelle bleiben. Ihnen Allen war die Macht beigelegt, den Irdischen Gutes zu thun. Den Wampum sollten sie heilig halten; die hellfarbigen Muscheln und Perlen sollten ein Sinnbild des Friedens, die dunkelfarbigen aber Sinnbilder des Bösen und des Kriegs sein.

Nun sangen und jauchzten die Geister und begaben sich in die Höhe, während Jamo mit seiner Schwester Jamoqua in die Tiefe hinabstieg.

Digitized by Google

Seymours Reisen im Gebiete Minnisota.

Der rastlose Wandertrieb der Anglo-Amerikaner hat beinahe zu derselben Zeit, in welcher das Mündungsland des Columbia seine Ansiedler, und Californien mehr als hunderttausend Bewohner erhielt, auch die Quellgegend des Mississippi bevölkert. Einzelne Jäger haben diese ferne Wildniß schon um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts durchstreift; 1673 beschifften Joliet und Marquette den obern Mississippi; Pater Hennepin besuchte wenige Jahre später die St. Anthony Katarakten. Aber Niederlassungen wurden in diesem nördlichsten Theile des damaligen „Louisiana" nicht gegründet. Die Franzosen begnügten sich mit der Anlage einzelner Handelsposten, sogenannter Forts, welche den Waldgängern und Pelzhändlern Obdach gaben, und die weiße Bevölkerung von ganz Canada war 1668 so gering an Zahl, daß sie nur 11,249 Seelen betrug. Erst hundert Jahre später, als „Neu-Frankreich" eine Beute der Engländer geworden war, und große Handelsgesellschaften ihre Pelzjäger und „Voyageurs" möglichst weit nach Westen und Nordwesten aussandten, wurde das Land oberhalb der St. Antonsfälle, die Gegend an den Quellen des Mississippi und am St. Peters näher bekannt. Innerhalb des heutigen Gebietes Minnisota gründete die Nordwest-Compagnie ein Fort am Sandy Lake im Jahre 1794, und um dieselbe Zeit Handelsposten am Leach-See und einigen andern Punkten. Jonathan Carver aus Connecticut war 1767 bis an den obern Mississippi gekommen; Lieutenant Pike 1805 bis zum Leach-See. Fort Snelling, mit Kasernen für eine Abtheilung Truppen der Vereinigten Staaten, wurde 1819 gebaut; 1820 unternahm Caß, damals Gouverneur von Michigan, seine Expedition zur Aufsuchung der Quellen des Mississippi, und gelangte bis in die Nähe derselben, bis zu dem See, welcher nach ihm den Namen führt. Long erforschte 1823 den Lauf des St. Petersflusses und die Nordgränze der Vereinigten Staaten am Red-River und Obern-See; Heinrich Rowe Schoolcraft fand am 13. Juli 1832 die Quellen des Mississippi im Itasca-See, 47° 13′ 35″ n. Breite, und befuhr die Flüsse Crow Wing und St. Croix. Nach ihm untersuchte und vermaß Nicollet in den Jahren 1836 bis 1839 das Land am obern Mississippi bis zu den Quellen und den Missouri bis Fort Pierre,; Allen befuhr 1844 den Des Moines; Dale Owen erforschte Theile von Wisconsin, Jowa und Minnisota in geognostischer Hinsicht, von 1847 bis 1849.

Damals waren Wisconsin und Jowa schon volkreiche Staaten; die Ansiedelungen reichten über ihre Gränzen hinaus, nördlich bis zur Mündung des St. Peters in den Mississippi und zu den großen Katarakten. Am 3. März 1849 wurde dieser Theil des ehemaligen großen Nordwestgebietes zu einem Territorium der Vereinigten Staaten erhoben: Minnisota, das zwischen Wisconsin, Jowa, dem noch nicht organisirten Nebraskagebiete, gegen welches der Missouri

die Grenze bildet, Canada und dem Obern-See liegt. Es hat einen Flächeninhalt von 83,000 englischen Geviertmeilen; die Zahl der weißen Bewohner hatte 1850 erst 6077 erreicht. Doch ist der Zug der Einwanderung sehr beträchtlich, und die Seelenzahl mag gegenwärtig wohl auf mehr als 12,000 angewachsen sein. Wir haben bereits eine Beschreibung der „Wildnisse", aus welcher wir einige Auszüge mittheilen.*)

Das Gebiet Minnisota hat seinen Namen von dem St. Petersflusse, den die Sioux Mini-sota, d. h. schlammiger Fluß (muddy water) nennen. Es umfaßt die Quellgegend mehrerer Ströme, welche theils in die Hudsonsbay, theils in den St. Lorenzbusen, theils in den mexicanischen Meerbusen münden.

Seymour bestieg am 14. Mai 1849 das Dampfschiff zu Galena in Illinois. Diese Stadt zählte damals 7000 Einwohner. Sie ist ein Stapelplatz für den Bleihandel, und liegt am Bohnenflusse (Fève), den die Amerikaner unrichtig Fieberfluß (Fever) nennen. Bald erreichte er Dubuque in Jowa, am Westufer des Mississippi; es unterhält lebhaften Verkehr mit dem Innern und treibt gleichfalls beträchtlichen Handel mit Blei. Stromaufwärts erblickt der Reisende die Ortschaften Sinapee und Gothenburg, das zumeist von Deutschen bewohnt wird, die in der Umgegend fruchtbares Land mit großem Erfolg bebauen. „Am 15. Mai kamen wir an der Mündung des Wisconsin vorüber. Dieser Fluß ist wegen seiner Seichtigkeit und der vielen Sandbarren nur selten für Dampfer fahrbar, welche irgend beträchtlichen Tiefgang haben. Von dem zur Green Bay des Obern-See's strömenden Fox River ist er nur durch einen Tragplatz von einer halben Stunde Wegs getrennt; man ist eben jetzt beschäftigt, hier einen Kanal zu graben und überhaupt die Flüsse zu reguliren. Erst nachdem diese Verbesserungen hergestellt sind, wird der ungeheuere Holzreichthum von Wisconsin recht eigentlich produktiv werden. Die Zahl der Sägemühlen am Wisconsin belief sich 1847 schon auf 24; sie lieferten für 123,000 Dollars Bretter und Schindeln. Prairie du Chien am Mississippi, 5 M. oberhalb der Mündung des Wisconsin, liegt zu Lande 75 M. von Galena und hat eine vortreffliche Lage. Von dort ab waren nicht weniger als achtzig Fahrgäste am Bord, die alle nach St. Paul, der Hauptstadt von Minnisota reisen wollten. Wir fuhren an Lansing in Jowa vorüber, und gelangten bald nach Prairie a la Crosse in Wisconsin, dessen Bewohner Deutsche und Franzosen sind. Oberhalb Prairie du Chien erweitert sich das Stromthal des Mississippi; im Flusse erhebt sich eine Insel neben der andern. Diese Eilande sind niedrig, und dicht mit Pappeln, Weiden und rebendurchflochtenem Gestrüpp bedeckt. Nur allein Monte qui trempe a l'eau oder Mountain Island ist hoch und felsig; von der Mündung

---

*) **Sketches of Minnesota, the New England of the West. With incidents of travel in that territory during the Summer 1849. In two Parts. By E. S. Seymour. With a Map. New York 1850. 8.**

Digitized by Google

des großen Stromes bis hierher giebt es überhaupt nur drei Inseln, welche nicht aus aufgeschwemmter Erde bestehen. Die Uferhöhen, Bluffs, welche das Thal zu beiden Seiten einschließen, erreichen eine Höhe von 300 bis zu 500 Fuß, und bieten nach dem Gipfel hin zu beiden Seiten eine ganz wagerechte Scheidefläche dar. Das Wasser scheint sich hier einst Kanäle durch das Gestein geschaffen zu haben. Dieser glatte Abfall der Uferhöhen ist auf weite Strecken hin ganz gleichförmig, und man kommt bei ihrer Betrachtung auf den Gedanken, daß einst das Bett des Stromes viel höher gelegen oder dieses ganze Prairieland einen sehr ausgedehnten See gebildet habe. Der obere Theil der Bluffs bildet häufig einen nackten, senkrechten Abfall, der sich dem Strom entlang gleich einer Mauer erhebt und bald alten Burgen, bald einer regelmäßigen Pyramide gleicht. An der Westseite des Stromes liegen einige dergleichen Pyramiden, die von der Spitze bis zur Grundlage in der Mitte auseinander gespalten zu sein scheinen. Die steile, senkrecht abfallende Seite ist dem Wasser zugekehrt und besteht aus nacktem Fels, während die allmälig sich abdachenden Seiten mit Erde, Gras und Gesträuch bedeckt sind. Eine der merkwürdigsten unter diesen Halbpyramiden liegt auf der Minnisotaseite des Mississippi, etwa 25 englische Meilen unterhalb des Pepin-Sees. Eine auffallende Erscheinung bei vielen Bluffs ist die vollkommen wagrechte Oberfläche, welche häufig der Gipfel darbietet. So kenne ich deren zwei von etwa einer halben Meile Länge, eine kleine Strecke oberhalb der Stadt Wapasha oder Pratts Landing, deren Oberfläche so durchaus horizontal ist, als hätte ein Ingenieur sie mit großer Sorgfalt herrichten lassen.“

„Der Pepin-See ist von einer Mauer gewaltiger Bluffs eingeschlossen. Der Reisende glaubt, daß der Boden landeinwärts von diesen Hügeln sich absenke, und daß diese letzteren kleine Berge seien, die nach beiden Seiten hin Abfall haben. Das ist aber nicht der Fall; die Bluffs am Wasser sind lediglich der Rand eines ausgedehnten Tafellandes, einer hohen Prairie, die sich weit hin ausdehnt, manchmal sanfte Bodenwellen bildet und reichlich mit Bäumen bedeckt ist. Da oder dort ist ein tiefer Kanal in diese Prairie eingeschnitten; er wird in der Tiefe von etlichen hundert Fuß durch einen klaren Fluß gebildet, der in mannichfachen Krümmungen dem Mississippi zueilt. Auch er hat seine Bluffs wie der große Strom; sie sind nur ein anderer Rand derselben Prairie. Und so ist im Allgemeinen der Charakter der Prairie an fast allen Flüssen, welche der Mississippi auf der ganzen Strecke von den St. Antonsfällen bis zur Südgränze Minnisotas von Westen her aufnimmt.“

Am 16. Mai kam das Schiff an Wapashas-Prairie vorüber, so genannt nach dem Häuptlinge einer Horde der Sioux, deren Birkenhütten man von Bord aus sehen konnte. Sie gefiel 1849 den Winnebagoes auf ihrer Wanderung nach Westen so wohl, daß sie im Ernst sich anschickten, diesen prächtigen Fleck Landes mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Ihre weißen Begleiter mußten Truppen aus dem Fort Crawford holen lassen, um sie zum Abzuge zu zwingen.

Digitized by Google

Weiter aufwärts liegen die Mündungen des Wazi Oju und des Miniskah. Wapasha oder Pratts-Landing liegt auf einer trockenen Prairie nicht weit von der Mündung des Chippewa; dieser gerade gegenüber ist Reads-Landing. Am Chippewa und am Black-River sind bereits viele Sägemühlen gebaut worden.

„Nachdem wir Reads-Landing verlassen hatten, sahen wir eine prächtige Scene. Der fünfundzwanzig Meilen lange, drei bis fünf Meilen breite Pepin-See dehnte sich plötzlich vor unserm Blicke aus. Die Luft war ruhig, der Himmel klar, und das von keiner Welle gekräuselte Wasser lag vor uns wie ein ungeheurer Spiegel. Zur Linken erhob sich, gleichsam als eine Schildwacht, eine mächtige Felsenspitze; zwölf Meilen weiter entfernt springt ein anderes Vorgebirge weit in den See vor und verbirgt den obern Theil des letztern unserm Blicke. So wird dieser Theil von einem Hügelamphitheater eingeschlossen. Die Bluffs erheben sich bis zu einigen hundert Fuß und bieten die mannichfaltigsten Formen in reichem Wechsel dar; sie bilden Vierecke, Winkel, Kegel und Pyramiden, und sind vielfach von tiefen Schluchten durchrissen. Hier steigt ein senkrechter nackter Fels von Thurmeshöhe empor, dort liegt eine sanft sich abdachende, mit Gesträuch bewachsene Höhe; in einiger Entfernung steht ein Hügel von reinster Kegelform ganz einsam, und der See selbst hat gar keine Inseln. Dieser Umstand fällt dem Reisenden um so mehr auf, da er sonst von der Mündung des St. Peters bis zum mexicanischen Meerbusen fast immer Strominseln im Gesicht behält. Der Pepin-See hat eine beträchtliche Tiefe, und ist reich an Stören, welche von den Indianern nicht in Netzen gefangen, sondern mit dem Speere erlegt werden.“

Der Jungfernfels oder Liebchens Sprung am Pepin-See liegt an der Ostseite. Der obere Theil desselben fällt ganz steil ab, der untere Theil ist mehr abgedacht und reicht bis dicht an's Wasser. An diesen Fels knüpft sich eine romantische Sage. Vor etwa funfzig Jahren entbrannte eine indianische Jungfrau, Winona, vom Stamme der Wapashas, in Liebe zu einem jungen Jäger, der ihre Neigung erwiederte. Aber ihre Aeltern wollten sie einem Krieger geben, der sich im Kampfe gegen die Odschibwäs mit Ruhm bedeckt hatte. Als sie die Bewerbung abwies, drohete der Vater die Hochzeit noch an demselben Tage feiern zu lassen. Da stieg die Jungfrau auf den Gipfel des Felsens, schalt ihre Verwandten wegen harter Behandlung, betheuerte ihre Liebe zu dem Jäger, den man in die Wälder getrieben habe, schwor, daß sie ihm die gelobte Treue bis in den Tod halten wolle, stimmte einen Liebesgesang an und stürzte sich den Felsen hinab, der seitdem seinen jetzigen Namen führt.

„Von der Ostseite her fällt der Rushfluß in den Pepin-See. Das Land welches er durchströmt gilt für das fruchtbarste im Norden des Wisconsin, und ist reich an Holz. Sobald man den See verlassen hat, gewahrt man auf der Westseite des Stroms wieder ein Dorf der Sioux; es liegt unweit der Mün-

dung des Cañon, Canoe oder Le Hontan River, der sich etwa drei Meilen oberhalb des am Eingange zum See liegenden Reminichaberges in den Mississippi ergießt, und wegen seiner durch Felsen und Wälder geschützten Lage später zufriert als die übrigen Gewässer jener Gegend. Vor Sonnenuntergang befanden wir uns an der Mündung des St. Croix, an welcher die Ortschaft Point Douglaß liegt. Die Umgegend ist fruchtbar und bereits durch Familien aus dem Staate Maine besiedelt worden. Der St. Croix wurde nach einem Franzosen benannt, welcher an der Mündung ertrank. Dieser Fluß hat eine liebliche Uferlandschaft und klares Wasser, und breitet sich bald zu einem See aus, an welchem die Ortschaft Buena Vista liegt; gegenüber und sieben Meilen weiter oberhalb erblickt man die kleine Stadt Stillwater. Die Wohnplätze am St. Croix werden von den Dampfschiffen noch nicht regelmäßig besucht; gewöhnlich fahren dieselben gleich vom Point Douglaß weiter den Mississippi aufwärts, und berühren Kaposia, ein Indianerdorf, das aus etwa 40 Hütten der Sioux besteht und wohl 300 Köpfe zählen mag. Auf den Hügeln hinter dem Dorfe sahen wir mehre auf hohen Stangen angebrachte Flaggen im Winde flattern; unter denselben auf etwa zehn Fuß hohen Gerüsten lagen Siouxleichen in roth oder weiß bemalten Särgen. Die Sitte, den Todten in der Luft zu begraben, rührt muthmaßlich mit daher, daß es besonders im Winter schwierig ist, die Gestorbenen unter die Erde zu schaffen. Will man sie nicht den Wölfen zur Beute lassen, so bleibt nichts übrig, als sie der Luft anzuvertrauen. Ein Mestize sagte mir, der Indianer wolle auch nicht, daß die Erde ihm auf die Brust drücke. Nachdem die Leichen einige Monate auf dem Gerüst gelegen haben, nimmt man sie herunter und bestattet sie zur Erde; doch läßt man zuweilen die Leichen angesehener Krieger einige Jahre lang in der Luft.“

„St. Paul macht aus der Ferne gesehen einen recht günstigen Eindruck, der sich nicht verliert wenn man näher kommt. Am Werft wurden wir von einer zahlreichen Menge freundlich willkommen geheißen. Man sah auf den ersten Blick, daß hier alles mit „Hochdruckmaschinen“ betrieben wurde. Ein Wohnhaus für eine Familie war gar nicht zu haben, und der einzige ohnehin nur kleine Gasthof gleich den wenigen Kosthäusern stark überfüllt. Manche Familien wohnten in ganz einfachen Bretterbuden; in einer einzigen Scheune hatten nicht weniger als 80 Menschen ein Unterkommen gesucht. Zwei Familien lebten in Zelten. Ich wählte trotzdem St. Paul zu meinem Hauptquartier. Hier befand ich mich nun auf der Gränzscheide des civilisirten und des wilden Lebens. Auf der andern Seite des Stroms sah ich die Indianer auf ihrem Grund und Boden; ihre Nachen schossen den Mississippi herüber und hinüber; ich erblickte sie täglich und stündlich in den Straßen. Dort geht eine dunkelfarbige Frau mit einem fast eben so gebräunten Kinde auf dem Rücken; hier schlendert ein Krieger umher, der sein Gesicht bemalt und seinen Kopf mit Federn geschmückt hat; man sieht es ihm an, daß er sich auf sich selbst recht viel zu Gute thut, und er unterläßt nicht bei jedem Tritte die Schellen in Bewegung zu setzen, welche

Digitized by

er an seinen Beinschienen befestigt hat. Hier kommt ein Mädchen in halb europäischer Tracht; ihr Antlitz hat eine helle Erzfarbe; ihr Vater ist ein Canadier, ihre Mutter eine Indianerin; sie ist eine Halbschlächtige, eine Bois Brulé aus der Kolonie am Red River. Jener Franzose aus Canada, der so zungengewandt ist, und dessen Kinder sich vor der Bretterbude sonnen, gehört zu den „alten“ Ansiedlern, denn er wohnt schon einige Jahre in St. Paul. Dort steht eine Gruppe von Politisirenden beisammen, hier sieht ein Neuangekommener sich die Stadt an, die eigentlich noch keine Stadt ist, und es fehlt weder an Speculanten noch an Leuten die — ein Amt suchen. St. Paul liegt am linken Ufer des Mississippi; von den St. Antonswasserfällen ist es zu Lande 8, zu Wasser 15 Meilen entfernt. Der mittlere Theil der Stadt liegt auf einer hübschen Hochfläche, die nach dem Flusse zu in einem steilen 80 Fuß hohen Bluff abfällt. Am obern und untern Ende der Stadt tritt diese Uferhöhe etwas zurück und bildet zwei Landungsplätze. Die Unterstadt liegt etwa 20 Fuß tiefer als die Oberstadt. Hinter St. Paul steigt der Bluff zu einer beträchtlichen Höhe an. Der Boden auf welchem die Stadt gebauet wird, kostete im August 1848 der Acker 1 Dollar 25 Cents. Zuerst hatte sich 1840 ein französischer Canadier, Benjamin Gervais, in der Nähe angesiedelt; er mußte aber seine Aecker, auf welchen er als Squatter hausete, räumen, als der Militärbezirk an Fort Snelling weiter ausgedehnt wurde. Er verkaufte seine Squatteranrechte auf der Gemarkung von St. Paul 1842 an einen Herrn Jackson, der dort 1842 den ersten Waarenladen eröffnete; 1843 kam ein zweiter Händler an Ort und Stelle; 1847 befanden sich in St. Paul drei weiße Familien; im Juni 1849 standen schon 142 Gebäude, von denen noch keins ein halbes Jahr alt war. Zu dem obenerwähnten Gasthofe waren noch zwei „Hotels“ gekommen; man zählte vier Waarenmagazine, zehn Kleinhändlerläden, mehre Gewürzhändler, drei Kosthäuser, zwei Druckereien, sodann Schmieden und Werkstätten anderer Handwerker, und ein Schulhaus in welchem an Alltagen vierzig Kinder Unterricht erhielten, während in demselben an Sonntagen die Episcopalen, Methodisten, Presbyterianer und Baptisten der Reihe nach Gottesdienst hielten; die Katholiken hatten ihre besondere Kapelle. Damals befanden sich in St. Paul zwölf Advokaten, von welchen sechs practicirten, und fünf Aerzte.“

Als der Dampfer die für St. Paul bestimmten Waaren gelöscht hatte fuhr Seymour aufwärts nach St. Peters. Dieser Platz heißt jetzt Mendota, was in der Sprache der Sioux Flußmündung bedeutet, liegt am westlichen Ufer des Mississippi unterhalb der Mündung des St. Petersflusses, und war eine Zeitlang eine Niederlage der amerikanischen Pelzhandelgesellschaft, welche von dort aus mit den nordwestlich wohnenden Indianern Handel trieb. Der Ort bestand aus zwei Läden und — vier Wohnhäusern, von welchen zwei den Halbblütigen gehören. Die Lage ist sehr ansprechend und wohlgewählt, da hier zwei bedeutende Gewässer sich vereinigen und die Dampfschifffahr hier ein Ende

Digitized by Google

nimmt. Doch gehört Grund und Boden zum Fort Snelling, und 1849 war auch das Anrecht der Indianer noch nicht abgekauft. (Was 1851 geschehen ist.) Ueber kurz oder lang wird aber in dieser Gegend eine beträchtliche Stadt sich erheben müssen, obwohl St. Paul den großen Vorzug hat, daß es zuerst gebaut und besiedelt wurde. Der Verkehr auf dem St. Petersflusse wird gewiß in Mendota einen Mittelpunkt finden. Von Mendota fuhr der Dampfer quer über den Fluß und legte bei Fort Snelling an. Hier stieg ich aus, um mir die Gegend näher zu betrachten. Zwischen der Hochebene, auf welcher das Fort sich erhebt, und der Mündung des St. Peters liegt ein breiter Streifen Bottomland; im Hintergrunde desselben und mit dem Flusse gleichlaufend steigt die Uferhöhe bis zu 106 Fuß an und fällt am Mississippi steil ab. So bildet sie ein hohes felsiges Vorgebirge, und auf diesem hat man 1819 Fort Snelling erbaut, das beide Ufer beherrscht, einen recht stattlichen Anblick gewährt, und ein von steinernen Mauern eingeschlossenes Sechseck bildet. Für Indianer war es uneinnehmbar, und dazu bestimmt, die Gränzgegend gegen Einfälle der Rothhäute zu sichern. Die Besatzung bestand Mitte 1849 aus drei Compagnien; sie wohnte sehr gemächlich in hübschen Sälen und Zimmern. Von einer Bastion hatte ich eine schöne Rundsicht. Rechts lag der Mississippi mit seinen steilabfallenden Uferhöhen, zur Linken dehnte sich das breite in üppigem frischem Grün prangende Thal des St. Peters, gerade vor mir lag eine gleichfalls grüne Ebene, die allmälig anstieg und an deren Ende mächtige Hügel aufstiegen. Man kann sich für eine Stadt nicht leicht eine entsprechendere Lage denken. Auf den Wiesen weideten die Pferde der Dragoner; nur Büffel fehlten. Sie haben längst diese Gegend verlassen. Beim Fort wohnen der Indianeragent, der Dolmetscher und der Marketender. Der zum Fort gehörende Umkreis umfaßt eine Fläche von etwa 10 englischen Quadratmeilen und reicht bis oberhalb der St. Antonsfälle.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Sioux den St. Petersfluß Minnisota nennen; die Franzosen nannten ihn St. Pierre. Er entspringt im 45° 48′ nördlicher Breite und 97° 20′ westlicher Länge, wo er, dem Wasserlaufe nach, 470 Meilen von der Mündung seine Quelle in einigen kleinen Seen hat. Der Big Stone See, 413 Meilen oberhalb der Mündung, wird als eine Erweiterung des St. Peters betrachtet; von dort bis zu seiner Quelle hat er 702 Fuß Gefäll, und weiter bis zur Mündung, wo er 16 Fuß tief und 320 Fuß breit ist, weitere 222 Fuß Gefäll. Sein unterer Lauf bietet auf einer Strecke von 45 Meilen keinen Punkt dar, wo man ihn durchwaten könnte. Die Dampfschiffe finden ihr erstes Hinderniß bei den kleinen Stromschnellen (Little Rapids) 45 Meilen zu Wasser oberhalb Fort Snelling; aber zur Zeit der Stromanschwellungen können sie bis Travers des Sioux, 116 Meilen oberhalb der Mündung fahren; und auch jene Stromschnellen sind ohne viele Mühe und Kosten zu beseitigen. In sogenannten Mackinawbooten kann man ihn im Frühjahr bis zum Big Stone Lake hinausfahren, und hat nur zwei Tragplätze zu überschreiten, nämlich Patterson Rapids, 258 Meilen oberhalb

Digitized by Google

der Mündung, und Grand Portage, der nur eine Meile breit ist. Der Fluß hat bei niedrigem Wasserstande noch 26 andere Stromschnellen und nimmt einen vielfach gewundenen Lauf. Etwa 350 Meilen oberhalb der Mündung bildet er den Lac qui parle. Das Flußthal am untern Laufe des St. Peters ist etwa anderthalb Meilen breit; die Ufer sind niedrig, nur bis zu 12 und 15 Fuß hoch. Unterhalb der Mündung des Blue Earth beträgt die durchschnittliche Breite etwas mehr als 200 Fuß (70 Yards). Das Bottomland, d. h. die Uferstrecken, sind dicht mit Eichen, Eschen, Ulmen, Ahorn, Linden, Walnüssen und Pappeln bestanden, unter welchen dichtes Gestrüpp wuchert. Das höher liegende Land besteht aus Prairien, und am obern Flußlaufe, wo die Uferhügel hoch werden, liegt nur Hochprairie; die Bottoms sind weniger sumpfig, und Holz kommt spärlicher vor. Unweit von der Mündung des Waraju geht die westliche Sandsteinformation zu Ende, und das Urgestein tritt zu Tage. Die Hauptzuflüsse des St. Peters haben ihre Quelle auf der Coteau des Prairies, jener merkwürdigen Bodenerhebung, welche über das unterliegende Land ansteigt und sich 200 Meilen weit nach Südwesten erstreckt, etwa vom obern St. Peters bis in 43° nördl. Breite. Ihr Nordende hält 15 bis 20 Meilen in die Quere, liegt 890 Fuß über dem Big Stone See und 1916 Fuß über dem Meere. Unter 44° hat sie eine Breite von 40 Meilen und eine mittlere Höhe von 1450 Fuß. Hier im Norden bildet, wie Nicollet bemerkt, die Ebene eine herrliche Landstrecke, wo Hügel und Thal, Wald und fischreiche Seen mit einander abwechseln. Sie ist wahrscheinlich der höchste Punkt zwischen dem mexicanischen Meerbusen und der Hudsonsbay. Auf der Höhe selbst hat man nach Westen, insbesondere aber nach Osten hin, ganz wundervolle Aussichten nach dem nördlichen Red River, der durch grüne Prairien fließt, nach den waldbedeckten Landhöhen (Hauteurs des Terres) welche um die Quellen des Mississippi liegen, dem Granitthale des obern St. Peters und den Vertiefungen, welche der Travers See und der Big Stone See ausfüllen. Der größte Nebenfluß des St. Peters ist der Blue Earth River. Er hat seinen Namen von einer blauen Erdmasse, die etwa 6 Meilen oberhalb seiner Mündung gefunden und von den Indianern zum Bemalen ihrer Haut benutzt wird. Nicollet nannnte ihn Mankato. Er ist 80 bis 120 Fuß breit, und sehr tief. Ob an seinen Ufern Kohlen liegen, bleibt noch ungewiß.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß das Stromthal des St. Peters unterhalb Lac qui parle auf einer Strecke von 350 Meilen im Süden des 45sten Breitegrades liegt; es hat gleiche Breite mit dem nördlichen Newyork, Vermont, Neu-Hampshire und dem südlichen Maine, und wahrscheinlich auch ein milderes Klima. Der Boden ist fruchtbar und ergiebig, und einzelne Indianer, welche hier Ackerbau treiben, bauen Mais und einige Küchengewächse. Nicollet schildert das Land südlich vom St. Peters, das sich vom obern Laufe des Blue Earth River bis zu jenen des Canoe und Wazi-oju ausdehnt, als schön, fruchtbar und gut bewässert von Flüssen und Seen, bedeckt mit dicht-

bewaldeten Höhen und mit Prairien. Der nördliche Theil dieser Region ist gleichfalls reich an Seen und dicht bewaldet. Nicollet hat ihn Undine genannt.

Der Weg von Fort Snelling zu den St. Antons-Wasserfällen ist sehr interessant. Er führt über Brownsfall, der durch das Herabstürzen eines kleinen Flusses von einer Höhe von 50 Fuß gebildet wird, am Harriet- oder Calhoun-See vorüber. Beim Wasserfalle hat der Mississippi eine Breite von 627 Yards. Er wird durch Kataract Island in zwei ungleiche Strombahnen getheilt. Diese hohe, steinige, mit Bäumen und Gesträuch bedeckte Insel ist etwa 100 Yards breit. Am obern Ende derselben läuft eine Bank durch den östlichen Kanal, so daß der größte Theil der Wassermasse durch den 310 Yards breiten westlichen Stromtheil abfließt. Hier beginnt die Stromschnelle schon eine Strecke weit oberhalb des senkrechten Falls, und das Wasser brauset und zischt mit großer Heftigkeit, wo ihm ein Felsen im Wege liegt. Der Fall selbst hat eine Tiefe von 16½ Fuß. Der Eindruck der Scene ist gewaltig; ringsum hat Alles den Anblick des Wilden und Oeden. Mächtige Felsmassen, riesige Blöcke von Kalkgestein, die einer über den andern sich thürmen oder unterhalb der Fälle zerstreut liegen, bilden ein Steinchaos im Wasser, das seit Jahrtausenden an ihnen nagt. Mächtige Felsstücke von nahezu gleicher Dicke, deren obere wie untere Fläche ein beinahe regelmäßiges Fünfeck bilden, sind unterhalb des Kataraktes mit solcher Regelmäßigkeit umher vertheilt, — sie biegen nach unten in Winkeln von 25 bis 60 Grad und bilden vielfach eine regelmäßige Folge von Stufen, vom Strombett bis oben zum Katarakt, — daß sich dem Beschauer der Gedanke aufdrängt, die Sandsteinformation, auf welcher sie lagerten, sei plötzlich auf der untern Seite weggewaschen worden und sie selbst wären solchermaßen niedergerutscht. Diese Felsenmassen, welche unterhalb der Fälle im Strombett in großer Menge umherliegen, scheinen zu beweisen, daß der Wasserfall allmälig zurückgewichen ist. Dr. Owen meint in seinem geologischen Berichte über Minnisota, der Katarakt habe einst 7 Meilen weiter abwärts in der Nähe von Fort Snelling gelegen; der Proceß der Unterhöhlung und Auswaschung dauere ununterbrochen fort und werde nicht eher aufhören, als bis der Katarakt noch 6 Meilen weiter nach oben hin gerückt sei, bis dahin, wo der Sandstein unter dem Strombette verschwindet. Dort würden denn statt seiner große Stromschnellen sich bilden. Owen gründet seine Meinung auf den geogeostischen Bau der Oberfläche an jenem Punkte. Das oben liegende Gestein ist nämlich ein etwa 20 Fuß mächtiges Kalksteinlager, welches auf einem Sandstein ruhet, dessen Zerbröckelung so vollständig erscheint, daß man nur mit Mühe einzelne feste Partikelchen auffindet. Das Wasser dringt unablässig in die breiten Spalten oberhalb des Katarakts, wäscht allmälig die Sandtheile, auf welchen die Kalksteinschicht ruhet, hinweg, so daß diese allmälig tiefer einsinkt, mächtige Blöcke sich ablösen und unten in die Stromschnellen stürzen. Dieser Sandstein im Mississippi wird noch leichter weggewaschen als der Schieferthon im Niagara. Die St. Antonsfälle

Digitized by Google

erhielten ihren Namen vom Pater Hennepin; bei den Odschibwä's heißen sie Kakabikah oder getrennter Felsen, bei den Sioux Rara, von ïrara, lachen. Das gesammte Gefäll des Stromes auf einer Strecke von 260 Ruthen Tragplatz, schätzte Pike, als er den Strom erforschte, auf 85 Fuß, und bis zum Fuße der einige Meile weiter abwärts liegenden Stromschnellen ungefähr 100 Fuß. Die Dampfschiffe gehen jetzt bis St. Anthony City hinauf, das auf der Ostseite des Stromes etwa 1 Meile unterhalb der Katarakten liegt. Oberhalb der letzteren hat man mehre geeignete Oertlichkeiten zur Anlage von Sägemühlen benutzt, da das Oberland auf viele Jahre hinaus im Stande ist, Holz in ungeheuerer Menge zu liefern. Die eben genannte Stadt hat eine sehr günstige Lage auf einer hübschen hohen Prairie, die allmälig nach dem Strome hin abfällt. Sie zählte 1849 ein Dutzend hübsche Häuser. Der Besitzer des Grundes und Bodens ertheilt nur denen Erlaubniß zum Aufbau von Wohnungen, welche sich verpflichten, keine geistige Getränke zu verkaufen. St. Anthony City liegt 8 Meilen von St. Paul und etwa eben so weit von Mendota; man geht mit dem Plane um, es mit St. Paul durch eine Eisenbahn in Verbindung zu setzen, und wahrscheinlich wird es ehe lange Zeit vergeht eine sehr gewerbsame Stadt. Wasserkraft ist in Menge vorhanden und eine starke ackerbautreibende Bevölkerung wird in keinem Falle lange auf sich warten lassen, denn der Boden ist fruchtbar, die Gegend sehr ansprechend und das Klima gesund.

Oberhalb der St. Antonsfälle gewinnt das Land einen ganz andern Anblick, weil die Uferhöhen bei weitem niedriger werden. Die Gegend ist reich an Holz, und der Boden besteht aus einem dunkeln Sande, wie man ihn oft in Michigan findet; er ist verhältnißmäßig fruchtbar. Auf der Ostseite fallen hier, von Süden gegen Norden nach einander in den Mississippi: der Ottonwey, der Peterah, der Rum und der St. Francis mit dem Elk, welcher letztere fast parallel mit dem Mississippi läuft. Auch schon hier oben, in dieser entfernten Gegend trifft man einzelne Ansiedelungen. Der Squatter sichert sich sein Verkaufs- und Anspruchsrecht, seinen „Claimants title“, auf folgende Weise. Er nimmt auf der Strecke, die er für sich behalten will, einige sichtbare Arbeiten vor, er pflügt zum Beispiel einige Furchen oder kennzeichnet das Land durch Pfähle. Dann wird es ein Jahr lang als sein Claimants title von jedem andern respectirt. Im zweiten Jahre muß er Verbesserungen im Betrage von wenigstens 50 Dollars darauf vornehmen; im dritten Jahre muß er in Person oder durch irgend einen von ihm Beauftragten wirklichen Besitz nehmen. Doch bezieht sich dieses Alles auf Land, das noch nicht vermessen oder in die Bücher eingetragen worden ist. In Bezug auf dieses letztere kann man sich ein Verkaufsrecht sichern, wenn man beim Landamte eine Erklärung unterzeichnet, durch welche man sich verpflichtet, binnen 30 Tagen mit dem „Improvements“ anfangen, d. h. ein Stück davon in Angriff nehmen zu wollen. Hier oben am Elk River traf Seymour einen katholischen Priester, der in der Nähe von

Digitized by Google

Fort Gaines eine Kirche bauen wollte, und inzwischen den Versuch machte, die Winnebago-Indianer zu bekehren.

Im Allgemeinen ist das Land von den St. Antonsfällen bis zu den Sauk-Stromschnellen für den Ackerbau sehr gut geeignet. Die Ufer des Mississippi haben eine Höhe von 15 bis zu 20 Fuß; an der östlichen Seite stehen vorzugsweise Eichen, Ulmen, Eschen, Birken, Zuckerahorn und Nußbäume; auf der westlichen steht mehr Nadelholz, das mit Ahorn abwechselt. Die Prairien haben viele kleine Flüsse und große Teiche. Die Sauk Rapids hemmen die Schifffahrt zwischen den St. Antonsfällen und dem 200 Meilen weiter aufwärts liegenden Sandy Lake. Zwischen St. Anthony und dem Crow Wingflusse hat der Mississippi eine scharfe Strömung und sechs verschiedene Stromschnellen, von welchen die Sauk Rapids die bedeutendsten sind. Die Schiffer, welche mit Barken darüber hinwegfahren, müssen sehr geschickt und umsichtig zu Werke gehen, wenn sie nicht scheitern wollen. Ueberall liegen im Strome Steinblöcke umher, die man ohne Zweifel künftig beseitigen wird, so daß man dann bis zum Sandy Lake und zur Zeit der Stromanschwellungen bis zu den Kabikon Stromschnellen, 100 Meilen oberhalb des Sandy Lakeflusses mit Dampfbooten fahren kann. Die kleineren Stromschnellen, welche auf der 246 Meilen langen Strecke zwischen dem Crow Wing River und den Kabikons liegen, sind nämlich kein ernstliches Hinderniß, und in der That wird schon im Jahre 1851 der Mississippi bis 300 Meilen oberhalb der St. Antonsfälle von einem Dampfer befahren. Der Crow-Wingfluß ist ein wichtiger Zufluß des Mississippi. Die Canadier nennen ihn Aile de Corbeau; er kommt aus dem See Kaginogumaug, der unweit des Leech-See liegt, von welchem er nur durch 10 Teiche und 5 kleine Tragplätze getrennt ist.

An dem schon erwähnten St. Croixflusse hat der Mississippi von der linken Seite her einen sehr bedeutenden Nebenfluß. Von St. Paul bis Stillwater beträgt die Entfernung nur 18 Meilen; und auf dieser Strecke zählt der Reisende, welcher im Postwagen sitzt, nicht weniger als 15 kleine Seen. In der Umgegend, und den Fluß aufwärts, wächst überall sogenannter wilder Reis, den die Canadier Folle Avoine nennen, in großer Menge; ebenso findet man ihn an den nördlichen Nebenflüssen des Mississippi und an den Seen in Minnisota. Er bildet neben Fischen und Ahornzucker ein sehr wohlschmeckendes Nahrungsmittel der Odschibwäs, und kommt auch auf den Tisch der weißen Ansiedler. Die Erndte beginnt zu Anfang August und dauert etwa 6 Wochen. Die Indianer trocknen das Korn auf Matten, die sie auf ein Gerüst legen; unter diesem zünden sie Feuer an. Auf dem Wege von Stillwater nach den Wasserfällen des St. Croix liegt die kleine Ortschaft Marine, mit mehren Sägemühlen, welche ihr Produkt nach St. Louis verschiffen. Der Zuckerahorn giebt hier so reichen Ertrag, daß manche Odschibwäfamilie davon bis zu 10 Centnern jährlich bereitet. Die Gegend ist hübsch, aber die Muskitos sind entsetzlich lästig; je weiter man nach Norden kommt, um so zahlreicher und

blutgieriger werden diese Peiniger. Die Fälle des St. Croix liegen etwa 20 Meilen oberhalb Marine, und haben, nach Schoolcraft, auf 300 Yards ein Gefäll von 50 Fuß. Oberhalb liegen mehre Stromschnellen. Die Stadt St. Croix-Falls liegt schon im Staate Wisconsin, 59 Meilen oberhalb der Mündung. Auch hier sind viele sehr bedeutende Sägemühlen.

Die Art, das Holz zu fällen und zu flössen, wird völlig systematisch betrieben. Die Arbeiter beim „Logging“ bilden eine aus 10 Mann bestehende Rotte. Zwei „Hacker“ (Choppers) fällen die Bäume; ein „Barker“ schält die Rinde von einem Theile des Stammes, damit derselbe besser herabgleite; es ist auch seines Amtes die Zweige abzuhauen. Bei dieser Arbeit hilft ihm der „Sled-Tender“, der auch mit auf den Schlitten ladet; der „Teamster“ lenkt die Ochsen, welche die Stämme bis an den Fluß schleppen müssen; der „Swamper“ oder „Road Breaker“ hält den Weg in gebahntem Zustande, zwei Säger, „Sawyers“ sägen die Stämme am Ufer in kleinere Blöcke; sodann gehört zur Rotte noch ein Koch und ein Mann zum Aushelfen. Die ganze Arbeit geht so regelmäßig, wie ein Uhrwerk; jeder Einzelne verrichtet seine bestimmte Arbeit. Vor allen Dingen hängt sehr Vieles von einem tüchtigen Gespann Ochsen und der Geschicklichkeit ihres Treibers ab. Der gewöhnliche Lohn eines tüchtigen Arbeiters in der „Pinery“ beläuft sich für den Monat auf 26 Dollars. Am St. Croix stehen nur die Weißtannen, am Nemekagonflusse auch andere. Waldbrände sind auch in diesen Gegenden nicht selten und richten große Verheerungen an. Die Dampfschifffahrt auf dem St. Croix geht bis eine Meile unterhalb des Wasserfalls, wo gegenwärtig das civilisirte Leben seine Gränze findet. Weiter landeinwärts ist noch Wildniß.

Tierra de Guerra,

das geheimnißvolle Indianerland in Mittelamerika.

Im Bezirke Verapaz, im Norden der großen Cordillere und der Hauptstadt Guatemala, liegt eine große Landstrecke, welche im 16. Jahrhundert von den Spaniern als Tierra de Guerra oder das Kriegsland bezeichnet wurde. Den tapferen Eingebornen gelang es dreimal, die andringenden Europäer zurückzuwerfen. Der menschenfreundliche Las Casas eiferte von seinem Dominicanerkloster zu Guatemala aus gegen die Grausamkeiten seiner Landsleute, und erklärte, daß eine gedeihliche Bekehrung der Indianer zum Christenthume nur auf friedlichem Wege stattfinden könne. Und um durch die That zu beweisen, daß er von der Richtigkeit seiner Ansicht vollkommen durchdrungen sei, erbot er sich den Versuch zur Bekehrung der Feinde zu machen, [vorausgesetzt, daß binnen

Digitized by Google

fünf Jahren kein Spanier im Lande derselben sich blicken lasse. Als diese Bewilligung zugestanden worden war, gingen die Dominicaner sogleich ans Werk. Sie verfaßten Gesänge in der Quiche-Sprache, in welchen die Erschaffung der Welt, Adams Sündenfall, die Erlösung, Jesu Leben und Tod beschrieben wurden, und lehrten sie einigen schon bekehrten Indianern, welche mit den Feinden in Verbindung standen. Als dieselben jene Lieder dem Kaziken der Quiches vorsangen, fragte er sie, was der Inhalt, der ihm neu und unverständlich war, bedeuten solle. Die Indianer entgegneten, nur die weißen Patres, von welchen sie die Lieder gelernt hätten, könnten dieselben erklären. Der Kazike sandte an die Mönche Geschenke, und ließ sie zu sich einladen. Sogleich machte ein Dominicaner sich auf den Weg, und sprach so eindringlich zu dem Kaziken, daß dieser seine Götzen zertrümmerte, und seinem Volke selbst das Christenthum predigte. Bald kam auch Las Casas mit andern Mönchen, und ein Theil des Kriegslandes nahm das Christenthum an.

Aber der größere Theil ist bis auf den heutigen Tag niemals unterjocht worden, nämlich die Gegend nach Nordosten hin, welche von der Cordillere und dem Staate Chiapas begränzt wird. Dort wohnen die Candones, heidnische Indianer, welche noch ganz nach der Weise ihrer Väter leben, und die Herrschaft der Spanier niemals anerkannt haben, wie denn auch die Regierung von Centralamerika sie nicht als Unterthanen oder Staatsangehörige betrachtete.

Im Jahre 1840 befand sich der Reisende John L. Stephens, im Auftrage des Präsidenten Martin van Buren auf einer diplomatischen Sendung in Mittelamerika. Seine amtliche Stellung machte es ihm möglich, mitten unter den Wirren und Bürgerkriegen, welche das Land zerrütteten, unangefochten durch Guatemala zu ziehen. Er sah auf dieser seiner ersten Reise acht alte in Ruinen liegende Städte, und auf einer Wanderung durch Yucatan, welche er einige Jahre später unternahm, besuchte er deren nicht weniger als vier und vierzig, die bis dahin, einige wenige ausgenommen, der gebildeten Welt vollkommen unbekannt waren. Während jener ersten Reise in Guatemala und Chiapas beschrieb er auch die Trümmer von Quiche, in deren Nähe, zu Santa Cruz del Quiche, er bei einem würdigen Pfarrer wohnte. Wir bemerken, daß Stephens ein sehr klarer Kopf und scharfer Beobachter ist, und nicht einer jener in Literatur speculirenden Yankees, die im Nothfall, wenn es Aufsehen macht oder Geld einbringt, auch Alterthümer oder pikante Erzählungen erfinden. Er ist ein Mann von umfassenden Kenntnissen; er hat in seiner Jugend schon das östliche Europa, Aegypten, das steinige Arabien und Palästina durchreist; er betrieb mit großem Eifer den Bau der Eisenbahn von Chagres nach Panama, welchen er gegenwärtig leitet und überwacht. Er war bei der Ocean-Steam-Navigation-Company betheiligt, brachte in deren Auftrage den ersten amerikanischen Dampfer, welcher deutsche Gewässer befuhr, — den Washington — nach Bremerhaven, und der Schreiber dieser Zeilen hat damals im Verkehr mit Herrn Stephens die Ueberzeugung gewonnen, daß derselbe ein

Digitized by Google

zuverlässiger Mann sei. In seinem Werke über Centralamerika, das neuerdings vielfach erwähnt wird, aber in Deutschland wohl nur in wenigen Exemplaren vorhanden ist, berichtet er Folgendes. *)

„Wenn Mittelamerika einst ruhig wird, so kenne ich für einen rüstigen jungen Gelehrten keinen Ort, der so gut gelegen wäre wie Santa Cruz del Quiche. Dort könnte er am besten die Sprache der Indianer und vermittelst derselben ihren Charakter und ihre Traditionen studiren. Denn hier lebt noch ein in vielen Beziehungen unverändertes Volk, das an den Sitten und Bräuchen seiner Vorfahren festhält. Die Großartigkeit und Pracht der Kirchen, der Pomp und Prunk der kirchlichen Feierlichkeiten machen zwar auf die Einbildungskraft dieser Indianer tiefen Eindruck; aber der Padre versicherte uns, daß sie voll von Aberglauben stecken und im Herzen noch Heiden seien; auch jetzt hätten sie in Gebirgen und Schluchten ihre Götzenbilder, welche sie insgeheim nach der von ihren Vätern überkommenen Weise verehren. Er, der Pfarrer, sah sich genöthigt darüber ein Auge zuzudrücken, konnte sich aber tagtäglich überzeugen, wie es mit dem Glauben der Indianer sich eigentlich verhielt. Die Kirche von Quiche hat eine Stellung nach Osten und Westen. Wenn die Indianer zum Abendgottesdienst eintreten, verbeugen sie sich allemal gegen Westen, um der untergehenden Sonne ihre Verehrung darzubringen. Er sagte uns ferner, was allerdings erst der Bestätigung bedarf und wovon wir gern uns selbst überzeugt hätten, daß in einer Höhle bei einem benachbarten Dorfe Schädel lägen, welche größer seien als die gewöhnlichen Menschenschädel. Er habe sie mit eigenen Augen gesehen und bürge für ihre ungewöhnliche (gigantic) Größe. Einst legte er vorne in die Höhle ein Stück Geld; aber nach Ablauf eines Jahres lag dasselbe noch auf derselben Stelle. Hätte er es, wie er hinzufügte, in seinem Zimmer auf dem Tische liegen lassen, so würde der erste beste Indianer es sich angeeignet haben.“

— — „Obwohl wir große Eile hatten Palenque zu erreichen, so fühlten wir doch einen starken Drang, die Indianer in ihren Gebirgen und Schluchten aufzusuchen, und sie bei ihren heidnischen Verehrungen zu beobachten; doch was uns der Padre sagte, war keineswegs ermuthigend. Er wollte nicht einmal gestatten, daß wir noch einen Tag dablieben um die Schädelhöhle zu besuchen. Auch entschuldigte er sich nicht einmal darüber, daß er so sehr auf Beschleunigung unserer Abreise drang. Er lebte in tiefer Einsamkeit ein stetes Einerlei, und Fremdenbesuch war ihm höchst willkommen. Aber allerdings war es für uns nicht ohne Gefahr länger zu bleiben. Die Indianer waren eben damals in einem sehr reizbaren Zustande, sie hatten schon gefragt was wir wollten, und

---

*) Incidents of Travel in Centralamerika, Chiapas and Yucatan. By John L. Stephens. Illustrated by numerons engravings. New-York, 1846. Thl. 2. S. 191. Ich citire nach der zwölften Auflage, und erinnere mich auch schon eine sechszehnte gesehen zu haben!

Digitized by Google

der Pfarrer konnte für unsere Sicherheit nicht einstehen. Vielleicht, so fügte er hinzu, verschwände die Aufregung schon nach einigen Monaten, und dann könnten wir wieder kommen. Er hatte Sinn für die Gegenstände, welche uns interessirten, wollte uns auf unseren Ausflügen begleiten und mit seinem ganzen Einfluß unterstützen."

„Uebrigens beschränkte sich die Kunde des Padre nicht bloß auf die nur zunächst liegende Gegend. Er war früher Pfarrer zu Coban in der Provinz Vera Paz gewesen, *) und erzählte uns, daß 4 spanische Meilen von jenem Orte auch eine alte Stadt liege, reichlich so groß wie Santa Cruz del Quiche; sie sei einsam und verlassen, aber fast noch so gut erhalten, als ob sie erst vor Kurzem von ihren Bewohnern geräumt worden wäre. Er war durch die todstillen Gassen gewandelt und hatte die Häuser besucht; der Palast war so wohl erhalten wie jener zu Quiche damals als er ihn zuerst sah. Das ist in einem Bezirke, der nur 200 englische Meilen von Guatemala liegt und nicht durch schwere Kriege litt, und doch hatten wir trotz aller Erkundigungen nichts davon gehört. Jetzt betrübte uns die Kunde. Wären wir nun hingegangen, so hätten wir unsere Reise um 800 Meilen ausgedehnt, und unser Plan war einmal festgestellt und unsere Zeit ohnehin beschränkt. Uebrigens glaube ich sehr fest, daß eine solche Stadt vorhanden ist, und hoffe stark, daß künftig ein Reisender sie besucht. Er wird vielleicht in der Stadt Guatemala kein Wort über dieselbe hören, man sagt ihm vielleicht, sie sei gar nicht vorhanden. Nichtsdestoweniger möge er nach ihr forschen und suchen; wenn er sie findet wird er Eindrücke empfangen, wie sie selten einem Menschen zu Theil werden."

„Aber der Padre erzählte uns noch mehr, Dinge die unsere Spannung aufs Aeußerste trieben. Auf der andern Seite der großen Cordillere, welche das Land scheidet, liegt (das oben näher erwähnte) Kriegsland, die Tierra de Guerra. Der Padre versicherte, daß vier Tagereisen weit, an der nach Mexico führenden Straße, gleich auf der andern Seite der Sierra, noch eine große volkreiche Indianerstadt sich ganz in dem Zustande befinde, wie vor der Entdeckung von Amerika. Er hatte vor vielen Jahren im Dorfe Chajul von derselben reden hören; die Dorfbewohner hatten ihm gesagt, daß sie von der höchsten Kette des Gebirges herab sichtbar sei. Der Padre war damals noch jung; mit großer Anstrengung erklomm er den kahlen Gipfel der Sierra, von welcher er von einer 10 bis 12,000 Fuß betragenden Höhe herab in eine Ebene blickte die sich nach Yucatan hin, in der Richtung nach dem mexicanischen Meerbusen ausdehnte. In weiter Entfernung sah er eine große, über einen ausgedehnten Flächenraum hingelagerte Stadt mit weißen Thürmen, die in der Sonne glitzerten. Die überkommene Sage der Indianer von Chajul will wissen, daß niemals ein weißer Mann diese Stadt erreicht habe; die Bewohner redeten die Maya-

*) Nicht zu verwechseln mit der Ruinenstadt Co an in Honduras.

Digitized by Google

sprache, wüßten daß das umliegende Land von Fremden erobert worden sei, und brächten jeden Weißen, der es versuche in ihr Gebiet einzudringen, ums Leben. Sie haben kein Metallgeld oder irgend eine andere Münze; keine Pferde, kein Rindvieh, keine Maulesel oder andere Hausthiere, wohl aber Geflügel, und halten die Hähne unter der Erde, damit man ihr Krähen nicht höre."

Stephens beschreibt dann den Eindruck, welchen diese Neuigkeit auf ihn machte. Der Padre legte eine Karte auf den Tisch, wies auf die Stelle des Gebirges, welche er erstiegen hatte und deutete die Lage der geheimnißvollen Stadt an. „Ein Blick auf diese Stadt wöge zehn Jahre eines alltäglichen Lebens auf. Hat der Padre Recht, so giebt es auch heute noch eine Gegend, wo eine Indianerstadt und ein Indianerstamm sich in völlig dem Zustande befinden, wie Cortez und Alvarado sie sahen; es leben noch Menschen, welche das Räthsel zu lösen vermögen, das über den Ruinenstädten Amerikas ruhet; vielleicht giebt es jetzt noch Leute, welche die Inschriften auf den alten Denkmälern von Copan zu entziffern vermögen. Ich kann mir gar nichts Anziehenderes und Aufregenderes denken, und die tiefen Eindrücke jener Nacht werde ich nie vergessen. Ist es denn wahr? Jetzt, wo ich ganz ruhig bin, halte ich mich vollkommen versichert, daß Vieles für die Richtigkeit und Wirklichkeit dessen spricht, was der Padre uns erzählte. Ich bin zum Beispiel ganz vollkommen davon überzeugt, daß jenes Land die Oberherrschaft von Guatemala nicht anerkennt, daß es nie erforscht worden ist, und daß kein Weißer behauptet, er sei jemals in dasselbe eingedrungen. Aus anderen Quellen hörten wir, von der Höhe des Gebirges sei eine große in Trümmern liegende Stadt sichtbar. Man sagte uns auch von einem andern Manne, der oben auf die Sierra gestiegen sei, jedoch wegen des dichten Gewölkes nichts habe sehen können. Jedenfalls glaubt man im Dorfe Chajul ganz allgemein an das Alles. Wir spürten ein brennendes Verlangen nach der geheimnißvollen Stadt aufzubrechen. Aber mit einiger Hoffnung auf Erfolg kann Niemand das Unternehmen wagen, selbst wenn er entschlossen ist sein Leben aufs Spiel zu setzen, falls er nicht ein paar Jahre in der Gränzgegend jenes Landes sich aufhält, die Sprache und das ganze Wesen der umwohnenden Indianer studirt und mit einigen Eingeborenen ein vertrautes Verhältniß eingeht. Fünfhundert Mann könnten wahrscheinlich direkt auf die Stadt losgehen, und eine solche Invasion würde sich besser rechtfertigen lassen als jene der Spanier. Allein die Regierung ist zu sehr mit ihren eigenen Kriegen beschäftigt, und die erwünschte Kunde ließe sich nur durch Blut erwerben. Zwei junge gesunde Männer, die fünf Jahre an das Unternehmen zu wenden hätten, möchten auf Erfolg rechnen können. Erwiese sich das, was man suchte, als ein Luftgebilde, so würden die wilden Scenen in einer neuen noch nie erforschten Gegend doch schon andere Gegenstände von Interesse darbieten. Fände man aber die Stadt, so würde man Wunderbares erleben und eine Erinnerung für das ganze Leben gewinnen. Die Gefahren eines solchen Unternehmens werden in der Regel vergrößert;

Digitized by Google

insgemein entdeckt man sie auch früh genug, um ihnen aus dem Wege gehen zu können. Wird aber die Entdeckung wirklich gemacht, so gelingt sie wahrscheinlich einem Padre. Wir allein konnten uns nicht ans Werk machen; wir verstanden die Sprache nicht, und hatten Mozos (Diener) die uns nur zur Qual und Last gereichten. Auch war Palenque unser großer Zielpunkt.«

So weit Stephens. Ein anderer amerikanischer Reisender, aus dessen Werke über Yucatan wir uns Mittheilungen vorbehalten, B. M. Normann, schreibt *): »Zwischen Guatemala, Yucatan und Chiapas liegt ein Landstrich der niemals bezwungen wurde. Er ist von Gebirgen umgeben und soll unzugänglich sein, außer auf einem Wege, der nicht einmal allgemein bekannt ist. Bis jetzt ist noch Niemand, der kühn genug war den Bewohnern in ihr wildes Land zu folgen, heimgekehrt um Kunde zu geben. Man sagt daß die dortigen Indianer das Maya und das Tschole sprechen; auch sollen manche sich recht wohl im Spanischen ausdrücken können (?). Dadurch sind sie in den Stand gesetzt die nächstliegenden Städte zu besuchen und den Hauptartikel welchen sie bauen, nämlich Taback, zu verkaufen. Ist das geschehen, so kehren sie in ihre Heimath zurück. Sie bestehen aus den Lacandrones und anderen wilden Stämmen, sind erfahrene Krieger, stark von Körperbau und sehr grausam. Sie sind Götzendiener und sollen noch fest ohne alle Abänderung an ihren alten Bräuchen hangen. Palenque liegt in der Nähe, und Waldeck, der mit einigen dieser Leute verkehrte, hörte, daß sich auch Weiße unter ihnen aufhielten; er erwähnt aber nicht ob als Gefangene oder freiwillig. Auch Stephens spricht von diesem Volke. Man schätzt die Anzahl auf 30,000, aber die völlige Abgeschlossenheit desselben macht es kaum möglich zu einer sichern und genauen Kunde zu gelangen. Die Indianer von Yucatan und den benachbarten Provinzen hat man mit Leuten aus jener Gegend in Verkehr gesehen, sie scheinen jedoch von dem Volke selbst so wenig zu wissen als andere. Könnte auf irgend welche Art ein freundlicher Verkehr mit diesem wunderbaren Lande eröffnet werden, so wäre gar nicht mehr zu zweifeln, daß wir vollständige Kunde der früheren Bewohner jener über diese Provinzen zerstreuten Ruinenstädte erhalten würden. Daß ihre Tempel und ihre Urkunden unangetastet geblieben und im Stande sind zur Nachwelt zu reden, kann kaum in Frage gestellt werden.«

Es stand zu erwarten, daß die Spekulation amerikanischer Schriftsteller einen so wunderbaren und ergiebigen Stoff ausbeuten würde; uns wundert nur, daß sie erst so spät darauf verfallen sind. Eben jetzt durchläuft eine Nachricht die Blätter, daß zwei Amerikaner die räthselhafte Gegend besucht haben sollen. Ausführlich sind die Schicksale beschrieben worden, welche diesen beiden

*) Rambles in Yucatan: or Notes of travel through the Peninsula, including a visit to the remarkable Ruins of Chichen, Kabah, Zayi and Uxmal. With numerous illustrations. By B. M. Normann. Siebente Auflage. Philadelphia 1849. S. 219. (Die erste Auflage ist 1842 erschienen; die erste Auflage des oben angeführten Werkes von Stephens 1841.)

Männern, den Herren Huertis aus Baltimore und Hammond aus Canada wiederfahren seien, und man giebt uns eine weitläufige Beschreibung des unbekannten Landes. Wir unsererseits zweifeln keinen Augenblick daran, daß das Ganze das ist, was man in Amerika einen Humbug nennt, der in den Spalten der Zeitungen die weltberühmte Seeschlange ersetzt. Auch glauben wir der Sache auf der Spur zu sein. Im vorigen Jahre erschien in Havana ein Werk bei den Buchhändlern Des Conocido und Nadie unter dem Titel: Tierra de Guerra. Viages muy peligros y instructivos, als dessen Verfasser ein Herr J. L. Eustaquio angegeben wird. Fünf Monatsnummern von De Bow's in Neu-Orleans erscheinender Review of the Southern and Western States; a monthly Journal of Literature, Industry, Commerce, Agriculture, Manufactures, internal Improvements, Statistics, bringen (August, Oktober 1850, Januar, Februar und März 1851) Auszüge aus diesem spanisch geschriebenen Werke, dessen Verfasser gleichfalls die Tierra de Guerra besucht haben will. Er erzählt seine dort angeblich erlebten Abenteuer in einer allerdings sehr anziehenden Weise. Wir halten dafür, daß auch dieses spanische Werk mehr oder weniger auf einen Puff hinausläuft; in jedem Falle hat aber sein Verfasser eine sehr gründliche Kenntniß der indianischen Völker in Mittelamerika; er schildert gut, besitzt eine reiche Phantasie, und rechnet man einzelne kleine Züge ab, die geradezu unwahrscheinlich sind, so könnte man leicht die ganze Erzählung für wahr halten. Wir wollen, mit einigen Abkürzungen, den Roman wiedergeben, wie wir ihn in De Bow finden.

* * *

In den ersten Tagen des Oktobermonats kehrte Señor Eustaquio, angeblich ein Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, (der es passend fand, sich einen spanischen Vornamen beizulegen und seinen Vaternamen zu verschweigen) aus Porto Alegre in Brasilien zurück. Sein Begleiter war ein junger Spanier, Don Lucas, der sich vorgenommen hatte, seinen Oheim, den Pfarrer zu Santa Cruz zu besuchen.*) Beide landeten zu Izabal in Guatemala, und ritten von dort nach Santa Cruz. Dort hörten sie zuerst von jener Tierra de Guerra und den unbekannten Indianern. Als sie dem Geistlichen ihren Entschluß eröffneten, das Land der Wilden zu besuchen, machte derselbe „ein sehr langes Gesicht“ und dachte ernstlich über denselben nach. Endlich theilte er ihnen im Wesentlichen mit, was er auch Herrn Stephens erzählt hatte, und was weiter oben unseren Lesern mitgetheilt worden ist. Die Candones ließen sich zuweilen in den Städten am Fuße der Sierra blicken, um Taback zu verkaufen, aber auch diesen werde nicht gestattet, das Land zu besuchen; sie

*) Zufällig ist dieser Pfarrer derselbe Padre zu Santa Cruz del Quiche, bei welchem Stephens sich aufhielt, und dessen wir oben erwähnten.

Digitized by Google

wüßten aber wundersame Dinge von Kriegern zu erzählen, welche auf den Höhen Wacht hielten; sie bezeichneten dieselben als Kuobe, d. h. Götter.

Als der Padre diese Dinge und seine Ersteigung des Gebirges erzählte, von dessen Kammhöhe er wirklich die unbekannte Stadt erblickte, waren die beiden Freunde höchlich erstaunt. Sie hatten kurz vorher beschlossen, den schönen Atitan-See zu besuchen; aber jetzt „entfielen die ächten Havanacigarren ihren Händen". Lucas wollte gleich am andern Morgen aufbrechen, um jenes neue Land zu besuchen. Aber der Padre wußte den stürmischen Eifer zu mäßigen, indem er nachwies, daß eine Kenntniß der Sprache durchaus nothwendig sei. Sie würden keinen Dolmetscher finden, sondern ganz auf sich verwiesen sein, und müßten wohlbewaffnet als Krämer oder Hausirer einzudringen suchen. Binnen 3 Monaten könnten sie so viel von der Mayasprache lernen, um sich verständlich zu machen. Also lernten sie tüchtig, da der Padre zufällig eine alte Grammatik der Mayasprache besaß. —

Man sieht, daß Stephens' Schilderung alle dem zu Grunde liegt; wir haben deshalb nur das Wesentliche hervorgehoben und alle Ausschmückungen bei Seite gelassen. Von nun an erzählen wir die jedenfalls interessante Historie ausführlicher.

Als die zur Abreise anberaumte Zeit heranrückte, verschrieb der Pfarrer bunte Bänder, Messer, Glasperlen und derlei Dinge mehr aus Izabal, die denn auch richtig ankamen und in Körbe verpackt wurden, welche sie auf dem Rücken trugen. Am Morgen des 22. Januar 1843 brachen dann Lucas und Eustaquio von Santa Cruz auf, um zunächst nach dem Dorfe Charul zu wandern, das sie nach mehren sehr beschwerlichen Tagereisen erreichten. Der Weg führte anfangs durch tropische Urwälder, nachher an schauerlichen Bergschluchten vorüber, in deren Tiefe mächtiges Felsgetrümmer umherlag. Schaaren von Affen, die in den Bäumen kletterten und lärmten, waren erstaunt über diese Eindringlinge, welche in diesen Einöden erschienen. Am merkwürdigsten war den Reisenden ein großer Wald, in welchem sie keinen Laut, nicht einmal das Gezwitscher eines Vogels vernahmen. Nur der Tritt ihrer Rosse und ihre eigene Stimme unterbrach das tiefe Schweigen, das fortdauerte, bis sie eine steile Höhe erreicht hatten, an deren jenseitigem Fuße ein großer Teich lag. Auf demselben tanzte in dunkler Nacht heller Schein umher, der gleich Irrlichtern oder Leuchtkäfern bald sichtbar wurde, bald verschwand, je nachdem die Reisenden einen Fernblick durch die Lichtungen gewannen. Der Schein kam von den Fackeln fischender Indianer. Hoch oben auf dem Berge lag das kleine Dorf Acajete, in welchem die Wanderer Rast hielten. Am anderen Tage erreichten sie Charul, wo sie dem Alkalden, der ein Mestize war, ein Empfehlungsschreiben vom Pfarrer abgaben. Dort vernahmen sie, daß sie am Tage zuvor eine Kette der Cordilleren vermittelst einer wenig betretenen Schlucht überstiegen hatten.

Bei diesem Alcalden blieben die beiden Abenteurer. Als sie ihn fragten, wo das geheimnißvolle Land liege, wies er auf eine Gebirgskette im Nordosten, die nur wenige Stunden entfernt lag, und deren nackte Gipfel eben von tiefem Abendroth überlagert waren. Ihren eigentlichen Plan verriethen die Beiden nicht, sondern äußerten nur den Wunsch, die unbekannte Stadt aus der Ferne zu sehen. Ihr gastfreier Wirth versicherte, daß er mehr als einmal das Gebirge erstiegen und wie es ihm geschienen, in der Ebene Menschen gesehen habe. Daß sie bewohnt sei, habe ihm ein von Zeit zu Zeit aufsteigender Rauch verrathen; auch habe er sich an einem hellen klaren Tage davon überzeugt, daß eine Stadt dort vorhanden sei. Auf die Frage, ob man nicht von irgend einem Punkte das ganze Thal übersehen könne, entgegnete der Alkalde verneinend, da die Sierra steil abfalle und nur einen einzigen Durchgangspunkt habe. Weiter nach Nordosten hin seien freilich noch einige Schluchten oder Bergthore, aber die dort am Fuße des Gebirges hausenden Candones hätten es nie gewagt, hinüberzudringen.

Am andern Tage waren die Reisenden schon früh auf den Beinen, schickten ihre Mozos (Diener) mit einigen Zeilen an den Pfarrer zurück, und machten sich in Begleitung eines Führers auf den Weg. Erst durchschritten sie die Ebene, an deren Rande das Dorf liegt, gingen dann eine Stunde weit grade aus, und stiegen bald in eine tiefe Schlucht hinab, auf deren anderer Seite das Gebirge sich steil empor hob. Nach einem äußerst schwierigen Marsch kamen sie in eine Gebirgsgegend, in welcher ungeheure Felsmassen umher lagen; es war eine furchtbar wilde Scene, die ihr Gemüth mit tiefem Schauer erfüllte. Eustaquio erklomm mit seinen Gefährten einen fast senkrechten Hohlweg, von welchem herab ein Gießbach sich ergossen hatte, und erreichte endlich die Höhe des Gebirges. Da standen sie nun, und ganz so wie der Pfarrer es ihnen gesagt, blickten sie in eine Schlucht hinein; aber die steilen Abhänge, die nach Norden hin dicht zusammen zu stoßen schienen, ließen für den Blick nur einen ganz schmalen Raum, und so war denn auch nur ein kleiner entfernter Theil der Ebene sichtbar. Aber in dieser gewahrten sie einen Haufen weißer Flecken ganz deutlich; es schienen regelmäßige Gebäude irgend einer Art zu sein. Das Land schien eben zu sein, und hatte einen See, der im Sonnenschein erglänzte.

Als sie wieder im Dorfe anlangten, wurden sie vom Alkalde freundlich zu längerem Bleiben eingeladen. Als er endlich von ihnen ins Geheimniß gezogen wurde, wollte er kaum seinen Ohren trauen: „Wie verwegen seid Ihr!“ rief er einmal über das andere: „sie werden Euch tödten, denn es sind sehr böse Leute!“ Er erzählte, sie seien Götzendiener und man halte sie auch für Menschenfresser; aber Zuverlässiges wußte er nicht. Hin und wieder sei wohl ein Mann vom Oristrehstra- und La Candronestamme nach Chajul gekommen, aber hier wage Niemand, diese Besuche der wilden Nachbarn zu erwiedern.

Digitized by Google

Die beiden Abenteurer baten den Alkalden, nichts von ihrer Absicht zu verrathen, nahmen am andern Morgen in aller Frühe ihr Gepäck auf die Schultern, verbargen ihre Waffen unter den Kleidern, schlugen den Gebirgspfad ein und stiegen in die Schlucht hinab, in welcher sie sich diesmal zur Rechten hielten. So erreichten sie einen dichten von Affenschaaren belebten Wald, durch dessen Gestrüpp sie sich nur mit Mühe einen Weg bahnten. Nach mehrstündiger Wanderung gelangten sie auf betretene Pfade, die sich nach verschiedenen Richtungen hin erstreckten; offenbar befanden sie sich im Lande der wilden Stämme; auch vernahmen sie bald das Rauschen eines Baches und menschliche Stimmen. Am Wasser saß eine alte Frau, und ein Mädchen war eben beschäftigt, einige Kalebassen zu füllen; Eustaquio und Lucas nahmen etwas Band, und traten freundlich auf die Indianerinnen zu. Als das Mädchen ihrer ansichtig wurde, ließ es, laut aufschreiend, die Kürbisflasche zu Boden fallen, und sprang leicht wie ein Reh in das Dickicht; auch die Nah-Attambil, d. h. die Alte, erschrack und wollte enteilen, aber Lucas warf ihr rasch ein Band über den Hals und sprach: „Weshalb fürchtest Du Dich, Mutter? Sind wir Akuanchacob (Riesen) oder Unicob (Menschen)?“ Als sie Worte in der Mayasprache hörte, schrie sie nicht weiter, starrte aber ihre beiden Verfolger mit großen Augen an, welche nun das Band locker ließen und ihr einen Strang Glasperlen auf die Schultern legten. Das gefiel der Alten, sie nahm die Siebensachen, eilte dem Tschupal (dem Kinde) nach, von Lucas gefolgt, der die Kalebassen aufgenommen hatte. Das Mädchen war in einiger Entfernung stehen geblieben, um sich die Homonos, die Fremden, zu betrachten, und bald war diese Tochter der Wildniß zufriedengestellt.

Eustaquio und Lucas befanden sich jetzt auf einem offenen Tafellande, und erblickten bald einige dreißig Hütten zwischen Tabacks- und Maispflanzen. Sie vernahmen, daß alle Männer zu einem Napalhana, großen Feste, in ein benachbartes Dorf gegangen seien. Im Dorfe sahen sich die Reisenden bald von Weibern und Kindern umgeben, welchen sie kleine Geschenke machten. So weit ging Alles gut; die beiden Weißen lagen im Schatten eines Daches auf einer Haazpoa oder Matte aus Palmblättern, und überließen sich dem Schlummer, als plötzlich Eustaquio aufgerüttelt wurde, und als er die Augen aufschlug eine Anzahl dunkelfarbiger Krieger neben sich stehen sah. Sie hatten hölzerne Schwerter und Speere. Auch Lucas erwachte. Als er ein Pistol hervorziehen wollte, versetzte einer der Wilden ihm einen Schlag auf den Arm. Jetzt fragte der Häuptling oder Anführer in gebrochenem Spanisch, wer sie wären und was sie hier wollten? Eustaquio entgegnete darauf in Maya: sie seien Handelsleute und wünschten eine Ladung Nutze, Taback, einzutauschen. Sodann erzählte er, wie er in dieses Dorf gekommen sei. Nun erhob sich ein neuer Sturm, während dessen die beiden Weißen aufsprangen.

„Wir müssen durchbrechen und ins Gebirge zu entkommen suchen!“ rief Eustaquio in englischer Sprache, und schoß mit seinem Pistol nach dem Häupt-

Digitized by Google

ling. Aber in demselben Augenblicke wurde er zu Boden geschlagen. Lucas war glücklicher; er entkam und entfloh mit aller Eile durch die Tabacksfelder. Schon glaubte er sich in Sicherheit, als ein Pfeil ihm ins Bein drang. Die Indianer erhoben ein lautes Jubelgeschrei, und schleppten beide Gefangenen in eine Hütte, in welcher sie scharf bewacht wurden, da einer der Krieger von Zeit zu Zeit nach ihnen sah. Trotz ihrer Ermüdung kam kein Schlaf in ihre Augen. Plötzlich hörte Eustaquio über seinem Lager etwas an der Hüttenwand rauschen, und bald vernahm er die Worte: „Vene tech kinyeych," d. h. „Schläfst du, Mann mit den hellen Augen?" Die Stimme kam aus dem Munde des Mädchens, welches am Morgen vor ihnen entflohen war, und ihnen dann zum Führer gedient hatte. Mit einem scharfen Steine zerschnitt sie das Bastseil, womit man ihn gebunden hatte. Während auch Lucas seiner Bande entledigt wurde, erzählte die Kleine ganz leise, daß alle Krieger, ausgenommen der Wächter, in den Wald gezogen seien, um nach Feinden zu suchen; da die beiden Weißen von ihnen als Späher einer größern Anzahl von Fremden betrachtet würden. Aber am Morgen würden sie wohl zurückkommen, beide Weiße tödten, und ein Hanal, d. h. ein Mahl aus ihren Leibern bereiten. „Ex chicheleu," d. h. dafür seid Ihr zu hübsch, fügte sie hinzu, und streichelte dem Sachsen die Wangen. Die Freunde theilten vollkommen die Ansicht des braunen Mädchens, und krochen durch die von der Kleinen gemachte Oeffnung. „Kuce, kuce!" Sieh, sieh, lispelte sie, und deutete auf den wachthabenden Indianer, der in einiger Entfernung an der andern Seite der Hütte auf und nieder ging. Als er die Flüchtigen sah, warf er seinen Speer nach ihnen; aber ein Pistolenschuß streckte ihn nieder,*) und die Weißen eilten, von der Indianerin geleitet, dem Dickicht zu. Es lag nicht weit entfernt. Im Dorfe war inzwischen in Folge des Schusses Alles in Bewegung gerathen, Weiber und Kinder schrien durcheinander; aber die Weißen glaubten sich vorerst in Sicherheit, nachdem sie wohl eine Stunde lang im Walde vorwärts gegangen waren und auf den Zweigen eines Baumes Platz genommen hatten.

Nachdem sie ausgeruhet, gingen sie weiter, und gelangten am Fuße des Gebirges in eine enge Schlucht. Es war nun Tag geworden, und sie konnten in voller Muße ihre Waffen untersuchen. Es fehlte nur das eine Pistol, mit welchem Eustaquio den Häuptling erschoß, und das die Indianer ihm aus der Hand schlugen. „Wahrscheinlich waren die Indianer zu hastig, die Feinde, welche sie im Walde vermutheten, zu erspähen, und nahmen sie sich deshalb keine Zeit, die Gefangenen zu durchsuchen."

Die Abenteurer erklommen nun das steile Gebirge, und gelangten, nach großen Schwierigkeiten, auf den Gipfel desselben. Vor ihnen lag abermals dieselbe Ebene, welche sie von den Berghöhen bei Chaxul aus schon gesehen hatten.

*) Merkwürdige Menschenfresser, welche ihren Gefangenen die Hände binden und die Schußwaffe lassen!

Digitized by Google

Sie erblickten in der Ferne weiße Gebäude, aber ein Schauspiel unmittelbar unter ihnen nahm sogleich ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Die innere Kette des Gebirges, welche der Schlucht bei Charul gerade gegenüber lag und dort so hoch empor stieg, daß sie den Blick fast überall einengte, war hier niedriger, und von der Stelle, auf welcher sich die Abenteurer befanden, nur etwa eine Stunde weit entfernt. Der Raum zwischen ihr und dem Abhange der Schlucht bildete ein Thalgelände, in welchem größere und kleinere, aus Steinen aufgeführte Gebäude umherlagen, und Pyramiden in Menge. Offenbar hatte dieses Thal eine dichte Bevölkerung; man sah Menschen umhergehen. Und als die beiden Weißen noch eine Strecke abwärts gingen, sahen sie in ihrer Nähe eine Gruppe von Kriegern, die mit Speeren, Keulen und Bogen bewaffnet waren, und auf dem Kopfe Federschmuck trugen.

Bald waren die Abenteurer diesen indianischen Kriegern sichtbar, und von einem Pfeilhagel umschwirrt. Rasch bückten sie sich und krochen hinter Felsblöcken einer Vertiefung zu. Aber an ein Entrinnen war nicht zu denken; sie fielen in die Gewalt der Krieger, welche dicht wattirte braune Panzer trugen, und ihre Speere schwangen. Lucas wollte Gegenwehr leisten und feuerte; aber ein Speer streckte ihn zu Boden; Eustaquio gedachte sein Leben theuer zu verkaufen, aber als er schießen wollte, sah er sich plötzlich in ein Netz verwickelt, das man von oben herab über ihn geworfen hatte. So war er gefangen, und wurde gleich seinem leblos am Boden liegenden Genossen gebunden. Die Indianer trugen ihre Beute fort über die weiter oben erwähnte Gebirgshöhe, auf deren jenseitigem Abhange die steilsten Oertlichkeiten durch Treppenstufen zugängig gemacht waren, die man in den Felsen gehauen hatte. Sie führten zu der Terrasse auf welcher die Gefangenen kurz vorher Krieger umhergehen sahen. Unter einem großen Volksandrange brachte man die beiden Europäer ins Gefängniß.

„Das Zimmer, in welches man uns einsperrte, war ganz leer, doch gewahrte ich in demselben eine zweite Thür, und ich konnte mich überzeugen, daß mein Kerker nicht gerade eng war. Einige Stufen führten zu einer Art Terrasse unter welcher eine zweite etwas in Verfall gerathene, über und über mit Blumen bedeckte sich befand. Beide Terrassen waren mit Netzwerk umgeben und augenscheinlich einst ein großer Vogelkäfig gewesen. Zwischen kleinen zwergartigen Bäumen gewahrte man noch Spuren von Gängen. Einer derselben führte zu einem großen Viereck oder Hofe; dicht neben demselben erhob sich ein Teocalli, dessen eine Seite von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienen wurde. Ich sah ganz deutlich die Umrisse des häßlichen Götzen, der dargestellt war in niederkauernder Stellung, mit offenem Munde und heraushängender Zunge; er stand oben auf dem Dache eines kleinen Tempels. Während der Nacht vernahm ich oft den Ton eines Horns und eine Stimme, die vom Tempel her Worte rief, die mir unverständlich waren. Der volltönige Ruf drang durch die stille Nacht in meinen verfallenen Kerker. Er kam von den Teopixqui, Priestern, welche von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang die Zeit abrufen."

Digitized by Google

„Die eine Seite des Käfigs wurde von einer Mauer gebildet, die drei anderen waren von einem aus kupfernen Stäben gebildeten Netz eingeschlossen; derselbe hatte offenbar nur größeren Vögeln zum Aufenthalte gedient. Auf der entgegengesetzten Seite des großen Gebäudes oder Palastes zu welchem er gehörte, sah ich noch einen eingegitterten Raum; zwischen diesem und meinem Käfig lag eine Gartenstrecke die mit tropischen Gewächsen bedeckt war; denn in jener geschützten Lage ist das Klima mild, und ich sah häufig an demselben Stamme Blumen und reife Früchte. Von meinem Kerker aus gewahrte ich noch, daß nach der dritten Seite hin ein dichter Hain lag, auf der vierten dehnte sich der Raum vor dem Teocalli aus. Bei hellem Tage konnte ich dieses Gebäude deutlicher erkennen; ohnehin war seine Basis kaum hundert Schritte weit entfernt; der zwischenliegende Raum schien in ungleiche Theile gesondert durch parallel laufende Mauern, die nur einige Fuß hoch waren, sich vom Fuße der ersten Abstufung bis zu dem Baumgürtel hinzogen, und nach zwei Seiten hin eine Einfriedigung bildeten. Das Teocalli selbst glich einer steilen Pyramide und bestand nicht aus einer Reihenfolge von Stufen, sondern aus sechs Terrassen, die je von unten nach oben kleiner und höher wurden. Auswärts hatte das Ganze einen weißen Bewurf; auf der Vorderseite gewahrte man zwei Reihen hieroglyphischer Gemälde. Sodann lief von Terrasse zu Terrasse in gerader Linie eine flache Rinne abwärts vom Fuße des Götzenbildes bis in die Ebene. Dieses Idol war von gewaltiger Größe, und ich glaube nicht daß es aus einem einzigen Steinblock gehauen worden ist. Denn obschon es auf der vierten Plattform von unten, und zwar in hockender Stellung, ruhet, so steht doch der Kopf fast in gleicher Linie mit der nächstfolgenden Terrasse. Das Bild mag reichlich seine vierzig Fuß hoch sein. Sein Antlitz besteht in einer häßlichen Verzerrung des menschlichen Gesichtes; die Augen treten weit heraus, die Kinnladen sind halb geöffnet, und die Gliedmaßen mit braungrünlicher Farbe angestrichen. Unmittelbar über dem Kopfe des Ungeheuers, auf der Terrasse, steht ein großer Altar; zwischen der Oberfläche desselben und dem Munde des Götzen ist eine Verbindung vorhanden; und noch höher, das Ganze gleichsam krönend, steht ein kleines Gebäude, aus welchem bei Nacht der Ton der Hörner erschallt. Es schien mir als ob dort in diesem Gebäude, das nach Süden eine Oeffnung hat, etwas leuchte; später erfuhr ich, daß dort das heilige Feuer brenne.“

Am Morgen ließ sich kein Mensch bei dem Gefangenen blicken; oben auf der Pyramide sah er indessen einige Priester. Im Garten flogen viele Vögel mit herrlichem Gefieder umher; sie waren sehr zahm. Von dem ihm zugetheilten Wächter, Namens Atloe, erfuhr er, daß man ein Fest der Schlangenfrau, der Qui tazt di, feiere, der man jene Kleine opferte, welche den beiden Weißen das Leben rettete. Atloe forderte unsern Eustaquio auf, dem heiligen Schauspiele beizuwohnen; und er ging und sah die schauderhaftesten, grauenvollsten Dinge. Nachher unternahm er einen Versuch zur Flucht. Eines Tages nämlich

kam sein Wächter und Hüter Atloe zu ihm und sagte: nun komme der Teocaciri bald, und das Gefängniß müsse in Ordnung gebracht werden. Eustaquio hätte gern gesehen daß man ihn nicht einsperrte wenn der Festzug des Häuptlings vorüberkam, aber sein Otahl befahl ihm in den Käfig zu gehen, der sogleich verschlossen wurde; auch erschienen Werkleute, um eine Thür zu vermauern. Schon seit einigen Tagen hatte man ihn aus einer andern nur kleinen Thür aus und eingeführt, und nicht mehr wie sonst aus der größern. Er sah gelegentlich, daß der steinerne Boden mit farbigen Matten belegt war; an manchen Stellen fand er Holzbänke mit Schnitzwerk und Goldverzierungen, auf welchen blühende Blumen in goldenen Gefäßen prangten. Gegen Abend kamen zwei Arbeitsleute mit einer kleinen metallenen Thür, welche sie einsetzen wollten. Sie brachen Stangen von dem Netzwerk los, antworteten aber auf keine Frage Eustaquios, der längst auf eine günstige Gelegenheit zum Entrinnen gewartet hatte. Rasch wollte er beide über den Haufen werfen und entfliehen. Aber oben auf dem Teocalli gewahrte er Teopixquis, auch war es noch hell und er hatte keine Waffen. Doch wollte er zuwarten und seine Zeit zu benutzen suchen.

Plötzlich entstand unter den Teopixquis eine große Bewegung; auf dem Teocalli wurden zahlreiche Trommelpauken geschlagen, deren Lärmen von anderer Musik gleichsam beantwortet wurde; im Palaste ertönte Glockenklang und man hörte den Schall von Blasinstrumenten. Der König nahte und die Teopixquis kamen in langem Zuge Fackeln tragend vom Teocalli herab. Eustaquio benutzte die Umstände und wußte zu entkommen, indem er die beiden Werkleute täuschte und überrumpelte. Es gelang ihm, das Gebüsch unbemerkt zu erreichen. Vor ihm lag bald ein viereckiger Platz und eine Straße, welche durch das Stadtviertel der Coamatlis zog; diese war belebt und der Flüchtige mußte einen weiten Umweg machen. Unterwegs begegneten ihm einige Leute, welche beim Einzuge des Teocaciri auch zugegen sein wollten, und da sie aus andern Ortschaften kamen, einige Fragen über die Tagesereignisse an ihn richteten. Er aber antwortete nicht, um jeden Verdacht zu vermeiden, weil er natürlich das Tepecohuatlan nicht fließend sprechen konnte. Einer dieser Wanderer war aber mit dieser Schweigsamkeit nicht zufrieden, und glaubte in ihm einen alten Bekannten zu finden. Er aber lief so rasch er nur konnte. Außerhalb der Stadt kam er erst auf ein steiniges Feld, dann in ein Gestrüpp am Gebirge, das er glücklich überschreiten zu können hoffte.

Von der Höhe herab warf er einen Blick nach der Stadt zurück, aus welcher eine Lichtmasse emporschien; deutlich vernahm er auch in weiter Ferne das Summen der Tausende von Stimmen und das Geräusch der Musik. Später erfuhr er, daß damals seine Flucht schon bekannt war. Er stieg immer weiter am Gebirge, bis er endlich ermüdet an einem Felsblocke einschlief, und erst nach Tagesanbruch erwachte. Zu seinem nicht geringen Schrecken sah er sich ganz in der Nähe einiger Hütten, die von den das Land bebauenden Tepecohuatlans

Digitized by Google

bewohnt werden. Diese sind ein stämmiger Menschenschlag. Doch war am frühen Morgen noch Alles still in den Hütten, und Eustaquio glaubte schon ungehindert die Sierra überschreiten zu können, als er auf eine Anzahl Ichcahuepilli, d. h. gepanzerter Männer stieß. Er rief ihnen zu: Gueza tequileino, tonca, ac miecachuey! d. h.: Ich gehöre zu den Guezalen; nehmt euch in Acht und thut mir nichts zu Leide! und wehrte sich mit einem scharfen Werkzeuge, welches er beim Entrinnen einem der Arbeitsleute weggenommen hatte. Sie legten keine Hand an ihn, warfen ihm aber ein Netz über den Kopf, fingen ihn ein und lieferten ihn in die Stadt ab. Dort war ihm ein fürchterliches Schauspiel vorbehalten, das er ausführlich schildert.

„Am nächsten Morgen erwachte ich in Tepecohuatlan, als man mich aufrüttelte, und mir befahl mein Gemach zu verlassen. Heute stand die mit Wasser gefüllte Kalebasse und der Mais, welchen man mir verabreichte, außerhalb. Ich kam heraus, war aber nicht wenig verwundert, als man die Thür hinter mir fest zumachte. Wollten sie mich ganz wegbringen? Aber wozu stand dann mein Essen und Trinken da? Alle meine Zweifel schwanden als der Wärter allein wieder fortging.“

„Bald zog das Teocalli meine ganze Aufmerksamkeit an. Auf demselben sah ich eine ungewöhnlich große Anzahl von Teopixqui, welche Vorbereitungen zu einem großen Feste zu Ehren des Götzen Quetzacohuatl trafen. Zum ersten Male erblickte ich heute Menschen innerhalb des Platzes vor der Front des Teocalli; sie kamen als die Sonne höher am Himmel stieg, und bald war der mittlere Raum ganz von Leuten aus der gemeinen Volksklasse angefüllt; zahlreiche Comatlis, stattlich gekleidet, rückten in nach einander kommenden Rotten auf, und standen auf dem jenseitigen Hofraume; der Platz dicht vor mir war noch unbesetzt. Eine wilde Musik im Corridor des Palastes deutete an, daß der Teocacixi mit seinen Teocitli und Kaziken sich in Bewegung setzte. Nun wurde es auf dem Platze still, und aller Augen schaueten nach einer Richtung hin. Der große Zug kam nicht weit von meinem Käfig vorüber und ich konnte ihn mit aller Muße betrachten. Voran gingen eine Anzahl von Teocitli, die leichte oben mit Federbüscheln gezierte Lanzen trugen; ihre Kleidung bestand in goldbesetzten Beinschienen, und goldbefranzten Mänteln aus hellgefärbtem Zeug, um die nackten Arme und am Halse trugen sie Ringe die mit Perlen und Steinen besetzt waren, und auf dem Haupte einen mit breiten Federn durchflochtenen offenen Reifen. Meist waren sie sehr hübsch gestaltete Leute und ihre ganze Haltung zeugte von Kühnheit und Stolz.“

„Hinter dieser Gruppe folgte der König, den man auf einer mit Goldplatten belegten Sänfte trug; der Baldachin derselben bestand aus Federn und rothem Zeuge. Diese Sänfte ruhete auf den Schultern von acht Kaziken. Der König sprach freundlich zu seiner Umgebung, doch fand ich in seinen scharfen Gesichtszügen viel Herbes. Er saß seitwärts auf dem Rande des Palankin, seine mit Federn verzierten, mit einer Art von Stiefeln bekleideten Beine ließ

Digitized by Google

er nachlässig herabhängen. Sein Gewand war mit Perlen besetzt, seine Ringe und Spangen erglänzten von Edelsteinen. Eine Kopfbedeckung trug er nicht, sein Haar war schlicht zurückgekämmt und mit einem rothen Bande zusammengebunden. Aber er trug Ringe in den Ohren und einen grünen Ring, vielleicht von Smaragd, an der Unterlippe. Statt des Scepters hielt er einen Blumenstrauß in der Hand, den er wie einen Fächer bewegte. In seinem ganzen Wesen war Grausamkeit und männliche Kraft mit Verweichlichung und wollüstigem Wesen gepaart."

"Seine Träger, die Kaziken, waren ähnlich gekleidet wie die Teocitlis, nur daß ihre Mäntel weniger Goldschmuck und mehr Federn hatten, und Spangen und Ringe von gewöhnlichem Metall waren. Das Gefolge mochte aus etwa vier hundert Männern bestehen, und beobachtete keine strenge Rangordnung; in den einzelnen Gruppen unterhielt man sich während des Zuges mit Lebhaftigkeit. Die Sänfte des Königs wurde mitten auf dem Platze niedergesetzt, auf einer Art Thron oder Gerüst. Dann warf sich die versammelte Menge nieder, und die Coamatlis vollzogen die übliche Huldigung, indem sie mit der rechten Hand die Erde berührten und die linke zum Munde führten. Ich war mit dem ganzen Schauspiel so sehr beschäftigt, daß ich Atloes Drohungen völlig vergessen hatte; ich schrack zusammen als ich wieder daran dachte. Aber ich beschloß möglichst gefaßt zu bleiben bei Allem was da kommen mochte."

"Nun schlug man die kupfernen Pauken oben auf dem Teocalli. Sie gaben einen volltönigen Klang, der weithin schallte. Das Volk stimmte einen Gesang an, in welchem die mir unverständlichen Worte Tulunia Hululez häufig wiederholt wurden. Inzwischen drängte sich die Menge hin und her; da und dort trat sie dichter zusammen, um für irgend etwas Platz zu machen. Ich kletterte am Netzgitter empor, um besser und genauer sehen zu können. Und was erblickte ich? Einen nackten Mann, der ein Messer trug, mit welchem er sich Brust und Beine zerfleischte, und wo er sich verwundet hatte ein Rohr in den Körper steckte, durch welches das Blut absloß. Es war abscheulich anzusehen, wie der Fanatiker blutete, und ringsum Männer tanzten und sangen, die ihn zu weiteren gottgefälligen Thaten aufzumuntern schienen. Ich stieg rasch wieder hinunter, und kaum war das geschehen, als die versammelte Menge ein helles Geschrei anstimmte und Aller Blicke sich der Pyramide zuwandten. Da, auf der Platform, am Fuße des gigantischen Götzenbildes, und vor einem Halbkreise von Soldaten, hinter welchen Priester standen, gewahrte ich meinen Freund Lucas. Er war bis auf dem Gürtel nackt; am linken Arm trug er einen Schild, in der rechten Hand einen Speer. Er blickte um sich, vielleicht um zu erspähen ob ich nicht irgendwo zu sehen wäre. Ich rief ihm zu, so laut es meine Lungen gestatteten; aber meine Stimme hat sich wohl im Tumult verloren. Gleich nachher erweiterte sich der Halbkreis; sechs mit Schild und Speer bewaffnete Krieger traten in denselben und griffen gemeinschaftlich meinen unglücklichen Freund an. In der Volksmenge herrschte nun so tiefes Schweigen, daß man deutlich die

Digitized by Google

Kämpfenden vernehmen konnte. Lucas, das wußte ich, war ein Mann von Kraft und Muth, aber er war durch Wunden geschwächt, sollte mit einer ihm ungewohnten Waffe kämpfen, und mußte gegenüber der Mehrzahl nothwendig unterliegen. Aber er wehrte sich wie ein Held und streckte zwei seiner Gegner nieder. Gegen die andern vier alle seine noch übrigen Kräfte zusammen nehmend, trieb er sie, während ihre Speere ihn trafen, zurück, lief an den Rand der Terrasse, und stürzte sich Kopf über hinab auf die untere Platform. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Offenbar hatte er diesen Tod gesucht, um nicht lebendig geschlachtet zu werden. Aber von allen Seiten erhob sich ein Wuthgeheul. Ich hoffte, daß es mit seinem Leben vorbei sein werde; aber mich schauderte als ich aus den Bewegungen der ihn aufhebenden Teopirquis abnehmen zu müssen glaubte, daß er noch nicht todt sei. Rasch trugen sie den verstümmelten, blutenden Körper oben auf die höchste Platform. Die Teopirqui zogen ihm die Kleider ab; jeder von ihnen faßte einen Arm oder ein Bein. Darauf legten sie ihn, das Gesicht nach oben gekehrt, auf den Altar, und ein fünfter hielt den Kopf, den er etwas nach unten zog. Ein Schnitt mit dem Messer, ein Zucken, ein letzter Schrei, — und Lucas hatte ausgelitten. Unten war alles wie in tobendem Wahnsinn, der sich noch steigerte als der Topiltezin das noch dampfende Herz emporhielt, und aus dem Munde des Götzen, in die oben erwähnte Rinne Blut herabfloß, das die unten stehenden Soldaten auffingen und aus hohler Hand tranken. Was weiter geschah weiß ich nicht, denn länger konnte ich den Anblick nicht aushalten; halbohnmächtig hielt ich mich an den kupfernen Stäben des Gitters, sank aber bald auf das Gras hin. Als ich wieder zu mir selbst kam war der König mit seinem Gefolge nicht mehr da und die Menge hatte sich zum größten Theile zerstreut. Ich sah eine Rotte Coamatlis vorbeiziehen; unter ihnen war Atloc, der nach mir blickte und mit einigen Gefährten sprach. Ich verfiel, nachdem man mir die verstümmelte Leiche meines Freundes in den Käfig geworfen hatte, in ein hitziges Fieber."

"Als ich wieder zum Bewußtsein kam, fand ich mich in einem Gemache das durch eine unregelmäßige Oeffnung in der Wand etwas Licht erhielt. Mich quälte ein brennender Durst, aber ich war vor Mattigkeit nicht im Stande mich von meiner Matte zu erheben. Ich versuchte eben nach der Thür hin zu kriechen und wo möglich dieselbe zu öffnen, als eine alte Frau hereintrat, die mich sehr unsanft anließ und ein zweites Weib herbeirief, mit deren Hülfe ich an den Haaren auf meine Matte zurückgezogen wurde. Aber ich vergaß diese Behandlung, als auf mein wiederholtes Verlangen nach Atl, Wasser, mir ein großer Kürbis voll gebracht wurde. Nachdem ich herzhaft mich satt getrunken, gaben sie mir auch gerösteten Mais, mit welchem ich meinen Hunger stillte. Nun blickte ich aufmerksamer um mich und sah, daß ich mich in einer Art Höhle befand, wenigstens waren die Wände nicht gemauert, sondern Felsengestein. Bei Einbruch der Dunkelheit entstand draußen eine Bewegung, und bald trat eine Anzahl von Männern herein, aus deren Gespräch ich abnahm, daß ich es nun mit Tepecohuatlans zu thun hatte. Jeder legte

Digitized by Google

sich auf seine besondere Matte. Auf meine Fragen erhielt ich keine Antwort. Mit Tagesanbruch zogen sie alle ab, kamen Abends wieder, und so ging es alle Tage. Allmälig erholte ich mich trotz der dumpfen Luft in meinem Kerker, vor welchem ein Hüter Wacht hielt. Es mochte etwa eine Woche verflossen sein, als ich mich Nachts sanft gerüttelt fühlte und einige leise spanische Worte vernahm. Der mich anredete war ein Spanier, seines Zeichens ein Grobschmied, den das Schicksal nach Mittelamerika und unter einen Candonstamm verschlagen hatte, von welchem er als Gefangener nach Tepetlan gebracht worden war. Er mußte in den Bergwerken arbeiten und seine Gefährten waren zu derselben Arbeit verurtheilt. Er erzählte mir seine Erlebnisse. Nachdem er einige Zeit im Gefängniß gesessen, hatte man ihm Speer und Schild gegeben und ihm sechs Krieger gegenüber gestellt. Er aber hatte sich in Spanien in dem landesüblichen Stabfechten geübt, benutzte beim Kampfe seinen Speer als Stab, besiegte seine Feinde, wurde ins Gefängniß zurückgeführt und zur Arbeit in die Bergwerke abgeführt. Dieser Spanier hieß Miguel Boso. Während ich im Fieber lag, hatte ich Spanisch phantasirt. Diese Sprache klang ihm wie Musik in die Ohren. Er sagte mir, daß ich nun auch wohl bald zur Arbeit werde herbeigezogen werden; und er hatte recht. Denn schon am nächsten Morgen wurde mir ein grobes kittelartiges Kleidungsstück zugetheilt und ich mußte mit den Uebrigen gehen. Als ich ans Tageslicht heraustrat, sah ich etwa sechszig Minenarbeiter, die von einer Anzahl Bewaffneter begleitet wurden. Diese schienen einer untergeordneten Klasse anzugehören und wurden von gewöhnlichen Coamatlis befehligt. Dergleichen Arbeiter- und Soldatenrotten waren mehre da.«

Don Eustaquio beschreibt im Fortgang seiner Erzählung sehr ausführlich die Oertlichkeiten dieser Minendistrikte und fügt hinzu, daß sorgfältige Vorkehrungen getroffen waren, welche ein Entfliehen unmöglich zu machen schienen. Die Aufsicht war um so mehr verschärft worden, da die Bergleute schon mehr als einmal den Versuch gemacht hatten sich zu befreien; es war zu blutigem Handgemenge gekommen. Die Arbeiter bekamen täglich eine Hand voll Mais; sie wurden überhaupt schlecht gehalten und hart behandelt. Auch war die Sterblichkeit unter ihnen nicht gering, und wer nicht fleißig schaffte oder sich widersetzte wurde mit Metallstäben derart geschlagen, daß er die Strafe selten lange überlebte. Wenn dergleichen Opfer fielen, thaten die Tepecohuatlans sich am Abend mit gebratenem Fleisch eine Güte. »Auch mir wollten sie ein Stück von dem verdächtigen Braten zukommen lassen, aber Miguel Boso's Erklärungen nahmen mir natürlich alle Lust zum Essen. Ich befand mich unter Kannibalen.«

In den nächtlichen Gesprächen kam oft die Rede auf die Möglichkeit zu entfliehen; Miguel hatte schon seit Jahren daran gedacht. Da die Gruben dicht an der einen Seite des Gebirges lagen, so war es eines Tages ihm gelungen am Ende eines Erzganges das Gestein wegzuhauen. Plötzlich schien die Sonne in die Grube. Er aber verstopfte rasch die Oeffnung wieder und hielt Alles vor seinen Gefährten geheim. Bald nachher wurde er nach einer andern Grube

Digitized by Google

abgeführt und konnte nicht weiter an seine Flucht denken, da er, allein wie er war, die Otahls oder Wächter nicht bezwingen konnte. Selbander, meinte er, sei schon eher ein Versuch zu wagen. In einer stürmischen Nacht, in welcher es stark regnete, gingen Beide ans Werk, ein zu gelegener Zeit leuchtender Blitz zeigte ihnen den Ausgang aus der Höhle; die wachthabenden Otahls wurden glücklich, wiewohl nach schwerem Kampfe, überwältigt und ihnen die Waffen abgenommen. Sie machten sich nach der eben erwähnten Grube auf, aber unterwegs begegnete ihnen ein Mann, vor dem sie sich nicht verstecken konnten. Sie gingen daher ruhig weiter, und Miguel antwortete auf die Verdacht andeutende Frage des Mannes: „Wann die Sonne aufgehen werde?“ „Itz teotl“, d. h. bei Sonnenaufgang, und zeigte, die Frage scheinbar wörtlich nehmend, nach dem Horizont im Osten. Der Indianer legte ihrem Weitergehen keine Hindernisse in den Weg, beschleunigte aber seine Schritte als sie an ihm vorüber waren, und fing bald aus allen Kräften zu laufen an. Aber Miguel spannte rasch den Bogen, welchen er dem Otahl abgenommen hatte, und jagte ihm zwei Pfeile in den Leib. In der früher von Miguel bearbeiteten Mine fanden sie bei Fackelschein ohne Mühe die vor zwei Jahren von dem Spanier ausgehauene Oeffnung und suchten dieselbe zu erweitern. Sie arbeiteten aus allen Kräften, denn es war gleich Tagesanbruch und ihre Flucht ohne Zweifel schon entdeckt. Endlich schien das Loch groß genug zu sein, aber beim Probiren ergab sich, daß Miguel zu breitschulterig war; Eustaquio konnte jedoch ohne große Beschwer hindurchklettern. Als jener im Innern damit beschäftigt war, die Oeffnung genügend groß zu machen, erhob sich plötzlich ein Geschrei, und wenige Minuten nachher wurde ein Menschenkopf aus dem Loche hinausgeworfen und kugelte wie ein Ball in den Abgrund.

„Ich war wie vom Donner getroffen, aber zu langem Nachdenken blieb mir keine Zeit, denn ich sah daß die Tepecohuatlaner den Versuch machten durch die Oeffnung nach Außen zu dringen. Ich hatte unter einen der Steine, die wir losgebrochen, einen Speer als Stütze gestellt; als ein Feind mit dem halben Körper hervorschien, zog ich sie hinweg und zermalmte ihn mittelst des Steines, der zugleich die Oeffnung zum großen Theile schloß. Nun war ich frei; ich athmete in langen Zügen und mit Wonne die frische kühle Luft ein. Was war seit meinem Abzuge aus Charul mir Alles begegnet! Mein Freund, mit dem ich Tepetlan betreten, war vor meinen Augen abgeschlachtet und meine Flucht war mit dem Blute eines andern Gefährten erkauft worden. Ich nahm das vom Rumpfe getrennte Haupt, drückte ihm die Augen zu und begrub es.“

Eustaquio entkam glücklich um der Welt seine Abenteuer zu erzählen.

Es bedarf nach den hier mitgetheilten Proben wohl keiner weitern Versicherung, daß die „lehrreichen und gefahrvollen Reisen“ auf nichts weiter hinauslaufen als auf einen Roman!

Digitized by Google

Die Binnenschifffahrt im Stromsysteme des La Plata.

Die südamerikanischen Staaten werden wieder einmal von bürgerlichen Zuckungen heimgesucht, die sich fast alljährlich da oder dort wiederholen, gleich Erdstößen in einer vulkanischen Gegend. Neu-Granada, Venezuela und die argentinischen Staaten sind der Schauplatz wilder Revolutionen in dem bekannten spanisch-amerikanischen Style. In allen diesen Kreolenstaaten fehlt das bürgerliche Element; sie haben keine gleichartige, innerlich zusammenhängende, nach einem gemeinsamen Ziele strebende Bevölkerung. Der spanische Kreole ist im Allgemeinen so ausgeartet, daß er sich selber kaum ertragen kann und mit der Unabhängigkeit nichts anzufangen weiß. Vielleicht hat man nicht mit Unrecht gesagt, daß diese Menschenart im politischen Ausleben und Absterben begriffen sei; gewiß ist wenigstens daß sie in manchen Ländern die Herrschaft den Mischlingen wird einräumen müssen. Es scheint als ob die Weißen aus spanischem und portugiesischem Stamme auf die Dauer keine Zukunft in dem Welttheile haben, welchen sie zuerst eroberten. Ihnen mangelt der innere Trieb und die Ausdauer, das mit den Waffen erkämpfte auch zu behaupten und angemessen zu benutzen. Nur der Staat Chili wird sich wohl zu einem blühenden Gemeinwesen erheben. In den meisten übrigen Republiken sind mehr Elemente der Zerrüttung als der Ordnung und Stetigkeit vorhanden. Sie befinden sich noch in ihrem Mittelalter, in einem Zustande halber Barbarei.

Welch andern Anblick würde das vor Nordamerika von der Natur so sehr bevorzugte Südamerika darbieten, wenn es in den Händen von Völkern germanischer Abstammung sich befände; wenn statt des trägen Kreolen der fleißige Deutsche und der unternehmende Anglo-Amerikaner im Besitze dieser wunderbar ergiebigen Länder wäre! Der Produktenertrag würde unermeßlich sein, an den Hunderten von Flüssen würden sich blühende Dörfer und volkreiche Städte erheben, die Ströme würden bis in ihre Quellengegend von Dampfbooten befahren werden. — Die Stromsysteme haben dort eine ungeheure Entwickelung, die Gewässer sind breit, tief und fast ohne Hemmungen für die Schifffahrt; und im Vergleiche zu jenen des La Plata und des Amazonenstromes erscheint das Stromgebiet des Mississippi, wenn man nur die Ausdehnung der Schifffahrtsfähigkeit betrachtet, beinahe klein.

Aber diese südamerikanischen Stromgeflechte liegen fast noch todt da; der Orinoco, der Amazonas und der La Plata werden bloß in ihrem untern Laufe und nur von wenigen Dampfbooten befahren, welche überdies, einige Ausnahmen abgerechnet, Europäern oder Nordamerikanern gehören. Das Binnenland ist ohne alle schwunghafte Entwickelung, producirt verhältnißmäßig sehr wenig und ist überdies, soweit das Stromgebiet des La Plata in Betracht

kommt, nicht einmal dem vollkommen freien Verkehr zugängig. Der Diktator von Buenos-Ayres, Rosas, hält den Strom geschlossen; er weigert sich die Unabhängigkeit von Paraguay anzuerkennen, und bestreitet nicht nur diesem Staate, sondern auch der Republik Bolivia und dem Kaiserreiche Brasilien das Recht der freien Schifffahrt bis zum Meere, es sei denn unter argentinischer Flagge. Es kann nicht fehlen, daß endlich nach langwierigen Streitigkeiten und fruchtlosen Unterhandlungen die freie Schifffahrt auf dem La Plata und dessen Zuflüssen erzwungen werden muß und wird. Die drei obengenannten südamerikanischen Staaten sind dabei eben so wohl interessirt als die großen Handelsstaaten Europas und die Nordamerikaner. In den Streitigkeiten zwischen Buenos-Ayres scheint uns, wie wir später einmal nachweisen werden, Diktator Rosas politisch und formell in seinem guten Rechte zu sein. Aber nichts berechtigt ihn die Anerkennung der Unabhängigkeit Paraguays zu verweigern, oder gar das Stromgebiet des La Plata als sein ausschließliches Eigenthum zu betrachten und die Schifffahrt auf demselben für die argentinische Flagge zu monopolisiren. Brechen in der That Feindseligkeiten zwischen Rosas und Brasilien aus, und kommt es, wie die letzten Nachrichten aus Amerika behaupten, wirklich zum Kriege, so wird diese Frage demnächst entschieden werden. In welchem Sinne kann nicht zweifelhaft sein, da Rosas in Bezug auf sie alle Mächte ohne Ausnahme gegen sich hat. Von welch großartigem Belang aber eine freie Schifffahrt im Stromgebiete des La Plata ist, wird sich aus folgender Zusammenstellung ergeben. *)

Betrachten wir zuvörderst den Paraná, der sich von Buenos-Ayres bis zur Mündung des Paraguay aufwärts erstreckt, diesen letztern zur Linken läßt und weit bis in das Herz von Brasilien hineinreicht. Er hat eine wahrhaft majestätische Ausdehnung, ein schönes, breites und tiefes Bett, eine große Anzahl fruchbarer Inseln und meist dichtbewaldete Ufer. Seine zahlreichen Nebenflüsse bilden an ihren Mündungen eben so viele Eingangspforten zu einem produktenreichen Hinterlande. Wer vom niedern Stromlaufe nach dem Oberlande schifft, gelangt zuerst an den Gualeguay, der mitten durch die Provinz Entre-Rios fließt und 26 spanische Meilen (Leguas) oberhalb Buenos-Ayres in den Paraná mündet. Weiter hinauf, 46 spanische Meilen oberhalb der Gualeguaymündung fließen der Tercéro und der Saládo gemeinschaftlich in den Paraná. In dem Raume zwischen diesen beiden Zuflüssen fährt man bei der am westlichen Ufer liegenden Stadt St. Nicolas und dem Dorfe

---

*) El Paraguayo independiente, Asuncion, December 1845, Nr. 32. — Carta corographica do Imperio do Brazil; dedicado ao Instituto historico e geographico brazileiro pelo Coronel engenheiro Conrado Jacob de Niemeyer. Rio de Janeiro 1846. — Navigation of the Confluents of the Rio de la Plata, von Edward A. Hopkins, aus Vermont. New-York 1850. Hopkins war 1845 nordamerikanischer Specialagent, und hielt sich längere Zeit in Paraguay auf.

Digitized by Google

S. Pedro vorüber. Zwischen diesen fließt der Rio del Medio, welcher die Gränzscheide zwischen den Provinzen Buenos-Ayres und Santa Fé bildet. Der Tercéro entspringt in der Provinz Córdova, durchströmt diese und Santa Fé und macht ein sehr ausgedehntes Gebiet der Schifffahrt und dem Handel zugängig. Der Saládo kommt mitten aus der Provinz Salta, durchschneidet Tucuman und Santa Fé, läuft parallel mit dem Paraná und mündet, nachdem er sich mit dem Tercéro vereinigt hat. Die Stadt Paraná oder Bajada liegt 100 Meilen *) oberhalb Buenos-Ayres am östlichen Ufer und gilt für die Hauptstadt von Entre-Rios. Beinahe gegenüber, am andern Ufer, liegt Santa Fé, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz; 38 Meilen weiter aufwärts die Ortschaft Cabajú Cualiá oder La Paz in Entre-Rios. Der vierte Hauptzufluß des Paraná ist der Guaiquiraró, der von Osten her etwa 8 Meilen oberhalb La Paz mündet und die Gränze zwischen Entre-Rios und Corrientes bildet. Der Corrientes mündet 20 Meilen weiter oben, 166 Meilen oberhalb der Stadt Buenos-Ayres. Er hat seinen Ursprung in dem großen Iberá-See; 12 Meilen weiter fällt der mit jenem fast parallel laufende Batéles in den Paraná. Am östlichen Ufer, 198 Meilen von Buenos-Ayres, liegt, sehr günstig für den Handel, die Stadt Goya, die künftig einmal sehr bedeutend zu werden verspricht. Bei ihr endet die Straße, welche bei der Stadt Los Libres am Uruguay beginnt. 10 Meilen oberhalb Goya mündet der Santa Lucia, bei der gleichnamigen Ortschaft. Am östlichen Ufer liegen die Ortschaften Bella Vista und Capilla del Señor; 240 Meilen von Buenos-Ayres erhebt sich die Hauptstadt von Corrientes am Paraná, unter 27° 27′ südlicher Breite, 15° 30′ westlicher Länge von Rio de Janeiro. Sie zählt etwa 30,000 Einwohner, hat eine gesunde Lage in schöner Gegend und wird einst von großer Bedeutung werden. Etwa 10 Meilen aufwärts, in 27° 20′ südl. Breite, fällt der Paraguay in den Paraná, doch dauert es lange, ehe Beide ihr Wasser völlig mit einander vermischen. Wir verfolgen zunächst den Paraná weiter. Bis zur Insel Apipé, die etwa 35 Meilen oberhalb des Zusammenflusses der beiden großen Stromarme liegt, bietet der Paraná für die Schifffahrt auch nicht das geringste Hinderniß dar, und an seinen beiden Ufern liegen viele Dörfer. Apipé ist ein wichtiger Punkt sowohl für Paraguay als für Corrientes und die brasilianische Provinz Rio grande do Sul. Von dieser Stadt fahren belastete Wagen über die flachen Pampas 30 Meilen weit nach den Ortschaften S. Tomé und S. Borja, so daß ein Handelsverkehr zwischen den Ortschaften am Paraná und jenen am Uruguay stattfindet. Andererseits beherrscht Apipé die Schifffahrt auf dem obern Paraná. Die Stromschnelle welche der Fluß dort hat, ist von keinem Belang; bei hohem Wasserstande können auch große Fahrzeuge den westlichen Stromtheil passiren, der für kleinere zu allen Jahreszeiten schiffbar ist. Apipé wird einen schwungreichen Handel mit dem innern

*) Spanische, welche überhaupt in diesem Aufsatze immer gemeint sind.

Digitized by Google

Paraguay über Villa del Pilar und Asuncion erhalten, sobald man die Straße zum Flusse Tebicuari etwas besser herrichtet.

Zwanzig Meilen oberhalb Apipé liegt Villa de la Encarnacion oder Itapua in 27 ° 20 ′ s. Br. und 12 ° westlich von Rio Janeiro in einer wunderschönen Gegend; 80 Meilen aufwärts findet man die Barre des tiefen Iguazú in 25 ° 25 ′ s. Br. Die Kaskaden dieses Flusses liegen mitten in der brasilianischen Provinz San Paulo; er fließt durch das Gebiet von Coritiba, und hat viele schiffbare Zuflüsse; gewiß wird er einst für die brasilianischen Niederlassungen Guarapuába, Larangeiras und Palmas eine wichtige Handelsstraße bilden. An seiner Mündung in den Paraná liegt der einst blühende Ort Santa Maria. Die prächtigen Stromschnellen der Sieben Fälle liegen 30 Meilen oberhalb des Iguazú unter 24 ° 27 ′ s. Br. Sie sind kaum weniger merkwürdig als die Wasserfälle des Niagara. Der ungeheure Katarakt ist stets von einem Regenbogen überwölbt; die Wassermasse stürzt malerisch über gewaltige Felsmassen und bildet unten eine Menge von Strudeln und Wirbeln. Die Jesuiten hatten eine sehr gute, 18 Meilen lange Straße am östlichen Ufer gebauet, auf welcher sie, die Wasserfälle umgehend, ihre Missionen Guaira, Ciudad Real und andere mit Waaren versorgten. Oberhalb dieser von der Natur im Strome errichteten Schranke findet die Schifffahrt 100 Meilen stromauswärts nicht die mindeste Schwierigkeit. Dann aber gelangt man zu den Urubupungá-Stromschnellen, die vermittelst eines Tragplatzes umgangen werden; von da ab ist abermals freies Strombett vorhanden bis zu den Marimbondo-Stromschnellen. Oberhalb dieser ist der Paraná wieder frei bis in die brasilianische Provinz Minas geraes. Seine Quellen liegen unfern von der Gränze der Provinz Rio Janeiro, kaum 100 Meilen von der gleichnamigen Hauptstadt des Kaiserreiches.

Oberhalb der Sieben Fälle empfängt der Paraná unter anderen Flüssen den Piquiri, Iguatimi, Amambay, Toes Barras, Panemá, San Anastasis, Rio Pardo, Onza, Verde und Aguapú, sämmtlich bedeutende Gewässer. Das ganze Gebiet welches der Paraná und dessen Zuflüsse durchströmen, ist unbeschreiblich fruchtbar und reich an Metallen. Es wird einst, wenn es in die Hände fleißiger, unternehmender Menschen geräth, eine zum mindesten eben so große Wichtigkeit erlangen wie das Stromthal des Mississippi.

Wenden wir uns nun zum Paraguay. 11 Meilen oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Paraná mündet in ihn der Vermejo, ein sehr bedeutender Fluß, der von Westen herkommt. Hier liegt Villa del Pilar, ein wichtiger Stapelplatz für die Erzeugnisse Paraguays, und von einer von Jahr zu Jahr wachsenden Wichtigkeit. In dieser Stadt haben sich schon manche fremde Kaufleute niedergelassen. 14 Meilen oberhalb mündet von Osten her der Tebicuari, der eine ungehemmte Schifffahrt ins Innere von Paraguay bis Villa rica möglich macht. Seine Ufer sind für diese Gegenden ziemlich stark bevölkert.

Digitized by Google

10 Meilen weiter liegt Villa franca und eben so viel weiter La Villa de Oliva, von wo La Villeta nur 11 Meilen weit entfernt ist. Unweit dieser letztern Ortschaft fällt einer der Arme des Pilcomayo in den Paraguay, 6 Meilen weiter aufwärts mündet ein zweiter Hauptarm. Nur eine Meile oberhalb dieses nördlichen Pilcomayoarms steht die Landeshauptstadt Asuncion in 25° 16′ südl. Breite, am östlichen Ufer des Paraguay und in sehr günstiger Lage, namentlich in Bezug auf die westlich von hier sich ausdehnende Landschaft Gran Chaco. Asuncion ist gesund, und wird einst für Südamerika eine ähnliche Bedeutung gewinnen, wie St. Louis für den Norden. Zehn Meilen oberhalb mündet von Osten her der Mandubira; und bald nachher der Cuarepotí in 24° 23′ südl. Breite. Sieben Meilen höher liegt die Barre des schnellströmenden Jegui, an welchem Villa de San Pedro erbaut worden ist. Man kann ihn bis nahe zu seinen Quellen befahren, die an der brasilianischen Gränze liegen. Der Ipaneguazú mündet 24 Meilen oberhalb in den Paraguay; auch er kommt von der brasilianischen Gränze her. In 23° 23′ südl. Breite liegt am östlichen Ufer des Paraguay die alte Ortschaft Concepcion etwas seitwärts vom Strome; 6 Meilen oberhalb mündet von Westen her der Verde, der eine Schifffahrt bis ins Innere von Bolivia eröffnet; 3 Meilen weiter kommt von Westen her der Aquidabánique; und noch 12 Meilen höher steht das Dorf San Salvador von wo aus der Apa auf eine Strecke weit schiffbar ist. Höher hinauf kommt von Osten her der Tipotí, und 24 Meilen weiter steht Fuerto Olimpo, wo auch von Osten her der Blanco mündet; 34 Meilen oberhalb dieses Punktes fällt in den Strom der Ausfluß des Negra-Sees, und noch 11 Meilen weiter finden wir Ortschaft und Fort Coimbra in 19° 55′ südl. Breite. Von hier bis zur Mündung des Miranda sind 10 Meilen, von da bis zum Tacuarí 5 Meilen. Dieser letztere Fluß ist von Wichtigkeit für die Bewohner der Provinz San Paulo, welche mit Cuyabá, der Hauptstadt von Matto grosso, Handel treiben. Nur 15 Meilen oberhalb der Mündung des Tacuarí liegt die freundliche Ortschaft Albuquerque und 40 Meilen weiter die Mündung des San Lorenzo in 17° 19′ 43″ südl. Breite. Hier theilt sich die Schifffahrt auf dem Paraguay in zwei große Zweige; den einen bildet der Hauptarm, den andern der Lorenzo. Folgen wir dem letztern bis zur Einmündung des Cuyabá, und gehen wir diesen hinan, so kommen wir zur Stadt Cuyabá, die 88 Meilen von der Mündung unter 15° 36′ südl. Breite liegt. In der Umgegend wird ziemlich umfangreicher Ackerbau und viel Viehzucht getrieben; das Land ist reich an Gold und Diamanten und der Handelsverkehr von Erheblichkeit. Die Provinz Matto grosso hat außer der Schifffahrtsverbindung mit dem Paraguay auch eine solche mit den Flüssen Madeira und Arinos, durch die Provinz Para, und mit San Paulo. Der Cuyabá ist noch bis weit oberhalb der gleichnamigen Stadt schiffbar. Auf der andern Seite bilden, unter den vielen Zuflüssen des San Lorenzo der Tequirá und Pequiri eine Verbindung mit der Straße von Curo, die aus der Provinz San Paulo, also vom atlantischen Ocean, herkommt.

Digitized by Google

Der Paraguay bleibt noch eine weite Strecke oberhalb der Einmündung des Lorenzo schiffbar; 34 Meilen oberhalb desselben strömt von Osten her der Negro ein; 19 Meilen weiter der Jaurú von Westen her in 16° 24′ s. Br. Von den Quellen dieses Flusses bis zu jenen des Amazonenstromes ist nur eine kurze Strecke. Villa Maria liegt nur einige Meilen oberhalb des Jaurú. Innerhalb der nächsten 4 Meilen finden wir den Cabazal und Sipotúba; der letztere ist 60 Meilen aufwärts fahrbar und sein oberer Lauf steht in Verbindung mit dem Sormidoro, der sich in den Amazonenstrom ergießt. Nun ist der Paraguay noch mehr als 60 Meilen weit schiffbar, von Villa del alte Paraguay Diamantins, wo er durch ein metallreiches Gelände fließt. Seine entferntesten Quellen liegen in 13° südlicher Breite und 12° westlicher Länge von Rio Janeiro, und sind gleich so voll und wasserreich, daß bald nach ihrem Ursprunge der Strom schon fahrbar ist. In seinem Bette findet man hier Gold und Edelsteine. Während der Zeit der Stromschwellungen ist die Wasserfülle so groß, daß sie zeitweilig eine Art von Binnen-See bildet, den Xarayes, welcher in einer Ausdehnung von 80 Meilen in der Länge und 40 Meilen in der Breite das Land zwischen Villa Maria und Coimbra bedeckt. Auf seinem langen Lauf bildet übrigens der nirgends der Schifffahrt Hindernisse darbietende Paraguay manchen tiefen, schönen See, wie er überhaupt ein ganz herrlicher Fluß ist.

Als dritte große Stromabtheilung betrachten wir die schon erwähnten, beinahe parallel laufenden Flüsse Vermejo und Pilcomayo, von denen der erstere mehrfach erforscht worden ist. Er kommt aus den Andes und empfängt, abgesehen von vielen andern Zuflüssen, den Santa Victoria, San Luiz, Negro, Grande und Jujuy. Sein Bett ist tief genug für die größten Fahrzeuge, die bis ins Innere von Bolivia, Gran Chaco, Salta und Tucuman schiffen können. Der Pilcomayo hat zwei Hauptarme, den eigentlichen Pilcomayo und den Cachimayo, und empfägt unter anderen den Furichipa, Santa Elena, Acchita, Paspaso, Potosi und Sucre. Auch er ist ein Hauptstrom von Gran Chaco, aber sein Lauf noch wenig bekannt.

Die vierte große Stromabtheilung des La Plategebietes bildet der Uruguay, der von nicht geringerer Bedeutung ist als die übrigen, und sowohl Provinzen der argentinischen Republik wie die Banda Oriental und die brasilianische Provinz Rio grande bewässert.

Der bei weitem größte Theil der von den Zuflüssen des La Platastromes bespülten Landstrecken ist, wie schon bemerkt, unendlich reich an werthvollen Produkten, insbesondere auch an Zucker, Kaffee, Baumwolle, Paraguaythee, Taback, Reis, Indigo; sie liefern Cochenille, Pelzwerk, Häute, Talg, Bau- und Farbehölzer, sammt werthvollen Rinden; daneben auch Sassaparille, Ipecacuanha, Vanille, Kakao, Copaiva, Gummi und unzählige nutzbare Kräuter und Früchte. Aber zur Entwickelung dieser Landschaften sind ein fleißiges Volk, Frieden, bürgerliche Freiheit mit Ordnung und Dampfschiffe nothwendig.

Digitized by Google

Binnen 5, höchstens binnen 8 Tagen könnte ein Dampfer von Buenos Ayres bis Asuncion fahren, in 6 bis 9 Tagen bis Cuyabá in Matto grosso; und die Rückfahrt wäre natürlich viel schneller zu machen. Das Land Paraguay ist eine »wahre Perle«. Aber Rosas hält sie gleichsam in der Muschel verschlossen, nachdem Diktator Francia diese herrliche Region beinahe ein halbes Jahrhundert lang von all und jedem Verkehr mit der übrigen Welt abgesondert hielt. Es ist nun die Aufgabe der europäischen] Seemächte und der Nordamerikaner, die freie Schifffahrt im Stromgebiete des La Plata zu erzwingen.

Der Welland-Kanal in Canada.

In Canada rührt man sich eifrig, um in Bezug auf materielle Verbesserungen nicht hinter den Vereinigten Staaten zurück zu bleiben. Es handelt sich vor allen Dingen darum, daß das Land am St. Lorenzstrome in den Stand gesetzt werde mit dem Lande am Hudson und dem Nordwesten der Unionsstaaten Concurrenz halten zu können. Das ganze Gebiet an den großen Binnenseen und am obern und mittlern Mississippi ist eine ungeheure Getreidekammer, die ihren sehr beträchtlichen Ueberschuß an Getreide und Mehl an Europa und Westindien abgeben kann. Deshalb strebt das Binnenland nach einem möglichst billigen, raschen und ungehemmten Verkehr mit den großen Emporien an der Küste des atlantischen Meeres; Virginien z. B. durch Eisenbahnen zum Mississippi und durch den Chesapeake-Ohio Kanal; auch Maryland hat seine Verkehrswege zum Ohio, Pennsylvanien seine Kanäle nach Westen, und New-York seinen Erie-Kanal und seine nun seit Mai 1851 vollendete und in ihrer ganzen Länge eröffnete Erie-Eisenbahn. Für den Nordwesten, nämlich die Staaten an den großen Seen, besteht auch eine Rivalität zwischen dem St. Lorenz und dem Erie-Kanal sammt dem Hudson. Dieser letztere bietet der Schifffahrt keine natürlichen Hindernisse dar, wohl aber der St. Lorenzstrom, da zwischen dem Erie- und dem Ontario-See die Wasserfälle des Niagara als unübersteigliche Scheidewand dastehen. Um dieses Hinderniß zu beseitigen hat man den Welland-Kanal gegraben, der in der Handelsbewegung eine wichtige Rolle spielt, und bei fernerer Entwickelung des Hinterlandes von Jahr zu Jahr eine größere Bedeutung erhalten wird. Er beginnt etwas westlich von Buffalo, (dem großen Stapelplatze des westlichen New-York, wo der Erie-Kanal beginnt oder mündet,) bei Port Stanley und reicht bis St. Catharines am Ontario-See. Ein Buch des Civilingenieurs Thomas C. Keefer »The Canals of Canada; their Prospects and Influence« theilt einige Notizen über diese Verbindungsstraße mit. Ober-Canada, das sich ungemein rasch entwickelt, fühlte sehr bald das Bedürfniß einer ungehemmten Communication zum Meere. Zwischen 1818 und 1824 bewilligte daher die Volksvertretung 4000 Pf. Sterl.,

Digitized by Google

um Nivellements aufzunehmen und die für Anlage eines Kanals geeigneten Oertlichkeiten zu bestimmen. Im Jahre 1824 wurde die Welland-Canal-Company als öffentliche Corporation anerkannt. Schon 1818 hatten einige Bewohner des Bezirks Niagara den Plan gefaßt, den Niagara vermittelst einer künstlichen Wasserstraße zu umgehen, und ohne langes Zaudern Hand ans Werk gelegt. Fast zu derselben Zeit wurde im Staate New-York auch der Erie-Kanal in Angriff genommen. Damals fuhr auf dem Erie-See nur ein einziges Dampfboot; der Huron- und Michigan-See wurden nur von Indianern und Pelzhändlern besucht; Buffalo, das jetzt mehr als 40,000 Einwohner zählt, war damals noch ein Dorf; die großen Städte Chicago in Illinois und Milwaukee in Wisconsin lagen noch „im Grabe der Vorzeit." Der ganze Handel auf dem Obern-See, d. h. 50,000 englischen Quadratmeilen Wasserfläche und 3000 Meilen Küstenrand, beschäftigte höchstens vierzig Segelschiffe, von denen nur zwei mehr als 100 Tonnen hielten. Seit 1818 ist aber auf jenen Gewässern der Handels- und Schifffahrtsverkehr um das Tausendfache gestiegen.*) Im Jahre 1833, als durch die Eröffnung des Welland-Kanals die Schifffahrt vom St. Lorenz aufwärts wohl an 1000 Meilen Ausdehnung gewonnen hatte, bewilligte Ober-Canada 70,000 Pf. Sterling für die Verbesserung und Regelung des Stromes zwischen Prescott und der Ostgrenze der Provinz; 1824 genehmigte sie eine Anleihe von 350,000 Pf. St. für denselben Zweck, damit die Kanalschleusen 200 Fuß Länge bei 55 Fuß Breite erhielten, und das Wasser eine Tiefe von 9 Fuß bekam. Im Jahre 1837 wurden wieder 245,000 Pf. St. für die weitere Verbesserung des Welland-Kanals bewilligt, während zugleich auch noch 930,000 Pf. St. für innere Verbesserungen angewiesen wurden. Als 1841 die beiden Provinzen Canadas zu einem Ganzen vereinigt wurden, bewilligte die Volksvertretung für die St. Lorenz- und Welland-Kanäle, den Burlington-Bay-Kanal und die Häfen an den Seen 1,319,182 Pf. St. und noch weitere 350,000 Pf. St. für anderweitige öffentliche Werke. Man wollte „Cleveland am Erie mit Californien" in ununterbrochene Verbindung setzen. Allerdings gelangen nun Zweimaster aus dem Erie-See in den atlantischen Ocean, seitdem auch für den eigentlichen Stromlauf des St. Lorenz viel geschehen ist. So werden z. B. die Stromschnellen zwischen Dickensons Landing und Montreal durch den St. Lorenz-Kanal umgangen werden, und vermittelst des Beauharnais- und La Chine-Kanals umgeht man andere böse Stellen.

---

*) Specielle Angaben und Nachweisungen über die Entwickelung des Handels und der Schifffahrt auf den großen nordamerikanischen Binnenseen stehen in: Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen. Von Karl Andree. Braunschweig 1851. S. 611 ff.

Digitized by Google

Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten im Jahre 1851.

Der erste Bahnzug mit Fahrgästen in den Vereinigten Staaten setzte sich am 28. December 1829 in Bewegung, und zwar auf der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn, welche an jenem Tage auf einer Strecke von 13 engl. Meilen Länge eröffnet wurde. Vor die Wägen hatte man Pferde gespannt.

Ende Juli 1851 wurden 10,129 Meilen Schienenwege befahren, sämmtlich im Osten des Mississippi, da Texas, Arkansas, Missouri und Jowa noch keine Eisenbahnen haben. Die längste ist die Neu-York- und Erie-Bahn; sie hat 467 Meilen Länge. Massachusetts hat 1 Meile Schienenweg auf jede 7 Geviertmeilen seiner Oberfläche; Neu-Jersey 1 auf 22, Neu-York 1 auf 28, Maryland 1 auf 31, Ohio 1 auf 58, Georgia 1 auf 76. Die Gesammtzahl der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten betrug zu der angegebenen Zeit nicht weniger als 305. Davon in:

Staaten.	Bahnen.	Meil. in Betrieb.	M. im Bau.	Kosten.
Maine	8	258	121	6,795,518 D.
Neu-Hampshire	16	462	58	14,145,755 "
Vermont	9	369	168	13,050,664 "
Massachusetts	36	1142	—	51,884,572 "
Rhode Island	2	50	30	2,614,484 "
Connecticut	13	551	65	17,498,599 "
Neu-York	44	1649	1098	60,784,157 "
Neu-Jersey	11	304	40	7,445,000 "
Pennsylvania	46	1087	538	44,106,949 "
Delaware	2	16	11	600,000 "
Maryland	3	335	172	13,043,888 "
Virginia	12	483	328	7,798,358 "
Nord-Carolina	3	249	162	4,000,000 "
Süd-Carolina	3	292	135	7,243,678 "
Georgia	13	784	200	13,922,361 "
Florida	2	54	—	250,000 "
Alabama	4	244	55	4,750,000 "
Mississippi	3	88	30	1,718,000 "
Louisiana	5	89	—	663,000 "
Tennessee	3	—	482	— — "
Kentucky	5	77	380	1,500,000 "
Ohio	27	690	1341	12,768,793 "
Michigan	4	411	33	8,046,340 "
Indiana	18	256	851	4,600,000 "
Illinois	11	149	1126	2,960,000 "
Wisconsin	2	20	136	400,000 "
	305	10,129	7560	302,590,116 D.

Bedeutung des Golfstroms für die Schifffahrt.

Ehe der Golfstrom den Seefahrern bekannt war, schifften sie zwischen England und Amerika in einem solchen Striche, daß Charleston in Süd-Carolina als der halbe Weg und als Mittelstation zwischen Alt- und Neu-England, New-York und Pennsylvanien betrachtet wurde.

Gewöhnlich fuhren die nach Nordamerika bestimmten Schiffe aus einem europäischen Hafen bis südlich von den Inseln des grünen Vorgebirges, wo sie den Nordostpassat gewannen, und mit demselben nach Amerika steuerten. Auf dieser Route gelangten sie an die Küste der südlichen Staaten der Union, wo sie ihren ersten „Landfall" zu machen pflegten. Von da ab steuerten sie nördlich, bis zu den Vorgebirgen der Delawarebay und anderen Spitzen oder Landzungen. Im Winter und bei stürmischem Wetter steuerten sie nicht, wie jetzt der Seefahrer thut, möglichst rasch in die hohe See um in den Golfstrom zu gelangen, sondern der Küste zu, um in Charleston oder in einem westindischen Hafen Sicherheit zu suchen, wo sie dann nicht selten Monate lang bis zum Frühjahre liegen blieben.

Freilich war man vor hundert Jahren im Schiffsbau und in der Schifffahrtskunde weit zurück, während jetzt beide durch die Wissenschaft ganz ungemein fortgeschritten sind. Die nautischen Instrumente waren unvollkommen, von Chronometern wußten die wenigsten Schiffer etwas, und es gehörte gar nicht zu den Seltenheiten, daß sie bei der Fahrt über das atlantische Meer sich um 5, um 6 oder gar um 10 Grad verrechneten. Und als es bekannt wurde, daß ein Schiffer am Stande eines in die See hinabgelassenen Thermometers mit Sicherheit bestimmen könne, wo er sich befinde, und daß die Länge sich durch den Strom wärmern Wassers herausstelle, welches seine kälteren Wasserufer im Meere selbst habe, waren sie nicht wenig erstaunt.

Als Benjamin Franklin in London war, suchten die Kaufleute von Providence in Rhode Island darum nach, daß die von Falmouth nach den Kolonien bestimmten Paketboote künftig nicht nach Boston, sondern nach Providence dirigirt werden möchten. Boston und Falmouth, sagten sie, lägen zwar zwischen Providence und London, aber praktisch betrachtet lägen die beiden ersteren weiter auseinander, da nachweislich im Durchschnitt eine Fahrt von London nach Providence um 14 Tage kürzer sei, als jene der Paketschifffahrt von Falmouth nach Boston. Und die Sache verhielt sich in der That so. Franklin erfuhr von einem alten Schiffskapitän aus Neu-England, der lange Zeit Walfischfänger gewesen, daß die von London nach Providence fahrenden Schiffe meist von Seeleuten geführt würden, die früher als Fischer an den Bänken von Neufundland gelernt hätten, welche Beschaffenheit es mit dem Golfstrom und der Richtung desselben habe, während die Engländer wenig davon wüßten.

Franklin und der alte Schiffskapitän entwarfen damals eine Karte, die auch gestochen wurde, und bis in die letzten Jahre ist auf den meisten Karten der

Digitized by Google

Golfstrom in der Weise verzeichnet worden, wie ihn damals der alte Yankeekapitän eintrug. Franklin bewies den Schiffern, daß sie mit Zuverlässigkeit den Golfstrom zu erkennen vermöchten, wenn sie nur einen Wärmemesser ins Meer hinabließen. Damals hatte Charleston einen bedeutenderen Handels- und Schifffahrtsverkehr als Neu-York und Neu-England. Aber in Folge jener Entdeckung nahm der Seeweg über den atlantischen Ocean eine andere Richtung; nun wurde die Fahrt um mehrere Wochen abgekürzt. Die von England nach den nördlichen Theilen bestimmten Schiffe liefen jetzt nicht mehr in Charleston an, sondern steuerten geraden Wegs nach ihrem Bestimmungshafen, statt in Süd-Carolina vor einem neuengländischen Schneesturme Schutz zu suchen, steuerten sie ins offene Meer hinaus bis sie sich im lauen Wasser des Golfstromes befanden, wo die Mannschaft sich erholen konnte. Sobald das Unwetter vorüber war, fuhren sie dann unverzüglich wieder der Küste zu.

So wurde Charleston von nun an eine Seiten- und Nebenstation, während es bis zu jener Zeit Hauptstation gewesen war

Dieser Umschwung begann zu Ende des vorigen Jahrhunderts; er machte sich indessen nur sehr langsam fühlbar. Aber um 1817 wurde er sehr bemerkbar. Damals kam der Plan, eine regelmäßige Paketschifffahrt zwischen Neu-York und Liverpool einzurichten, durch Jeremiah Thompson, Isaac Wright und Andere zur Ausführung. Zu jener Zeit schwankte in Bezug auf ein zu erringendes Handelsübergewicht das Zünglein der Wage zwischen Neu-York, Philadelphia und Boston. Die Neu-Yorker Paketschiffe, welche ein scharfsichtiger Quäker in See schickte, gaben den Ausschlag für Neu-York. Freilich hielten diese Paketschiffe nur 300 Tonnen und fuhren bloß einmal monatlich. Aber sie fuhren regelmäßig an einem fest bestimmten Tage, und deshalb fanden es die Kaufleute von Charleston, Philadelphia, Boston ꝛc. angemessen und vortheilhaft, sich derselben zu bedienen. Allmälig wurden die Paketschiffe größer, und ihre Zahl wurde vermehrt. Gegenwärtig fahren zwischen den einzelnen Hafenplätzen der Vereinigten Staaten und nach Europa Hunderte von Dampf- und Segelpaketen, welche nicht wenig dazu beigetragen haben, den Aufschwung von Neu-York zu beschleunigen.

Der Schlüssel zu alle dem liegt aber im Golfstrome, der wärmere Temperatur hat als das Meer, durch welches er fließt, und in dem „Wasserthermometer.“

Der afrikanisch-amerikanische Sklavenhandel.

Laut den Berichten, welche der Ausschuß über den Sklavenhandel dem Parlamente in London vorgelegt hat, sind im Durchschnitt Neger aus Afrika nach Amerika übergeführt worden:

Jahr.	Jährlich.	Umgekommene während der Ueberfahrt. Procent	Betrag.
1798 bis 1805	85,000	14	12,000
1805 — 1810	85,000	14	12,000

Digitized by Google

Jahr.	Jährlich.	Umgekommene während der Ueberfahrt: Procent.	Betrag.
1810 — 1815	93,000	14	13,000
1815 — 1817	106,000	25	26,600
1817 — 1819	106,000	25	26,600
1819 — 1825	103,000	25	25,800
1825 — 1830	125,000	25	31,000
1830 — 1835	78,500	25	19,600
1835 — 1840	135,810	25	33,900

Hier eine Uebersicht des annähernden Betrags der Ausfuhr von Sklaven aus Afrika nach Amerika in den Jahren seit 1840:

Jahr.	Zahl.	Verlust. Procent.	Betrag.
1840	64,114	25	16,068
1841	43,097	25	11,274
1842	28,400	25	7,100
1843	55,062	25	13,765
1844	54,102	25	13,525
1845	36,758	25	9,189
1846	76,117	25	19,029
1847	84,356	25	21,089

Somit war der Sklavenhandel in diesem letztern Jahre so schwunghaft wie von 1798 bis 1810, während unterwegs der Abgang von 14 auf 25 Procent stieg. Die Maßregeln welche man zur Unterdrückung des Handels mit Menschenfleisch anwandte, z. B. die Kreuzer an der afrikanischen Küste, hätten also die Gräuel nur vermehrt.

Brasilien war der Hauptmarkt. Dort wurden von 1840 bis und mit 1847 eingeführt 249,800 Neger, in den spanischen Kolonien während desselben Zeitraums 52,027. (— Aber wohin kamen die anderen aus Afrika weggeführten Schwarzen?) Nach Berichten des Consuls Westwood in Rio Janeiro liefen von diesem Hafen 40 Sklavenschiffe aus, wovon 11 unter brasilianischer Flagge, 6 unter portugiesischer, 15 unter amerikanischer, 4 unter französischer, 1 unter schwedischer und 3 unter hamburgischer. Es kamen an 31, und zwar 4 unter brasilianischer, 4 portugiesischer, 15 amerikanischer, 5 französischer, 1 schwedischer und 3 unter hamburgischer Flagge.

Zur Sittengeschichte.

Ein gefälliger Richter.

Gouverneur Ford erzählt in seiner Geschichte von Illinois folgende Anekdote:

Zu jener Zeit (von 1818 bis 1830) wurde die Gerechtigkeit in den Gerichtshöfen ohne viel Schau, Prunk oder Feierlichkeit gehandhabt. Die Richter waren

Digitized by Google

Männer von Verstand und Kenntnissen, die ihre Gerichte meistens in Blockhäusern, oder in den Schenkzimmern der Gasthöfe hielten, die zu diesem Zwecke mit einer Bank für die Richter und Stühlen und Bänken für die Advokaten und Geschworenen versehen wurden.

Bei dem ersten Circuit-Gerichte in Washington County, das Richter John Reynolds hielt, ging der Scheriff, als die Sitzung eröffnet wurde, hinaus in den Hof und sagte zu den Leuten: „Jungens, kommt herein, unser John will Gericht halten." Dies war die Verkündigung der Eröffnung des Gerichts. Im Allgemeinen zeigten sich die Richter abgeneigt, Gesetzesfragen zu entscheiden; sie liebten die Verantwortlichkeit nicht und befürchteten diese oder jene Partei zu beleidigen. Sie zogen es vor, alles, was ihnen möglich war, der Entscheidung der Geschworenen zu überlassen. Ich kenne einen, der, wenn er um Instruktionen an die Jury über Gesetzpunkte gefragt wurde, Stirn und Backen mit den Händen rieb und zu den Advokaten sagte: „Nun, meine Herren, die Jury versteht die Sache; sie bedarf keiner Instruktionen; sie wird ohne Zweifel gerecht sein." Derselbe Richter führte den Vorsitz in einem Gerichte, worin ein Mann, Namens Green, des Mordes schuldig gefunden worden war, und ihm lag die unangenehme Pflicht ob, das Urtheil über den Schuldigen auszusprechen. Er rief den Gefangenen vor sich und sagte zu ihm:

„Herr Green, die Jury sagt, daß Sie des Mordes schuldig sind, und das Gesetz sagt, daß Sie gehangen werden sollen. Ich wünsche, daß Sie und alle Ihre Freunde hinab an den Indian Creek kommen, um zu sehen, daß ich es nicht bin, der Sie verurtheilt; es sind die Jury und das Gesetz. Hr. Green, um welche Zeit würden Sie gehangen zu werden wünschen? Das Gesetz erlaubt ihnen Zeit zur Vorbereitung."

Hr. Green entgegnete: „Wenn es Ew. Achtbaren gefällt, ich bin jederzeit bereit; diejenigen, welche den Leib tödten, haben keine Macht, die Seele zu tödten. Ich bin vollkommen vorbereitet, stehe jederzeit bereit, wenn es dem Gericht gefällt."

Der Richter fuhr fort: „Hr. Green, es ist eine sehr ernste Sache, gehangen zu werden; es kann das einem Menschen nur einmal in seinem Leben passiren, und Sie thun wohl, sich so viel Zeit als nur immer möglich zu nehmen. Hr. Gerichtsschreiber, blicken Sie in den Kalender und sehen Sie nach, ob auf heute über 4 Wochen ein Sonntag fällt."

Der Schreiber berichtete, daß über 4 Wochen ein Donnerstag sei.

„Dann, Hr. Green," bemerkte der Richter, „giebt Ihnen das Gericht von heute an nur 4 Wochen."

Der Prozeß wurde vom Generalattorney James Turney geführt, welcher Folgendes einwendete:

„Wenn es dem Gericht gefällt: Bei Gelegenheiten dieser Art pflegen die Gerichte gewöhnlich eine formelle Sentenz zu verkünden, den Gefangenen an seine gefährliche Lage zu erinnern, ihm seine Schuld vorzuhalten und ihn vor dem Urtheile in der nächsten Welt zu warnen." Worauf der Richter entgegnete:

Digitized by Google

„O, Hr. Turney, Hr. Green versteht die ganze Sache; er weiß, daß er hängen soll; Sie verstehen es, Hr. Green, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete der Gefangene.

„Dann, Hr. Scheriff, lassen Sie den Gefangenen zurückbringen und das Gericht vertagen.“

Dem Unfuge gegenüber, welchen die Abolitionisten an den Gränzen der sklavenhaltenden Staaten treiben, haben sich in diesen Gegenden sogenannte Vigilanz Committeen gebildet, Sie lauern denen auf, welche Sklaven zur Flucht verleiten. Im Grayson Bezirk, Virginien, gelang es ihnen einen Abolitionisten, Johann Cornutt, einzufangen. Als er sich weigerte seine abolitionistische Gesinnung abzuschwören, zogen sie ihm die Kleider ab, banden ihn an einen Baum, und gaben ihm ein Dutzend Hiebe. Darauf entsagte er dem Abolitionismus und schwor Urphede, d. h. er zog aus Virginien ab, das er nie wieder betreten will.

Reißt Amerika auseinander! *)

Reißt den Erdtheil auseinander!
Schafft der See zur See die Bahn!
Der des Menschen Kräfte stählet,
Macht ihn frei, den Ocean!

Sprengt die Riegel, und es ströme
Unser Fluß, so stolz und hehr,
Westens Gut zu Westens Völkern;
Unser, unser sei dies Meer!

Unser durch die kühnen Fischer,
Durch Columbia's breite Fluth,
Durch das westwärts fortgetrieb'ne
Ewigrege Sachsenblut!

Lange haben sie geworben,
Schüchtern, Bräutigam und Braut;
Nun in heiliger Vermählung
Werde Meer dem Meer getraut!

Strebten nicht beschäumt die Wogen
Fruchtlos manch' Jahrhundert lang
Die Verbindung zu besiegeln?
Schafft ihm Raum, dem Sehnsuchtsdrang!

*) Von einem ungenannten amerikanischen Dichter, den die Präsidentenbotschaft von 1847, in welcher die Bedeutung eines beide Oceane verbindenden Schiffscanals hervorgehoben wurde, begeistert hat. Für die Uebertragung ins Deutsche sind wir Herrn Friedrich Ruperti in Bremen zu Dank verpflichtet.

Digitized by Google

Als der hohe Herr des Himmels
Seinen liebsten Erdtheil schuf,
Ließ die Mitte festverbunden
Sein allmächt'ger Werderuf.

Einst ersteht ein Volk, so sprach er,
Das nach meinem Wink mit Kraft,
Mit dem Eisen Länder bindet
Oder Straßen durch sie schafft.

Thut, was schon Colombo's Augen
In Prophetenahnung sahn,
Helft der Schöpfung nach und öffnet
Euren Schiffen kühn die Bahn.

O beglückt die erste Flagge,
Die vom Maste stolz und frei
Durch der Andes Sprengung flattert
Bei der Völker Jubelschrei!

Seht, wie dort Europa's Spaten
Suez Sandmeer kühn durchsticht,
Und so trotz' auch unsern Seglern
Panama in Zukunft nicht.

Ist der Wissenschaft Bestrebung
Nur auf eitles Spiel gewandt?
Sollten ihrer Arme Sehnen
Müssig ruhen und entspannt?

Auf denn, eifrig Volk, zur Arbeit!
Hell hat jüngst Dein Schwert geblitzt,
Aber höhern Ruhm erwirbt Dir
Deines Grabscheits Wirken itzt.

Nicht der Eigennutz verlockt uns,
Nein, wir graben für die Welt,
Und den Kielen aller Völker
Oeffne sich der neue Belt.

Muß der ganze Ball umkreist sein,
Eh' uns Indien froh empfängt?
Westwärts segelnd tragt nach Osten
Waarenfülle, buntgemengt.

Die ihr Zeit und Raum besiegtet
Auf dem Lande, auf der Fluth,
Laßt Ihr Euch noch immer trotzen
Durch des eis'gen Südpols Wuth?

Sagt, ob denn der Seemann ewig
Langsam, zögernd, mühevoll
Um die beiden Vorgebirge
Trägen Laufes steuern soll.

Was noch unsre Väter schreckte,
Jenes Oceans Revier,
Ist für uns ein leichtes Spielwerk;
Durch den Isthmus müssen wir.

Wir, die in den Urwald Söhne
Schleuderten mit kühnem Sinn,
Wie die Römer ihre Adler
Warfen, zum Zurückgewinn, —

Wir, die aller Kühnheit hold sind,
Wo der Kämpfende nur sinkt
Kühner zu erstehn, — wir zagten,
Wenn ein solcher Ruhm uns winkt?

Mag es riesenhaft erscheinen,
Sagt, ob das uns schrecken kann?
Groß zu sein ist uns beschieden,
Wagniß ziemt dem freien Mann.

Sieh', schon seh' ich stolz Dich thronend,
Winland, nach des Höchsten Rath,
Frieden beiden Meeren wägend,
Größester und frei'ster Staat, —

Auf dem Haupt des Ruhmes Kränze,
Welche immer frischer blüh'n,
Für die Weisen, Festen, Starken,
Lohn für ein erschlafftes Müh'n.

Reißt den Erdtheil auseinander!
Würd'ger Werk ward nie gethan.
Horch, es braust die Fluth beschwörend:
Macht ihn frei, den Ocean!

Parlamentarische Lobrede auf die Dichtkunst.

Im Frühjahr 1851 wurde in der Gesetzgebung des Staates Neu-York zu Albany über einen Antrag verhandelt, demgemäß dieser „Empire Staat“ sich auf der Londoner Industrieausstellung durch einige Abgeordnete vertreten lassen sollte. Der Abgeordnete Barnum hielt das für überflüssig, und erlaubte sich nebenbei einige Ausfälle auf Dichtkunst und Poeten. Beide fanden in Herrn Caleb Lyon aus Lyonsdale einen feurigen Vertheidiger, wie nachstehende geistvolle Improvisation zeigt:

„Herr Vorsitzender! Ich erstaune über die Opposition des achtbaren und angesehenen Mitgliedes von Neu-York, womit dieses die von mir vorgeschlagene Maßregel zu widerlegen und dabei satyrische und witzige Angriffe gegen Poeten zu machen sucht. Er hat diesem Theile der Versammlung den Spitznamen

„Poeten-Ecke“ gegeben, und zwar als Vorwurf und in dem Pickwickschen Sinne, als wenn nichts Gutes hier erstehen könne. Es würde mir nicht einfallen in der Committee über Poeten und Poesie zu reden, aber bei einem solchen Angriffe halte ich die Vertheidigung nicht nur erlaubt, sondern nothwendig. Herr Barnum erniedrigt den Einfluß und die Würde der Poesie und vergißt dabei, wie kräftig und wahr jener Denker, der die Welt beobachtet und tief den Quell des menschlichen Wissens erforscht hatte, fühlte, als er ausrief: „Laßt mich die Gesänge eines Volks dichten und ich frage nicht, wer ihm seine Gesetze macht!“ Alle Nationallieder sind Beweise der tiefliegenden Verehrung, welche die Seele der Menschen für die zur Musik erhobene Poesie empfindet. Mein Vorredner kennt nicht die Schönheit der Psalmen Davids und nicht die Wahrheit der Sprüche Salomons; er weiß nicht, daß diese Eigenthum fast aller Völker sind und daß sie mehr wirkten als die abstrakten Sätze der Denker oder die kalten Gesetze der Machthaber.

Homer schuf seine weltbekannten Gesänge fünfhundert Jahre vor Herodot, und die Geschichte des Letztern giebt Zeugniß von der Wirkung jener Gesänge auf die hellenische Bildung. Euripides war Dichter, und seine Werke lehren uns die unvergleichliche Größe des jetzt verwüsteten Griechenlands. Wir besitzen von Confucius Gedichte, die uns beweisen, daß bei ihm, wie bei dem unvergleichlichen Plato, die Philosophie und die Muse der Dichtkunst Hand in Hand wandelten. Ferdusi, Sadi und Hafis, diese Sänger des Krieges und der Weisheit, der Freiheit und der Liebe, bilden das Einzige, das uns vom Reiche Samarkand geblieben ist und das uns die Größe dieses Landes durch die Schönheit und Erhabenheit seiner Dichter zeigt. Virgil, der das Landleben vergöttlichte, war Dichter, und wer ihn liest, lebt in Tempe und Arkadien. Shakspeare, dessen Werke gleich einer Bibel des Geistes, die unerschöpfliche Quelle des menschlichen Wissens zeigen, war Dichter, er war nach den Worten Johnson's: nicht für einen Tag, sondern für alle Zeiten.

Jenen großen Heroen der Dichtkunst müssen wir die unsterblichen Namen des fröhlichen Genossen der Sappho, des Anakreon, des lieblichen Ovid und des Catull, aus der Römerzeit, des Dante und Tasso, dieser Italiener, welche Erde, Himmel und Hölle mit allen Schrecken und Seligkeiten zu bilden wußten, des Vega und Camoens, der großen Spanier, deren Lieder an den goldenen Ufern des Guadalquivir, in den Thälern von Granada und den Weinbergen Andalusiens wiedertönen, wir müssen ihnen nothwendig die großen Vorgänger der unsterblichen Dichter Schiller und Goethe hinzufügen. König Alfred, der Sachse, und Milton, der Sänger des verlorenen Paradieses, waren Dichter, und den Werth jener Männer, mit deren Gesängen die Krieger freudig in die Schlacht ziehen, den Werth der Dichter Sidney Smith, Ponce de Leon und Körner, wird Herr Barnum uns nicht ableugnen können. Wer mag aber alle die Männer und deren Bedeutung aufzuzählen, welche die göttliche Weihe der Dichtkunst besaßen und das theuerste Eigenthum der Völker wurden!

Digitized by Google

Auch die Vereinigten Staaten, „unser Heimathland der Freiheit“, besitzen Dichter, „würdig der Unsterblichkeit“. Bryant, Sealsfield, Percival und Halleck griffen in die Saiten der Lyra Apolls, und die alte und neue Welt hallt wieder von den begeisterten Tönen dieser Dichter. Aber die Wiege der Freiheit ist noch eine Wiege der Dichtkunst, und unsere heiligste Pflicht ist es, das liebliche Kind, das in dieser Wiege ruht, mit der Milch des Löwen und dem Manna des Himmels zu nähren, damit es erstarke in seiner Kraft.

Die Dichter sind die größten Lebenskünstler und Bildner der Menschheit, sie sind meist die Pioniere der wirklichen Humanität. Ihre Gesänge durchwandeln segenspendend „die Paläste der Reichen und die Hütten der Armen“, und vernichten in ihrem Lebensmuthe jene Schrecken, die Horaz vom „bleichen Tode“ sang. Die Dichter sind die Schatzmeister der Vergangenheit, die Herrscher der Gegenwart, die Propheten der Zukunft, sie sind nach den Worten des christlichen Apostels, als er seinen Mitstreitern zurief — „seid Dichter des Wortes“ — die wahren Priester der Menschheit. Wo die Dichtkunst schläft, da wacht kein Patriotismus, wo sie aber lebt, da tönt sie gleich der Memnons Säule und verkündet den Sonnenaufgang des Ruhmes einer Nation.

Ich glaube nicht die Nachsicht dieser Versammlung zu verletzen, wenn ich von dem Wesen und Wirken der Dichtkunst, „der von mir angebeteten Gottheit“, mit dem innigsten Gefühle rede, wenn ich dadurch gleichsam eine Kindespflicht erfülle und mit „flammender“ Waffe den Tempel der Musen vertheidige. Blicken Sie, meine Herren, hinüber nach den geknechteten Völkern der alten Welt und ahnen Sie einen Augenblick den dortigen Kampf der Zukunft. In die Lieder dieser Völker flüchtete sich die Freiheit, und in diesen Liedern webt und lebt die junge, mahnend pochende Kraft, die bald zum Kampfe erstehen wird. Damit schließe ich meine Vertheidigung gegen die Angriffe des Herrn Barnum und gehe zur Erörterung der vorliegenden Bill über.“

Notizen.

Aus Texas. Ein Herr Dr. J. A. Grant, der im Juli vor den Wählern des Bezirks Austin auftrat, bemerkt in seinem Rundschreiben: — „Zum Schlusse muß ich dringend darum ersuchen, daß diejenigen, welche ihre Habe nach Texas schafften, um sich der Bezahlung ihrer Schulden zu entziehen, mich gefälligst nicht unterstützen. Wenn ich nicht durch die Stimmen ehrlicher Leute in die gesetzgebende Versammlung geschickt werden kann, so mag ich gar keinen Platz in derselben einnehmen.“

Großes Dampfboot. Zu Louisville in Kentucky ist ein Dampfschiff im Bau das 359 Fuß lang ist und 8 große Dampfkessel enthält. Der Durchmesser der Schaufelräder beträgt 42 Fuß. Man meint, das Boot werde die Fahrt Stromauf von Neu Orleans bis Louisville in vier Tagen zurücklegen.

Digitized by Google

Schnelle Reise. Die Reise von Neu-York nach St. Louis wird jetzt nicht selten in vier Tagen und siebenzehn Stunden zurückgelegt. Die Erie-Eisenbahn ist nämlich seit dem Mai dieses Jahres bis Dunkirk vollendet; von dort gehen im Anschluß an die Bahnzüge Dampfschiffe nach Cleveland und anderen Küstenstädten. Von Neu-York bis Cincinnati gelangt man jetzt regelmäßig in 40 Stunden. Sobald die Bahn zwischen der letztgenannten Stadt und St. Louis vollendet ist, gedenkt man die Strecke zwischen dieser großen Stadt am Mississippi und Neu-York in weniger als drei Tagen zurückzulegen.

Virginien ist ein an vielen Hülfsquellen ungemein ergiebiger Staat; auch in neuerer Zeit erregen besonders seine Mineralreichthümer Aufmerksamkeit. Man hebt die Wichtigkeit der Bleigruben hervor. Außer am Kenhawa findet man im südwestlichen Theile eine unerschöpfliche Fülle von Salz, auch Steinsalz. Gyps, Eisen, feinste Porcellanerde, diese ist namentlich bei Farmville in Menge vorhanden; der Granit bei Richmond wird besonders gerühmt; der Schiefer am Slate-Flusse soll besser sein als jener in Wales, da er härter, stärker und weniger erdig ist. Gold, Kupfer und Kohlen sind im Osten der blauen Kette in Menge vorhanden; die letzteren namentlich am Kenhawa, wo man in den vorigen Jahren ein reiches Lager der vortrefflichsten Cannelkohle ausbeutet. Für Schafzucht eignet sich das Klima von Virginien ganz besonders; einzelne Landwirthe, welche derselben die große Aufmerksamkeit schenken, haben Wolle erzeugt, die sich mit der sächsischen Electoralwolle messen kann.

Am östlichen Ufer des Shenandoah, am Fuße der blauen Bergkette, ist Silber entdeckt worden.

Das Städtchen **Lynn** in Massachusetts treibt bekanntlich die Schuhfabrikation ins Große. Es lieferte im Jahre 1850 an Frauen- und Kinderschuhen und Stiefelchen 4,571,400 Paar, im Werthe von 3,421,300 Dollars. Die Kosten des Rohmaterials betrugen 1,627,716 Doll.; das in den Schuhmanufakturen angelegte Kapital wurde auf 1,053,630 Doll. angegeben. In den 155 Schuhmaunfakturen von Lynn wurden beschäftigt: Zuschneider (sogenannte Clickers) 295; Arbeiter (Cordwainers) 3779, Frauenzimmer (Binders) 6412.

Philadelphia, Stadt und Bezirk, nehmen einen Flächenraum von 76,800 Acres ein. Davon kommen auf die eigentliche Stadt (City) 1402 Acres; auf die 7 incorporirten Boroughs 5384 und auf die 12 Landkreise oder Townships 63,000 Acres. Im Jahr 1777 zählte die City, mit Southwark und den Northern Liberties, 5985 Wohnungen und 23,734 Seelen; 1790 schon 42,520. Die City hatte 1800: 41,220 Seelen, 1850: 121,417. Southwark respective 9621 und 38,799; Moyamensing 1592 und 26,979 Seelen. Im Jahre 1800 hatte Philadelphia mit Vorstädten und Umgegend 81,005 Seelen; 1810: 111,210; 1820: 137,097; 1830: 188,961; 1840: 258,037 und 1850 schon 409,045

In Neu-York wurden gebaut Häuser 1846: 1910; 1847: 1846; 1848: 1191; 1849: 1495; 1850: 1912; und total in dem letztverflossenen Jahrzehnt 1840 bis 1850 nicht weniger als 15,409.

Während der diesjährigen **Sitzung der gesetzgebenden Versammlung in Canada** sind nicht weniger als 322 Gesetzentwürfe eingebracht worden. Ein Mitglied gab 22 Vorschläge ein, zwei andere beantragten jedes 15, noch zwei andere je 13 und einer 14. Nicht weniger als 177 wurden angenommen und erhielten Gesetzeskraft.

Digitized by Google

In San Francisco, Californien, kamen vom October 1849 bis 31. October 1851 Einwanderer seewärts an 43,615. Davon waren 30,123 Amerikaner und 13,492 Ausländer.

Die zahlreich in **Californien** eingewanderten Chinesen verpflanzen die in ihrem Vaterlande blühenden Gewerbszweige in das neue Dorado. Sie liefern schöne lackirte Waaren, und errichteten im Sommer dieses Jahres zu Stockton eine Porcellanfabrik. Der dazu erforderliche Thon wird in bester Qualität im Stromthale des San Joaquin gefunden.

Wir lesen in einem californischen Blatte folgende Notiz: „Herr — - -, ein Deutscher, der vor etwa 14 Jahren mit Herrn Sutter in dieses Land kam, beging hier am letzten Sonnabend (im Juni) einen Selbstmord. Er vergiftete sich mit Arsenik. Er war nebst andern von Kapitän Sutter angestellt den Damm für die berühmte Sägemühle in Coloma zu graben, und war der erste Mann der beim Graben das Gold sah.“

Kapitän **Heinrich Schreeve.** Es waren drei Deutsche, welche zuerst mit einem Dampfboote den Ohio hinauffuhren: Rosenfeld, der Unternehmer, Becker, der Maschinenmeister, und Heinrich, der Schiffskapitän, im Jahre 1811. Heinrich Schreeve war der erste welcher mit einem Dampfer die Fahrt von Pittsburg nach Neu-Orleans unternahm. Dieser Mann wohnte zuletzt in St. Louis, wo er im März 1851 starb. Als er auf der eben erwähnten Fahrt, im December 1814 zu Neu-Orleans ankam, stellte er sich dem General Jackson gegen die Engländer zur Verfügung. Er war Erfinder des „Dampf-Senkholzsägers," einer Maschine, durch welche man die in den westlichen Strömen, namentlich im Mississippi, so häufigen Sawyers entfernt, — diese Baumstämme welche im Fahrwasser auf- und abschwanken und dasselbe unsicher machen.

In **Süd-Carolina**, das nach der Volkszählung von 1850 eine Bevölkerung von 668,247 Seelen hatte, übersteigt die Zahl der Sklaven jene der Freien um 101,461.

Der **Mässigkeitsapostel Pater Mathew** aus Irland hat in den Vereinigten Staaten von mehr als einer halben Million Menschen das Gelübde der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken entgegengenommen. Er selber lebt in äußerster Dürftigkeit und wird von seinen Gläubigern hart bedrängt. Heinrich Clay, den er in Kentucky besuchte, hat die bedrängte Lage dieses „wunderbaren Mannes“ der Oeffentlichkeit kund gethan. In Irland half er den armen Leuten über sein Vermögen mit Geld aus und stürzte sich in Schulden während er Wohlthätigkeit übte. Eine reiche Verwandte hatte ihm versprochen, ihm zum Erben einzusetzen, starb aber ohne letztwillige Verfügung. Das von der englischen Regierung ihm ausgesetzte Jahrgehalt von 300 Pfd. Sterl. hat er seinen Gläubigern überlassen. Damit er, der von einem lähmenden Schlagflusse heimgesucht worden ist, in seinen alten Jahren keine Noth leide, wollen Bürger der Vereinigten Staaten ihn unterstützen.

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google

Im Unterzeichneten erschien so eben:

Goethe's Leben

von

J. W. Schaefer.

2r Band. gr. 8. Geheftet 1⅓ ℛ.

(Preis für beide Bände 3 ℛ.)

Mit dem zweiten Band ist dies Werk, dessen erster Band im vorigen Jahr erschien, beendet. Bei der Beurtheilung des ersten Bandes haben sich die bedeutendsten kritischen Organe und Stimmen mit der größesten Anerkennung über diese Biographie Goethe's ausgesprochen und dem Herrn Verfasser im reichsten Maße das Lob gespendet, welches ihm für sein mühevolles Werk gebührt. Eine dieser kritischen Stimmen, in der Augsb. A. Zeitung, hat es besonders hervorgehoben, daß der große Sinn, welcher „Dichtung und Wahrheit" schuf, als leitender Geist über dem Verfasser geschwebt habe. Ein namhafter Gelehrter und Kenner der Göthe-Literatur hat diese Biographie des Dichters ein anmuthvolles Lebensbild genannt und damit ein Urtheil abgegeben, welches von der deutschen Lesewelt bestätigt werden wird. Bei dem zweiten Bande war es dem Herrn Verfasser gestattet aus mehreren bisher unbenutzten Quellen zu schöpfen, das Bild Göthe's im Mannes- und Greisenalter fest hinzustellen und von den vielen falschen Zügen zu reinigen, welche im Laufe der Zeit in dasselbe hineingetragen sind. Die Verlagshandlung übergiebt daher dem deutschen Publikum diese Biographie seines größesten Dichters in der Ueberzeugung, daß damit ein Werk geschaffen ist, welches vollkommen seine Aufgabe löst und eine schmerzlich empfundene Lücke unserer Literatur ausfüllt.

Bremen, im October 1851

C. Schünemann's Verlagshandlung.

Gediegene Schriften für Auswanderer,

erschienen in der Buchner'schen Buchhandlung in Bamberg, und zu beziehen durch alle solide Buchhandlungen:

Dr. Bromme's Hand- und Reisebuch für Auswanderer nach den Verein. Staaten von Nordamerika, Texas, Californien, Brasilien, den Britischen Besitzungen rc. 6te durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit der vortrefflichen Smith und Tannerschen Charte. 1⅓ Thlr. 2 Fl. 24 Kr.

Dr. Bromme, und Simon, Alex., Auswanderung und deutsch-nationale Kolonisation von Süd-Amerika, mit besonderer Berücksichtigung des Freistaates Chile. 2te umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von Traugott Bromme. Mit Charte. Preis 18 Sgr. 1 Fl. rhn.

Büttner, Dr., Der Staat Ohio. Eine geographisch-statistisch-topographische Beschreibung für Einwanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde. Geh. ½ Thlr. 54 Kr.

Neue Reisecharte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Californien, Oregon-Gebiet, Canada, Neu-Braunschweig rc. Mit hauptsächlicher Berücksichtigung der Eisenbahnen, Angaben der Entfernungen, und Beigabe vieler praktischer Notizen für Reisende und Auswanderer. — Nach Calvin Smith, Tanner u. A. bearbeitet. In Stahl gestochen von Serz und Co. in Nürnberg. Größtes Imperialformat. Preis für das Exemplar im Futteral 18 Sgr.

Wilkes, Ch., Der Westen Nordamerikas mit Einschluß von Californien und Oregon und des Sacramento-Thales. Deutsche Bearbeitung von P. C. Gottheil. Mit 3 Charten. gr. 8. Preis 26 Sgr. 1 Fl. 30 Kr.

In C. Schünemann's Verlag erschien früher:

Mann, A. D., Die nordamerikanischen Freistaaten. (Uebersetzung.) geh. 1 Thlr.

Das Westland.

Magazin
zur
Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben
von
Dr. Karl Andree.

Ersten Bandes, zweites Heft. November 1851.

Inhalt.

Der Ackerbau in den Vereinigten Staaten.
Aus Daniel Webster's Festrede bei der Grundsteinlegung der Erweiterung des Capitols in Washington.
Die Mormonen im Utah-Gebiet.
Die Muraraes-Indianer in Bolivia.
Amerikanische Alterthümer am Pascuto.
Die Stadt Lima.
Zur Sittengeschichte.
Deutsche Flüchtlinge in den Vereinigten Staaten.
Wisconsin u. der Bezirk Sheboygan.
Die amerikanische Polarsee-Expedition zur Aufsuchung Franklins.
Die Revolutionen im romanischen Amerika.
1. Die Bewegungen in Mexico, Mittelamerika, Columbien und Chile.
Notizen.

Bremen, 1851.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
New-York: G. & B. Westermann Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Der Ackerbau in den Vereinigten Staaten.

Der Nutzen großer Gewerbe- und Agrikultur-Ausstellungen liegt auf der flachen Hand. Sie gewähren einen Ueberblick aller Fortschritte, welche Industrie und Landwirthschaft gemacht haben, regen zu Verbesserungen und zum Nacheifern an, geben zu werthvollen persönlichen Bekanntschaften Anlaß, erweitern den Blick derer welche sie besuchen, und man kann sie als eine Art von praktischem Lehrcursus betrachten. Das gilt nicht nur von großen sogenannten Weltausstellungen, sondern für einen beträchtlichen Theil des Publikums noch weit mehr von Ausstellungen, die sich auf specielle Gewerbszweige beziehen, und einzelne Provinzen oder Staaten umfassen. Von diesen Vortheilen ist man auch in Amerika überzeugt, und die Resultate der großen Ausstellung von Erzeugnissen des Ackerbaues, welche vom 16. bis 18. September zu Rochester, im westlichen Theile des Staates Neu-York stattfand, haben den landwirthschaftlichen Fortschritt des letztern vollkommen bethätigt.

Rochester war für die Ausstellung ein sehr geeigneter Punkt. Diese Stadt liegt auf beiden Seiten des Geneseeflusses, der hier mit seiner unerschöpflichen Wasserkraft, nur wenige Meilen von der Mündung in den Ontariosee, hunderte von Mühlen treibt. Diese werden mit Getreide aus dem Hinterlande versorgt, einer wahren Kornkammer, die zu den schönsten und fruchtbarsten Gegenden Nordamerikas gehört. Da wo nun Rochester, eine Stadt mit nahe an 40,000 Einwohnern liegt, standen 1812 zwei Blockhütten in dichtem Walde.

Die Ausstellung befand sich etwa eine halbe Stunde vom Orte entfernt, in einer sehr malerischen Gegend. Eine Fläche von neun und zwanzig Acres war eingezäunt und in verschiedene Abtheilungen gesondert, in deren jeder sich für zeitweiligen Gebrauch errichtete Gebäude und Zelte befanden. In der Manufacturers Hall, etwa 150 Fuß lang und 72 Fuß breit, waren landwirthschaftliche Geräthe in reichster Auswahl ausgestellt; in einer andern Halle standen vorzugsweise eiserne Maschinen; in einer dritten sah man Butter, Käse, Honig, Bienenstöcke, Ahornzucker und dergleichen mehr, und die Blumenhalle, 180 Fuß lang und 80 breit, prangte mit ganz vortrefflichen Gewächsen und Obstsorten. Mehre Buchhändler boten eine reiche Auswahl landwirthschaftlicher Bücher feil.

Am 17. September sollen mehr als 50,000 Menschen die Ausstellung besucht haben. Jeder Bahnzug, jeder Dampfer, jedes Kanalboot brachte hunderte

von Zuschauern aus verschiedenen Gegenden, und außer Rochester hatten auch Buffalo, Auburn und Oswego, Omnibus gesandt. Die Berichterstatter rühmen die vortreffliche Haltung der versammelten Tausende, unter welchen auch nicht ein einzig ärmlich Gekleideter, nicht ein einziger Bettler zu finden war. Von den ländlichen Schönen waren mehrere in das sogenannte Blumercostüm gekleidet. Ein deutscher Landwirth hatte die beste Stute vorgeführt, für welche er 1000 Dollars forderte; die besten Zuchtstiere waren aus Canada gebracht worden, (Durham-Race) die Schafe ließen noch vieles zu wünschen übrig, doch hatten einzelne Landwirthe feine Wolle geliefert, aus welcher treffliche Merinozeuge gewebt und ausgestellt waren. Die Obstsorten waren vortrefflich.

In den Vereinigten Staaten gewinnt jedes Fest einen politischen Anstrich, und erhält dadurch auch eine größere oder geringere Bedeutung. So war es auch in Rochester, wo eine Anzahl notabler Politiker aus verschiedenen Staaten der Union sich eingefunden hatten. Bei dem großen Festmahl am 19. September trank der Vorsitzende des landwirthschaftlichen Vereins, J. M. Delafield, auf das Wohl der Stadt Rochester; der Bürgermeister dieser letztern brachte einen Trinkspruch auf die Armee der Vereinigten Staaten und auf General Wool, den Sieger von Buena Vista. Der General antwortete durch eine Gesundheit auf die Landwehr der Vereinigten Staaten. Er bemerkte unter anderm: „Ihr tapferes Benehmen auf so manchem Schlachtfelde bürgt für das, was sie leisten würde, wenn sie zur Vertheidigung des Landes in Waffen träte. Sie macht in Friedenszeiten eine große stehende Armee überflüssig.“ Ein anderer Redner, gleichfalls Militär, hob in lebendiger Rede die Verdienste der Landwehr hervor, eine Erscheinung, die in Europa nicht eben häufig vorkommen möchte, weil bei uns die militärische Eingenommenheit der Soldaten vom Handwerk die Führung der Waffen als ein Monopol für sich betrachtet, und dem Bürgerthum und den Verfassungen gegenüber sich in einer schiefen Stellung befindet. Der vormalige Präsident Tyler legte großen Nachdruck auf die treue Anhänglichkeit, welche seine Heimath, Virginien, der Verfassung der Vereinigten Staaten bewahre. Auf die Abolitionisten hindeutend, rief er mit Wärme: „der erste Sicherheitspfeiler für uns alle besteht darin, daß wir an der Constitution festhalten, der zweite, daß wir an der Constitution festhalten, und der dritte, daß wir an der Constitution festhalten.“ Als der Vorsitzende, zu den canadischen Gästen gewandt, die Gesundheit der Königin Victoria und des Prinzen Albert ausbrachte, entgegnete ein Mann von der linken Seite des St. Lorenz: Königin Victoria sei eine vortreffliche Dame, voll gesunden Menschenverstandes, und sie habe alle Eigenschaften, um einen vortrefflichen Präsidenten abzugeben. Sie brauche nicht darüber betrübt zu sein, daß die Vereinigten Staaten nicht mehr eine Besitzung Englands seien, denn die freie Verbindung zwischen beiden Ländern sei segensreicher als sie zur Zeit des Kolonialverhältnisses gewesen. Bezeichnend ist, daß dem großen Verdienste, welches die freie Presse, als „das Sinnbild und Organ der Volksge-

Digitized by Google

walt«, sich auch um die Förderung der Landwirthschaft erwerbe, ein besonderer Trinkspruch gebracht wurde.

Die Festrede hielt ein angesehener Staatsmann aus dem Staate Illinois, Herr S. A. Douglaß. Er schilderte in derselben die Verhältnisse und den Umfang des Ackerbaues in den Vereinigten Saaten, und wir halten es für angemessen, den Inhalt seiner Rede im Wesentlichen unsern Lesern mitzutheilen. Herr Douglaß sagte:

„Der Ackerbau hat zur Ausübung der intellektuellen und moralischen Energie des Menschen in diesem Lande ein weiteres Feld gefunden als in irgend einem andern des Erdkreises. Er fand hier die Bedingungen seiner vollständigsten Entwickelung und seines reichsten Erfolges — den größten Ansporn zur Anstrengung und den höchsten Lohn. Unser Land umfaßt eine größere Gebietsfläche, einen fruchtbarern Boden, ein mannigfaltigeres Klima, und vor allem einen einsichtsvollern, energischern und unabhängigern Bauernstand als irgend ein anderes, mit dessen Ackerbau-Produkten er jetzt auf den Märkten der Welt wetteifert. Unsere Ländereien sind billig und nicht von zwanzig hundertjähriger Bebauung erschöpft. Unsere Farmers sind die unbelasteten Besitzer des Bodens, während die Abschaffung der Erstgeburtsgesetze eine Anhäufung des liegenden Eigenthums in den Händen von wenigen Landbesitzern hindert. Unser Land gab der Welt zuerst das Beispiel des unabhängigen Landbaues — gab zuerst der Agrikulturarbeit jene natürliche Würde zurück, welche die Feudalsysteme der alten Welt ihr geraubt hatten. Jeder vom amerikanischen Farmer gepflanzte Baum, jeder Strauch, jede von ihm gepflegte Blume, jede von ihm gezogene Hecke ist sein Eigenthum und geht als Erbtheil an seine Kinder über.

Der Ackerbau ist in diesem Lande ein höchst achtbarer und zugleich ein höchst anziehender Beruf. Man greift zu ihm nicht blos als Mittel zu einer rechtlichen Unabhängigkeit, sondern auch Männer der Wissenschaft und schönen Künste, Staatsmänner und Krieger, Kaufleute und Seefahrer — kurz Alle, die Reichthum, Ehre und Auszeichnung in andern Lebensberufen sammelten, finden in ihm eine würde- und vergnügungsvolle Beschäftigung.

So lange Ackerbau der ausschließliche Beruf eines verknechteten Bauernstandes war, schuf er wenig mehr als die Nothwendigkeiten des Lebens. Er blieb eine blos träge Arbeit, welche die physische Kraft des Menschen verzehrte und mit wenig Verbesserung unter denen vom Vater auf den Sohn kam, die dazu geboren und auferzogen wurden. Zum Glück für den Fortschritt der Menschheit hat sich in vielen Theilen der Erde die Stellung des Ackerbauarbeiters geändert, und es ist keine geringe Quelle des Stolzes und der Befriedigung für uns, zu wissen, daß es das Beispiel Amerikas ist, welches die Aenderung herbeiführte und den Ackerbau zu seinem ursprünglichen Range unter den ehrenvollsten Berufen des Menschen zurückführte. Er ist jetzt ein Beruf der die Wissenschaft und mechanischen Künste, und in jedem seiner Zweige den erfinderischen Genius des Menschen zu seinem Beistande fordert.

Digitized by Google

Der Farmer, statt blos der breitgetretenen Spur seines Vorgängers zu folgen, bringt jetzt seine eigene Kraft der Forschung und Untersuchung in seinen Beruf. Chemie lehrt ihn die Natur und Eigenschaft der Ingredienzen, die seinen Boden bilden, die seiner Produktionskraft passendsten Fruchtarten, die Düngersorten, welche er gebrauchen muß, und das Verhältniß des von ihm zu haltenden Viehstandes, um seine Farm ergiebig zu machen. Je mehr er Kenntniß von Chemie, von Agrikultur-Geognosie und von Physiologie der Pflanzen und Thiere gewinnt, desto sicherer werden seine Ernten und desto gewisser sein Ertrag. Bewaffnet mit Kenntniß, hat die Fruchtbarkeit des Menschengeistes Hülfsmittel gegen die Ertragslosigkeit des Bodes gefunden und Mittel entdeckt, die Früchte seiner Arbeit gegen die Wechselfälle des Klimas zu schützen. Dies ist noch nicht Alles. Der amerikanische Farmer besitzt die Mittel zur Vervielfältigung der Arbeit und dadurch jene ihres Ertrages in den kunstvollsten und wirksamsten Maschinen.

Groß wie das Verhältniß unserer Landbaubevölkerung sein mag im Vergleich zu denen, die andern Berufen folgen, so steht sie doch nicht im Verhältniß zur Masse des nicht bebauten Bodens. Wir haben mehr Boden als Leute um ihn ergiebig zu machen, während gerade das umgekehrte Verhältniß in der alten Welt besteht. Da Handarbeit kostspielig und schwer zu erlangen ist, werden natürlicher Weise Maschinen gesucht, um ohne Beeinträchtigung des Arbeiters an ihre Stelle zu treten. Die Maschine raubt ihm die Beschäftigung nicht, sie verrichtet blos jene Arbeit, für die er keine Zeit übrig hat, und ohne die seine Bebauung auf enge Grenzen beschränkt sein würde. Kein Land kann dem Erfindungsgeiste der Maschinisten einen höhern Preis bieten, als das unsrige; keins kann sich einer größern Zahl von Erfindungen, die auf Ackerbau und mechanische Künste anwendbar sind, rühmen, als das unsrige. Unsere Ackerbaumaschinen besonders haben die Bewunderung der Welt gefunden; und neben diesen substantiellen Errungenschaften in diesem Industriezweige ist es vielleicht nicht unangenehm, bei einer neulichen Gelegenheit die Anerkennung Englands für den von amerikanischen Erfindern gezeigten Scharfsinn erzwungen zu haben.

Die Fortschritte unsers Landes werden durch den Fortschritt des Ackerbaues bezeichnet. Der Ackerbau besiedelt unsere neuen Staaten und Territorien; Ackerbau giebt unseren Werkstätten Beschäftigung; Ackerbau liefert die Produkte, welche die Grundlage unsers auswärtigen und innern Handels bilden; Ackerbau beschäftigt durch Lieferung der Hauptartikel unserer Exportationen unsere Schiffbauer und verlangt den Bau von Eisenbahnen und Kanälen, während er Märkte für seine gesteigerten Produkte sucht. Die Farmen des westlichen Neu-York forderten die Erbauung des Eriekanals, und die Farmen der westlichen Staaten fordern jetzt seine Erweiterung. Sowie die westlichen Staaten und Territorien besiedelt werden und die Ackerbauprodukte sich mehren, werden neue Eisenbahnen und Kanäle nothwendig, um Transportmittel an die

Digitized by Google

Seeküste zu liefern. Der Westen wünscht sich jeden Weg zum Meere zu öffnen. Er braucht die Beschiffung des Mississippi und St. Lorenz, die Kanäle von Neu-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana und Illinois, und alle Eisenbahnen, die jetzt von der Seeküste bis zum Mississippithale schon erbaut sind oder erbaut werden. Und doch werden sich alle diese Erleichterungen noch als ungenügend für die sich beständig häufenden Produkte der westlichen Farmen erweisen. Man wird neue Verbindungswege ins Dasein rufen, und es ist höchst zweifelhaft, ob das Kapital und die Unternehmungslust des Landes fähig sein wird, mit der gesteigerten Forderung nach innern Verbesserungen gleichen Schritt zu halten.

So spornt der Ackerbau jeden Industriezweig an, und er ist der Vater und Unterstützer aller. Was würde, möchte ich fragen, die jetzige Lage unsers auswärtigen Handels sein, wenn er nicht von den gesteigerten Produkten des Ackerbaus angetrieben worden wäre? Was die Lage unserer Handelsmarine, die mit Dampf- und Segelschiffen bereits jene der ersten Schifffahrtsnation des Erdkreises übertrifft? Es ist die Masse der Ackerbauprodukte, welche Frachten und den Haupttheil unsers auswärtigen Austausches liefert.

Und es ist ein glücklicher Umstand für uns, für die Erhaltung unserer freisinnigen Institutionen, daß der Ackerbau so bedeutend in die politsche Oekonomie unsers Landes greift.

Wie jetzt betrieben, entwickelt er Geist und Körper, und wahrt sowohl die Gesundheit wie die Moral unseres Volkes. So lange als ein so großer Theil unserer Stimmgeber den Ackerbau-Berufen folgt, brauchen wir keine Gefahr für unsere republikanischen Institutionen zu befürchten — keinen verderblichen Einfluß fremder Nationen auf die sichere Entwickelung unsers Reichthums und unserer Macht. Alle Nothwendigkeiten des Lebens weit über unsere eigenen Bedürfnisse hinaus erzeugend, und meistentheils blos die Luxusartikel importirend, sind wir unabhängig von der übrigen Welt, wenn es uns beliebt; während andere Nationen, welche die Lebensbedürfnisse nicht in hinreichenden Quantitäten produziren, um ihre eigene Bevölkerung zu nähren, und von dem Verkaufe ihrer Luxusartikel zur Ergänzung dieses Mangels abhängen, Sorge tragen werden, unsere friedlichen Verhältnisse mit ihnen nicht leichtfertig zu stören. England, einst bereit, „seine letzte Guinee zu spenden und seinen letzten Mann zu opfern,“ um das Continentalsystem Europas nieder zu brechen, wird nicht leicht in Versuchung gerathen, ein ähnliches System in Amerika aufzubauen; und man kann nicht annehmen, daß sich andere Nationen vordrängen werden, um das zu thun, dessen sich Großbritannien weislich enthält. So lange die große Masse unserer Bevölkerung aus den Besitzern und Bebauern des Bodens besteht, werden wir unsern republikanischen Instinkten treu bleiben. Es mag uns vielleicht nicht gelingen, jeden Luxusartikel für das Vergnügen und die Befriedigung des Menschen zu produziren; aber wir werden nach dem billigsten Maßstabe und im größten Ueberflusse diejenigen Dinge erzeugen, welche

Digitized by Google

am meisten zum Comfort, Glück und Frieden nicht allein unsers eignen Volkes, sondern auch der arbeitenden Klassen aller andern Länder beitragen.

Wir sind jetzt im Stande, der ganzen Welt die billigsten und besten Lebensmittel neben der billigsten und besten Bekleidung zu liefern. Wir liefern Getreide, Fleischwaaren und Baumwolle — diese drei Stapelartikel des Handels — in größerer Quantität und von besserer Qualität, als irgend eine andere Nation; und die Zeit ist nicht mehr fern, in der wir auch befähigt sein werden, ihre Preise zu reguliren. Welch' grenzenloses Feld steht also unserer Ackerbau-Industrie offen, — welch' reichlicher Lohn der Arbeit unsers Farmers! Die Beherrschung des Weltstapels, selbst ohne die Erwerbung Californiens (welche uns die Controle der edlen Metalle sichert) müßte uns die Controle des Handels der Welt gegeben haben. Doch abgesehen von diesen internationalen Rücksichten giebt es noch eine andere, die sich Ihrem Nachdenken naturgemäß aufdrängt. Unsere Ackerbauprodukte sind wegen der unendlichen Ausdehnung unsers Gebiets und der großen Verschiedenheit des Bodens und Klimas so mannigfaltig, daß sie überreiche Tauschmittel für den innern Verkehr zwischen den verschiedenen Staaten der Union liefern. Sie sind an sich selbst die Gegenstände eines sehr ausgedehnten innern Handels, beschäftigen in hohem Grade unsere Küstenschifffahrt und sichern unsern Dampfschiffen und Eisenbahnen beständige Beschäftigung.

Pflanzen und Bauen sind gegenseitige Verbündete, wie es in der That alle Zweige der Agrikultur-Industrie sind, ungeachtet der vielen Vorurtheile, die in dieser Hinsicht in verschiedenen Theilen des Landes gehegt werden mögen. Jene fassen eine beschränkte Ansicht von der politischen Oekonomie, die blos Nebenbuhler-Interessen aus den verschiedenen Produkten ein und desselben Landes entspringen sehen können; und jene sind schlimmer als bigott, die sich demgemäß unwürdiger Eifersucht oder feindlichen Gefühlen gegen die Brüder einer und derselben Familie überlassen. Man kann in den meisten Fällen keinen Zweig der Industrie eines großen Landes bevortheilen, ohne indirekt alle übrigen zu bevortheilen; wenn aber, wie in dem vorliegenden Falle, ein Interesse von dem andern abhängt, — wenn der Produzent des einen Artikels der beste und oft einzige Consument des andern ist, wer wäre dann so rasch, um zu behaupten, daß die Wohlfahrt des einen zum Nachtheil des andern einwirkt? Es ist jedoch bei dieser Gelegenheit nicht meine Absicht, diese Gedankenreihe weiter zu verfolgen. Es ist nicht mein Zweck, Proselyten für eine besondere Theorie zu werben, sondern einfach die nothwendige Verbindung und innige Verwandtschaft aller Zweige ein und derselben Industrieart und ihr harmonisches Zusammenwirken zur Beförderung des Reichthums, des Glückes und der Macht eines großen Volkes zu zeigen. Der freie internationale Austausch der Lebensbedürfnisse, der so begierig als das große commercielle Desideratum der verschiedenen Nationen Europas gesucht wird, besteht bereits unter dem einfachen Einflusse unserer Bundesverfassung zwischen den verschiedenen Staaten dieser Union; und die Produkte der

Digitized by Google

verschiedenen Staaten Europas sind weit weniger mannigfaltig als die der geographisch verschiedenen Theile unseres gemeinsamen Landes. Der einheimische Austausch jedes Landes bildet natürlicher Weise die große Masse seines ganzen Handels; aber in keinem Lande — vielleicht selbst nicht in China — wird ein so großer Theil desselben ausschließlich von den Produkten des Bodens geliefert, als in unserem.

Ich habe bis jetzt in der Kürze vom Ackerbau in Verbindung mit andern Industriezweigen gesprochen; aber ich beabsichtige einen Schritt weiter zu gehen und einige der hauptsächlichsten Ackerbauprodukte, welche bedeutend in die politische Oekonomie dieses Landes eingreifen, für sich zu betrachten. Ich thue dies, nicht allein um zu zeigen, wie jeder besondere Zweig des Ackerbaus seinestheils helfen kann, die commercielle und maritime Wichtigkeit eines Landes aufzubauen; sondern auch, wie ein Zweig der Ackerbau-Industrie zum Beistande eines andern wirken kann, mit dem er keine nothwendige Verbindung zu haben scheint. Und vielleicht vermag ich mit Beispielen aus unserer Geschichte zu zeigen, daß selbst Produkte, die anscheinend mit einander auf denselben Märkten concurriren, die Tendenz haben können, gesteigerte Nachfrage nach allen zu erschaffen. Mit den Theorien und Spekulationen politischer Oekonomen will ich mich vor diesem Zuhörerpublikum nicht befassen, und mich begnügen, Thatsachen vorzulegen, aus denen Jeder seine Schlüsse folgern mag.

Der größte amerikanische Agrikulturstapel ist Baumwolle, und ihr Anbau und ihre Verarbeitung haben in dem letzten halben Jahrhundert eine Wichtigkeit gewonnen, die alle ähnlichen Berufe weit übertrifft. Die Pflanze, obgleich in den tropischen Regionen Asiens, Afrikas und Amerikas einheimisch, war erst in beschränktem Maße zur Bekleidung benutzt, als die amerikanische Erfindung der Cotton-gin ihrer Bebauung einen in den Annalen der Agrikultur beispiellosen Impuls gab. Kein Zweig der menschlichen Industrie ist jemals so rasch zu Wichtigkeit und Macht gestiegen, als jener der Baumwolle; keiner hat eine so große Umwälzung im Handel und Manufakturwesen der civilisirten Welt bewirkt als dieser. Vor der Revolution und selbst bis auf die Einführung der Föderalconstitution herab, wurde nicht ein einziges Pfund Baumwolle aus Amerika verschifft, während sie jetzt nicht allein der Hauptartikel unserer Ausfuhr (der an Werth alle anderen Agrikultur-Exportationen unseres Landes übersteigt), sondern auch die große Basis unsers auswärtigen Austausches und der mächtigste Hebel des Handels der Welt ist.

Der Baumwollhandel allein reichte hin, um den Handel der Welt zu revolutioniren. Wohin immer ein Ballen Baumwolle geht, dahin bringt er einen Theil der amerikanischen Aufklärung und Macht mit sich. Die Abschaffung der Korngesetze Englands, welche die Häfen Großbritanniens den amerikanischen Brodstoffen und Fleischwaaren öffnete, war ein Triumph, den der amerikanische Baumwollpflanzer über die Feudalaristokratie der alten Welt gewann. Er lieferte den arbeitenden Massen Großbritanniens und Irlands Brod, während er

sie zu gleicher Zeit kleidete und den ersten Schritt zur Verbesserung ihrer Lage bildete. Er gab vermehrte Märkte, nicht allein den Produkten des Südens, sondern, nach der nothwendigen gegenseitigen Beziehung aller Handelsartikel, auch denen der nördlichen und nordwestlichen Staaten der Union. Was durch die Gewalt der amerikanischen Agrikultur in England bewirkt wurde, muß sich im Laufe der Zeit auf jedes Handels- und Manufakturland des Continents von Europa ausdehnen. Die Schlacht gegen commercielle Beschränkungen wird jetzt in Frankreich, Belgien, Deutschland und Italien geliefert und muß zuletzt mit Abschaffung aller Monopole enden.

Bei Aufzählung des hauptsächlichsten Agrikulturstapel unseres Landes werden wir unwillkürlich zur Betrachtung der Tabackspflanze geführt. Es ist nicht mein Zweck, hier zu untersuchen, in wie weit der Gebrauch des Tabacks in irgend einer Form als elegante Sitte betrachtet werden kann, oder ob seine Cultur als eine der Lebensnothwendigkeiten ermuntert werden sollte. In Holland, an den Küsten des baltischen Meeres und in andern Ländern Europas ist er, wie ich glaube, als eine medizinische Pflanze und als ein Gegenmittel gegen herrschende Krankheiten betrachtet worden, während in einigen deutschen Staaten wegen des allgemeinen Gebrauchs dieses Krautes seine Bebauung gesetzlich erzwungen wurde. Sei dem wie ihm wolle, der Gebrauch des Tabacks in dieser oder jener Form ist in jedem Theile des Erdkreises allgemein und seine Produktion ein Gegenstand nationaler Wichtigkeit geworden.

Taback greift bedeutend in unsern auswärtigen Austausch und steht auf der Liste unserer Agrikultur-Exportationen nur hinter der Baumwolle. Es giebt keine Nation, mit der wir handeln, die keinen Taback gebrauchte; während er in mehren europäischen Ländern ein Regierungsmonopol und einer der Hauptartikel ist, aus denen Revenue gezogen wird. In mehren Staaten dieser Union bildet er den ersten Stapelartikel der Agrikultur, und seine Produzenten sind wichtige Consumenten der gewöhnlichen Produkte von Ackerbau und Viehzucht anderer Staaten, und in einigen der nördlichen und nordwestlichen Staaten ist seine Cultur selbst als viel einträglicher wie die gewöhnliche Ackerbau-Industrie unserer Farmers eingeführt worden.

Aber wir exportiren nicht allein Taback, sondern wir sind auch Importeure des Artikels bis zu einem bedeutenden Betrage zu unserm eigenen Verbrauche. Es ist deshalb der Untersuchung werth, ob unser Boden und Klima sowohl für die Produktion jener vorzüglicheren Qualitäten, welche wir jetzt einführen, wie für jene, in deren Erzielung wir andere Theile der Welt übertreffen, geeignet ist; und auch die Frage mag sich erheben, ob unsere Tabacksqualitäten nicht so verbessert werden können, um denen gleich zu stehen, die wir jetzt von den größern westindischen Inseln importiren? Jedenfalls wird von der Regierung begehrt, in ihren Bemühungen nicht zu ermüden, um die Regierungen von Frankreich, Belgien und Oesterreich zu bewegen, ihre jetzigen Tabacksmonopole aufzugeben und ihre Häfen für die Aufnahme dieses sowohl, wie anderer

Digitized by Google

Agrikulturstapels unsers Landes zu öffnen. Ich weiß, daß diese Bemühungen bis jetzt wenig Erfolg gehabt haben; aber dies giebt keinen gültigen Grund, warum sie eingestellt werden sollten. Die Zeit der Monopole ist vorüber, und der Zügel, welchen jedes Monopol andern Handelszweigen, und deshalb indirekt der Staatseinnahme anlegt, kann, verbunden mit unsern Regierungs-Einreden, am Ende wohl auch die Augen jener Nationen öffnen, und das gewünschte Ziel zu erreichen kaum verfehlen.

Ich erlaube mir jetzt, Ihre Aufmerksamkeit auf die Ausfuhr der Brodstoffe zu lenken. Zu einer Zeit herrschte einmal in unserm Lande der allgemeine Glaube, daß wir nie im Stande sein würden, Waizen und Mehl nach Europa zu exportiren. Die Entfernung von den europäischen Märkten, die Kosten des Transports, die Interessen auf Kapital, Versicherung — dies Alles wurde gegen uns aufgereiht, um zu zeigen, daß Concurrenz mit den Waizenbauern Europas gar nicht in Frage kommen könne, und daß wir unsere Ausfuhr von Brodstoffen auf die brittisch-nordamerikanischen Colonien, Westindien und Südamerika beschränken müßten. Dieser Irrthum ist jedoch durch die Erfahrung verbessert worden. Ohne unsere bedeutenden Exportationen während des Hungerjahres einzuschließen, als wir fast die einzigen Verkäufer auf den Märkten Europas waren, zeigen unsere Ausfuhren in gewöhnlichen Jahren eine respektable Steigerung; unsere Transportmittel haben sich gebessert, Produktion ist billiger geworden, Entfernungen sind durch Zeitersparniß verkürzt, und trotz aller üblen Prophezeihungen unserer Kleinmüthigen sehen wir unsere Farmers mit den größten Waizenbauern Europas auf ihren eigenen Märkten concurriren! Amerikanische Brodstoffe haben einen dauernden Haltpunkt auf den Hauptmärkten der Welt gewonnen, und unser Waizenmehl ist in Mark Lane ein eben so großer Liebling, wie irgend eine andere Sorte desselben Artikels, die in England eingeführt wird. Gelegentliche Schwankungen der Preise muß man sich natürlicher Weise im Handel aller Ackerbaustapel gefallen lassen; aber ein frugales, fleißiges Volk kann sie überstehen und sich gegen ihren Einfluß schützen.

Während wir jedoch im Waizen- und Mehlhandel mächtigen Nebenbuhlern im Norden und Süden Europas, bei dem Volke am baltischen und den Bewohnern am schwarzen Meere begegnen, ist der Handel mit Mais und Maismehl, und mit Provisionen in hohem Grade fast ganz ohne Concurrenz gelassen, ausgenommen jene, welche dem Ausgebot billigerer und untergeordneter Surrogate entspringt. Wir können gute Provisionen zu niedrigeren Preisen liefern, als irgend ein anderes Land auf Erden; und Mais hat auf den britischen Märkten keinen andern wahren Nebenbuhler mehr, als die jetzt unsichere Kartoffel-Ernte. Bei dieser Ansicht der Sache werden Sie mich entschuldigen, wenn ich ohne Weiteres zur Erwägung dieses wichtigen amerikanischen Stapels übergehe.

Digitized by Google

Mais ist ohne Zweifel eine in Nord- und Südamerika einheimische Pflanze und wurde Jahrhunderte lang vor Entdeckung dieses Continents von den Indianern gebaut. Antiquarische Forschungen und architektonische Ruinen zeigen, daß Mais von den Azteken als Hauptnahrungsmittel gebaut und hoch geschätzt worden sein muß, und diese Annahme wird um so wahrscheinlicher, als die vorzüglichen andern Getraide, welche jetzt in Amerika cultivirt werden, seitdem von Europa eingeführt wurden. Er bildet gegenwärtig ein Hauptnahrungsmittel für Menschen und Thiere, und einen wichtigen Exportationsartikel nach Europa, obgleich viele Theile des südlichen Europas für seine Bebauung wohl geeignet erfunden worden sind. Es empfiehlt sich der großen Consumentenmasse durch seine nahrhaften Eigenschaften, die jene der andern Ersatzmittel für Waizen und Roggen, welche jetzt von den arbeitenden Klassen Europas gebraucht werden, weit übertreffen, und durch die große Verschiedenheit der Art und Weise, in der er als Nahrungsmittel bereitet werden kann. Chemiker versichern, daß 2 Cents werth Mais zum Unterhalt des animalischen Lebens weiter reiche, als 10 Cents werth Waizen, Roggen oder Gerste. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich sein Verbrauch überall steigert, und daß seine Production in diesem Lande in der größten Ausdehnung den Farmer reichlich belohnen wird. Mais wird seiner Zeit nicht allein die Kartoffel (welche jetzt eine unsichere Frucht in Europa ist) theilweise verdrängen, sondern auch mit den werthvollern Getraidesorten und Brodstoffen erfolgreich wetteifern."

Unter den Agrikulturerzeugnissen, welche von allen gesitteten Völkern in großer Menge verbraucht werden, ist der Zucker von großer Bedeutung. Wahrscheinlich ist er, wie in der alten Welt, so auch in Amerika ursprünglich einheimisch gewesen. Die Verein. Staaten liefern von diesem Artikel eine sehr beträchtliche Menge, brauchen aber noch bedeutende Einfuhren vom Auslande, um ihren Bedarf zu decken. Ob der letztere jemals durch die einheimische Produktion völlig befriedigt werden kann, das muß die Zukunft lehren; die Entscheidung dieser Frage wird durch die wahrscheinliche Anknüpfung von mehreren zuckerbauenden Staaten am leichtesten beantwortet werden. Einige Theile von Louisiana, Texas und Florida treiben lohnenden Zuckerbau, während in den nördlichen Staaten eine sehr beträchtliche Menge Ahornzucker gewonnen wird. Aber Rohrzucker und Ahornzucker zusammen reichen für unsere Consumtion nicht aus, und es fragt sich daher, ob wir den Ausfall nicht durch eine ausgedehnte Fabrikation von Rübenzucker decken sollen? — Hr. Douglaß schildert nun die Entwickelung der Rübenzuckerfabrikation in Europa, insbesondere jene Deutschlands und Frankreichs, und weist nach, daß in den Vereinigten Staaten Boden wie Klima sich für den Anbau der Zuckerrübe eben so wohl eigne, wie in den genannten Ländern. Der Zucker sei für alle Volksklassen zum unentbehrlichen Lebensbedürfnisse geworden, und eine verständige

Digitized by Google

Staatswirthschaft werde den Zuwachs der einheimischen Produktion dieser Waare ins Auge zu fassen haben.

Der Redner spricht dann vom Reis, der in einzelnen Staaten der Union eine zweite Heimath gefunden, insbesondere in Süd-Carolina, und macht auf den wilden Reis aufmerksam, der namentlich an den vielen kleinen Seen, mit welchen das Gebiet Minnisota bedeckt ist, in außerordentlicher Menge wächst und eine sehr wohlschmeckende Nahrung liefert. Diese Art Reis ist in Nordamerika einheimisch, und unternehmende Landwirthe beginnen zu prüfen, ob sie nicht einen ausgedehnten Anbau lohne. Da sie in Sümpfen und Morästen wächst, so fragt es sich, ob nicht durch sie werthvoller Ertrag in sumpfigen Gegenden, die jetzt ganz unproduktiv daliegen, zu erzielen wäre.

Nach einigen Bemerkungen über den Hanf, hebt der Redner die Bedeutung der Seidenzucht hervor, deren Ausbreitung und emsige Pflege er, mit Hinweisung auf die bereits erzielten Ergebnisse, dringend empfiehlt. Dann sagt er weiter:

„Meine Bemerkungen über Seide lassen sich vielleicht mit gleicher Stärke auf den Bau der Weinrebe anwenden. Die Rebe hat ihre höchste Vervollkommnung in Europa und Afrika erlangt. Während im Handel kaum eine Sorte asiatischen Weines bekannt ist, werden einige der hochgeschätztesten Weine in Europa auf Weinbergen unter dem 48. und 50. Breitengrade erzielt. Sorgfältige Pflege und Düngung, und die Behandlung des Weins im Faß und Keller scheinen Alles gethan zu haben. Wir haben eben so verschiedenartige Rebensorten, als irgend ein Theil der Erde, einheimisch in unserm eigenen Lande und üppig wild in Wäldern und Prairien wuchernd. Der größere Theil derselben ist jedoch bis jetzt uncultivirt geblieben, und unsere Farmers legen ihnen nicht den entferntesten Werth bei. Und dennoch ist sonderbarer Weise fast jeder Versuch, der mit unsern einheimischen Reben gemacht wurde, gelungen. Gute Weine, in Qualität weit besser als die ordinären Hocks und Clarets, welche man in dieses Land einführt, werden schon jetzt in vielen Theilen von Pennsylvanien, Ohio, Kentucky, Indiania, Illinois, Missouri und ohne Zweifel in andern Staaten der Union von reinen einheimischen Trauben bereitet; während es wohl bekannt ist, daß Wein schon lange ein Productionsstapelartikel im Thale des Rio Grande und in den südlichen Theilen von Californien war. Die Catawba-Traube hat sich wundervoll geeignet zur Fabrikation des Champagner erwiesen, während die leichtern Sorten derselben einen vortrefflichen Tischwein liefern. Man hat mir gesagt, daß geborne Europäer, jetzt adoptirte Bürger der Ver. Staaten, bereitwillig einen höhern Preis dafür zahlen, als für die gewöhnlichen Sorten französischer oder deutscher Weine, an die sie gewöhnt sind.

Ein recht hübscher Damenwein wird in Nordcarolina von einer einheimischen Traube, genannt Scuppernong, der diesem Staate eigenthümlich ist, bereitet. Aehnliche Versuche sind in andern Staaten gemacht worden und es

Digitized by Google

scheint in der That, als sei die einheimische amerikanische Rebe unendlich in ihren Arten, und ihre Cultur für den Boden und das Clima dieses Landes besser geeignet, als irgend eine andere Rebensorte, die entweder von Europa, Afrika oder den canarischen Inseln importirt wird. Angesichts dieser Thatsachen ist es sicherlich keine wilde Ausschweifung, wenn man annimmt, daß die Ver. Staaten in sehr kurzer Zeit guten Wein so billig und in solchem Ueberflusse liefern werden, daß er ein gewöhnliches und tägliches Trinkmittel abgiebt. Ein solches Resultat ist Seitens derer, die rücksichtlich geistiger Getränke am bedenklichsten sind, nicht zu bedauern; denn es ist ein wohlerwiesener Erfahrungssatz, bestätigt von der Beobachtung jedes Tages, daß sich die Bevölkerung der Weinländer als nüchtern und mäßig auszeichnet. Die nüchternsten Völker in der alten Welt sind die weinbauenden Länder des südlichen Europas, wo der Artikel wie Wasser auf jeden Tisch kostenfrei gestellt und Extrabezahlung für Kaffee, sehr übertriebene Nebenforderung aber für Thee verlangt wird. Sie überlassen sich seinem Genusse höchst selten in übertriebenem Grade, während im nördlichen Rußland, wo gebrannte Wasser als Substitute für Wein gebraucht werden, Trunkenheit das herrschende Laster ist."

Der Redner erörtert dann den Zustand der Viehzucht in den Vereinigten Staaten. Große Strecken Landes sind für die Schafzucht wie geschaffen. Lange Zeit war die Wollproduktion auf grobe Sorten beschränkt, weil man in dem Vorurtheil befangen war, daß man sächsische Merinoschafe nicht mit Vortheil halten könne. Aber neuere Versuche haben das Gegentheil bewiesen, und Wollzüchter, welche ihren Heerden die nöthige Sorgfalt widmen, haben ganz ausgezeichnete Wolle erzielt. Ohne Frage werden die Vereinigten Staaten von diesem Artikel Wolle einst weit über den eigenen Bedarf liefern. Die Hügel von Neu-England, Neu-York und Pennsylvanien haben eine Schafweide, welche nichts zu wünschen übrig läßt, dasselbe gilt an den Berggegenden Virginiens, Nord-Carolinas und anderer südlichen Staaten. Auch wird allmählig die Schafzucht auf den westlichen Prairien von Bedeutung, und sie wird in dem Lande zwischen dem Mississippi und dem stillen Weltmeer, auf Wiesen und Bergen, die sich dafür vortrefflich eignen, einst eine große Ausdehnung gewinnen. Denn dort liegen viele trockene, gesunde, hohe Landstriche mit reichem Gras- und Kräuterwuchs und reinem klaren Wasser. In jenen Gegenden muß mit der Zeit die Viehzucht einen außerordentlichen Umfang gewinnen.

Für die westlichen Staaten am Ohio und Mississippi ist die Schweinezucht vom erheblichsten Belang. Sie liefert Lebensmittel für den innern Bedarf und zur Ausfuhr und übt bereits Einfluß auf die technischen Gewerbe. Das Schweinsöl, welches namentlich Ohio liefert, fängt schon an, den Walfischthran zu ersetzen, und man bezeichnet daher das Schwein als den "Walfisch der Prairien". Anfangs benutzte man dieses Schweinsöl nur zum Brennen in Lampen und zur Verfertigung von Stearinkerzen; bald aber fand es in den Fabriken Eingang und seine Brauchbarkeit hat sich bei allen Arten

Digitized by Google

von Maschinen herausgestellt. Es wird insbesondere auch nach Frankreich ausgeführt, unterliegt dort verschiedenen chemischen Prozessen, und kommt als Salatöl, Bärenfett oder Pomade wieder nach den Vereinigten Staaten.

An Holzreichthum übertrifft noch jetzt kein anderes Land die Vereinigten Staaten im Allgemeinen. Sie besitzen eine außerordentliche Menge von Waldbäumen, deren Holz für Landwirthe, Handwerker, Baumeister und Schiffszimmerleute eine reiche Auswahl liefert. „Noch haben wir prächtige Urwälder, noch eine Fülle herrlicher schattenspendender Bäume, und die reproductive Kraft des Bodens ist bei uns noch wenig erschöpft. Nichts desto weniger und trotz unserer unerschöpflichen Kohlenlager, spürt man doch schon in einigen Gegenden den Mangel an Brennholz, weil man mit dem Holzreichthum nicht haushälterisch umging, und die Bäume ausrottete. Wo einmal der Wald vertilgt wurde, wachsen auf demselben Boden dieselben Baumarten von selbst nicht wieder. Deshalb rufe ich: Schonet die Wälder!“ Herr Douglaß empfiehlt die Errichtung von forstwissenschaftsichen Lehranstalten.

Sodann wies er darauf hin, wie nützlich das Schiff der Wüste für die Vereinigten Staaten sein würde. Der Congreß hat in seiner letzten Sitzung eine angemessene Summe für die Einfuhr von Kameelen bewilligt. Die Regierung will vermittelst derselben in den Gränzlanden namentlich Proviant für ihre Truppen befördern lassen, und es ist kein Zweifel, daß namentlich das an kälteres und rasch wechselndes Klima gewöhnte baktrische Kameel sich für die westlichen Steppen vortrefflich eignen würde. Auch kann dieses Thier dort, wie in Asien und Afrika, für den Handelsbetrieb nützlich werden.

Zum Schluß wirft der Redner einen Blick auf die Nationalreichthümer der Vereinigten Staaten und empfiehlt dringend die Gründung eines großen allgemeinen Vereins für Landwirthschaft, der mit den einzelnen Vereinen und mit dem Patentamt der Vereinigten Staaten in unmittelbarer Verbindung stehen müsse und für alle übrigen einen Mittelpunkt bilde. Er müsse alljährlich eine Uebersicht der Fortschritte, welche die Landwirthschaft in allen Theilen der Welt gemacht, zusammenstellen, er würde Sämereien, Pflanzen, Knollen rc. aus fremden Ländern erhalten, und an die einzelnen Vereine vertheilen. Die amerikanischen Consuln müßten angewiesen werden, nicht blos die Handelsinteressen wahrzunehmen, sondern auch dem Ackerbau Aufmerksamkeit zu widmen.

Aus Daniel Webster's Festrede
bei der Grundsteinlegung der Erweiterung des Capitols in Washington.

In Washington wurde am 4. Juli der Grundstein zum weitern Ausbau des Capitols gelegt. Der Präsident Fillmore, die ersten Regierungsbeamten, die Richter der Ver. Staaten Supreme Court, viele Gesellschaften, unter

Digitized by Google

diesen auch der deutsche Wohlthätigkeits-Verein, die Maurerlogen u. s. w. zogen nach dem Bauplatze, wo der Präsident den Grundstein legte und der Staatssecretär Daniel Webster die Festrede, ein Meisterstück der Beredsamkeit, hielt.

Im Eingange dieser Rede begrüßte Herr Webster die versammelte Volksmenge mit den Worten:

„Heil, Allen Heil! Dies ist die Neue Welt, dies ist Amerika, dies ist Washington, die Hauptstadt der Vereinigten Staaten, und dies ist der Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeit, der Geburtstag einer Nation, die trotz ihrer Jugend sich den wichtigsten und mächtigsten Völkern anreiht und über diesen Continent von Meer zu Meer verbreitet. Unter den ersten europäischen Colonisten, welche nach diesem Theile Amerikas wanderten, haben ohne Zweifel Einige die große Zukunft vorhergesehen; sie flohen vor der Tyrannei, fanden ein glückliches Asyl, der Genius erwachte in ihnen und bald sang der Bischof Berkeley die denkwürdigen Verse, worin er mit der kühnsten Sehergabe sagt, daß westwärts die Sterne der Freiheit ziehen und daß der letzte Act des großen Drama's hier, der edelste Sprößling der Zeit sein werde."

Hr. Webster schildert dann den ersten Act des Drama's, den die „großen Väter unserer Republik" auf der Weltbühne spielten, und bemerkt, daß ihre Unabhängigkeits-Erklärung mit Blut besiegelt und gegen Gefahren, Feinde und falsche Freunde gewonnen sei, und daß deshalb die Erinnerungsfeier an jene Zeit nicht durch Parteisonderungen getrübt, sondern mit dem schönsten Gefühle der Einheit begangen werden müsse.

„Heute," rief er, „sind wir Amerikaner, Alle mitsammen nur Amerikaner, denn jedes Mannes Herz muß sich bei dem Gedanken heben, daß fünf und siebenzig Jahre verschwunden sind, daß aber die Erbschaft der Freiheit sein Eigenthum blieb, ihm blieb, unverkümmert und ungetheilt in all' ihrer ursprünglichen Glorie, nicht als allgemeine, sondern als besondere amerikanische Freiheit. Die Freiheit bestand in anderen Zeiten, anderen Ländern und anderen Formen."

Der Redner erwähnt Griechenland, „das stolz und mächtig große Männer mit unsterblichen Namen erzeugt, das aber, und diese Wahrheit müsse sich tief den Amerikanern einprägen, durch den Mangel der Einheit unter die Oberherrschaft des macedonischen Philipp kam." So auch war es in Rom, das, selbst eifersüchtig auf seine Freiheit, die eroberten Völker zu Sklaven machte, die Provinzen knechtete und deshalb unterging.

„Aber die amerikanische Freiheit ist eine charakteristische, eigenthümliche, ausschließlich uns gehörende. Nichts ihr Gleiches bestand in früheren Zeiten; sie ist das Element unseres socialen und politischen Lebens, und wohin der Amerikaner zieht, da trägt er, ihm völlig bewußt, das Gefühl seiner Freiheit mit und sucht deren Institutionen im einheitlichen Wirken mit Anderen zur Geltung zu bringen. Diese Wahrheit lehrt uns wunderbar die Geschichte des Staates Californien. Bei einer früheren Gelegenheit machte ich die Bemerkung, daß es schwierig sei, für das gleichmäßige Fortschreiten aller Interessen der Gesellschaft eine freie, dauernde Regierung zu bilden. Was hat Deutschland gethan, das gelehrte Deutschland, das mehr alte Wissenschaft besitzt, als die ganze andere Welt? Was hat Italien gethan? Was haben diejenigen gethan, welche auf der Stelle wohnen, wo Cicero und

Justinian lebten? Sie haben nicht die Kraft der Selbstregierung mit einer Gemeindeverfassung, wie wir sie besitzen. Ja, ich behaupte, daß jene Männer, die aus unseren Gemeindeversammlungen fortgingen, um in Californien Gold zu graben, mehr fähig waren eine republikanische Regierung zu gründen, als irgend eine Anzahl Männer von Deutschland oder Italien; denn Jene haben die große Erfahrung gelernt, daß es keine Sicherheit giebt ohne Gesetz und daß unter den Verhältnissen, worin sie sich befanden, wo es keine Militärgewalt gab, um ihnen die Hälse abzuschneiden, es keinen anderen souveränen Willen geben könne, als den Willen der Mehrheit, und daß deshalb, wenn sie bestehen wollten, sie sich diesem Willen unterwerfen müßten."

Hr. Webster stellte sodann drei Unterscheidungspunkte auf, worin sich die politische Eigenthümlichkeit der Amerikaner besonders ausprägt. Zunächst ist es volksthümliche Regierungsform durch eine gleiche Repräsentation, dann, daß allemal der Wille der Mehrheit als Gesetz gelte, und endlich, daß durch dies Grundprinzip des amerikanischen Systems das Gesetz auch der höchste und einzige Leiter für die Regierung Aller wäre. Außerdem giebt Herr Webster noch als wesentliches Unterscheidungszeichen der amerikanischen Freiheit, die geschriebenen Verfassungen an, welche auf die unmittelbare Gewalt des Volks gestützt die gesetzgebenden, verwaltenden und richtenden Zweige der Regierung regeln. Nach dieser Darstellung geht der Redner auf die besondere Feier des Tages, die Grundsteinlegung, über und bemerkt, daß nach einer Congreßacte vom 3. September 1850 der Präsident der Ver. Staaten verpflichtet und berechtigt worden, für die Ausdehnung des Capitols einen Plan zu billigen und die Ausführung einem Architekten zu übertragen. Dies sei geschehen und an dem Morgen des ersten Tages des sechs und siebenzigsten Jahres der Unabhängigkeit der Ver. Staaten sei der Neubau in Angriff genommen. Unter den Grundstein seien verschiedene Gegenstände gelegt und mit diesen eine Urkunde von seiner, des Staatssekretärs, Handschrift, in welcher die Feier erwähnt und zugleich bemerkt sei, daß dabei Männer gegenwärtig gewesen, welche der ersten Grundsteinlegung des Capitols, die am 18. September 1793 vom Präsidenten Washington vorgenommen sei, mit beigewohnt hätten; daß ferner

„an diesem Tage, den 4. Juli 1851, die Union der Ver. Staaten unerschütterlich fest gestanden, daß deren Constitution unvergleichbar geblieben in all ihrem ursprünglichen Werthe und Ruhme, und jeden Tag fester und fester mit den Gefühlen der großen Volksmasse der Amerikaner verwachse und mehr und mehr die Bewunderung der Welt errege."

Hr. Webster fuhr dann fort:

„Acht und fünfzig Jahre sind es, seit Georg Washington an dieserselben Stelle den Grundstein des Capitols legte, und damals an der Spitze einer Regierung stand, die schwach war in ihren Hülfsquellen, beladen mit Schulden, kämpfend für ihre politische Existenz und erschüttert durch die starken Wellen, welche die europäischen Throne überflutheten. Aber selbst damals war die Regierung in vielen wichtigen Rücksichten stark; sie war stark durch Washingtons Charakter, stark durch die Weisheit und den Patriotismus anderer eminenten Staatsmänner, Washington's Genossen und Mitarbeiter, stark durch die Liebe des Volkes. Seit jenem Augenblicke sind staunenswerthe Veränderungen

Digitized by Google

mit der Lage und Aussicht des amerikanischen Volkes vorgegangen und eine Stufe des Fortschrittes ist erklommen, wie die Welt keinen gleichen gesehen hat. Hier sind einige kurze und wahre Beweise:

	1793	1851
Zahl der Staaten	15	31
Repräsentanten im Congreß und Senat	135	295
Bevölkerung der Vereinigten Staaten	3,929,328	23,267,498
„ von Boston	18,038	136,871
„ „ Baltimore	13,503	169,054
„ „ Philadelphia	42,4[illegible]0	409,045
„ „ Neu-York	33,121	515,507
„ „ Washington	——	40,075
Betrag der Einnahme des Staatsschatzes	5,720,624	43,774,848
„ „ Ausgabe	7,529 575	39,355,268
„ „ Einfuhr	31,000,000	178,138,318
„ „ Ausfuhr	26,109,000	151,898,720
„ des Tonnengehaltes der Schiffe	520,764	3 535 454
Größe der Ver. Staaten (Q.-M.)	805,461	3,314,365
Stehende Armee	5,120	10 000
Miliz	——	2,006,456
Kriegsschiffe	——	76
Zahl der Verträge mit fremden Staaten	9	90
Zahl der Leuchtthürme und Leuchtschiffe	7	372
Meilenlänge der Eisenbahnen	——	9,500
„ der Telegraphen	——	15,000
Zahl der Postämter	209	21,551
Meilenlänge der Postrouten	5,642	178,672
Betrag der Postrevenuen	104,747	5,552,971
Oeffentliche Bibliotheken	35	694
Deren Bändezahl	75,000	2,201,632
Schulbibliotheken	——	10,000

Der Redner sucht darauf zu beweisen, daß mit diesen Fortschritten auch die Ausbildung des Volkes zugenommen, daß Künste und Wissenschaften gleichmäßig gestiegen und daß Erfindungen gemacht seien, welche die Billigung und Nacheiferung der Welt erregt hätten. Viel Wahres ist in diesen Behauptungen gesagt, in sehr Vielem überschlägt sich aber auch der Redner und stößt in eine Lärmtrompete, als wenn das republikanische Volk der Ver. Staaten schon seine Bestimmung erreicht, mit sich völlig abgeschlossen hätte und nur mit vornehmem Lächeln auf die Bestrebungen und Vorzüge anderer Völker hinabblicken könne. Hr. Webster ist oft ein gefährlicher Schmeichler der Masse und singt da ein Schlummerlied, wo er einen kräftigen Morgengruß aussprechen und zu der Arbeit des Tages ermuntern sollte. Darin jedoch sagt er die Wahrheit, wenn er es rühmend hervorhebt, daß die staunenswerthe Größe, welche die Ver. Staaten in einer solch' auffallend kurzen Zeit errungen haben, ohne einen Tropfen Blut, den Hochverrath oder Rebellion verschuldet, gewonnen sei. — Wir ziehen den Schluß der Rede zusammen:

Digitized by Google

„Mitbürger, mir scheint es jetzt, als wenn ich Washington an jenem Tage, dem 18. Septbr. 1793, in seiner ehrwürdigen Gestalt vor mir sähe. Er steht da ernst und hehr, aber nicht ohne Besorgniß. Seine Regierung ist in der Krisis der Versuche; nicht ohne Stürme im Innern sieht er die Welt rings um sich in Waffen. Er führt einen kleinen Zug über diese damals nackten Felder, er überschreitet jenen Strom auf einem umgefallenen Baume, er steigt auf den Gipfel dieses Hügels, wo damals noch dicht die Eichen des Waldes standen und vollzieht dann die Feier des Tages. Und wenn er jetzt zwischen uns stände, umgeben von Patrioten und Kriegern, Rednern und Staatsmännern, er würde jubeln müssen, daß seine Arbeiten, Mühen und Opfer nicht vergeblich gewesen, er würde uns zurufen: „Ihr Männer dieser Generation, Ihr seid glücklich und dankbar; bewahrt die Freiheit, sichert die Verfassung und erhaltet die Union der Staaten, wie sie gegründet wurde durch unsere Gebete, unsere Thränen und unser Blut!“ Präsident Fillmore, es war Ihr besonders gutes Glück, heute einen Akt zu vollziehen, den vor 58 Jahren der erste Ihrer Vorgänger vollzog. Sie stehen, wo er stand, Sie legten den Grundstein zur Erweiterung eines Gebäudes, dessen Grundstein Washington legte. Verändert ist Alles ringsumher, nur dieselbe Sonne scheint auf Ihr Haupt, die damals Washington's Haupt umstrahlte, und derselbe breite Strom fluthet zu Ihren Füßen, wie er damals zu Washington's Füßen rollte und jetzt dessen letzte Ruhestätte bespült. Aber wo damals ein offenes, wildes Feld war, da steht jetzt eine Stadt, reich und groß wie der Regierungssitz eines großen, vereinigten Volks sein muß. Mögen die Folgen der Pflicht, die Sie erfüllten, so glücklich sein, als die Washington's, mögen die Grundsätze Ihrer Verwaltung und mag die Weisheit Ihres politischen Verfahren sich so erfüllen, daß die Welt des jetzigen Tages und die spätere Geschichte es begreifen muß, welches Vorbild Sie zu Ihrem Vorbild nahmen!“

Die Mormonen im Utah-Gebiete.

Der Mormonenstaat im Innern der ostcalifornischen Wüstenei gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen, welche die Geschichte darbietet. In dem verständigen, nüchternen, berechnenden und bibelgläubigen Nordamerika tritt plötzlich ein unbekannter Abenteurer auf und predigt von Eingebungen die ihm vom Himmel kommen. Joseph Smith wird Prophet und gewinnt Anhänger; er druckt das Buch der Mormonen, und giebt das wunderlichste aller Schriftwerke für eine neue Bibel aus. Sie findet Gläubige. Bald schaart er tausende von „Heiligen des jüngsten Tages“ um sich, welche felsenfest an seinen Offenbarungen hängen. Sie bilden eigene Gemeinden, und führen ihre Grundsätze ins praktische Leben ein. Aber in Missouri und bald darauf in Illinois gerathen sie in Zwist mit ihren andersgläubigen Landsleuten. Ihr Neu-Jerusalem zu Far-West am Missouriflusse wird von den „Philistern“ erstürmt und dem Boden gleich gemacht; auch aus ihrem Tempel zu Nauvoo am Mississippi, im Neuen Zion, werden sie von ihren unerbittlichen Feinden vertrieben, die sogar den Propheten ermorden. Das „auserwählte Volk“ findet seines Bleibens nicht mehr unter den Christen; es wird von einer Stätte zur andern verfolgt und

wie Wild gehetzt. Da beschließt es die Vereinigten Staaten, dieses neue Aegypten mit seinen Plagen, zu verlassen. Die Kinder Mormons, welche an den Propheten Smith glauben, ziehen, gleich den Kindern Israel, zu Tausenden durch die Wüste, hin nach dem fernen Westen. Kein Pharao verfolgt sie, kein rothes Meer liegt auf ihrem Wege. Aber die amerikanische Einöde bietet größere Gefahren als Arabiens dürrer Sand. Auf einer Strecke von achthundert Stunden bleichen in der Wüstenei da und dort die Knochen der Anhänger des Propheten Smith, welche während dieses Ausganges — denn Exodus nennen ihn die Mormonen — ihren Glauben mit dem Tode besiegelten. Sie starben vor Mattigkeit, oder unter den Pfeilen der Indianer, oder wurden hinweggerafft von der furchtbaren asiatischen Geißel, die wie ein Würgengel über sie fuhr. Unter unbeschreiblichen Mühseligkeiten, unter Hunger und Wassermangel ziehen sie immer weiter nach Westen, wochenlang, monatelang.

Wohin geht ihr Weg?

Im Abend des nordamerikanischen Festlandes zieht sich, einem steinigen Rückgrat vergleichbar, vom Norden nach Süden das Felsengebirge. Zwischen ihm und den mit ewigem Schnee bedeckten californischen Seealpen dehnt sich eine rings von mächtigen Bergketten eingeschlossene Hochwüste aus, vier bis fünf tausend Fuß über dem Wasser des Stillen Weltmeers; aber ihre Flüsse und Seen haben keinerlei Verbindung mit dem Ocean. In diesem Binnenbecken, einem von der übrigen Welt völlig abgeschiedenen Lande, wollen die Heiligen des jüngsten Tages ihre Zelte aufschlagen und ihre Hütten bauen. Dort, wo sie durch viele hundert Stunden weit ausgedehnte Einöden von ihren Drängern getrennt sind, glauben sie in Frieden ihre Schafe weiden und ihr Getreide erndten zu können. Die ganze Beschaffenheit dieses Landes, das so wunderlich ist wie die Mormonen selbst, trägt ein asiatisches Gepräge. Es hat grüne Oasen; es hat einen großen Salzsee, welcher mit einem höher liegenden Süßwassersee durch einen Fluß in Verbindung steht. Utah oder das Mormonenland besitzt also seinen „Jordan“ und sein „Todtes Meer.“

Dort baueten die Mormonen ihr Neu-Jerusalem. Seit vier Jahren hausen sie ungestört in ihrem Zion.

Und es ist wunderbar, welche schaffende Kraft in dieser eigenthümlichen Sekte wohnt, die so viel geschmähet wird, und die doch überall, wohin sie kommt, die Einöde in blühende Gefilde umwandelt. Schon ist sie über den ganzen Erdall verbreitet; sie hat ihre Sendboten, welche mit Feuereifer des Propheten Lehre verkünden, auf den Inseln des indischen Archipelagus und auf der Hawaiigruppe, in Großbritannien und Jütland, und in allen Staaten der nordamerikanischen Union; die Zahl ihrer Bekenner übersteigt schon Hunderttausend. Aber Neu-Jerusalem im Utah-Gebiet, wo ihrer nahe an funfzigtausend beisammen leben, bildet den Mittelpunkt der Mormonen.

Diese Stadt ist durch ihre Lage von äußerster Wichtigkeit. Sie liegt auf dem Wege, welcher aus den Vereinigten Staaten nach Californien führt, und

Digitized by Google

bildet auf dieser weiten Strecke den Haupterfrischungspunkt. Die Karawanenzüge der Reisenden, welche von Independence ab, an der Gränze des Staates Missouri, durch die großen Prairien nach dem neuen Dorado gehen, verfolgen den Nordarm des Platteflusses, überschreiten das Felsengebirge in dem berühmten Süd-Paß und ziehen weiter bis Fort Hall am obern Lewis, dem südlichen Hauptarme des großen Columbiastromes. Dort ist eine Wegscheide. Wer Oregon zum Ziel seiner Wanderung macht, setzt seine Reise gegen Abend fort; wer dem Goldlande zustrebt, muß die Richtung nach Süden einschlagen. Bald trifft er in grüner Oase zwischen dem Salzsee und dem Utah-See auf das neue Zion. Die Mormonen erfrischen ihn, und gestärkt und neu belebt, setzt er seinen Weg nach Westen über das Humboldtgebirge fort, pilgert dem Ufer des Humboldtflusses entlang, das seinen Lastthieren Gras und grüne Weide bietet, überschreitet die Schneealpen im Salmontrout-River-Passe; und dieser geleitet ihn hinab in das sonnige Californien, in das Stromgebiet des San Sacramento.

Schon genügt das Utahgebiet dem Unternehmungsgeiste der Mormonen nicht mehr; in Süd-Californien, bei Puebla de los Angeles, haben sie bedeutende Landstrecken angekauft, und ein großer Theil der wichtigen Hafenstadt San Diego ist in ihren Händen. Die scharfe Spürkraft dieser Leute ist eben so bewundernswürdig, wie ihr Fleiß und ihre Energie.

Das Mormonengebiet Utah, oder wie die Mormonen es nennen, das Land der Wüsten oder der Honigbiene, Deseret, bildet nun ein Territorium der Vereinigten Staaten; seine Bewohner feiern gleichfalls den vierten Juli, den Tag der Unabhängigkeits-Erklärung. Aber sie feiern ihn in einer eigenthümlichen Weise, wie sich aus folgender Schilderung ergiebt.

Die Festfeier fiel auf einen Freitag. Früh am Morgen weckte Kanonendonner die Bewohner der „Great Salt Lake City", damit sie aufständen und sich vorbereiteten zu einem großen feierlichen Zuge an den großen Salzsee, den sie als das „neunte Weltwunder" bezeichnen. Der Black Rock, ein Berg am See, zwanzig englische Meilen von der Stadt entfernt, antwortete auf jene Geschützsalve. Um 7 Uhr war Alles in Bewegung; durch die Straßen rasselten Wagen, sprengten Reiter, zogen Bannerträger mit wehenden Fahnen, und ertönte muntere Musik. Ein tiefblauer Himmel erhöhete die Heiterkeit der Gläubigen. An einzelnen Punkten waren Abtheilungen der berittenen Stadtwache aufgestellt, die dafür zu sorgen hatten, daß während des Tages die Ruhe der Stadt völlig unbeeinträchtigt blieb. Auch die Aufseher, oder wie man sie nennt, die Bischöfe, welche die Aufsicht über die einzelnen Stadtviertel führen, wiesen einer Anzahl Wächtern zu Fuße geeignete Plätze an.

Um acht Uhr früh gab ein Kanonenschuß das Zeichen zum Beginn des Festes. Der Tagsmarschall Eldredge organisirte die Compagnie zum Zuge nach dem schwarzen Felsen. Voran trug eine Abtheilung Mormonen-Landwehr das

Digitized by Google

große Banner. Hinter demselben fuhr die Musikbande auf einem mit sechzehn Maulthieren bespannten Wagen. Dann kam im Zuge der Präsident des Utahgebietes, Brigham Young, mit Gefolge. Hinter ihm die zwölf Apostel; fremde Gäste; hohe Priester; das Festcomité, und die Bischöfe mit Gefolge aus ihren respectiven Stadtvierteln. Um neun Uhr war der Zug völlig geordnet und bereit sich in Bewegung zu setzen. Die reitende Escorte zog vom westlichen Ende der Bowery aus. (Neu-Jerusalem hat viele seiner Straßen mit Namen bezeichnet, welche die Hauptstraßen in Neuyork führen.) Im Zuge bemerkte man mehr als ein hundert und dreißig festlich geschmückte Wagen. Nach vier Stunden befand sich der Zug beim Freiheitsbaum am Salzsee, wo wieder Kanonendonner ertönte. Oben auf dem Freiheitsbaume flatterte das sternenbesäete Banner, eine prächtige, besonders zu dieser Feierlichkeit angefertigte Fahne von fünf und vierzig Fuß Länge und funfzehn Fuß Breite. Der große Adler der Union hatte unter und über seinem linken Flügel das Wappen von Utah, nämlich den Bienenkorb und den aufgehenden Stern. Unter dem rechten Flügel war ein Hundertundzwanzigpfünder angebracht.

An Ort und Stelle machte man eine große Wagenburg, und das Picknick begann. Zum Abkühlen der Getränke war, am 4. Juli, Schnee von den benachbarten Bergen geholt worden. Nach vollbrachtem Male traten Redner auf, aber der Wind blies scharf und verwehete ihre Worte. Man vertagte das Reden und belustigte sich mit mannigfachen Spielen. Manche erkletterten die Höhen, um schöne Aussichten über den See zu suchen, andere badeten, oder vertrieben einander die Zeit mit munterem Gespräch. Alle waren froh und guter Dinge.

Um 6 Uhr verkündete Trompetengeschmetter, daß die Reden beginnen sollten. Die Redner sprachen von dem großen Wagen herab, auf welchem die Musikbande gefahren war. Die ersten Redner waren Gouverneur Young und Präsident Kimball; sie sprachen von Vaterlandsliebe, Freiheit und Wohlstand. Um 10 Uhr wieder Kanonenschüsse, welche das Zeichen zum Gebet gaben. Nach dem Gebete wurde wieder einige Stunden auf das munterste getanzt.

Am Morgen des fünften Juli bestiegen Johann Kay und Jakob Hutchison den Musikwagen, und sangen wunderschön; auch wurde auf dem Dudelsack gespielt; nachher ließ sich das Corps der Musici wieder hören. Um 10 Uhr brach der Zug auf und war um 2 Uhr wieder in der Stadt, in welche sie mit Fahnen, Spiel und unter Kanonendonner einzog. Es war kein Zwist vorgekommen, unter den vielen Tausenden befand sich nicht ein einziger Betrunkener.

Unter den Trinksprüchen sind die nachfolgenden charakteristisch: „Der Große Salzsee!“ Der Toastbringer erklärte dabei, daß die Bewohner des Utahgebietes standhafte Anhänger der Union seien. — Amerika; das Alpha und Omega der Welt!“ Die Musik spielte dazu die Melodie: „der alte Adam war ein Gentleman.“

„Der vierte Juli! Durch die Hingebung unserer Vorväter an die Sache der Unabhängigkeit ist dieser Tag ein geweiheter. Wir sollen sie lieben

Digitized by Google

und an ihr festhalten; wir wollen sie mit unseren Armen vertheidigen und in der Stunde der Gefahr für sie einstehen.“

„Die Vereinigten Staaten! Mannigfaltigkeit in der Einheit; Einheit in der Mannigfaltigkeit.“ Darauf folgten Trinksprüche für Gouverneur Brigham Young, Armee und Flotte, für den Präsidenten der Vereinigten Staaten, für das Utahgebiet; „für freies Land, freies Wasser, freie Luft und freie Menschen, die alle gleiche Aussicht darauf haben müssen, leben zu können. Amen!“ — „Die Berge und Thäler von Utah! Mögen ihre schweigsame Großartigkeit und ihre abgeschiedenen Schluchten der Hand der Betriebsamkeit entsprechen, bis Millionen von den besten Kindern der Erde hier glücklich sind, und ein Willkommen finden, um ihre Freiheit zu athmen, und ihre Erhöhung zu fühlen.“ (Die Mormonen haben bekanntlich eine ganz eigenthümliche Ausdrucksweise.) — „Das Landesgesetz! Es sollte durch Inspiration sich in die Herzen des Volks eingraben!“ Die Musik spielte: „Komm heil'ger Geist zu uns herab.“ — Auf die höchsten Beamten! „Mögen die Deseretier Frieden und Glück unter ihrer Verwaltung finden, und mögen Wahrheitsliebe, Billigkeit und Gerechtigkeit ihnen Leiter sein bei Erfüllung jeder Pflicht.“ — „Was man wünschen muß! Eine Vereinigung aller rechtschaffenen Menschen, damit sie im Lichte wandeln.“ Die Musik spielte dazu: „Ein Jockey hin zum Viehmarkt ritt.“ Dann folgten noch Trinksprüche auf Ackerbau und Gewerbe; Wissenschaft; die Flagge der Union. Nachher: The territory of Utah! Rocky Mountains, sandy plains, truth and labour have thein gains! — „Der Gouverneur von Utah! Der Löwe des Westens. Wenn die Wasser anschwellen, steht er auf den Bergen.“ — Endlich: „Die Ladies von Deseret! Gleich den ersten Bienenschwärmen machen sie volle Immenstöcke, und das ist die rechte Art, wie Reiche emporkommen!“ Zuletzt brachte man einen Toast: „Auf die Feinde des Mormonismus. Mögen sie immer recht kurze Schuhe und dabei recht lange Hühneraugen haben!“

Aus einem zweiten Berichte der Neu-Jerusalemer Zeitung, die den prosaischen Namen Deseret News führt, ersehen wir nachträglich, daß in der Stadt der „große Tag“ durch 110 Kanonenschüsse verkündet wurde. Die Nauvoo Braß Band, die Military Band, die Pioniere von 1847, die Regentschaft, die bejahrten Väter, die jungen Bursche, gefolgt von den Müttern in Israel, die jungen Mädchen, jungen Männer und jungen Frauen bildeten die „Escorte“ welcher wir schon oben erwähnten.

„Die vier und zwanzig Bischöfe bildeten eine Phalanx von vereinigter Kraft und Weisheit des Gottesreiches in der letzten Zeit. Die zahlreichen Flaggen und Fahnen, die verschiedenen Sinnbilder der Kunst, des Ackerbaues und der Gewerbe, und die Musik könnten nur von den himmlischen Heerschaaren übertroffen werden. Der Ausdruck der Gefühle in Musik, Gesang, Reden und Trinksprüche ging weit über alle Berechnung und Erwartung auch der Verwöhntesten, und war unübertroffen und unüberboten durch irgend einen Vorgang bei den verfeinertsten und civisirtsten Nationen der Erde. Hier waren die Macht der Wahrheit, die Literatur von Gottes Geist, die Beredsamkeit der

Digitized by Google

Apostel, die Gesetze des himmlischen Reiches, die Gesänge Zions die nicht in einem fremden Lande gesungen wurden. Und die Harfen hingen nicht an den Weiden. Hier waren Schönheit und Zierde die Ideale des Mannes, die Ladies von Deseret, der Heldenmuth der Kräftigen und Starken auf der Erde, die Freude an den Genüssen und Erzeugnissen eines geweiheten Landes, mit dessen üppigen Reichthümern, und glücklichste Zufriedenheit.«

»Der Abend schloß mit einem Ball im Vorrathshause Gottes (the Lords store house) welcher von den Musikern für die Männer veranstaltet wurde, die an den öffentlichen Werken arbeiten. Die Spielleute, stets willig den Sorgen und Kümmernissen eines verfolgten Volkes die scharfe Ecke zu nehmen, und der Musik heiligen Balsam in die Wunden zu träufeln, erhöheten die Freude derer welche die Mauern Zions aufbauen. Der Abendschatten fiel auf eine ruhige und zufriedene Stadt. Da war kein Gedräng, wie Trunkene es hervorrufen, keine Bigoterie, kein Parteigezänk; alles zeugte vielmehr von Civilisation.«

Es muß ein ganz eigenthümliches Fest gewesen sein, das die Mormonen am 4. und 5. Juli 1851 gefeiert haben, — ein wunderliches Durcheinander, dem aber doch eine gewisse Großartigkeit nicht gefehlt zu haben scheint. Wo vor vier Jahren noch keines weißen Mannes Fuß den Boden betreten hatte, da erhebt sich nun eine betrübsame Stadt die von mehr als zwanzig tausend außerordentlich fleißigen Menschen bewohnt wird. Diese Secte, welche sich zu einem Volke gestaltet und einen blühenden Staat gründet, bethätigt ein Talent und eine Kraft zum Organisiren die ohne Beispiel ist. Eine vorurtheilsfreie genaue Darstellung der Geschichte der Mormonen von Anfang an, und ihrer gegenwärtigen Einrichtungen müßten vom höchsten Interesse sein. Was in den Vereinigten Staaten bisher über sie erschien, verzieht Alles was die Mormonen anlangt in Karrikatur. Das gilt wenigstens von dem was uns in dieser Beziehung zu Gesicht gekommen ist. Die Mormonen selbst schreiben und sprechen in einer Weise die uns übrigen Menschen, die wir von Joseph Smith und der Mormonenbibel nicht inspirirt sind, zu nicht geringem Theile unverständlich bleibt.

Uebrigens beschränken sich ihre Ansiedelungen nicht etwa lediglich auf die Stadt unfern des Großen Salzsees. Ihre Ansiedelungen sind über die verschiedenen Oasen zerstreut, und sie haben ihren »Staat Deseret« in Bezirke, Counties, eingetheilt. Fast allmonatlich laufen Berichte von neuen Ansiedelungen ein, die wunderbar rasch gedeihen. Hier ein Beispiel. Aus dem County Parvan lautet ein Bericht vom Ende Juli folgendermaßen: »Unsere Gemeinde blühet schnell empor. Da während des verflossenen Winters im Gebirge wenig Schnee lag, so hatten wir wenig Wasser um unsere Felder zu bewässern. Sie stehen aber vortrefflich, obwohl nur spärlich Regen fiel. Dieser Wassermangel hat uns veranlaßt einen sieben Meilen langen Kanal zu graben, der das Wasser aus dem Rallbache bis zu unsern Höfen bringt. Es war in der That eine recht saure Arbeit. Unsere Stadt zählt jetzt siebenzig Häuser, vier

Digitized by Google

andere werden gebauet, eine Sägemühle ist in der größten Thätigkeit, die Mahlmühle wird zum Herbst fertig. Unser Ort liegt 260 englische Meilen vom Großen Salzsee-Thale, 500 M. vom Calhoun-Passe, auf der Route von Süd-Californien her. Unsere nächsten weißen Nachbarn wohnen 200 Meilen weit entfernt. Rothe Leute sind uns näher, und zahlreicher als uns lieb ist; sie bedienen sich unserer Pferde und unseres Rindviehs mehr als uns gefällt. Wir haben bei der Regierung um eine Poststraße und ein Postamt nachgesucht, wünschen auch einen Militärposten am Big Muddy, 180 Meilen südlich von uns. Dann hätten wir einen vergleichungsweise sichern Weg nach San Diego. Jetzt muß jede Karawane einen Kampf mit Talquant, dem Häuptling der Payuta-Indianer, bestehen. Ein Zeitungsblatt oder ein Freundesbrief aus der Ferne ist uns ein großer Genuß. Wie die Sachen noch stehen, sind wir übrigens schon froh, wenn wir unser Haar auf dem Kopfe behalten, und wenn es nicht einer indianischen Zelthütte zur Zierde gereicht. Unser Land ist sehr schön, es hat zum Beispiel große, weite Wüsteneien, Berge voll Magneteisenstein, Salz und Steinkohlen, Alaun, Salpeter, grauen Marmor, Kalk, Gyps, prächtige Tannen, einige klare Wasserbäche, die höchstens den zweitausendsten Theil des Landes bewässern können, denn mehr ist nicht anbaufähig. Hier aber ist der Boden denn auch sehr fruchtbar. Zwei Aerzte haben sich unter uns niedergelassen, da sich aber nicht ein einziger Kranker fand, so haben sie ihre Praxis an den Nagel gehängt und sind Bauern geworden."

Die Yuracares-Indianer in Bolivia.

Wir schildern hier einen merkwürdigen, durch vielfache Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Stamm Südamerikas, die Yuracarés in Bolivia.

Diese Indianer hausen am Fuße der letzten Widerlagen der östlichen Cordillere, von Santa Cruz de la Sierra im Osten bis nordöstlich von Cochabamba, auf einer Landstrecke von einigen dreißig Stunden Breite und etwa siebenzig Stunden Länge, zwischen 66 und 69 Grad westlicher Länge von Paris und dem 15. und 18. Grade südlicher Breite, im Departement Cochabamba. Ihr Gebiet wird vom Securi und anderen Zuflüssen des Mamoré bewässert, einem Hauptarme des Madera, welcher die Einöden der Landschaft Moxos durchströmt, und den größten Zufluß des Amazonas bildet.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, 1731, machten spanische Franciscanermönche den Versuch diese Wilden zu bekehren, welche die Dörfer der Weißen an ihren Gränzen plünderten und lästige Feinde waren. Aber erst 1776 gelang es dem Recollectenbruder Marcos, einige Yuracares um sich zu sammeln und eine sogenannte Reduction zu bilden. Doch zogen die Indianer

Digitized by Google

das Waldleben vor und die Mission zerfiel, gleich einigen später an den Quellen des Mamoré angelegten Dörfern. Nur allein der Stamm der Solostos hat sich seit 1791 zu einem einigermaßen ansäßigen Leben im Dorfe San Carlos, nördlich von Santa Cruz de la Sierra, bequemt. Derjenige Yuracaresstamm, welcher am Flusse Securi umherstreift, hat nie Priester bei sich aufgenommen, und zu allen Zeiten seine volle Unabhängigkeit bewahrt.

Die Yuracares, deren Zahl sich auf etwa 1300 Köpfe beläuft, leben in den herrlichsten Urwäldern, welche die Erde aufzuweisen hat. Sie sind sehr wohlgestaltet, und eben so kräftig als gewandt; ihr stolzer Gang stimmt ganz zu ihrem Charakter und der hohen Vorstellung, welche sie von sich selbst hegen. Ihre oft feinen Gesichtszüge sind lebhaft, ausdrucksvoll und haben nicht selten ein heiteres Gepräge. Die Weiber sind noch kräftiger und stärker als die Männer und haben fast dieselben Gesichtszüge; man kann sie hübsch und wohlgerundet nennen.

Der Charakter der Yuracares bildet ein ganz wunderbares Gemisch von Eigenschaften, die außer bei ihnen wohl nur selten bei ein und demselben Individuum vorkommen. Sie sind abgesagte Feinde all und jeder Art von Zwang oder Zucht, welche irgendwie die vollständigste Ungebundenheit beschränken könnte. Sie leben in Familien zersplittert; aber auch in diesen kümmert sich ein Mitglied um die übrigen nur so weit es ihm beliebt, und erkennt keinerlei Unterordnung an. Jeder Einzelne lebt für sich, und stellt sich ganz und gar auf sich selbst. Die Yuracares sind unablässig auf der Wanderung; sie scheinen sich selbst zu fliehen, und wohnen allerhöchstens drei bis vier Jahr auf derselben Stelle. Ihre Wohnplätze liegen im tiefsten Walde, am Ufer eines Gefließes, wo sie die Bäume fällen, und eine große, an beiden Seiten offene Hütte bauen, die sie mit Palmenblättern decken. Auf einige Gerüste stellen sie ihre Küchengeräthschaften und kleine Kästchen, worin sie den Schmuck aufbewahren, mit welchem sie sich beim Tanze zieren; auch Pfeile und Bogen bewahren sie dort auf. Auf der einen Seite dieser großen Behausung führen sie kleine Hütten aus der Rinde des Maulbeerbaumes auf, in welchen sie vor den Stichen der Moskitos sich schützen, und schlafen auf Matten, die sie aus den Blättern der Vinapalme flechten, eines Baumes, der für sie von unschätzbarem Werthe ist. Ringsum pflanzen sie Bananen, Yuca (Mandioca), Zuckerrohr und einige andere Gewächse; auch bebauen sie Stücken Landes an fern entlegenen Stellen im Walde mit Mais. Zu ihrer Behausung führt gewöhnlich ein Pfad, den sie am Flusse durch Gesträuch zu verstecken suchen.

Das Kind wird von früh an mit äußerster Rücksicht und Zartheit behandelt. Die Mutter ist Sklavin aller seiner Launen und jeglichen Eigensinns. Sie säugt dasselbe drei Jahre lang. Wenn der Knabe das achte Jahr erreicht hat, schließt er sich mehr dem Vater an, der ihn mit auf die Jagd nimmt, ihn den Gebrauch des Bogens, der Pfeile nnd den Fischfang lehrt. Sobald der Knabe gehen kann, giebt man ihm einen Bogen in die Hand. Die Pfeile sind über

Digitized by Google

vier Fuß lang, mit großen Federn von Raubthieren und kleinerem schönfarbigem Gefieder anderer Vögel geziert; die Pfeile zum Fischfang sind unbefiedert. Der Bogen ist etwa fünf Fuß lang, wird aus Palmenholz bereitet und krümmt sich nur, wenn man ihn spannt. Die Pfeile werden von den Stämmen in Hütten bereitet, welche niemals ein Weib betreten darf. Nächst der Geschicklichkeit auf der Jagd steht die Kunst der Rede, auf welche großer Werth gelegt wird, in hohen Ehren. Bei den Tänzen erkennt man die unverheiratheten Leute an Federbüschen und an Schellen, welche sie über den Schultern tragen.

Bevor der Yuracare nicht ein ganz ausgezeichneter Pfeilschütz geworden, nimmt er kein Weib. Sobald er sich aber in dieser Kunst sicher weiß, so wirbt er um ein Mädchen bei den Aeltern desselben, oder seine eigenen Aeltern bestimmen ihm eine Frau während eines Trinkgelages. Die Hochzeit wird immer inmitten einer zahlreichen Gesellschaft gefeiert. Sobald alle Mitglieder der Familie versammelt und durch reichlichen Genuß der Chicha aufgeheitert sind, werden die jungen Leute oftmals gegen ihren Willen vereinigt. Der Brautwerber übt ein Recht aus, das bei andern Völkern nur dem Bräutigam zusteht, bringt darauf das Paar in eine Hütte, und hält ihm eine sehr lange Rede über die Pflichten, welche sie gegenseitig zu erfüllen haben. Heirathen finden unter sehr nahen Verwandten statt, nur nicht im ersten Grade direkter Linie. Oft muß der junge Mann die Einwilligung der Aeltern der Braut theuer erkaufen, oder sich mit jedem ihrer Verwandten im Zweikampf messen. Die christlich gewordenen Yuracares legen auf die katholische Einsegnung nur geringen Werth. Vielweiberei kommt nur ausnahmsweise vor, aber Ehescheidung ist häufig, und meist läuft die Frau fort, wenn der Mann nicht genug Beute von der Jagd zurückbringt. Das junge Paar wohnt bei der Mutter der Frau, bis es selbst Kinder hat.

Der Yuracare hat einen in wunderlichster Weise aus Lastern und Tugenden gemischten Charakter. Er ist bei Widerwärtigkeiten geduldig, denkt sehr lebhaft, ist ungemein thätig und dabei doch äußerst träge. Er ist voller Neid, lügt ganz unverschämt, stiehlt und verabscheut sogar seine eigenen Stammesgenossen. Dabei hält er sich für den ersten und bedeutendsten Menschen der Welt, behandelt alle übrigen, selbst die Bewohner der Städte, als Ignoranten, und glaubt sich weit über sie erhaben. Er wird zornig, wenn man ihn Indianer und seine Frau nicht Señora nennt. Zuweilen legt er sich den Namen von Personen bei, über welche er Andere achtungsvoll sprechen hört. Einige nannten sich Audiencia (Gerichtshof), weil sie von der Audiencia von Charcas hatten reden hören; andere hießen Ferdinand der Siebente; aber nie will auch der christliche Yuracare seinen Taufnamen führen. Er erinnert sich nur des Namens von einem Insekt, einem Vogel oder irgend einem andern Thier, den man ihm in seiner Jugend beigelegt hat. Kommen sie nach der Stadt Cochabamba, so würdigen sie dort keine Sache eines Blickes, denn sie dünken

sich hoch über Allem stehend, sie bewundern kein Bauwerk, keine Kirche oder irgend einen andern Gegenstand der Kunst. Das ganze Stadtleben macht auf sie einen ungünstigen Eindruck. Auf höchst zudringliche Weise fordern sie von Jedem etwas; Alles was sie sehen, wollen sie besitzen. Sie haben, wenn man ihnen auch noch so viel gegeben hat, und ihnen dann eine Kleinigkeit abschlägt, doch nur ein Gedächtniß für das Verweigerte und gar keines für das, was man ihnen schenkt.

Allerdings scheinen sie das Gute unterscheiden zu können, sie halten es auch nicht eben für recht zu lügen oder zu tödten, aber sie mißbilligen das Alles nur, wenn ein Anderer es thut. Bei ihnen legt man den höchsten Werth darauf, daß einer den andern ja nicht tadle, und sich nicht erzürne. So sprechen sie unter einander: „Du bist gut, Du hast Dich nie über mich erzürnt, Du hast mich niemals getadelt.“ Unter ihren zahlreichen abergläubischen Meinungen ist auch eine, dergemäß ein Mensch, den man tadelt oder hart anläßt, krank wird und stirbt. Wenn ein Kind etwas Unrechtes thut und die Mutter macht ihm deswegen einen Vorwurf, so sind die Verwandten darüber sehr ungehalten, und geben ihr zu bedenken, daß sie leicht ihren Sohn verlieren könne, der ihr dann auch kein Wild und keine Fische mehr bringen könne; denn sie beziehen Alles auf das persönliche Interesse. Niemals hat bei ihnen ein Vater seinen Sohn bestraft oder körperlich gezüchtigt; sie haben gar keinen Begriff davon, daß man irgend einen Menschen bestrafen könne, und so fehlt denn in ihrer Sprache auch das Wort für Strafe oder Züchtigung, und Jung und Alt überläßt sich jeder Laune, jeder Leidenschaft und jeglichem Eigensinn. Die Kinder wollen sich weder etwas lehren, noch irgend einen Rath ertheilen lassen. Sie haben sich besonders deshalb aus den Missionen entfernt, weil sie glaubten, daß in den Predigten der Geistlichen ein Tadel für sie enthalten sei, den sie niemals vertragen.

Sie sind, wie schon aus früheren Andeutungen hervorgeht, ein Jäger- und Fischerstamm. Alle zwei Jahre verlassen sie ihr Haus und ihre Aecker, die bald von Gesträuch überwuchert werden. Solch ein Ortswechsel wird allerdings nöthig, weil sie sorglos alles Wild in der Umgegend ausrotten, und die Palmbäume umhauen. Gegen den Märzmonat, wenn der Tembepalmbaum (Guilielma insignis) noch mit Früchten bedeckt ist, welche von den Monaten Februar bis Juni ein Hauptnahrungsmittel der Yuracares bilden, warten sie einen heitern Tag ab, der in jener Jahreszeit selten ist, und ziehen unter der Leitung des Familienhauptes fort und suchen einen neuen Wohnplatz. Die Habseligkeiten werden von den Weibern getragen. Sobald sie an einem Bach oder Flusse eine ihnen zusagende Oertlichkeit finden, fällen sie die Bäume, bauen Hütten, säen, und liegen bis zur Erntezeit der Jagd ob, während von den Frauen die Frucht der Tembe gekocht und die Chicha bereitet wird. Sobald der Mais, die Yuca und später die Bananen reifen, treten diese Früchte an die Stelle der Tembe und des Wildes. Die Männer speisen, abgesondert von

Digitized by Google

den Frauen, in der Hütte, in welcher die Pfeile verfertigt werden. So lange Mais und Yuca vorhanden sind, haben die Weiber fast nichts zu thun als Chicha zu bereiten, und die Männer trinken, tanzen und singen. Mit den Lebensmitteln, die auf ein Jahr ausreichen könnten, geht man sehr verschwenderisch um; deshalb tritt bald Mangel ein und die Jagd muß dann wieder aushelfen. Gegen die Zucht von Hausthieren hegen die Yuracares große Abneigung, dagegen haben sie gerne wilde Thiere um sich. Das Huhn essen sie nicht, weil es allerlei unreine Sachen frißt. Wo aber Hühner sich einfinden, geben sie ihnen keinen Mais, und sagen: „Ihr versteht keinen Mais zu bauen, also braucht ihr auch keinen zu fressen.“ Schöpsenfleisch genießen sie sehr selten, und noch weniger Rindfleisch, denn sie sehen in dem Genusse desselben eine Herabwürdigung. Das Beleidigste sagt man einem Manne, wenn man ihn Rindfleischesser oder Koch nennt, denn die Besorgung der Küche liegt den Weibern ob.

Bei ihren Mahlzeiten herrschen viele abergläubische Bräuche. Sie sammeln sorgfältig alle Knochen eines gekochten oder gebratenen Thieres oder die Fischgräten, und werfen sie ins Feuer oder vergraben sie tief im Walde, werfen sie auch wohl in einen Fluß; denn geschieht das nicht, so werden die Thiere der Gattung, welcher das verspeisete Individuum angehörte, sehr böse, und lassen sich nicht mehr schießen. Auch bei der Jagd läuft viel Aberglauben mit unter. Wenn zum Beispiel ein Yuracare einen großen Affen schießen will, so genießt er vorher ein Getränk, das aus der Rinde der Sumuque, einer zum Gerben geeigneten Acacia, bereitet wird. Dann darf er auf Erfolg hoffen, und braucht nicht zu besorgen, daß ein in die Luft geschossener Pfeil ihm den Kopf beschädigt. Auch bemalt er sein Gesicht mit großer Sorgfalt, um die wilden Thiere zu erschrecken, und macht sich zwei Stunden vor Tagesanbruch auf den Weg. Es ziehen immer mehre zusammen auf die Jagd aus, die sich dann im Walde zerstreuen, aber durch Pfeifen, in welchem sie es zu einer Art System gebracht haben, sich Zeichen geben. Ein bestimmter Ton deutet an, daß der eine Jäger den andern zur Hülfe herbeiruft; ein anderer Ton, daß viel Wild vorhanden ist, und so fort. Nie läßt der Yuracare einen einmal abgeschossenen Pfeil im Stiche. Er klettert bis in die höchsten Zweige, um ihn wieder zu holen, und scheut dabei keine Gefahr und keine Mühe. Nachdem die Jagd beendigt ist, legen sie alle getödteten Affen auf Palmblätter, und zwar so, daß die Köpfe alle nach einer Seite hin liegen. Dann besprengt ein Indianer sie mit Chicha, und spricht dabei: „Wir haben euch sehr gern, weil wir euch in unsere Behausung gebracht haben.“ Sie meinen, daß die im Walde lebenden Affen sich nun vollkommen über das Schicksal ihrer Brüder beruhigen können. Sie glauben auch, ein Hund sei nicht mehr tauglich zur Jagd, wenn er Wildpretknochen gefressen habe; sie geben ihm deshalb niemals dergleichen. Vögel werden gebraten, ohne daß man die Eingeweide herausnimmt. Fische fangen sie mit Netzen oder tödten sie mit Pfeilen. Das letztere geschieht,

Digitized by Google

wenn das Wasser recht klar ist. Dann nehmen sie ein Stück Holz unter die linke Schulter und schwimmen sicher, der Strom mag noch so reißend sein. Sie unternehmen ihre Reise häufig zu Wasser. Nachdem sie einen Palmbaum aushöhlt, thun sie ihre Kinder und Siebensachen hinein, der Mann schwimmt zur rechten, die Frau zur linken Seite des Fahrzeugs, und so legen sie stromab an einem Tage zehn bis zwölf Stunden Wegs zurück.

Der Yuracare ist ein arger Schwätzer; er fängt schon in der Morgendämmerung zu sprechen an und steht vor Tageslicht auf. Darauf badet er, gleichviel in welcher Jahreszeit, nachher beschäftigt er sich mit seinem Haarputz, und hat zu diesem Behufe einen Kamm und ein Messer. Später machen sie sich auf den Weg, um im Felde zu arbeiten. Dann gehen sie einer hinter dem andern, der vorderste spielt die Flöte. Alle sind bemalt, tragen ihren aus Rinde verfertigten, ärmellosen Mantel, der sehr künstlich gefärbt und mit schönen Federn und Perlen geziert ist; ein Messer hängt um den Hals, die Axt über der Schulter, die Hacke im Gürtel; ein zweites Messer tragen sie in der rechten Hand, Pfeil und Bogen in der linken Hand. So gewähren sie einen höchst malerischen Anblick.

Sie essen das Fleisch des Pecari (Schweines) nicht, wenn sie Bäume umhauen und ein Feld urbar machen wollen, sonst würde ein Baum sie erschlagen. Auf die Stelle, wo sie Mais gesäet haben, kehren sie erst wieder zurück, wenn er reif ist, denn kämen sie früher, so würde die Erndte verloren gehen. Sie verlassen daher auf einige Monate ihre Wohnungen, wenn sie etwa in der Nähe derselben dieses Korn bauen. Auch glauben sie, der Mais müsse unfehlbar mißrathen, falls sie während seines Wachsthums Salz holen würden. Ist er reif, so machen sie aus einem Theile der Frucht Chicha, und das übrige lassen sie auf dem Felde verderben.

Zu Handarbeiten haben sie eine große Geschicklichkeit; sie verfertigen aber weiter nichts als ihre Bogen, Pfeile und geschnitzte Holztafeln, vermittelst welcher sie ihre aus Maulbeerbaumrinde verfertigten Kleider bunt bedrucken; außerdem machen sie noch Kämme aus kleinen Stückchen Rohr, welche sie recht künstlich zusammenfügen. Diese Kämme werden in den Städten sehr gesucht, nicht minder die wilden Thiere, welche die Yuracares um sich haben, und Vogelfedern. Diese drei Gegenstände sind ihre Handelsartikel; sie vertauschen dieselben in Cochabamba gegen Hacken, Aexte, Messer und dergleichen, wovon sie gar nicht genug bekommen und besitzen können. Alles übrige ist ihnen gleichgültig. Wer nicht vierzig Aexte besitzt, hält sich für arm. Aus den Kleidern der Weißen machen sie sich nichts, und legen sie höchstens einmal an, um sich über solche Tracht lustig zu machen. Wer auf die Reise geht, zieht sein bestes Rindenkleid an, malt sein Gesicht roth und schwarz an, salbt sein Haar reichlich mit Kokosöl, bestreut es mit Dunen vom weißen Adler und schmückt sich noch sonst so viel als möglich. Er badet sich, sobald er in die Nähe einer Wohnung kommt, legt Waffen und Gepäck im Walde ab, und läßt seine Flöte er-

Digitized by Google

können. Dann warten alle, die zusammen reisen, eine Weile, kommen darauf, eine Reihe bildend, in ernsthafter Haltung immer näher, und halten in der einen Hand das Messer, in der andern Bogen und Pfeil, womit sie den Jaguar erlegen. So schreiten sie auf die Hütte zu, in welcher die Pfeile bereitet werden. Sobald sie ganz nahe sind, nimmt der, welcher sie empfängt, gleichfalls sein Messer sammt Bogen und Pfeilen, geht mit großer Würde den Ankommenden entgegen, läßt einen lauten Schrei hören, und sagt zu einem der Fremden: „Bist Du mein Oheim, erinnerst Du Dich meiner und willst Du mich besuchen?“ Der Angeredete entgegnet: „Ja, der bin ich; ich erinnere mich Deiner und komme, Dir einen Besuch zu machen.“ Nun treten beide dicht zu einander heran, bleiben vor dem Hause stehen, und der erste beginnt mit einer unglaublichen Zungenfertigkeit eine Erzählung, die studirt zu sein scheint, denn sie dauert stundenlang. Manchmal schwenkt er sein Messer und schreiet immer stärker. Wie gesagt, die Rede scheint auswendig gelernt zu sein, und der Tonfall wechselt dabei mehrmals. Ist der erste fertig so antwortet der andere in ähnlicher Weise. So bleiben diese beiden oft einen ganzen Tag lang einander gegenüber stehen, die Sonne mag noch so heiß brennen, oder der Regen noch so stark gießen. Sie sprechen von ihrer Abkunft, von der Gegend, wo ihre Vorfahren wohnten, von ihren und der ihrigen Leiden und Trübsal, und von allem, was sich begab, seit sie einander nicht mehr gesehen. Ist die Wechselrede endlich vorüber, so sprechen sie weiter kein Wort mit einander, gehen zum Baden, treten darauf in die Hütte, setzen sich neben einander und fangen an zu weinen. Dabei bedecken sie das Gesicht mit ihrem Haar, und reden noch stundenlang in Strophen, von verstorbenen Verwandten, deren gute Eigenschaften sie rühmend hervorheben. Plötzlich nimmt dann die Unterhaltung einen ganz andern Strich; sie fragen einander in heiterster Art, wie es geht, wie man sich befinde, und der Reisende bekommt Speise, von welcher er den übrigen Anwesenden mittheilt. So bleibt man gewöhnlich drei Tage lang bei einander, und schwatzt Tag und Nacht fast ununterbrochen. Dabei sitzen die Fremden immer dicht bei einander, und gehen hinter einander in einer Reihe, nachdem sie mal aufgestanden sind.

Fast alle Morgen vor Tagesanbruch weinen die Alten bis nach Sonnenaufgang. Sie reden von Verwandten, die nicht mehr leben, und von Krankheiten, von welchen sie einst heimgesucht wurden. Auch Feindschaften und Abneigungen werden nicht vergessen. Es kommt wohl vor, daß einer seinen Feind vergiftet. Unter allen eingebornen Wilden sind die Yuracares die einzigen, bei denen Selbstmord üblich ist. Wenn eine Krankheit ihnen gar zu lange währt, erhängen sie sich; und verursacht irgend etwas ihnen allzu heftigen Kummer, so klettern sie in den höchsten Baum und stürzen sich hinab. Auch ist der Zweikampf bei ihnen sehr häufig. Veranlassung zum Duell ist es zum Beispiel, wenn der eine ein Mädchen zur Frau nimmt, das ein anderer hatte heirathen wollen, oder wenn ein Mann an den Folgen eines Schlangenbisses

Digitized by Google

stirbt, denn im letzteren Falle glauben die Verwandten, der oder jener habe die Schlange geschickt, und der Tod müsse durch einen Zweikampf gerächt werden. So kommen denn sehr viele Duelle vor. Wer sich schlagen will, nimmt erst ein Bad, legt seine besten Kleider an, geht vor das Haus seines Gegners, klopft an dasselbe und führt beleidigende Reden. Der auf diese Weise Geforderte kommt mit Pfeilen heraus, die besonders für ein Duell zubereitet sind, das heißt unterhalb der Spitze ist ein Knopf angebracht, der ein sehr tiefes Eindringen des Pfeils verhindert. Er stellt sich nur fünf Schritte weit von seinem Gegner auf, der ihn von seinem besten Bogen einen Pfeil in den Arm schießt. Dann schießt der Geforderte, und es werden acht bis zehn Pfeile oder mehr gewechselt. Dabei kommen manchmal arge Verwundungen vor, welche den Tod nach sich ziehen. Der Duellcomment der Yuracares bestimmt zwar ausdrücklich, daß nur in den Arm geschossen werden darf, aber manchmal wird auch aus Ungeschicklichkeit oder Bosheit Hals oder Seite getroffen.

Die Mädchen werden von den Müttern eben so nachsichtig behandelt wie die Knaben. Wenn sie die Zeit ihrer Reife erreichen, veranstaltet man eine große Festlichkeit ganz eigenthümlicher Art. Die Mutter weint unaufhörlich, und der Vater bauet aus Palmblättern eine Hütte in welche er die Tochter einsperrt. Sie bleibt in derselben vier Tage, während welcher sie streng fasten muß, im Dunkeln. Unterdessen geht die Mutter nebst andern Frauen aus der Nachbarschaft, und zwar immer eine hinter und nie neben der andern, in den Wald, und holt Holz, Wasser und Yuca (Mandioca) von ihren Feldern, während der Vater eine große Anzahl von Gefäßen aus Holz oder Palmblättern verfertigt, in welchen die Frauen Chicha bereiten. Sobald sie am vierten Tage in Gährung gerathen ist, legt der Vater drei Stunden vor Sonnenaufgang seinen besten Schmuck an, und ruft mit lautem Geschrei seine Nachbarn zusammen. Das junge Mädchen muß sich auf einen Stein setzen, vor ihre Füße legt man ein Bündel Palmblätter und steckt dasselbe in Brand. Darauf schneidet jeder der Eingeladenen ihr ein Büschel Haare ab, läuft schreiend damit fort, und versteckt dasselbe in einen abgelegenen hohlen Baum. Gleich darauf kommt er zurück und nimmt mit möglichst würdiger Haltung seinen vorigen Platz im Kreise wieder ein. Sobald hier alle Verwandten wieder beisammen sind, reicht das junge Mädchen einem Jeden eine mit sehr starker Chicha gefüllte Kalebasse, welche für diese Feierlichkeit besonders zubereitet wurde. Bevor die Väter trinken rennen sie den neben ihnen sitzenden Söhnen einen scharfen Affenknochen in den Arm. Darauf wird von Allen bis zum Abend getrunken, Flöte gespielt, gesungen und getanzt, und selbst Regen oder Gewittersturm unterbricht dieses Fest nicht. Bei denselben bringen die Yuracares sich blutige Wunden bei, welche sie Culucute nennen. Sie kneipen nämlich die Haut auf dem Arme, reiben spitze Affenknochen mit starkem Gewürz ein, und stechen sie in die Haut von den Fingern bis zur Schulter. Die jungen Männer werden „geculucutet", damit sie Tüchtigkeit für die Jagd gewinnen, und bei jeder neuen Wunde, die man ihnen

beibringt wird ihnen eine neue Art Wild oder Fisch versprochen. Mit den Mädchen nimmt man an Armen und Beinen dieselbe Operation vor, damit sie recht stark und muthig werden, und aus demselben Grunde bedeckt man auch die Jagdhunde mit Culucutewunden. D'Orbigny sah einen jungen Mann der vier und dreißig Culucutewunden und im Ganzen acht und sechszig Löcher auf den Armen hatte.

Am folgenden Tage kommen die Nachbarn wieder, um Manibier (aus Erdpistazien bereitet) zu trinken. Vierzehn Tage oder drei Wochen später beginnt das Fest abermals, und nun mischt sich das Mädchen unter die übrigen Frauen, darf auch selbst Chicha bereiten. Aber sie muß noch etwa ein halbes Jahr lang das Haupt mit Baumrinden bedecken, und darf nicht mit Männern sprechen. Die Yuracares erlegen das alles ihren Töchtern auf, weil sonst, wie sie glauben, die Kinder von Unglück heimgesucht, z. B. von einer Schlange gebissen, von einem Jaguar verwundet oder durch Pfeile beschädigt werden, und dergleichen mehr. Auch ist nun das Mädchen nicht mehr furchtsam und kann allen Gefahren trotzen. Die Yuracares culucuten auch wohl ihren Arm, wenn sie fehlgeschossen haben, und die Beine, wenn sie auf der Wanderung sich ermüdet fühlen.

Die Frauen tragen ein Gewand von Baumrinde, das aber kürzer ist als jenes der Männer, und schmücken, so lange sie unverheirathet sind, die Schultern mit Federn von glänzenden Farben. Ihre Obliegenheiten bestehen darin, daß sie die Speisen zubereiten, Chicha machen, säen und pflanzen; der Anbau der Yuca ist jedoch ausschließlich den Männern vorbehalten. Die Weiber holen auch Holz, Wasser und Gemüse; wenn sie Töpfergeschirr machen, müssen sie allein im Walde, fern von den Männern, ihre Arbeit verrichten. Auf den Wanderzügen trägt der Mann nur wenig Gepäck, weil er seine Hände stets für die Jagd frei haben muß; deshalb sind die Weiber schwer belastet und müssen obendrein noch die kleinen Kinder schleppen. Sie sind eben so selbstsüchtig wie die Männer, und oft grausamer wie wilde Thiere. Fruchtabtreibung und Kindesmord sind häufig. Ein außer der Ehe geborenes Kind wird sogleich erstickt, und wenn eine Familie genug Kinder zu haben glaubt, so schafft sie die, welche nun noch geboren werden, bei Seite. Dasselbe geschieht mit verwachsenen Kindern, und überhaupt den spätgeborenen, denn von diesen würden die Aeltern keinen Nutzen bei der Arbeit haben. Die Frau erklärt ohne weiteres, daß sie das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trägt, tödten werde. Diejenigen aber, welche man aufbringen will, behandelt man mit der alleräußersten Sorgfalt und Zärtlichkeit. Die Kinder dagegen wissen nicht was Anhänglichkeit an bejahrte Aeltern ist, und behandeln diese mit äußerster Rücksichtslosigkeit, denn sie gelten ihnen für eine lästige Bürde.

Bei den Krankheiten spielt wieder der Aberglaube eine Hauptrolle. Ein Charlatan tritt an das Lager des Kranken und ruft die Seele des letztern. Dazu muß er seine Hände mit Speichel anfeuchten. Die Seele erscheint

Digitized by Google

dann in der Hand, und dem Kranken wird gesagt: „Heute befindest Du Dich so, morgen wirst Du Dich besser befinden und übermorgen gesund sein.“ Die Krankheiten werden meist Zauberern oder bösen Geistern zur Last gelegt. Sie leiden häufig an Würmern; diese verbrennen sie. Den Eiter aus Geschwüren werfen sie in Ameisenhaufen; dann verschwindet die Krankheit. Der Regenbogen verursacht Krankheiten, und wird deshalb geschimpft, sobald er erscheint; und mit der Abendröthe geschieht dasselbe. Erscheint ein Fremder, und es blitzt oder donnert auf der Seite, von welcher er kam, so sieht man ihn ungern, denn er bringt Krankheit mit. Auch darf ein Fremder nie von Krankheiten reden, denn man würde ihn meiden, aus Furcht, diese Krankheiten zu bekommen. Ein Kranker, welcher donnern hört, glaubt er werde sterben müssen. Der Gesang gewisser Vögel, welche die Yuracares Wittwen nennen, gilt als Vorbote schwerer Seuche. Starke Windstöße bringen böse Geister ins Land, schleudern Blitze, verursachen dem Menschen heftigen Schmerz und Erbrechen und tödten ihn. Wenn man die Kinder tadelt, werden sie krank, und giftige Pflanzen darf man ja nicht ausreißen. Todkranke werden von ihren nächsten Angehörigen, in Begleitung eines möglichst zahlreichen Gefolges in eine Hütte auf dem Felde gebracht. Dort graben die Kinder des Sterbenden eine Grube. Er vermacht sein Eigenthum seinen Kindern, darauf legt man die Leiche in das mit Palmblättern ausgelegte Grab, ein lautes Geschrei erhebt sich, einige werfen sich über den Leichnam her, andere zerreißen ihre Kleider und bedecken damit den Todten, welchem man auch seine Kleider, Waffen und Geschenke für gestorbene Verwandte, die sich schon in jenem Leben befinden, mit ins Grab giebt; eben so auch Geräthe, worüber er nicht letztwillig verfügt hat. Endlich zerschlägt man auf dem Grabe das Kochgeschirr seiner Frau und verbrennt seinen übrigen Nachlaß, damit seine Seele nicht etwa komme, um ihn abzuholen, den Ueberlebenden Schrecken einjage, oder sie mit dem Stabe berühre, welchen jeder Todte hat, denn sonst müßten sie sterben. Nach diesen Leichenfeierlichkeiten dauert die Trauer noch Jahre lang; die Nachbarn helfen der Familie schreien; das Feld des Verstorbenen wird nicht abgeerndtet, sondern bleibt liegen, wie es eben ist.

Die Yuracares glauben an ein künftiges Leben. Die Seele des Verstorbenen geht unter die Erde, zu ihren Vorfahren, den Mansiños, an einen herrlichen Ort, wo sie vollkommensten Glückes genießt. Dort giebt es Wild in Fülle, namentlich ist das Schwein (Pecari) häufig, welche ihnen ihre Lieblingsspeise giebt.

Ein Stamm, der nicht einmal das Ansehen des Familienvaters anerkennt, hat natürlich auch keine Regierung und kennt auch keine Gottheit. Die Yuracares glauben, daß alle Dinge sich von selbst gemacht haben. Wie könnten sie einem schaffenden Wesen dankbar sein? Sie meinen ferner, daß es ganz gleichgültig sei, wie sie sich betragen; der Mensch ist vollkommen Herr seiner selbst, und mag, wie es ihm beliebt, gut oder böse handeln. Fragt man sie, wer denn

Digitized by Google

ihr wohlthätiger Gott sei, so zeigen sie auf Pfeil und Bogen. Diese geben ihnen Speise.

Bei alle dem haben sie eine sehr verwickelte mythologische Geschichte, in welcher eine Menge fabelhafter Wesen eine große Rolle spielen. Die Welt hat ihren Anfang im Schatten der dunkeln Wälder genommen, in welchen die Yuracares wohnen. Ein böser Geist, Sararuma oder Aïma Suñe, steckte weit und breit das Feld in Flammen, und kein Baum, kein lebendiges Wesen konnte dem Feuer entrinnen. Nur ein Mann war so vorsichtig gewesen, sich eine tiefe Höhle zu graben, in welcher er sich, reichlich mit Lebensmitteln versehen, aufhielt, bis die Flammen erloschen waren. Er allein entging der allgemeinen Vernichtung. Um zu wissen, ob das Feuer immer noch stark war, steckte er von Zeit zu Zeit aus seiner Höhle eine lange Ruthe hervor. Zweimal fand er sie beim Zurückziehen angebrannt, aber zum dritten Male war sie kalt. Dann wartete er noch vier Tage ehe er sich ans Tageslicht wagte. Es sah sehr wüst aus auf dieser Erde; er fand nirgends Schutz oder Lebensmittel und er beklagte sein herbes Schicksal. Da kam aus fernen Landen Sararuma. Er war ganz roth gekleidet und sprach: „Zwar bin ich Schuld an allem Bösen, aber Du dauerst mich.“ Darauf gab er ihm eine Handvoll Körner, die er aussäen sollte, und wie durch Zauber entstand ringsum ein prächtiger Wald.

Einige Zeit nachher hatte dieser Mann eine Frau, — wie er zu dieser gekommen, weiß man nicht, — und mit ihr mehre Söhne und eine Tochter. Als diese zur Jungfrau heranwuchs, ging sie träumerisch in den Wald und klagte über ihre Einsamkeit. Da fiel ihr zärtlicher Blick an einem Bache auf den schönen Baum Ule, der mit purpurrothen Blüthen prangte. Das junge Mädchen bemalt gleich den Baum, um ihn noch schöner zu machen, mit Rocu, weint und seufzt. Da bewirkt die Liebe ein Wunder. Der Baum verwandelt sich in einen Mann und das Mädchen ist glücklich. In der folgenden Nacht ist sie nicht mehr allein, Ule ist ihr Mann, aber mit dem Morgenroth verschwindet er. Sie klagt ihren Schmerz darüber ihrer Mutter, die ihr räth, ihn zu binden, wenn er wieder erscheine. Am Abend kommt Ule wieder, und nachdem er versprochen hat, bei seiner jungen Frau zu bleiben, nimmt man ihm die Fesseln ab. Von nun an erfreueten beide Gatten sich eines ungetrübten Glückes, bis einst Ule, als er auf große Marimonos-Affen Jagd machte, von einem Jaguar zerrissen wurde. Sein junges Weib war ihm in den Wald nachgefolgt, um ihm Chicha zu bringen; da erfährt sie von ihren Brüdern, was geschehen, und läßt sich von ihnen zu der Stelle führen, wo ihr Gatte eine Leiche wurde. Seine Gliedmaßen liegen rings umher zerstreut; in ihrem Schmerze sammelt sie dieselben und legt sie an einander, denn sie will ihren Ule noch einmal ganz sehen, und weint helle Thränen. Ihre Liebe wird zum zweiten Male belohnt, denn Ule ist plötzlich wieder lebendig, und sagt: „Es scheint mir, als hätte ich recht gut geschlafen.“ Voll Freude umarmt sie ihn, und beide

Digitized by Google

kehren nach ihrer Wohnung zurück. Unterwegs bleibt er an einem Bache stehen um zu trinken, denn ihn dürstet sehr. Da sieht er, wie sich seine Gestalt im Wasser wiederspiegelt, und bemerkt, daß ihm noch ein Stück in der Wange fehlt. So verunstaltet will er seine Frau nicht weiter begleiten, läßt sich von diesem Vorsatze nicht abbringen, sagt ihr Lebewohl und giebt ihr noch einen guten Rath. Wenn sie sich auf dem Heimwege nicht verlieren will, so soll sie ohne anzuhalten auf dem Pfade weiter gehen, und sich ja nicht umdrehen, wenn vielleicht etwas hinter ihr von den Bäumen herabfällt; sie soll nur sagen: „Das ist meines Mannes Jagd.“ Zitternd tritt die arme Frau ihren Rückweg an, fest entschlossen Alles zu thun, was Ule ihr gesagt. Aber als ein großes Blatt hinter ihr auf die Erde fällt, sieht sie doch sich um, und verirrt sich nun im Walde. Endlich gelangt sie auf einen Pfad und kommt am Ende zu einer Behausung, in welcher eine Jaguarfamilie wohnt.

Die Mutter des gefräßigen Stammes war gerade allein; sie empfängt die Verirrte mit Zuvorkommenheit und Liebkosungen, und versteckt diese, damit ihre Söhne, welche eben auf der Jagd waren, ihr kein Leid zufügen. Aber als sie kommen, spüren sie doch, daß etwas Fremdes sich in der Hütte befindet, entdecken die junge Frau und wollen sie auffressen. Aber ihre Mutter will das nicht leiden. Die Verirrte muß aus ihrem Versteck herworkommen, den Jaguars die Insekten vom Kopfe ablesen und dieselben verzehren. Sie hatten nämlich auf dem Kopfe eine große Anzahl giftiger Ameisen, Torocotés, die sie nicht essen mochte. Die alte Jaguarmutter gab ihr deshalb heimlich eine Hand voll Kürbiskerne, die sie kauen sollte, während sie die Ameisen auf die Erde warf. Bei den drei ersten Jaguars gelang die List vollkommen; aber der vierte hatte vier Augen, von denen die zwei, welche hinten am Kopfe saßen, den Betrug gewahrten. Da stürzte er wüthend über die Unglückliche her, zerriß sie, und zog ein Kind aus ihrem Leibe. Das gab er seiner Mutter, die es auffressen sollte. Aber die alte Jaguarmutter erbarmte sich auch des Kindes, steckte es in einen Topf, angeblich um es zu kochen, nahm es aber wieder heraus und zog die Waise groß.

Dieser Knabe hieß Tiri, hatte große Anhänglichkeit für seine Pflegemutter, und brachte ihr, als er erwachsen war, Alles was er auf der Jagd erlegte. Eines Tages sagte sie ihm, daß ein Thier, Yrete genannt (das Paca der Brasilianer, Caelogenis *Cuvier*), ihr alle Kürbisse vom Felde wegfräße; er solle es mit seinen Pfeilen erschießen. Tiri legte sich auf die Lauer, zielte aber nicht gut und schoß dem Paca nur den Schwanz ab. Seitdem ist dieses Thier ohne Schwanz geblieben. Das Paca wandte sich um und sprach: „Tiri, Du lebst in Frieden mit den Mördern Deiner Mutter, und mich willst Du tödten, obwohl ich Dir nichts zu Leide that!“ Tiri begriff nicht, was diese Worte bedeuten sollten, und bat um nähere Auskunft. Das Paca nahm ihn mit in seine Höhle, erzählte, daß die Jaguars ihm Vater und Mutter zerrissen, daß sie ihm selbst auch nach dem Leben getrachtet hätten und ihn nun zum Skla-

den machen wollten. Ueber das Alles ergrimmte Tiri höchlich, und beschloß seiner Aeltern Mörder umzubringen. Drei der Jaguare erlegte er einzeln, als sie mit Beute beladen von der Jagd zurückkehrten, aber jener mit den vier Augen sah den Pfeil kommen und wurde nur verwundet. Er kletterte auf den Gipfel eines hohen Baumes um sich zu retten, und rief: „Bäume, Palmen, seid mir hülfreich! Sonne, Sterne, rettet mich! Mond, hilf mir!“ Bei diesen Worten umfing ihn der Mond und entrückte ihn. Seit jener Zeit sehen ihn die Yuracares am Himmel, und seitdem gehen die Jaguars bei Nacht auf Raub aus.

Tiri war mit übernatürlicher Kraft begabt. Seine Wohlthäterin, die Jaguarmutter, war sehr betrübt über den Tod ihrer Söhne, weil sie nun Niemand mehr hatte, der ihr Feld bestellte. Tiri machte ihr gleich ein großes Feld zurecht, das reichlich Früchte trug. Er war Herr und Gebieter der ganzen Natur, aber er wurde endlich mißvergnügt, weil er so allein und einsam da stand. Er hätte gern einen Freund gehabt. Einst riß er sich den Nagel der großen Zehe aus und warf ihn in ein Loch. Plötzlich hörte er Jemand hinter sich reden; der Nagel hatte sich in einen Mann verwandelt, den er Caru nannte, und zu seinem Vertrauten machte. Die beiden Freunde hatten einander sehr lieb, und vertrieben sich die Zeit mit Jagen. Eines Tages lud ein Vogel sie ein, mit ihm zu essen. Sie thaten Salz an die Speisen, das der Vogel bisher nicht gekannt. Er fand es äußerst schmackhaft, und die beiden Freunde ließen ihm davon so viel sie bei sich hatten. Aber der Vogel verstand sich nicht auf die Eigenschaften des Salzes, ließ es in freier Luft liegen, und es zerschmolz, als der erste Regen fiel. Seit jener Zeit haben die Yuracares kein Salz mehr in ihren Wäldern. Als einst ein anderer Vogel sie zum Essen eingeladen hatte, füllte das Trinkgefäß sich von selbst mit Chicha. Tiri schlug mit einem kleinen Stabe an das Gefäß, aus welchem nun so viel Flüssigkeit hervorströmte, daß sie die ganze Erde bedeckte und sein Freund ertrank. Als die Erde wieder trocken war, suchte Tiri seinen Freund, und rief ihn ins Leben zurück.

Beide wünschten lebhaft noch mehrere ihres Gleichen um sich zu sehen. Sie pflogen jeder Umgang mit einem Pospovogel (Hokko), und so entstanden Kinder beiderlei Geschlechts. Aber die Frauen hatten die Brüste über den Augen; Tiri setzte die Augen dorthin wo sie nun stehen. Carus Sohn starb und sein Vater begrub ihn. Nach einiger Zeit sagte ihm Tiri, er möge nach seinem Sohne sehen, der wieder ins Leben gerufen werden solle, doch möge er sich wohl hüten ihn aufzuessen. Caru fand auf dem Grabe seines Sohnes nichts als einen Manibusch (Erdpistazie), den er ausriß. Es waren Früchte daran, die er verzehrte. Da entstand plötzlich ein großes Geräusch, und Tiri sprach: „Du bist ungehorsam gewesen und hast deinen Sohn verschlungen. Zur Strafe dafür sollst Du und sollen alle Menschen sterblich sein, sollen Leiden erdulden und arbeiten.“ Bald nachher schüttelte er einen Baum, welcher Früchte trug. Es fiel eine Ente herab. Tiri befahl seinem Freunde sie zu kochen

und zu essen. Aber als er sie genossen, wurde ihm übel; er mußte alles Genossene wieder von sich geben. Da kamen aus seinem Munde Papagayen, Tukans und alle anderen Vögel welche die Yuracares kennen.

Tiri und Caru besuchten die alte Jaguarmutter. Ihre Lippen waren blutig. Tiri glaubte, sie habe Menschen gefressen und drohete ihr mit dem Tode wenn sie nicht Alles eingestehe. Er schnitt ihr das Haar ab und wollte sie umbringen; sie bat ihn aber ihrer zu verschonen, sie wolle die Wahrheit sagen. Sie hatte allerdings einen Menschen gefressen, aber er war von einer Schlange todtgebissen worden, und sie zeigte ihm die Höhle in welcher die Schlange sich aufhielt. Weil die Jaguarmutter einen von einem anderen Thiere getödteten Menschen verzehrt hatte, sagte ihr Tiri: „Du sollst Dich, sammt deinem ganzen Geschlecht von dem ernähren, was Andere getödtet haben," und er verwandelte sie in einen Gallinaço (Urubu-Geyer). Diese Vögel haben einen kahlen Kopf, weil Tiri der Alten das Haar abgeschoren hatte. Tiri rief einen Storch und befahl ihm die Schlange zu tödten. Da kamen aus der Höhle hervor die Mansiños, Solostos, Quichuas oder Incas, Chiriguanos und alle anderen den Yuracares bekannten Völker. Die Erde war nun bevölkert, als ein Mann aus der Höhle kam, welcher Herr aller dieser Völker sein wollte; da schloß Tiri das Loch. Die Stelle, von welcher das Menschengeschlecht seinen Ausgang genommen, liegt bei einem großen Felsen, der Mamore heißt, Niemand vermag ihn zu besteigen, auch mögen die Yuracares ihm nicht einmal nahe kommen, da eine große Schlange den Eingang zur Höhle bewacht. Er liegt unweit der Quellen des Marmoreflusses, da wo der Sacta und Sore in einander münden.

Tiri sprach zu den Völkern: „Ihr müßt euch theilen und alle Gegenden der Erde bevölkern; deshalb säe ich Zwietracht unter euch und ihr sollt Feinde sein." Da fielen plötzlich viele Pfeile von der Sonne herab, mit welchen sich namentlich die Chiriguanos bewaffneten. Alle diese Völker bekriegten einander lange Zeit, bis Tiri Frieden stiftete, aber sie blieben doch Feinde.

Als Tiri das Alles gethan, mochte er nicht mehr in diesen Wäldern leben, und wollte so weit weggehen als er nur konnte. Um zu wissen, nach welcher Seite hin sie die größte Ausdehnung habe, schickte er einen kleinen Vogel, den er aufgezogen hatte, nach Osten aus. Er kam bald wieder, zum Theil unbefiedert. Daraus nahm Tiri ab, daß die Erde nach jener Seite hin keine große Ausdehnung habe. Da schickte er den Vogel nach Norden hin, von wo er eben so wieder kam, wie das erste Mal. Aber nach Westen hin blieb er lange Zeit weg und kam mit schönen Federn zurück. Deshalb ging Tiri nach Westen. Er war verschwunden. Die Yuracares sagen, er sei nicht gestorben, werde auch nicht sterben, und habe mehre Menschen mit sich genommen, die, wie er, unsterblich seien, und im Alter wieder jung würden.

Diese Sagen sind allen Yuracares ohne Ausnahme bekannt. Sie beklagen sich über Alle, welche in denselben handelnd auftreten. Ueber Sararuma weil er Alles verbrannt hat; über Ule, Tiri und Caru, welche die Menschen

Digitized by Google

nicht unsterblich machten. Eben so sind sie unzufrieden mit Mororoma, der den Donner machte und hoch von den Bergen oder aus den Wolken herab die Menschen beobachtet und Blitze auf sie schleudert, wenn sie ihm mißfallen. Sie drohen ihm mit ihren Pfeilen, wenn es donnert. Pepezu macht den Wind, Chuchu den Krieg und Tele gab ihnen weiße Kleider und allerlei Lehren.

Die Yuracares sind Abkömmlinge der Mansiños, die mit Bogen, Pfeil und Flöte aus jener Höhle hervorkamen.

Amerikanische Alterthümer am Panuco.

Die Handelsstadt Tampico, welche eine Zeit lang auch den Namen Santa Anna de Tamaulipas führte, liegt auf der Stelle, wo sich eine nicht unbedeutende indianische Ortschaft befand, als Juan de Grijalva an dieser Küste landete. Diese Mexicaner vertheidigten ihre Altäre und ihren Heerd mit großer Tapferkeit gegen die Spanier. Aber von dieser indianischen Stadt sind nur noch wenige Spuren übrig geblieben. Die europäischen Fremdlinge wurden Herren auch dieser Küstenstrecke am mexicanischen Meerbusen.

Vor etwa zwanzig Jahren standen dort, wo nun Neu-Tampico sich erhebt, nur wenige Indianerhütten, dagegen befand sich die alte Stadt, Pueblo Viejo, damals in großer Blüthe. Aber die Lage dieser neuen Stadt ist weit günstiger für den Handelsbetrieb. Das Wasser ist hier von steilen Ufern eingeschlossen und so tief, daß Schiffe dicht an der Küste ankern können; auch ist von hier die Binnenschifffahrt leicht. Die Stadt selbst dehnt sich auf einem flachen Strande aus, der an eine felsige Halbinsel sich lehnt. In der Umgegend befinden sich eine große Menge stehender Gewässer, die einen Abzug in den Panuco haben. Sie sind Ursache daß die Gegend im höchsten Grade ungesund ist; sie erzeugen alljährlich das gelbe Fieber, das im Tampico eben so große Verheerungen anrichtet als in Vera Cruz. Die Barre vor dem Flusse ist für die Schifffahrt eben so lästig als gefährlich. Ohne jene beiden Hindernisse würde dieser Hafen sich zu einem Platze von großer commercieller Bedeutung erheben können, denn er liegt den eigentlichen Bergwerksdistrikten am nächsten. Der Handel ist meist in den Händen fremder Häuser, die namentlich Häute und Färbehölzer ausführen. Der nordamerikanische Reisende B. M. Norman schildert die Creolenbevölkerung der Stadt als ein unwissendes, träges, herabgewürdigtes Geschlecht, das keinen höhern Genuß als Glücksspiel kennt; die Indianer, obwohl sie gesetzlich so gut freie Leute sind als die Weißen, werden thatsächlich wie Sklaven behandelt. Auch sie sind so tief herabgewürdigt daß sie nicht einmal daran denken ihre klägliche Lage zu verbessern. Die Stadt selbst bietet keine Merkwürdigkeiten dar. In der Nähe des Marktplatzes erhebt

Digitized by Google

sich ein Felsenhügel, von welchem herab der Beschauer eine weite Aussicht hat. Er sieht wie der Tamissi, welcher den Sümpfen der Umgegend zum Abzugswasser dient, sich mit dem in schönen Windungen heranströmenden Panuco vereinigt. Auf der entgegengesetzten Küste, in einiger Entfernung, steht Pueblo Viejo.

Am Abend des 14. März, so erzählt Norman, verließ ich Tampico und fuhr den Panuco aufwärts, um die Ruinen an diesem Flusse zu besuchen. Dieser Fluß kommt aus dem Hochlande herab, hat Quellenbäche in der Nähe der Hauptstadt Mexico und fließt in vielfach gewundenem Laufe in den Meerbusen von Mexico, den er zwei Stunden unterhalb Tampico erreicht. Er mag etwa siebenzig Stunden weit für alle Schiffe, welche über die Barre vor der Mündung gelangen können, aufwärts fahrbar sein; doch würde diese Entfernung in gerader Linie kaum mehr als zwanzig Wegstunden betragen. Denn er hat einen sehr gewundenen Lauf, tritt fast nie aus seinen Ufern und hat zu dessen beiden Seiten einen äußerst fruchtbaren Boden, der in üppigster Fülle Mais, Zucker, Taback und Reis erzeugt. Namentlich erreicht das Zuckerrohr eine Höhe bis zu zwanzig Fuß, und wenn der „Boden der Freiheit“ erst bis zum Isthmus von Panama reicht, das heißt, wenn einst nordamerikanischer Untenehmungsgeist in diese Gegenden dringt, werden sie einen reichen Ertrag geben. Jetzt liegen sie in stiller Einsamkeit und sind nur hie und da angebaut.

Ich hielt mit meinem Nachen manchmal bei einer Indianerhütte an. Die Mauern sind von Erde, das Dach besteht aus Rohr; in der Nähe ist ein kleines Stück Feld urbar gemacht, auf welchem Mais gebaut wird; selbst das Kochgeschirr ist von der armseligsten Beschaffenheit, und die trägen Insassen der Hütten schlafen auf Fellen, wenn sie sich nicht mit Glücksspielen und Hahnenkämpfen die Zeit vertreiben. Auch sind sie dem Trunk ergeben. Diese Indianer sind von jenen der Vereinigten Staaten völlig verschieden. Sie bilden keine unabhängigen Stämme, haben wenig eigenthümliche Sitten und Bräuche mehr, sind unkriegerisch und gleichen ihren tapfern Vorfahren gar nicht. Sie haben eine ähnliche Stellung wie die freien Neger in den Vereinigten Staaten. Und dieses herabgekommene Geschlecht lebt in einer Gegend in welcher einst ein verhältnißmäßig hoher Gesittungszustand geherrscht haben muß. Ich bot allen Scharfsinn auf, um von ihnen etwas über ihre Vorfahren in Erkundigung zu bringen; aber sie wußten nichts, auch nicht eine Sylbe; ich hätte eben so wohl Wasser aus einem vertrockneten Brunnen schöpfen können, als auch nur das Allergeringste über die Geschichte dieses Landes. Nur dunkel geht eine Sage daß vor vielen, vielen Jahren Riesen aus dem Norden hergekommen seien und die Landeseinwohner erschlagen hätten, worauf sie nach Süden weiter zogen. Eine ähnliche Tradition will man unter den Stämmen am Mississippi gefunden haben.

Am Topilabache, und zwar östlich, fand ich einige beträchtliche Erdhügel, Mounds, die ersten Spuren alter Kunst welche mich hier begrüßten.

Digitized by Google

Der eine derselben war fünf und zwanzig Fuß hoch und kreisförmig. An den Seiten gewahrte ich noch Lagen von kleinen, flachen, gut behauenen Steinen, und in unmittelbarer Nähe fand ich deren noch mehrere von verschiedenen Formen, aber sie waren größer. Sie hatten offenbar einst zum Bau von Eingangsthüren gedient und waren ganz schlicht, ohne alle Verzierung. Auf dieser Stelle hat ohne Zweifel einst eine alte Stadt gestanden, aber die Trümmer sind so zerstückelt und zerstreut, daß aus ihnen sich keinerlei Schlüsse in Betreff der Erbauer und ihrer Gesittungsstufe ziehen lassen. Ich untersuchte den Ort so genau als das Gestrüpp und die wilden Thiere mir erlaubten. Am andern Morgen begab ich mich, von einigen Indianern begleitet, zu dem etwa drittehalb Stunden nach Südosten liegenden Rancho de las Piedras. Der Weg durch die Wildniß war äußerst ermüdend, bis ich eine Bodenerhebung erreichte, die im Lande unter dem Namen der Topilahügel bekannt sind. Dort fand ich Steine die ohne Frage einst zum Bauen verwandt worden waren. Während ich vorwärts ging fand ich deutlichere Spuren alter Kunst, nämlich Erdhügel, deren Seiten aus losen Lagen gleichförmiger Sandsteinblöcke gebaut waren. Die meisten dieser letzteren waren nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage, sondern ich fand sie massenweis ringsumher. Diese Steine haben eine Oberfläche von achtzehn Quadratzoll, sind sechs Zoll dick und waren ohne Mörtel über einander gelegt. Ich beobachtete etwa zwanzig solcher Erdhügel die neben einander standen; sie hatten eine Höhe von sechs bis zu fünf und zwanzig Fuß; einige waren kreisrund, andere viereckig, aber, abweichend von den meisten übrigen welche ich im Lande fand, nicht mit Regelmäßigkeit aufgelegt. Auf dem Gipfel an einer der höchsten war offenbar eine Terrasse gewesen. Die Haupthöhe umfaßt eine Fläche vou etwa zwei Acres. An der Basis dieser Erdhügel lag eine gut behauene, sieben Zoll dicke kreisrunde Steinplatte die in der Mitte ein Loch hatte. Sie ruhete auf einer kreisrunden Grundmauer, die in gleicher Fläche mit dem Erdboden lag. Dieser Stein hielt vier Fuß neun Zoll im Durchmesser. Als ich ihn fortnahm entdeckte ich einen mit zerbrochenen Steinen und Scherben von Töpferwaare angefüllten Brunnen. Ich will hier bemerken daß man Steindeckel auf Brunnen auch am Paint Creek in Ohio gefunden hat, welche den von mir entdeckten gleichen. Dieser Stein scheint ursprünglich mit Linien verziert gewesen zu sein, sie waren aber durch Zeit und Wetter fast gänzlich verwischt.

Auf dem Gipfel dieses Berges stand ein wilder Feigenbaum von mehr als einhundert Fuß Höhe im üppigsten Wachsthum. Er allein beweist, daß jene Mounds nicht der neuen Zeit angehören können. Die Mauern der kleineren Hügel waren sämmtlich nach innen eingesunken, was mich annehmen läßt, daß diese letzteren zu Begräbnißstätten gedient haben. Denn da im Laufe der Zeit die Leichen sich in Staub verwandeln mußten, so rückten die von keinem Mörtel zusammengehaltenen Steine nach einwärts vor, und kamen somit aus ihrer alten Lage. Ich fand den Boden umher, auf einer Strecke von einigen

Digitized by Google

englischen Meilen, mit losen behauenen Steinen von verschiedener Gestalt bedeckt; sodann auch mit Scherben von Töpfergeschirr, und mit Bruchstücken von Obsidian, der von dem unbekannten Volke, das ohne Zweifel kriegerisch war, zu Messern und Speeren benutzt wurde. Der nächste Punkt anhier, wo der Obsidian vorkommt, ist Pelados, unweit von Real del Monte.

Diese Ruinen liegen, meinen Beobachtungen zufolge, die allerdings mit sehr primitiven Instrumenten angestellt wurden, in 98° 51′ westlicher Länge und 22° 9′ nördlicher Breite, nehmen eine Fläche von mehrern englischen Geviertmeilen ein, und sind allem Anschein zufolge, die Ueberbleibsel einer Stadt. Jetzt ist die ganze Fläche mit den größten Bäumen bewachsen, zwischen welchen der Raum mit so viel Gestrüpp und Schlingkraut bedeckt ist, daß kein Sonnenstrahl und kaum das Tageslicht hindurchdringen kann. Der Wald ist so dicht und die Zersetzung der Pflanzenstoffe geht so ununterbrochen vor sich, daß die Gegend weit und breit von feuchten, ungesunden Dünsten erfüllt ist. Durch diesen üppigen Pflanzenwuchs und solche Atmosphäre wird auch die Zerstörung der Menschenwerke beschleunigt, aber man sieht es diesen Denkmälern einer untergegangenen Kunst auf den ersten Blick an, daß sie aus sehr alter Zeit stammen.

Ich fand unter diesen Trümmern eine merkwürdige Abbildung eines Kopfes, oder vielmehr eines weiblichen Gesichtes, das aus einem dunkelröthlichen Sandsteine sehr hübsch ausgehauen ist. dieses Denkmal habe ich der Sammlung von Alterthümern der historischen Gesellschaft zu Neu-York einverleibt. Das Gesicht hat Lebensgröße, und ragt in vollem Relief aus dem rohen Steinblocke hervor; es scheint, als ob es bestimmt war, einen Platz unter den Verzierungen eines Gebäudes einzunehmen. Manche Züge und Linien sind wahrhaft griechisch, und die Schönheit wie das Ebenmaaß der Proportionen haben allgemeine Bewunderung erregt. Dieses schöne Gesicht lag unter mächtigen Haufen gebrochener und zerfallener Steine, unter Ruinen eines Gebäudes. Es ist vortrefflich erhalten bis auf die ein wenig beschädigte Nase. Das Stirnband, welches die Entwickelung der Stirn verhüllt, weicht von denen ab, welche man auf andern Denkmälern der Skulptur in diesem Lande findet, und hat auch mit denen, welche jetzt wohl die Eingeborenen tragen, gar keine Aehnlichkeit. Mir fiel die Schönheit des Kopfes so auf, daß ich sogleich anfing, ihn abzuzeichnen, aber bei näherer Betrachtung gefiel er mir so, daß ich Hand an dieses Alterthum legte und es mit mir nahm. Die ungläubige Welt hätte meine Zeichnung wahrscheinlich idealisirt gefunden; jetzt kann Jedermann das Original sich selbst betrachten, da es glücklich die weite Reise vom Panuco bis zum Hudson gemacht hat.

Unweit von diesem Kopfe, den ich einen griechischen nennen möchte, weil dieses amerikanische Werk so viel Hellenisches hat, entdeckte ich noch einen andern Stein, auf welchem, gleichfalls in kühnem Relief, ein nicht so fein gemeißeltes Menschengesicht sich befand. Es hatte nicht die klassischen Proportionen

Digitized by Google

des eben beschriebenen, verdient aber Aufmerksamkeit, weil es von allem abweicht, was man bis jetzt Derartiges in Amerika gefunden hat. Die Züge gleichen denen der kaukasischen Menschenrace, und haben keine Aehnlichkeit mit jenen des amerikanischen Menschenstammes, die Ohren sind groß, das Haar wird nicht durch wellenförmige Linien bezeichnet. Eine Art von Halsband geht um den Hals und stützt das Gesicht; es trifft einige Zoll unter dem Kinn zusammen. Der Stein, auf welchem sich dieser Kopf befindet, ist kreisrund, hält zwölf Fuß im Durchmesser und ist drei Zoll dick. Der Kopf selbst ist von kolossalem Verhältniß, denn er nimmt mehr als die Hälfte der Oberfläche ein. Die Peripherie dieses großen Steinrades war geometrisch vollkommen richtig und weich abgemeißelt. In alten Zeiten hätte es ein Sisyphusrad abgeben können, ein Yankee würde es für einen Mühlstein passend erachten. Es kostete mich große Mühe und Arbeit, dasselbe vom Schmutz zu reinigen und aufzurichten, da die abergläubischen Indianer mir nur sehr widerwillig halfen. *)

Der nächste Gegenstand welcher meine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm, versetzte mich in Gedanken an die Ufer des Nils. Ich sah zwar hier keine ägyptische Sphinx, wohl aber eine steinerne Riesenschildkröte, die unter ihrem gigantischen Schilde heraus ein Menschenhaupt hervorstreckt. Dieses amphibische Monstrum maß über sechs Fuß Länge, hatte eine verhältnißmäßige Breite und stand auf einem mächtigen Sandsteinblocke. Der Rücken ist sehr correkt und künstlerisch ausgearbeitet, und giebt in gutem Verhältniß genau die Formen und Linien einer Schildkrötenschale. Viele schwache Linien waren gleichfalls vorhanden, und sie beweisen, daß der Künstler auch die feineren Zeichnungen des Schildpats nicht übersehen hatte. Auch alle übrigen Theile waren naturgetreu. Ich fand das Ganze mannigfach verstümmelt, namentlich den vortretenden menschlichen Kopf; doch erkannte ich deutlich genug, daß er sehr geschickte Zeichnung hatte und ganz meisterhaft ausgeführt war. Dieser Kopf muß wirklich ein prächtiges Musterstück alter amerikanischer Kunst gewesen sein. Auch er hatte, gleich allen übrigen die ich in jener Gegend fand, kaukasische Umrisse, und in seinem ganzen Ausdrucke war er ganz unverkennbar geistig belebt. Man findet unter jenen Werken selten ein ganzes Haupt wie dieses; die meisten sind nur zur Hälfte aus dem Steine, an welchem sie haften, herausgehauen, weil sie fast immer eine Stelle in Mauern und Wänden einzunehmen bestimmt waren. Aber hier hatte ich einen vollen, ganzen Kopf, und die Entwickelung des Hinterkopfes war jener des Vorderkopfes vollkommen untergeordnet. Ein Phrenolog würde Intelligenz herausgefunden haben. Der Vorderkopf war ursprünglich hoch und breit, die Nase wohl geformt und fein gemeißelt; eben so Lippen, Kinn und Ohren. Ich überlasse es Anderen zu ent-

*) In der Abbildung, welche Norman von diesem Kopfe giebt, ruhet derselbe auf einer Art von Andreaskreuz, das mir mit einem Halsbande keine Aehnlichkeit zu haben scheint. A.

Digitized by Google

scheiden, ob diese Schildkröte mit dem Menschenkopfe lediglich ein Werk der Phantasie des Künstlers war, oder ein religiöses Symbol des unbekannten Volkes, ein hieroglyphisches Andenken an irgend ein denkwürdiges Ereigniß oder eine Epoche seiner Geschichte. Merkwürdig bleibt diese amerikanische Sphinx in jedem Falle. Ringsum sah ich noch mehr Trümmer von verschiedener Größe und Gestalt, die mir auf den ersten Blick klar machten, daß ich Verzierungen und Schmuck großer, glänzender Gebäude vor mir hatte, die nun als Ruinen zerstreut waren. Hier hat ohne Frage einst eine große Stadt gestanden, die von Menschen höherer Gesittung und Ausbildung bewohnt war.

Meine weiteren Nachsuchungen blieben nicht fruchtlos. Ich warf große Massen von Erde und Steinen bei Seite, und fand noch einen Kopf, der dem eben beschriebenen in einiger Hinsicht ähnlich war, aber doch wieder seine Besonderheiten hatte. Er zeigte nur das Gesicht, das in vollem Relief aus dem Steinblocke hervorstand; und oben wie unten rund über denselben hervorragte. Der Kopfschmuck war eigenthümlich. Auf einem über das Haupt oberhalb der Stirn hinlaufenden reifenartigen Bande waren drei Steinkugeln angebracht, mit leichten Strichen, die Augen, Nase und Mund bedeuten sollten. Der Streifen endete zu beiden Seiten über den Ohren, die ganz monströs sind, denn sie sind halb so breit und hoch wie das ganze Gesicht, das seinerseits wieder kaukasische Züge hat. Es ist siebenzehn englische Zoll lang, mit Einschluß der großen Ohren ein und zwanzig Zoll breit, und zehn Zoll dick. Ich fand es zwischen Trümmern verfallener Mauern und Gebäude, neben anderen Bruchstücken von ähnlichem Charakter; doch war von diesen keines so gut erhalten.

Ich hatte diesen Theil der Gegend binnen einigen Tagen durchforscht, und war froh als ich Abschied nehmen konnte. Denn abgesehen von der großen Mühe mit welcher ich mir einen Weg durch das Gestrüpp bahnen mußte, welches weit und breit üppig wuchert, und durch den durch Schlingkraut aller Art unwegsam gemachten Wald — abgesehen davon hatte ich auch von Myriaden Mücken und Stechfliegen zu leiden, und am Ende hatten mich sogar meine Indianer verlassen, und ich mußte einsam und allein meine Forschungen beendigen. Ueberdies war der Aufenthalt nicht ohne Gefahr. Abends befestigte ich meine Hangematte zwischen zwei Bäumen, zündete dann die Wachtfeuer an und schlief beim musikalischen und doch nicht angenehmen Gesumme der Moskitos ein. Eines Morgens weckte mich ein Geräusch, das aus dem nahen Dickicht kam. Als ich dorthin blickte, gewahrte ich einen Tiger der gierig zu mir hinaufstarrte. Zum Glück brannten meine Feuer noch. Ich hielt mein Schießgewehr bereit um dem Sohne des Waldes im Nothfall den gebührenden Gruß angedeihen zu lassen. Mehr als zwei Stunden lang wich er nicht von der Stelle, und ich mußte jeden Augenblick auf einen Todeskampf gefaßt sein, in welchem der eine oder andere von uns erliegen mußte. Und doch kam es anders. Der Tiger wurde am Ende unruhig, ging auf und ab, offenbar um eine

Digitized by Google

zum Ansprung passende Oertlichkeit zu suchen, und zog endlich fort, als er diese nicht fand.

Während meines Aufenthalts in diesem Lande machte ich noch einen Ausflug um die alte Stadt Panuco zu besuchen. Mein Weg führte den Fluß entlang und über Wiesen. Die Ranchos (großen Gehöfte) und Milpas oder kleineren Meiereien gewährten einen befriedigendern Anblick als ich erwartet hatte; auf den Aeckern fand ich Mais und Zuckerrohr. Aber doch war das Ganze mehr oder weniger in einer Art von Urzustand. Die Indianer, in deren Hütten ich vorsprach, empfingen mich überall höflich, aber hier wie anderwärts konnte ich ihnen platterdings nicht begreiflich machen daß ein Mann in dieses Land zu einem andern Zwecke kommen könne als Gold zu suchen. In diesem Glauben der Indianer liegt es wohl mit, daß ich von ihnen so wenig über das Land selbst erfahren konnte. Der wilde Feigenbaum erreicht hier eine merkwürdige Höhe und Fülle. Seine weit ausgedehnten Zweige senken sich auf die Erde hinab, schlagen Wurzeln und treiben Stämme welche an Stärke dem Hauptstamme gleichen. Diese wilde Feige am Panuco gleicht dem Banianenbaume Indiens.

Panuco ist eine alte Stadt der Huasteken und wird zur Regenzeit manchmal überschwemmt. Bernal Diaz erzählt ausführlich, mit wie großen Opfern Cortez die Eroberung dieser Stadt zu erkaufen hatte. Der tapfere Conquistador legte eine Besatzung dorthin, deren Schutzpatron der heilige Stephan war, welcher dort noch jetzt hohes Ansehn genießt. In Panuco also wohnten die mächtigen und streitbaren Huasteken, gegen welche die Spanier so wild wütheten. Aber trotz soldatischer Barbarei und des priesterlichen Fanatismus sind noch nicht alle Spuren der einstigen Größe dieses amerikanischen Volkes vertilgt worden. Noch zeugen Ueberreste von Pyramiden, Wohngebäuden, Hausgeräthschaften, Waffen und Zierrathen, daß einst die Kunst auf einer Stelle blühete, wo nun ein träges, armseliges Geschlecht hauset.

Panuco ist am gleichnamigen Flusse die einzige Stadt oberhalb Tampico und mag etwa viertausend Einwohner haben. Sie liegt hart am Wasser, schon im Staate Vera Cruz, etwa dreißig spanische Meilen zu Wasser und funfzehn zu Land von Tampico. Die Straßen sind öde und gewähren ein melancholisches Bild; die Häuser, aus Bambus und Erde gebaut, sind mit Rohr gedeckt. Die Indianer in dieser Gegend reden eine aus mehreren Mundarten gemischte Sprache, in welcher jedoch die Huasteka vorwaltet. Pater Tapia Zenteno hat den Versuch gemacht, sie grammatikalisch darzustellen, es ist ihm aber bei dem großen Durcheinander der Dialekte nicht gelungen.

In der Nähe von Panuco liegen Ruinen alter Wohnplätze über einen Flächenraum von mehreren englischen Meilen zerstreut. Die heutigen Bewohner wissen gar nichts von der Geschichte dieser Trümmer, sind auch nicht im geringsten begierig zu wissen, wer sie bauete und von wem sie zerstört wurden. Ich konnte auch nicht eine leise Spur von Traditionen oder nur von Muthmaßun-

gen ausfindig machen, so große Mühe ich mir auch gab. Meine Nachforschungen waren mit großen Mühseligkeiten verbunden, aber sie wurden belohnt. Ich fand unter Anderm eine Platte von beistehender Form, [redacted] die sieben Fuß lang, etwa drittehalb Fuß breit und einen Fuß dick war. Auf der obern Seite war in vollem Relief und ganzer Lebensgröße die Figur eines Mannes ausgemeißelt, der ein loses Gewand trägt, mit einem Gürtel um den Leib. Sein Haupt ist von einer enganliegenden Kappe bedeckt, einer Art von römischem Helm, aber ohne Kamm und Busch, an den Füßen trägt er Sandalen und seine Arme hält er über der Brust gekreuzt. Die Seiten dieser Steinplatte hatten einen etwas erhabenen Rand, welcher dem Bilde gewissermaßen zum Rahmen, zur Einfassung diente. Die Ausführung des Ganzen gehört zu dem Schönsten, was ich von Werken der Skulptur in Amerika gesehen habe, und würde auch einem Künstler der alten Welt zur Ehre gereichen. Ich zweifle nicht, daß es in Europa großes Aufsehen erregen würde, wenn man in Aegypten ein so schönes Kunstwerk aufgefunden hätte. Auch bei dieser Figur trägt das Gesicht edle kaukasische Züge. Das Gewand hat weite Aermeln, fällt bis etwas unter die Knie hinab, und läßt die schönen Verhältnisse des untern Beines sehen. Diese Steinplatte, welche ich um Alles gern mit mir fortgenommen hätte, wenn es irgend möglich gewesen wäre, lag an einem Abhange, einer Art Schlucht, und ruhete theilweise auf der verfallenen Mauer eines alten Grabes, von welchem nur noch Steinhaufen übrig waren. Sie lag etwas mehr als vier Fuß unter der jetzigen Erdoberfläche und kam durch meine Nachgrabungen zum Vorschein. Ich bemerkte zufällig eine Ecke dieser Platte und die neben ihr liegenden losen Steine, welche ein Gießbach in der Regenzeit bloßgelegt hatte. Die Erde, welche auf der Platte lag, war nicht von Menschenhänden darauf geschafft worden, sie hatte sich offenbar im Verlaufe der Zeit selbst aufgehäuft, und es mag manches liebe Jahr vergangen sein, bevor sie diese Höhe erreichte. Ich ließ die Platte herausheben und ihr eine solche Lage geben, daß ich sie abzeichnen konnte. Ich halte sie für ein wahres Wunderwerk amerikanischer Kunst. Jeder, wer die Figur genau betrachtet, wird auf den ersten Blick von der Aehnlichkeit betroffen sein, welche sie mit den Gestalten auf den Gräbern der Tempelherren hat.*) Doch darf man daraus nicht etwa folgern, daß dieses Kunstwerk europäischen Ursprungs sei oder der neuern Zeit angehöre. Der Stein ist derselbe wie bei allen übrigen Bauwerken und Kunstdarstellungen, welche man in jener Gegend findet, und Styl und Arbeit rühren von einem alten Amerikaner her.

Wir wissen aus den älteren spanischen Schriftstellern, namentlich aus Gomara, daß die alten Amerikaner die Gestalt eines verstorbenen Königs auf dem Schrein anbrachten, in welchem sie seine irdischen Ueberreste beisetzten. Kann

---

*) Das ist allerdings richtig. Mir fiel diese Aehnlichkeit unwillkürlich auf, als ich die Abbildung dieses Fundes am Panuco in Normans Buche sah, noch ehe ich dieses Schriftstellers Bemerkungen gelesen hatte. A.

Digitized by Google

hier nun nicht ein Sarkophag gewesen sein, und die Figur auf jener Steinplatte einen König darstellen, vielleicht einen, von welchem die Bauwerke dieses Platzes herrührten? Ich glaube das fest, und bin eben so fest überzeugt, daß weitere genaue Nachforschungen in der Umgegend noch manche werthvolle Alterthümer ans Licht bringen würden.

„Wenn“, fügt Normann hinzu, „diese Muthmaßung sich rechtfertigt, dann möchte ich noch einen Schritt weiter gehen und annehmen, daß die Trümmer in dieser ganzen Gegend von der Hauptstadt eines alten Reiches herrühren. Hier war einst ein Sitz von Königen, die zugleich in dieser Stadt ihre Gräber hatten. Die Ruinen sind großartig und ausgedehnt genug, die Spuren von hoher Kunst an Bauwerken und Darstellungen aus dem Gebiete der Baukunst so augenfällig, daß sie einer solchen Annahme nicht widersprechen. Der Flächenraum, welchen die Trümmer bedecken, ist groß genug für die Metropole eines Reiches. Die verstreuten Steine mögen Tempeln und Paläste angehört haben, so groß und prächtig wie sie nur irgend anderwärts in der westlichen Welt zu finden sind. Ich nehme an, daß diese Trümmer sehr alt sind, daß die Bauwerke, welche hier einst gestanden haben, einem Volke angehörten, das älter ist als jene Nationen, von welchen wir Kunde haben, dieses Volk war sicherlich schon vor der spanischen Eroberung verschwunden.“

Südlich von Panuco in einer Entfernung von etwa drei spanischen Meilen nach Süden hin, liegen noch andere Ruinen, welche man als die Trümmer von Cerro Chacuaco bezeichnet. Sie sollen einen Flächenraum von drei Wegstunden ins Geviert bedecken, und ganz augenscheinlich von einer großen Stadt herrühren. Fünf spanische Meilen nach Südwesten liegen die Ruinen von San Nicolas, und sechs Meilen weit, in derselben Richtung, jene von Trinidad. Weiter entfernt liegen, wie man mir sagte, noch viele andere Trümmer, und es scheint als ob die ganze Gegend mit solchen Denkmälern vergangener Größe eines dahingeschwundenen Volkes weit und breit bedeckt sei. Es ist wahrscheinlich, daß sie ein und demselben Volke angehören. Für mich ist es keinem Zweifel unterworfen, daß dies Volk älter und in den Künsten der Gesittung viel weiter fortgeschritten war, als irgend eine andere amerikanische Nation, von welcher wir Kunde haben.

Unter den Ruinen von Cerro Chacuaco fand ich zwei Gefäße, die aus dem gewöhnlichen Töpferthon bereitet sind, welche man in der Gegend findet. Sie sind recht hübsch gearbeitet. An der einen befindet sich ein Kopf, der völlig negerartig ist. Ich schließe daraus, daß dieses Gefäß aus neuerer Zeit herrührt; die jetzigen Indianer sind in der Töpferei nicht ganz ungeschickt; auch hätte dieses Thongefäß nicht lange unter feuchter Erde liegen können, ohne zu verderben. Auch einige fratzenhafte Statuen fand ich; sie befinden sich gegenwärtig im Museum der neuyorker historischen Gesellschaft. Ich zweifle nicht, daß sie Götzenbilder waren. Ich sah ähnliche Bildnisse oder Idole bei den heutigen Indianern, welche dergleichen am Halse tragen und die für Talismane erachtet

Digitized by Google

werden. Die Indianer unserer Tage beobachten genau alle kirchlichen Gebräuche, zu welchen die katholischen Priester sie anhalten, aber dabei hängen sie doch noch an manchen alten heidnischen Vorstellungen. Die Bilder, welche ich fand, sind hohl, mit Kügelchen von der Größe einer Erbse angefüllt, die wie man meint, aus der Asche der Gegenstände bereitet wurden, welche man den Göttern opferte. In der Nähe der Schulter befindet sich eine Oeffnung, durch welche man die Kügelchen hineinwarf.

Mich hatten diese Nachforschungen unter den Ruinen am Panuco geistig ungemein aufgeregt und körperlich äußerst ermüdet. Ich hätte, wenn ich auf längeres Verweilen vorbereitet gewesen wäre, ohne Zweifel eine weit reichhaltigere Ausbeute gewinnen können. Meine Neugier war zwar einigermaßen befriedigt, aber keineswegs meine Wißbegier. Aber ich mußte scheiden. So packte ich denn meine Alterthümer, so viel ich deren fortbringen konnte, zusammen, schaffte sie in meinen Nachen, und schiffte in stiller Nacht bei Vollmond den Fluß hinab nach Tampico, wo ich in der ersten Hälfte des Aprilmonats wieder anlangte. Dort wurde ich krank, und enteilte rasch dem ungesunden Platze, indem ich wieder meinen Nachen bestieg und von einem Indianer begleitet, den Tamissi hinaufruderte. Ich wollte an den Nebenflüssen welche in ihn münden gleichfalls Ruinen aufsuchen. An ihm selbst liegen keine Städte, wohl aber viele von Indianern angelegte Meiereien. Der Boden ist ungemein fruchtbar; das Zuckerrohr wächst fast wild und in unglaublicher Menge. Ich maß ein Rohr das vor neun Jahren gepflanzt war, es hatte ein und zwanzig Fuß Länge und fünf und vierzig Schüsse. Bambusrohr habe ich von 60 Fuß Höhe angetroffen. Nicht minder üppig wachsen die wilden Feigenbäume und die prächtige Fächerpalme, die Palma real, welche in solcher Menge vorkommt, daß die Eroberer den Panuco als den Palmenfluß bezeichneten.

Ich fand auch am Tamissi Ruinen, welche im Allgemeinen den oben beschriebenen gleichen, einen ausgedehnten Raum einnahmen, an manchen Stellen von vegetabilischer Aufhäufung bedeckt, und an andern mit uralten, mächtig hohen Bäumen bedeckt waren. Ich mußte mir durch das Waldgestrüpp mühsam einen Weg bahnen, oft über Steinhaufen klettern, fand vielfach in Trümmer gefallene Mauern, aber keinen Gegenstand, der einer besondern Schilderung werth wäre. Am Carmelote-Bach liegen wieder Ruinen, und mitten unter ihnen siebenzehn große Erdhügel (Mounds) von eigenthümlicher Construction. Sie sind noch ziemlich gut erhalten; ich überzeugte mich daß die Mauern nicht aus Steinen aufgeführt waren. Einen davon grub ich an, fand aber nur Erde, Scherben von Töpfergeschirr und einige roh aus Sandstein geschnitzte Bilder, von welchen einige lebensgroß waren. Von diesen letzteren habe ich einen mit heimgebracht, auch einige Fragmente von Figuren, die ich nicht besser zu bezeichnen weiß, als wenn ich sie Penaten nenne. Auch Mörtel fand ich in diesen Erdhügeln; zu was er aber dienen konnte, weiß ich nicht. Die Hügel mögen

Digitized by Google

Begräbnißstätten gewesen sein, ich fand aber keine Gebeine oder irgend menschliche Ueberreste.

Ich hätte meine Nachforschungen in dieser Gegend noch weiter fortgesetzt, wenn nicht die ungeheuern, über alle Beschreibung lästigen Insekten mich zur Umkehr gezwungen hätten. Ich kehrte also nach Tampico zurück, wo ich mich bald darauf nach Neu-Orleans einschiffte.

Die Stadt Lima.

Wir finden in einer zu Valparaiso erscheinenden Zeitung eine ausführliche Schilderung der gegenwärtigen Zustände der peruanischen Hauptstadt, der wir einige Mittheilungen entlehnen. Lima gewinnt eben jetzt ein specielles Interesse für Deutschland, weil ein Theil unserer Auswanderung sich dorthin lenkt. Die Tageblätter haben bekannt gemacht, unter welchen Bedingungen diese Uebersiedelung geschieht und ferner geschehen soll.

Lima enthält gegenwärtig etwa drei Tausend fünf Hundert Häuser und viele sehr hübsche Straßen mit ansehnlichen Waarenlagern und Läden. Die Bevölkerung belief sich nach der Zählung von 1836 auf nur 52,628 Seelen, was reichlich 10,000 weniger ist als im Jahre 1820. Zwei Drittel der Volksmenge besteht aus Indianern, Mischlingen und Negern. An Sklaven zählt man etwa 4000 in der Stadt. Mit der Sklaverei hat es hier am Orte eine eigene Bewandniß. Der Congreß von Huancayo erklärte alle Sklaven, wenn sie das fünf und zwanzigste Jahr erreicht hatten, für frei. Ihre Besitzer sollten ihnen für eine einmonatliche Arbeit vier Piaster zahlen. Die gegenwärtige Verfassung von Peru erklärt alle in dieser Republik gebornen Leute für frei, und doch zählt man an der Küste wenigstens 20,000 Sklaven. Sie denken gar nicht daran, ihr Recht in Anspruch zu nehmen, und bleiben in der Sklaverei, weil sie nicht wissen, was sie sonst anfangen sollen. Die Neger stehen gleich den übrigen niedrigen Volksklassen auf einer tiefen Stufe der Civilisation; ihr größtes Glück finden sie im Nichtsthun. Den Lebensunterhalt erwerben sie sehr leicht, und obwohl Nahrungsmittel sehr theuer sind, so haben sie doch immer Geld genug, sich dieselben zu verschaffen.

Als ich eines Tages unter den Bäumen am Callaothor umherging, sah ich eine Negerfrau, die eine große Cigarre rauchte. Ich bat sie um Feuer, das sie mir auch mit äußerster Grandezza reichte. — „Raucht Ihr viel?“ fragte ich. — „Ein klein wenig, Señor.“ — „Wie viel denn ungefähr?“ — „Für zwei bis drei Realen täglich, denn wenn mich einer um eine Cigarre anspricht, gebe ich sie ihm gern.“ — „Und wie viel müßt Ihr täglich verdienen, um Taback, Essen und Kleidung beschaffen zu können?“ — „Ich verdiene jeden

Digitized by Google

Morgen fünf Realen." — „Und Nachmittags?" — „Nachmittags arbeite ich nicht; es ist nicht nöthig, daß ich mich so viel anstrenge." — „Womit beschäftigt Ihr Euch denn?" — „Ich schneide Gras, Señor, entweder Morgens oder wenn ich sonst Lust dazu habe. Dafür bekomme ich fünf Realen und noch etwas darauf." — „So viel bekommt Ihr für Grasschneiden?" rief ich ganz erstaunt. — „Gewiß; und warum sollte ich denn nicht?" entgegnete sie lachend und wies mir ihre blendend weißen Zähne. Sie sah heiter, sorglos, vergnügt aus, wie alle Neger hier und war kernkräftig gebaut. Die Mulatten sind nicht minder lustig; man kann sich davon namentlich bei den Stiergefechten überzeugen, denen sie in Masse beiwohnen, reich in hellfarbige Zeuge gekleidet. Die Stiergefechte sind noch immer so beliebt, wie in Altspanien. Im Uebrigen schwindet vieles von den alten Bräuchen. Die Frauen der höchsten Klassen kleiden sich nur noch selten in die alte Nationaltracht, und französirte Moden verdrängen die Mantilla und die Saya. Auch die alten Nationaltänze müssen dem Walzer, der Polka und der Quadrille weichen. Die Frauen üben großen Einfluß, selbst auf die Politik. Sie sind höflich, im Gespräche zuvorkommend, und heiterer Laune. Auch die Männer sind weit zuvorkommender als in Chile, wo man von keinem Fremden irgend welche Notiz nimmt, wenn er nicht Empfehlungsschreiben mitgebracht hat. In Peru macht man gar nicht viele Umstände, obwohl Lima einst Sitz eines Hofhalters gewesen ist, und eine Aristokratie besaß. Die Anzahl der titeltragenden Familien belief sich auf achtzig, und sie nennen sich noch jetzt Marquis und Grafen.

Lima ist überhaupt die heiterste Stadt in Südamerika. Das Volk arbeitet wenig, ist ziemlich geräuschvoll und die Straßen sind immer voller Leute; die Spaziergänge, die Brücke über den Rimac, Marktplatz und Theater sieht man nie leer. Zu Weihnachten und wenn der Jahrestag der Schlacht von Ayacucho gefeiert wird, 9. December, herrscht namentlich viel Leben.

Die Bewohner haben aber keine Energie, außer im Glockenläuten, Musikmachen, Spazierengehen und Tanzen. Auf ihre Verweichlichung übt das Klima einen nicht geringen Einfluß, und ihre Indolenz kommt aus hergebrachter Kolonialsitte. Das Klima ist wirklich erschlaffend, schwächt den Geist und das Nervensystem und macht zur Trägheit geneigt. Die Leute sagen es sei mild und gemäßigt, aber Thatsachen beweisen das Gegentheil. Im Jahre 1850 erhielten nicht weniger als 20,000 Personen ärztlichen Beistand in den Spitälern; davon wurde nur etwa die Hälfte geheilt. Viele Kranke wollen aus Vorurtheil in kein Spital gehen, und lassen sich zu Hause ärztlich behandeln. Im vorigen Jahre (1850) war die Hälfte der Bewohner krank, und etwa neun Procent der Erkrankten starben. Das ist wahrlich kein Beweis für die Behauptung, daß das Klima der Gesundheit zuträglich sei. Der Luft in Lima fehlt es an Elektricität, und deshalb haben auch die Bewohner keine Elektricität. Es mangelt ihnen so sehr an aller Energie, daß sie die Stadt ruhig von Räubern plündern lassen. Im October

Digitized by Google

und November 1850 trieben sich Diebesbanden in den Straßen umher. Die Bürger traten ihnen nicht etwa kräftig entgegen, sondern verschlossen sich in ihren Häusern; sie liefen fort wenn die Räuber sich blicken ließen. Auch die Polizei hat keine Elektricität, und kann nicht einmal die Straßen reinlich halten.

Ich habe oben der Spitäler erwähnt. Sie sind sehr gut eingerichtet und haben bedeutende Einkünfte. Eine sehr beträchtliche Summe bringt ihnen die Lotterie ein, etwa 50,000 Piaster jährlich. Die Regierung von Peru speculirt auf die Thorheit und die Spielwuth der Menschen, nicht um das Staatseinkommen zu vermehren, sondern zu milden Zwecken. Der Ertrag fließt nämlich den Krankenhäusern zu. In jenem des heiligen Andreas wurden 1850 nicht weniger als 7702 Kranke aufgenommen, von denen 723 starben; in jenem der heiligen Anna fanden 6140 Aufnahme; davon starben 634, was eine Sterblichkeit von 10 Procent ergiebt. Im Spitale des heiligen Andreas ließ einst der Vicekönig Hurtado de Mendoza die aus Cuzco nach Lima gebrachten Mumien der Incas Huaina Capac, Tupac Yupangi und anderer begraben.

Die wissenschaftlichen Anstalten in Lima gedeihen. Zwar die Universität des heiligen Marcus, die älteste in Südamerika, ist jetzt ohne alle Bedeutung, da fast keine Vorträge in ihr gehalten werden; dagegen sind das Seminarium, die medicinische Schule und die Rechtsschule in Thätigkeit. Doch fehlt es an einem guten Lehrplane. Privatunterrichtsanstalten sind vorhanden, aber die Regierung unterhält keine öffentliche Schule, und der Unterricht ist weit hinter jenem von Chile zurück. Auch hat Lima nicht so viele gelehrte Männer aufzuweisen als Santiago, aber sie schreiben mehr. Daß viel gelesen wird, beweis't die Anzahl der hier erscheinenden Zeitungen. Die Revista, der Correo und der Commercio kommen täglich heraus; der Progreso, der Rimac und der National wöchentlich oder monatlich. Der Comercio hat 1200 Abnehmer. Die Flugschriftenverkäufer bieten zugleich allerlei Siebensachen auf den Straßen feil. So hörte ich neulich ausrufen: „Vier Stücken Seife und das Leben und Sterben unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus für einen halben Real!“ Das Museum enthält manche peruanische Alterthümer und die Bildnisse sämmtlicher spanischen Vicekönige; die mit demselben verbundene Bibliothek zählt 20,000 Bände. (Valparaiso Mercantile Reporter, published by F. M. Cronau, 1851. Nr. 47 und 49.)

Zur Sittengeschichte.

Feldzug der Frauen gegen Politiker und den König Alcohol. — Gleichberechtigung des schönen Geschlechts mit dem starken.

„Wir fühlen uns, wir wissen was wir sind und bedeuten!“ rief neulich eine Frau in einer öffentlichen Versammlung unter lautem Beifall der Anwesenden. Es gehört zu den besten Eigenschaften des Nationalcharakters der Amerikaner, daß sie

den Frauen die größte Achtung beweisen; den „Ladies“ gegenüber schweigt Eigenliebe und Selbstsucht der Männer, — im gesellschaftlichen Verkehr, in welchem das weibliche Geschlecht unbedingt die erste Rolle spielt. Das weibliche Wesen geht unbedingt dem Manne vor. In jener großen durchaus demokratischen Republik hat die Sitte eine weit größere Macht gewonnen als das Gesetz, und sie schützt das Weib vor jeglicher Unbilde. Ein junges Mädchen von 16 Jahren kann getrost von Neu-York bis nach Neu-Orleans ohne alle männliche Begleitung reisen, und darf versichert sein, keiner Art von Ungebühr ausgesetzt zu sein. Jeder Gentleman betrachtet sich als natürlichen und rechtmäßigen Beschützer desselben. Die Männer sind zumeist auf ihre Geschäfte angewiesen und überlassen die Verwaltung und Anordnung des Hauses beinahe völlig den Frauen, auf deren geistige Ausbildung große Sorgfalt verwandt wird. So kommt es, daß das Weib in den Vereinigten Staaten eine weit einflußreichere Stellung einnimmt, als in irgend einem andern Lande; die Frauen fangen an sich als Corporation zu fühlen. Sie stehen, wie sie selbst sagen, eben so fest und sicher in ihren Schuhen wie die Männer, welche dem Frauencultus so eifrig anhängen und für ihre Hingebung doch kaum von Seiten des schönen Geschlechtes Dank erndten. In den Vereinigten Staaten ist das Weib nicht so schüchtern wie in Europa, es läßt die Individualität stärker hervorblicken, und kann in ganz anderer Weise auftreten, wie die europäischen Mitschwestern. Was bei uns dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen müßte, worüber man spotten würde wie über des Aristophanes Ekklesiazusen, nämlich eine öffentliche Versammlung, ein Convent von Frauen, die über bürgerliche und politische Angelegenheiten berathen, Reden halten und Beschlüsse fassen, — das findet man auf der andern Seite des Weltmeeres völlig in der Ordnung. Die Frauen stellen sich als eine moralische Instanz hin, als Gattinnen und Müttern von Bürgern, sagen sie, müsse ihnen ein größerer Einfluß als bisher auf die öffentlichen Angelegenheiten ihres eigenen Geschlechts eingeräumt werden. Ein Theil verlangt eine Besserstellung der Weiber und Ausdehnung ihrer Rechte, ein anderer tritt noch radikaler auf und will eine völlige und unbedingte Gleichstellung mit den Männern. Man sieht es handelt sich hier um das, was man bei uns Emancipation der Frauen nennt. Aber die Agitation für eine solche „Freilassung aus der Sklaverei“ und vollkommene Gleichstellung, trägt einen ganz andern Charakter als die Emancipationsbestrebungen, wie sie in Deutschland und Frankreich von Seiten mancher Weiber zu Tage getreten sind. Sie hat in Amerika eine sittliche Unterlage, sie ist, rund heraus gesagt, nicht ein Erzeugniß sittlicher und physischer Liederlichkeit, welche aus den Tiraden mancher unserer weiblichen und männlichen Emancipations-Blaustrümpfe sich deutlich herauserkennen läßt. Wenn hier eine von literarischer Halbbildung gestreifte Jungfrau in das Alter kommt, in welchem sie auf Heimführung durch einen Mann verzichten muß, so schreibt sie Romane oder Novellen, in welchen Abneigung gegen die Ehe als rother Faden hindurch geht, sie stellt das „freie Weib“ als allein berechtigt hin, und wirft Sitte und Religion in frechster Weise über Bord. Eine verschrobene Philosophie, die sich auf das Absolute stellt, hilft diesen „freien Weibern“ nach besten

Digitized by Google

Kräften gegen die Ehe deklamiren, als welche eine unnatürliche Einrichtung sei, und durch die in ihr enthaltene Lüge Mann und Weib gleich sehr herabwürdige.

Den Emancipationsbestrebungen in Amerika liegt solche Zerfahrenheit und Liederlichkeit nicht zum Grunde; sie entwickeln sich aus der Sitte, aus der Stellung, welche die Frauen gesellschaftlich einnehmen und aus dem demokratisch-republikanischen Staatswesen ganz erklärlich, und die Männer sind weit entfernt, sie als eine bloße Lächerlichkeit oder als unberechtigt zu betrachten. Daß die Frauen Beinkleider tragen, und das sogenannte Blumer-Costum, welches allerdings vor den langschleppenden, straßenkehrenden Kleidern vieles voraus hat, findet man ganz in der Ordnung, und in Buffalo, Neu-York und Baltimore betrachtete man sich die „Ladies“ in der Blumertracht mit verwunderten Schweigen, während sie in London verhöhnt wurden.

In den jüngsten Monaten sind in den Vereinigten Staaten zwei große Frauenversammlungen abgehalten worden, die für die Sitten des Landes in hohem Grade bezeichnend sind. In Europa wäre dergleichen kaum möglich. In Cincinnati traten die Frauen im verflossenen August öffentlich gegen den König Rum, das heißt gegen den Genuß berauschender Getränke und gegen die Unsittlichkeit vieler Politiker auf; zu Worcester in Massachusetts verlangten sie am 16. October Gleichstellung mit den Männern. Wir geben einige Mittheilungen aus den Verhandlungen.

Zu Cincinnati, im Staate Ohio, kamen am 23. und 24. August eine große Anzahl achtbarer Frauen in Fosters Hall zusammen; Frau Martin Slugh wurde zum Präsidenten, Frau William C. Pinkton zum Sekretair gewählt. Die Präsidentin erklärte, es komme darauf an, Maßregeln gegen die Rumverkäufer und jene Politiker zu treffen, welche dem Verkaufe dieses Giftes gewogen seien; man müsse im Interesse der Sittlichkeit, der menschlichen Würde und der republikanischen Freiheit die Mäßigkeit aus allen Kräften fördern. Mistreß Pinkham verlas darauf eine Erklärung, welche einstimmige Billigung fand. Es hieß in derselben:

„Wenn im Verlauf menschlicher Begebenheiten die Nothwendigkeit eintritt, das politische Band zu lösen, welches ein Volk an seine Herrscher knüpft, so erfordert eine gebührende Rücksichtnahme auf die Meinungen der Menschen, daß die Ursache dargelegt wird, welche zu einer Trennung zwingt. Wenn eine lange Reihe von Mißbräuchen und Anmaßungen immer auf ein und dasselbe Ziel hinwirkt, das Volk einem absoluten Despotismus zu unterwerfen, dann wird es für das Volk ein Recht und eine Pflicht, eine solche Regierung zu beseitigen, und Vorkehrungen für seine eigene Sicherheit zu treffen.

„Alle Erfahrungen zeigen, daß die Menschheit weit geneigter ist Uebelstände so lange zu erdulden wie sie nur irgend erträglich sind, als sich selber Recht zu verschaffen und die gewohnten Formen wegzuwerfen. So verhält es sich mit dem geduldigen Leiden der Weiber in diesem Volke, und so mit der Nothwendigkeit, welche sie zwingt die Fesseln des Königs Alcohol abzustreifen. Die Geschichte dieses Königs kennt nur wiederholte Sünden, Unbilden und Usurpationen,

Digitized by Google

und zielen sämmtlich darauf ab, diese Nation zu Grunde zu richten. Sehen wir, was König Alcohol gethan.

„Er hat seine Einwilligung zu Gesetzen verweigert, die der öffentlichen Wohlfahrt ersprießlich wären.

Er hat seinen Statthaltern verboten, Gesetze von dringender Nothwendigkeit ins Leben zu rufen. Er hat die Ausübung der Gerechtigkeit gehemmt, indem er die Richter bethörte und bestach.

Er hat eine Menge neuer Beamten geschaffen, die lediglich von seinem Willen abhängen.

Er hat uns drückende Steuern zum Unterhalte seiner Unterthanen auferlegt.

Er hat unsere Meere geplündert, unsere Küsten verwüstet, unsere Städte verbrannt, und jährlich den Tod von tausenden und zehntausenden unserer Mitbürger verschuldet.

Er schafft eben jetzt zahreiche Schaaren fremder Söldlinge herbei, um das Werk des Todes, der Tyrannei, der Verwüstung zu vollenden, nachdem er dasselbe bereits unter Umständen begonnen hat, die an Grausamkeit und Treulosigkeit selbst in den rohesten Zeiten kein Gegenstück finden, und des Oberhauptes einer gesitteten Nation vollkommen unwürdig sind.

Er hat unsere Mitbürger verstrickt, hat sie durch seine Günstlinge gefangen genommen, sie verleitet, daß sie ihre eigenen Freunde und Brüder hinrichten und dann durch ihre eigene Hand fallen.

Er hat bürgerliche Aufstände unter uns angezettelt, unsere Freunde gezwungen alles Gesetz und alle Ordnung zu verletzen, hat sie dann in Kerker, Zufluchtshäuser und Spitäler gewiesen, und ihr Eigenthum confiscirt, um seine Edelleute zu bereichern. Und in jedem Stadium dieser Unterdrückung haben Einzelne Bittschriften eingereicht, und in demüthigen Ausdrücken um Abhülfe nachgesucht, sind dafür aber nur mit Beleidigungen überhäuft worden.

Ein Fürst der auf solche Weise in jeder seiner Handlungen sich als Tyrann kennzeichnet, ist unfähig der Beherrscher eines freien Volkes zu sein.

Wir haben es nicht daran fehlen lassen, unseren Brüdern, welche diesem despotischen Tyrannen Anhänglichkeit bewahren, Weisungen zu geben.

Wir haben sie von Zeit zu Zeit gewarnt, gegen das unbefugte und unrechtmäßige Verfahren ihrer Gesetzgebung, die uns und unsere hülflosen Kinder den räuberischen Gelüsten ihres brutalen Königs preisgab. Wir haben an die natürliche Gerechtigkeit und Hochherzigkeit appellirt, und haben sie bei den Banden unserer Verwandschaft beschworen, sich solchen Usurpationen zu entziehen, welche zwischen uns und ihnen jede Verbindung und Gemeinschaft aufheben müssen. Aber sie sind taub und stumm gewesen gegenüber der Stimme der Gerechtigkeit und der Blutsverwandtschaft, und sie haben im Angesicht des Himmels und der Völker dieser Erde, öffentlich ihre Kniee gebeugt und einen Huldigungseid geschworen diesem Monsterkönig, und haben sich auf Leben und Tod verpflichtet, Alles was in ihren Kräften steht aufzubieten, um ihm beim Ausrauben und Vernichten des Volkes behülflich zu sein.

Digitized by Google

Wir, die Frauen von Cincinnati, die wir hier versammelt sind, berufen uns auf den höchsten Weltenrichter, daß wir lediglich rechtschaffene Absichten hegen, und erklären feierlich im Namen und mit der Autorität des guten Volkes vor diesem vollmächtigen Staate Ohio, daß wir von Rechtswegen aller Anhänglichkeit an den Fürsten Alcohol entsagen, und daß wir als freie und unabhängige Töchter Amerikas volle Gewalt und Befugniß haben, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen und Bündnisse einzugehen. Wir rechnen auf den Schutz unserer tapfern Landsleute, welche bereits zu unserer Vertheidigung die Fahne erhoben haben. Und im festen Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung verpflichten wir uns gegenseitig zur Aufrechthaltung dieser Erklärung mit unserm Leben, unserm Vermögen und unserer heiligen Ehre!«

Man sieht, daß diese Deklaration der Frauen von Cincinnati, welche den König Alcohol vom Throne stößt, und dessen Schergen, nämlich den Branntweintrinkern, Krieg auf Leben und Tod ankündigt, in Fassung und Styl der welthistorischen Unabhängigkeitserklärung nachgebildet ist, welche bekanntlich den berühmten Thomas Jefferson zum Verfasser hatte. Und in dieser Ideenverbindung macht sie allerdings einen komischen Eindruck. Aber jene Ladies meinen es sehr ernstlich mit dem löblichen Kampfe gegen den Branntwein, und eine derselben fällte ein scharfes, aber vollkommen gerechtes Urtheil über die Regierungen christlicher Staaten, welche aus der Erzeugung eines so entsittlichenden, tausende von Menschen viehisch herabwürdigenden Getränkes eine Einahmequelle machen. Die Versammlung erwählte drei Frauen, welche eine Reihe von Beschlüssen im Sinne obiger Erklärung entwarfen. Sie waren gegen die Amtsbewerber gerichtet, welche sich verpflichtet hatten, gegen die den Verkauf von Spirituosen einschränkenden Gesetze zu stimmen, um bei der Wahl auf die Stimmen der Rum- und Branntweinverkäufer rechnen zu können. Sie erklären den Abscheu der Frauen gegen ein so schimpfliches Benehmen, und stellen die Namen dieser Aemterjäger in eine Reihe mit jenem des Verräthers Arnold. »Wir wollen diese Namen unsern Kindern einprägen, als Namen von Leuten, die für Amt und Gewalt die theuersten Interessen ihres Landes verschachern. Als Frauen, die bei der Sache der leidenden Menschheit auf das tiefste betheiligt sind, wegen der Frauen und Kinder, deren Heimstätte durch jenen fluchwürdigen Branntwein verödete, verpflichten wir uns bei allen Vätern, Gatten und Brüdern gegen jeden zu wirken, der, alle Selbstachtung und jedes republikanische Princip außer Acht lassend, für die Rumverkäufer wirkt, und gegen das einzige Gesetz arbeitet, das uns vor dem Unfuge des Branntweinhandels sicher stellt. Wir wollen einen aus drei Frauen zusammengesetzten Ausschuß bilden, welcher sich die Namen aller derartigen Männer verschaffen soll.«

Darauf begann eine lebhafte Erörterung. Frau Ernst hofft, daß es die Ladies an Eifer für die gute Sache nicht werden fehlen lassen. Frauen haben zwar kein politisches Votum, aber sie haben eine Stimme, und so lange sie lebt, will sie sich des Rechtes, ihre Stimme laut werden zu lassen, bedienen. Frau Parsell will noch weiter gehen, und ihren ganzen Einfluß aufbieten, und all und jeden

Digitized by Google

gesellschaftlichen Verkehr mit jeglichem Gentleman aufheben, der nicht im Sinne der Resolutionen stimme. Darauf wird ein Finanzausschuß gewählt, und man beschließt, einmal die Verhandlungen der Versammlung zu veröffentlichen, und sodann die Namen aller Politiker drucken zu lassen, welche sich verpflichtet haben, zu Gunsten der Rumverkäufer zu stimmen.

In Cincinnati handelte es sich, wie man sieht, das Gesetz aufrecht zu erhalten, welches den Kleinverkauf geistiger Getränke beschränkt, und jene Politiker zu brandmarken, welche den Brantweinhandel völlig freigeben wollen, um mit Hülfe der Stimmen vieler Rumverkäufer ein Amt zu erjagen. Die große Weiberversammlung zu Worcester hatte dagegen eine ganz andere Tragweite. Sie war aus dem ganzen Norden der Union sehr zahlreich besucht, eine nicht geringe Zahl von Männern hatte sich eingefunden, und es handelte sich nicht um eine örtliche Angelegenheit, sondern um Besprechung der Stellung des Weibes in der Gesellschaft. Man sprach die vollkommene Gleichberechtigung beider Geschlechter in all und jeder Beziehung aus. Vor uns liegt ein sehr ausführlicher Bericht der Sitzungen vom 16. Oktober dem wir Einiges entlehnen, woraus sich der Geist der Versammlung abnehmen läßt. Es versteht sich von selbst, daß Alles einen völlig parlamentarischen Zuschnitt hatte.

Im Anfang der zweiten Sitzung wurde eiu Brief von der Frau des Senators Stanton aus Seneca verlesen, in welchem ausgeführt wird, daß die Frauen so gut Kapitäne auf Dampfschiffen und anderen Fahrzeugen sein können, wie die Männer,*) daß sie sich ferner zu Eisenbahnschaffnern eignen, die neben dem Genusse frischer Luft täglich zwei Dollars beziehen, und vor allen Dingen auch zu Congreßmitgliedern, welche täglich acht Dollars erhalten.

Frau Coe hielt eine sehr beißende Rede, in welcher sie die den Weibern auferlegten Beschwerden und die Tyrannei der Männer schilderte. Die Weiber sind, ihr zufolge, wie Galeerensclaven, die in unwürdiger Abhängigkeit schmachten. Die Lehrerinnen werden schlechter besoldet wie die Lehrer; sie kennt einen Fall, daß einer der letzteren 1500 Dollars Gehalt bezog und die Lehrerin nur 300 erhielt. Das sei ganz abscheulich. Und wie armselig bezahlt man die Nähterinnen, und in Neu-York giebt es 50,000 weibliche Wesen, die wöchentlich 1 Dollar 62½ Cents verdienen. Dadurch wird die Moralität der Weiber untergraben und herabgewürdigt. Mit großer Zungenfertigkeit und äußerster Geläufigkeit der Rede verkündete Frau Coe, daß aus der jetzigen Emancipationsbewegung eine glückliche Zeit erstehen werde, daß eine neue Rasse von Männern und ein neuer Typus von Weibern sich daraus entwickeln müsse. Elende, ungesunde Kinder würden kräftigen Kindern Platz machen, „die Frauen werden künftig Helden gebären.“

Frau Price spricht über die verschiedenen Berufsarten. Alle, welche anständig

*) Das ist zeitweilig richtig. In Falmouth führt die achtzehnjährige Tochter des Hafen-Capitäns einen Schooner, dessen Volk, — Bemannung paßt hier nicht, — aus lauter Engländerinnen besteht. Dieses Schiff, die Jungfrau, darf von keinem Manne betreten werden. Es macht auch in stürmischem Wetter Fahrten nach der französischen Küste.

Digitized by Google

sind, eignen sich für das Weib, es ist auch allen gewachsen, namentlich die Stellung eines Geistlichen, eines Arztes und eines Rechtsgelehrten. Es wird, wenn es sich selbstständig seinen Beruf wählen kann, stark und kräftig an Geist wie an Körper werden. Folgt eine Besprechung der Blumertracht. In den langen Schleppkleidern sind die Beine der Frauen nicht frei, die Natur selbst bestimmt, daß Frauen Hosen tragen sollen, damit sie sich ungehindert entwickeln, und sich auch Berufsarten zuwenden können, welche jetzt der Mann als ein Monopol für sich betrachtet.

Fräulein Lucie Stone fühlt sich gedrungen einzugestehen, daß auch die Weiber vielfach an dem Unglück schuld sind, das auf der Welt lastet. Beide Theile wären nicht zu entschuldigen. Wenn die Mütter nur stets ihre Schuldigkeit thäten, so könnten Gesetze, wie jene wegen Auslieferung flüchtiger Sklaven gar nicht gegeben werden. Fräulein Stone spricht gleichfalls über die Kleidertracht, und findet es schimpflich, daß die Frauen, um einem verderbten Geschmacke der Männer zu genügen, sich einschnüren, und dann aussehen, wie Wespen oder wie Stundengläser. Wie kann ein großes Herz in dem kleinen Raume schlagen, welchen das Schnürleib für die Entwickelung dieses edeln Körpertheiles gestattet?

Doctor Longshore, ein Arzt aus Philadelphia, liest eine lange Abhandlung, in welcher er beweisen will, daß die Weiber nur als Spieldinger und Werkzeuge der Männer betrachtet werden, und daß die Ehe eine ganz verkehrte Einrichtung sei.

Frau Marcus Spring aus Brooklyn kann nicht zugeben, daß die Frauen nicht den Mann sondern nur dessen Geldbörse heirathen.

Frau Nichols, Frau eines Zeitungsherausgebers zu Brattleboro im Staate Vermont, legt ihren Hut ab und stellt mit thränenden Augen in Abrede, daß die Frauen nicht das Geld heiratheten, wohl aber schlössen sie recht leichtsinnig und unbedachtsam Ehen, wie das leider mit ihr selbst der Fall gewesen. Sie habe aus Liebe ihren Mann genommen und sei hinterher erst zur Ueberlegung gekommen.

Hr. W. H. Channing verliest eine Zuschrift von einem „weiblichen Märtyrer“ in Frankreich, die im Gefängniß schmachtet, weil sie die Rechte der Weiber vertheidigt habe. Es giebt männische Männer und weibische Weiber. Die Männer sollen männlich, die Frauen weiblich sein. Weibisch sind die, welche sich ruhig den Verhältnissen wie sie jetzt sind fügen, und noch ferner eingeschlossene Götzen der Männer bleiben wollen. Das muß aber ganz anders werden. Dann wird man einen Stamm von Helden haben, so kräftig wie Achilles und so muthig und schön wie der Apollo von Belvedere. Die Grazie, welche wir an den alten Statuen bewundern ist ein Backenstreich und eine Ohrfeige für alle männischen Männer; sie zeigen was die Alten sich unter einem Manne dachten. Ich begreife nicht weshalb Männer ohne Anmuth und Frauen ohne Leibesstärke sein sollen.

Frau Roß, auf den Brief des „französischen Märtyrers“ Bezug nehmend: „Wo ist der Ruhm der Revolution von 1848 geblieben? Wo sind die Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit? Man erklärt gleiche Rechte für Alle, und verweigert sie doch den Frauen. Man stellt den Satz auf: daß Besteuerung ohne Vertretung in unserer amerikanischen Republik für Tyrannei gelte, man be-

Digitized by Google

steuert auch die Frauen, schließt sie aber von der Vertretung aus. Man überträgt ohne Weiteres das Recht der Frau ihrem Manne, und betrachtet sie selbst als nicht vorhanden! Aber man sagt, der Mann sorgt für alle Bedürfnisse der Frau und macht sie glücklich. Aber darin liegt gerade die Quelle ihrer Erniedrigung. Der Mann geht in die Grogschenke, in den Austernkeller, an den Spieltisch, und hält sein Weib, wie er ein Lieblingspferd hält, und dem Gesetze gegenüber wird sie wie ein Eigenthum angesehen. Schlechte, verdammenswerthe Gesetze sind das Resultat des gegenwärtigen Systems. Man blicke nur auf das Gesetz in Betreff der flüchtigen Sklaven. In Neu-York hatte ein Mann ein Paar Stiefeln gestohlen, der andere seine Frau geschlagen; der Richter bestrafte den erstern, und entließ den andern mit einem Verweise! Ein Geistlicher in Milton hatte gehört, daß ich für die Rechte der Frauen gesprochen habe; er eiferte am Sabbath von der Kanzel herab gegen mich. Aus zweierlei Gründen, sagte er, sollen die Frauen nicht gleiche Rechte mit den Männern haben, einmal: weil Adam eher als Eva geschaffen worden sei, und zweitens weil der Mann das Vorderrad, die Frau aber das Hinterrad sei. Ich aber sage: ein Mann ist ohne die Frau lediglich ein Barbar. Die Frau kann sich jetzt nicht selbst bestimmen, man raubt ihr sogar das Anrecht auf ihre Kinder, obwohl sie für diese ein besserer Hüter ist als der Mann sein kann, der sie ja doch nur als Spieldinger betrachtet wenn er Abends zu Hause kommt. Das Weib steht dem Manne nicht nach; nicht in moralischer Beziehung, denn es ist besser als er; nicht an Geist und Verstand, wie Frauen gleich der Stael, der Martineau und andere beweisen, — aber in Leibeskraft? Ja, wenn diese den Ausschlag geben soll, so sind Ochs und Elephant mehr werth als der Mann. Die physische Schwäche der Weiber hat ihre Ursache in der Tyrannei der Männer. Erlaubt man denn dem Mädchen die körperlichen Anlagen in der frischen freien Luft zu entwickeln und zu stärken? O nein; denn kräftig entwickelter Gliederbau wäre nicht fashionabel! Das gesunde Roth auf ihren Wangen wäre ja plump und gemein! Und wenn das Leben im Mädchen so stark ist, daß man es im Antlitz merken kann, so bleicht man es und macht es blaß mit Essig und Citronensaft. Und wie richtet man es zu falscher Scham ab; es darf ja nicht einmal von einem Tischbeine sprechen. Am Schlusse eifert die Rednerin noch gegen einen albernen Geistlichen, der geäußert hatte, die Tugend einer Frau, welche sich vor den Leuten in bloßem Haar, ohne Haube, sehen lasse, könne unmöglich weit her sein.

Herr Wendell Philipps: Man gewähre den Frauen dieselbe Möglichkeit allseitiger Ausbildung, und es werden weibliche Napoleons und Staatsmänner erstehen. Die ausgezeichnetsten Denker von Plato an, die großen Geister Griechenlands, Deutschlands und Englands, wären der Ansicht, daß das Weib mit denselben intellectuellen Eigenthümlichkeiten ausgestattet sei, wie der Mann. Sie schließen aber das Weib von politischer Thätigkeit aus, und darin steckt offenbar Feigheit. Es hat nie die volle Tiefe der Wissenschaft ergründet und sich nie zu der Höhe demosthenischer Beredsamkeit erhoben, weil man keine Krone des Ruhmes für die Frau hatte. Der Redner spottet dann über die wunderliche Logik, welche einem Seemann,

Digitized by Google

der auf dem Meere umhertreibe, einem Kaufmanne der in seinem Geschäftszimmer und Waarenlager alle Hände voll zu thun habe, das Wahlrecht und eine politische Stellung gestatte, sie dem Weibe aber unter dem Vorwande entziehe, daß dasselbe zu viel in der Küche zu thun habe, als daß es sich um öffentliche Angelegenheiten bekümmern könne. „O Dank sei, Jude, Dir, für dieses Wort!“ Ich verlange Zulassung der Frauen zur Stimmurne.“ Als Herr Philipps, ein eifriger Kämpe für den Abolitionismus, grobe Ausfälle gegen den ausgezeichneten Staatsmann Daniel Webster sich erlaubt hatte, wurde da und dort im Saale gezischt. Da erhob sich entrüstet abermals die erbitterte Tyrannenfeindin

Frau Coe und rief: „Hoffentlich zischen Sie mich nicht aus. Es giebt nur zwei Arten zischender Thiere — Gänse und Schlangen.“ Sie liest dann aus Gesetzbüchern Stellen vor, um zu beweisen, daß Frauen und Sklaven gleich nichtswürdig behandelt werden.

Herr Canning tadelt, daß man bei den jungen Mädchen in der Erziehung Alles auf die Ehe zurichte und zuschneide, während es besser sei, das Mädchen zur Unabhängigkeit anzuleiten und ihm Selbstvertrauen zu geben. Wenn in der Ehe nicht auch vollkommene geistige Uebereinstimmung herrsche, so laufe sie auf Kebsweiberei hinaus, und müsse getrennt werden. Die Eheleute lernen sich in der Regel erst nach der Verheirathung genau kennen. Die Weiber müssen sich vergesellschaften, Vereine zu dem Zwecke bilden, ihre Natur ungehindert zu vervollkommnen. Der Redner erörtert den Plan zu einem „Orden der Schwestern der Ehre“, „Order of the Sisters of Honor“ ins Leben zu rufen, dessen Aufgabe es ganz besonders sein soll, „das Geschlecht zu erhöhen“.

Frau Doctor Harriet K. Hunt aus Boston tritt auf, eine robuste Dame von etwa vierzig Jahren. Sie fühlt Alles was Hr. Canning gesagt hat bis in ihre Fingerspitzen hinein, und es hat in ihr ein Zittern hervorgerufen, so daß sie sich besann ob sie zur Versammlung reden solle. Die lebhafte Frau erzählt dann ihre Schicksale. Sie wollte als Studiosus der Medicin das Harvard College besuchen, man schlug ihr aber die Erlaubniß ab, weil es sich nicht schicke, daß sie medicinische Vorträge höre. Sie machte dagegen geltend, es komme ihr namentlich darauf an sich ärztlich auszubilden, um in delicaten Fällen Frauen ärztliche Hülfe gewähren zu können, aber die Studenten hätten sich dagegen aufgelehnt. (Die Studenten werden von der Versammlung ausgelacht), und Dr. Martin meint, diese Leute bedürften der Vormundschaft, und das Publicum werde eine solche ihnen auch angedeihen lassen. Die Doctor Hunt erging sich dann des Breitesten über Allopathie, Homöopathie und die in Droguerieläden und Apotheken vorkommenden Betrügereien, und sprach sehr gelehrt über den Nutzen orthopädischer Behandlung, aber nicht so interessant, daß sie die Aufmerksamkeit der Anwesenden dadurch gefesselt hätte, denn man fing an zu scharren.

Herr Canning legte den Plan zu einer Zeitschrift vor, welche die Emancipation fördern und von einer Frau herausgegeben werden soll. Das Blatt wird den Titel Egeria führen.

Digitized by Google

Frau Nichols aus Vermont erhebt sich weinend. Sie hat vor der Heirath eine ganz falsche Vorstellung von der Ehe gehabt. Sie sah wie die Frau eines Bauern diesem behülflich war beim Wegrollen eines Blockes. Sie dachte: das würdest du für deinen Mann auch thun; du würdest ihm selbst auf das Schlachtfeld folgen. (Beifall). Der Kern ihrer Rede lief darauf hinaus, daß jede Frau ein besonderes Geschäft treiben und verstehen müsse, das sie unabhängig stelle, damit sie sich nicht von ihrem Manne zu ernähren lassen brauche. Sie ihrerseits möchte nicht um Victorias Krone, daß ihr Mann glauben könne, sie wäre nach dessen Ableben nicht im Stande sein Geschäft eben so gut fortzuführen wie er selbst.

Dr. Henriette Hunt begann in der Nachmittagssitzung ihren medicinischen Vortrag abermals, und sprach von Diagnose, Prognose, Pathologie, Physiologie und dergleichen mehr, um zu beweisen, daß weibliche Aerzte einen ganz besondern Takt hätten, wodurch sie ihre Kranken gleichsam zu elektrisiren vermöchten.

Die Frau Präsidentin verlas eine Abhandlung über Ausbildung und Erziehung, und rügte, daß in den Vereinigten Staaten kaum ein halbes Dutzend höherer Lehranstalten (Colleges) seien, in welchen Weiber zugelassen würden. Jenes von Geneva, im westlichen Neu-York, habe einmal einen weiblichen Zögling aufgenommen, ihm auch ehrenvoll ein Diplom ertheilt, dann aber seine Pforten vor anderen geschlossen. Sie beantragt eine Resolution zu Gunsten gemischter höherer Lehranstalten. Angenommen.

Die Reverend Miß Browne vom Oberlin College, Ohio, ein bildhübsches Mädchen von achtzehn Jahren, spricht über Erziehung und Bildung. Sie glaubt nicht, daß die geistige Begabung der Weiber ganz dieselbe sei wie jene der Männer. Aber es würde mit den Frauen schon besser werden, wenn man sie nicht ferner wie Treibhauspflanzen behandele, sondern sie an Sonne und Luft bringe.'

Frau Mehetible Haskill, eine sattsam bejahrte Dame erzählt, sie habe funfzig Jahre lang unter dem Drucke der Männer gestöhnt und geseufzt. Sie brach in helle Thränen aus. Als sie sich wieder erholt hatte, beschwor sie die Anwesenden, tapfer für die Rechte der Frauen zu kämpfen.

Frau Nichols brachte die Ehescheidungen wieder aufs Tapet. Wie man denn dem Weibe einen Vorwurf daraus machen könne, daß es einen zartern Gliederbau habe als ein Mann, Ochs oder Elephant? Die Engel und Gott der Allmächtige hätten gar keine Muskeln, wären demnach wohl auch nicht so viel werth wie die Männer? Gott hat nicht alle Frauen schön und hübsch gemacht, darum müssen sie alle ihren Geist und ihr Herz ausbilden, denn aller Zweck geht nun doch einmal darauf hinaus geliebt zu werden. Mit äußerer Abrichtung, mit Tanzen und Klavierspielen ist es noch nicht gethan, denn es kommt die Zeit wo das Tanzen zu Ende geht und gewisse musikalische Instrumente „Mutter“ schreien. Also: Ausbildung des Geistes und Herzens ist die Hauptsache.

Frau Coe versetzt dem albernen Geistlichen einen Hieb aus der Bibel. Weil der Mann eher geschaffen sei als die Frau, deshalb müsse er höher stehen als diese! Erst wurde die Erde geschaffen, dann die Thiere, dann der Mann, dann das

Digitized by Google

Weib; also müßte denn auch, solcher Logik zufolge, das Vieh höher stehen als der Mann.

Am 17. Oktober wurden die Verhandlungen fortgesetzt und der große Saal war so gedrängt voll, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte.

Die erste Rednerin Fräulein E. Oakes Smith aus Neu-York, war eine äußerst angenehme und elegante Erscheinung. Sie spricht ein vortreffliches Englisch, ihr ganzes Benehmen zeugt von einer sehr guten Erziehung. Ihre Haltung ist bescheiden und ihre Stimme wohltönend und nicht zu laut; ihr Ausdruck ist gemessen; Alles an ihr macht den Eindruck des Schönen und Harmonischen; des Keuschen und wirklich Jungfräulichen. Diese Dame legt erst ihren Hut ab, und beginnt dann ihren Vortrag über „Womanhood", in dem sie unter anderm Folgendes bemerkt: Es fragt sich, ob der Protestantismus nicht etwa der vollen Entwickelung der Frauenthümlichkeit hinderlich ist; in dieser Hinsicht bildet er einen nicht günstigen Gegensatz mit dem alten Heidenthum. In diesem gab es Priesterinnen am Altar, Sybillen auf dem Dreifuß; eine spartanische Mutter konnte zu ihrem Sohne sagen: Komm mit dem Schilde zurück oder auf demselben. In Rom beteten die Frauen für den Frieden, und die Matronen galten soviel wie die Männer. Einst wurden Frauenschönheit und Frauenbegabung von den Völkern wie Idole behandelt, jetzt stellt man sie zur Schau im Theater, im Ballsaal, in den Bädern, — welch ein lahmer und armseliger Contrast gegen die früheren Zeiten, da das Weib zugleich des Gedankens und der Schönheit Königin war. Doch soll man nicht darüber klagen, daß die Tage der Romantik vorüber sind; es fragt sich aber was muß für die Frauen geschehen. Durch die ganze vergangene Zeit geht als lichtheller Streifen die Vorstellung welche die Männer sich vom weiblichen Ideale gemacht haben; aber dieses Ideal war zu hoch als daß die Frauen es hätten jemals verwirklichen können. (Etwas Murren.) Ich spreche ohne Scheu aus was mir als richtig erscheint. Ich sehe nicht ab daß ich als Weib eben großes Unrecht oder Beschwerlichkeiten leide. An den Uebeln welche auf den Frauen lasten, sind diese zum Theil selbst schuld, theils sind sie ein Resultat der gesellschaftlichen Stellung, welcher aber der Mann gleichfalls unterworfen ist. Die Männer thun den Frauen manchmal Unrecht, aber nicht in planmäßiger Absicht, sondern mehr aus Unkunde. Im Kinderzimmer ist die Frau allmächtig, in diesem kann sie unendlich vielen Segen stiften, denn sie bildet in demselben künftige Väter und Mütter heran. Thut die Mutter im Kinderzimmer ihre Pflicht im weitesten Umfange, so kann sie dazu beitragen die Welt zu erlösen. Ich spreche nicht für die Männer oder für die Weiber, sondern ich erstrebe die Humanität. Gegenwärtig sind beide Geschlechter in mancher Beziehung nicht in der richtigen Stellung, es liegt aber zu nicht geringem Theil gerade in der Macht der Frauen, die Dinge zum Bessern zu lenken. Ich möchte, daß viele unsres Geschlechts so heldenmüthig wären wie Antigone und so voll hingebender Liebe wie Maria. Wenn die Männer hochherzig und voll Wahrhaftigkeit sein werden, kann es nicht ausbleiben, daß die Frauen ihr Spiegelbild sind. Es ist wahr, das Weib unserer Zeit ist utilitarisch angestreift und

Digitized by Google

verlangt eine weitere Sphäre. Man wird sie ihm gewähren müssen, denn mancher bürgerliche Beruf widerstreitet der weiblichen Eigenthümlichkeit in keiner Weise. Die Zügellosigkeit in der Welt würde zum großen Theil verschwinden, wenn beide Geschlechter im Publikum häufiger in Verkehr mit einander träten. Ich glaube an Fortbildung und Weiterentwickelung des menschlichen Geschlechts. Die schönsten Worte welche Jesus sprach, äußerte er gegen Frauen; seine größten Wunder verrichtete er, dessen ganze Mission auf Selbstverleugnung beruhete, für jene Frauen, welche seine Füße mit ihren Thränen wuschen, während sein schärfster Tadel sich gegen Männer richtete, die Zöllner und Pharisäer. Ein allgemeines, abstractes Princip erleidet durch ein specielles Geschlecht keine Beeinträchtigung. Unter den Juden fiel der Mantel der Prophezeihung sowohl auf Miriam wie auf Moses. Die Weiber sind nicht immer specifisch weiblich. Jesus und Shelley waren feminin im innersten Wesen, Elisabeth und andere ausgezeichnete Frauen waren masculiner Art. Ich spreche hier Thatsachen aus. Bei den sechs irokesischen Nationen stand es besser wie bei den heutigen Christen; jene ließen Frauen zu ihren Berathungen. Zeigt doch schon der Garten von Eden, daß es für die Männer gar gut nicht ist, allein zu sein Die Engel waren sociale Wesen. Sollen die Frauen mit in den bösen Krieg ziehen? Das verhüte Gott! Doch hat es Frauen gegeben, die tapfer mit den Waffen gekämpft haben (Beifall unter den Ladies). Doch am meisten zeichneten sie sich aus im Kampfe des Herzens, des Lebens; jetzt nehmen sie ein weiteres Feld in Anspruch. Der Mann ist immer der gewaltige Nimrod auf Erden gewesen, der mit Unheil und Verwüstung seinen Pfad bezeichnete, während, leider, leider! die Weiber ihm schmeichelten, wenn sie ihn hätten tadeln sollen. Man nennt das Weib eine Pforte des Friedens, aber es ist falscher und blinder als der Bruder, welchen es tadelt. (Murren und Mißbilligung.) Ja, das Weib ist eifersüchtig und voll Neid, weil es unter dem Zwange lebt und schwach ist. Weßhalb sollen Weiber nicht mit sitzen und tagen in den Hallen der Gesetzgebung? Weßhalb nicht auf der Richterbank? Die ewige Stimme der Gerechtigkeit findet ein Echo in jeder Brust. Die Frauen müssen auch das Priesteramt üben. Jetzt wird die Wahrheit von Jahr zu Jahr immer in derselben eintönigen Art gepredigt, und wirkt deshalb nicht so viel Gutes, als sie wirken sollte und müßte. Es fehlt die Abwechselung, die Mannigfaltigkeit. Ein Prediger, der es fühlt und sich sagen muß, daß er sich erschöpft hat, sollte sein Priestergewand ablegen, und frischen, kräftigen Priestern Platz machen. Man sollte es dabei nur einmal mit Frauen versuchen; man würde sich überzeugen, daß sie für das Amt passen. Ein Weib, das ein Priester Gottes wird, ist weit mehr als der Mann geeignet, im Bewußtsein des göttlichen Berufes zu wirken. Man würde den geheiligten Sabbath dann nicht mehr verwünschen, und der Geist würde heruntersteigen zu uns allen. Denn vom Altar würden glühende Feuerworte ertönen und das Pharisäerthum würde dort ferner keine Stätte finden; der sichere treffende Instinkt der Weiber wird die Scheinheiligen vertreiben. Jesus war in seinem Charakter weiblich; eben so alle Schriftsteller des neuen Testaments; die katholische Religion hat sich des weiblichen Ele-

Digitized by Google

ments für den Gottesdienst bemächtigt; aber das richtige besteht in inniger Einigung beider Geschlechter. Hätte man das begriffen, so würde es keine Verfolgungen gegeben haben, keine Inquisition, keine Hekatomben von Menschenopfern, auch keine Priesterkaste. Denn der Priester ist der große Narrer der Menschheit, ein Sykophant, ein Autokrat oder ein Sklav je nach seiner verschiedenen Stellung. Ich verlange ein wahrhaftig christliches Priesterthum, und es wird die Zeit kommen, da jede Seele ein lebendiger Tempel ist und jeder Christ ein Priester. Das weibliche Element ist nothwendig für die Erlösung des Menschengeschlechts. Der Geist der Männer ist zu sehr im Handwerksmäßigen befangen (mans mechanism goes ahead of his mind) und der Welt fehlt die schöne Idealität. Zwei Häupter sind besser als eins. Bedürfen wir nicht eines neuen Elementes, um dem Gedanken einen frischen Antrieb zu geben? Das leidige ewige Einerlei, das Abgegriffene, Abgetretene, sich immer Wiederholende ermüdet uns zum Sterben (helles Gelächter). Auch in die Stimmurne muß neues Leben kommen. Der Mann sagt: ich will für euch denken und kämpfen, arbeiten und sterben. Wir entgegnen: das ist viel zu viel, wir wollen ihm einen Theil der Last abnehmen, und da es einmal sein muß, auch sterben. Die elektrische Berührung ist nöthig, um die Welt ihrer Bestimmung entgegen zu führen, und sie so rein und frisch und kräftig umzugestalten, als damals, wo Gott sie schuf und die Englein sangen. Es ist auch in der großen moralischen Welt für den Mann nicht gut, daß er allein sei. Die Erde ist verderbt, sagte Christus, darum komme ich. Man feiere den großen Hochzeitbund, die Vermählung des Menschengeschlechts. Möge die Welt ein großes Jubiläum feiern, dessen Tempel das menschliche Herz, dessen Priester Gott selber ist. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.« Mit diesen Worten schloß die junge und schöne Rednerin ihren Vortrag, der reichlich eine Stunde gedauert hatte, unter dem lautesten Beifall.

Frau Abbey Kelly Foster beantragt eine Resolution, die darauf hinausgeht, festzustellen wie sehr die Frauen von ihrer Verantwortlichkeit im Leben durchdrungen sind, und im Bewußtsein derselben, wie in Anbetracht der Erfüllung ihrer Pflichten, auch ihre Rechte erlangen würden. Das Mädchen, sagt Frau Foster, soll nicht eher heirathen, als bis es sich und einen Partner ernähren kann. Wir heirathen mit nichten den Geldsack, wir heirathen aus Liebe. Lehrt eure Töchter, schärft es ihnen ein, daß sie so gut wie eure Söhne verpflichtet sind, für sich selbst zu sorgen. Wir müssen von der Theorie zur Praxis übergehen. Webster sagt: handeln ist die beste Beredsamkeit. Nun, geht und handelt. Es ist kinderleicht, Nichts zu thun; hungert nur immerzu für eure Trägheit, hungert für eure Geistesbeschränktheit. O, Madam Präsident, hier ist allzu viel Tadel auf die Männer gehäuft worden, und es möchte schwer zu sagen sein, auf welcher Seite die meiste Schuld ist. An unserer eigenen Unwissenheit liegt wohl die Hauptschuld. Wir tappen im Finstern. Laßt uns vorwärts schreiten zum lichten hellen Tage. Ich tadle euch nicht aus Verdruß. Einst gab mir meine Lehrerin etwas zu lernen auf, was mich zu schwierig dünkte. Da sagte sie: geh hin und sammle eine Schürze voll

Digitized by Google

Kieselsteine. Als ich diese gesammelt, hieß sie mich, die Steine wieder wegzuwerfen und eine Schürze voll Gold zu sammeln. das konnte ich nicht, aber die Nutzanwendung lag nahe. Alles was werthvoll ist, erwirbt man nur durch angestrengte Arbeit.

Reverend Fräulein Browne nimmt Bezug auf die Aeußerung des Fräulein Smith über die Stellung der Völker im Heidenthum, und hebt hervor, daß erst das Christenthum den Frauen die wahre Weihe und die echte Würde gegeben habe. Aber die Welt wie sie ist sei noch weit von der Gerechtigkeit entfernt, welche dem Weibe gebühre. Sie stecke im schnödesten Vorurtheil. Weshalb solle denn eine Frau nicht öffentlich auftreten? Es sei, sagt man, gegen den Geschmack. Taste is a humbug. Eine Frau kann vor tausend Frauen reden; dagegen wird nichts eingewandt; aber wenn auch nur zwei Männer zugegen sind, so ist es unschicklich. Oh, consistency, thou art a jewel! Soll denn nicht etwa ein Weib Lehrerin sein? Ja, sagt man, für Kinder im Schulzimmer, aber nicht für Tausende, nicht öffentlich. Oh, consistency! Die bibelfeste Theologin citirt dann ersten Petrus, ersten Korinther, Epheser 5 und noch andere Stellen der Schrift, um zu beweisen, daß nach christlichen Grundsätzen die Frau mit dem Manne gleichberechtigt sei.

Am Ende stellt man die Beschlüsse der Versammlung fest. Zufolge der Unabhängigkeitserklärung sind alle Menschen frei und gleich geschaffen, und haben unveräußerliches Recht auf Leben, Freiheit und Wohlergehen. Deswegen protestirt die Versammlung gegen die Ungerechtigkeit, welche den Frauen jene Freiheit und Gleichheit versagt, welche allein Glück und Wohlfahrt befördern kann. Jene Ungerechtigkeit widerstreitet allen Principien der Humanität wie der Unabhängigkeitserklärung. Laut der Verfassung der Republik ist Besteuerung ohne Vertretung Tyrannei. Aber das Eigenthum der Frauen ist eben so wohl besteuert wie jenes der Männer; es ist daher ein Akt der größten Tyrannei und Anmaßung, den Frauen ihr Recht auf Vertretung vorzuenthalten, sie auszuschließen von der Theilnahme an der Gesetzgebung und an voller und gleicher Berechtigung mit den Männern.

Zum Schlusse erhob sich noch einmal die unermüdliche Frau Coe, um mitzutheilen, daß sie nun schon an drei großen Versammlungen zur Erreichung des großen Zweckes Theil genommen habe. Wir wollen keine Bittschriften an den Congreß richten, sondern uns selbst schützen gegen das schlechte System. Die eifrige Abolistin ruft: Dem Manne das Privilegium des Geldbeutels zu geben, ist schimpflich. Ich wundere mich daß eine so falsche und schlechte Regierung, wie sie auf der Union lastet, noch da ist. Aber ihre Tage sind gezählt, Gott sei gedankt. Dampf und elektrische Telegraphen sind die Abgesandten des Himmels, sind Werkzeuge zur Erlangung der Frauenrechte. Wollt Ihr die große Verantwortlichkeit auf Euch nehmen? Wir sagen den Männern: Studirt die Mission des Weibes. Aber studirt uns nur nicht aus der Vogelperspective. Ohne Glauben läßt sich nichts thun. Der Glaube ist die Grundlage aller Inspirationen, und Inspiration der Grund aller Handlungen. Darum handelt, seid thätig, seid unermüdlich!« —

Die Versammlung vertagte sich auf unbestimmte Zeit.

Digitized by Google

Die amerikanische Presse hat natürlich über diese Frauenversammlungen ihr Urtheil gefällt; sie hebt besonders hervor, daß in solchen öffeutlichen Besprechungen man mehr deklamire als der Sache auf den Grund gehe. Es werde im Allgemeinen mit der gegenseitigen Stellung von Mann und Frau wohl beim Alten bleiben. Die Weiber, sagen die ungalanten Männer, sollen in ihrem natürlichen Wirkungskreis verharren. Uebrigens lasse sich nicht verkennen, daß hinter dieser Bewegung eine Krankheit der Gesellschaft liege und diese Emancipationsliebhabereien bedinge. Die Weiber thäten wohl, „den Männern die Zöpfe abzureißen, wo diese auch säßen, sie sollten nicht mehr die Schlangen der Pfaffen, sondern die Priesterinnen des Paradieses sein.“ Dann könnte die Presse ihr Streben nicht lächerlich machen. „Wenn aber ein Haufen Weiber zusammengetrommelt wird, um das Capitol seiner rechtlichen Stellung dadurch zu beschnattern, daß es für die Frauen Sitz im Rathe und Stimme an der Wahlurne der Männer verlangt, und dies Stimmrecht als der Grundpfeiler weiblicher Tugend und Wirksamkeit betrachtet wird, so kann es uns nicht verargt werden, wenn wir unsere Kinder nicht selbst säugen und säubern und uns nicht selbst Heerd und Küche besorgen wollen. In einer Communistenkaserne mag vieles möglich sein und die absurdesten Ansichten mögen dort ihre Anhänger finden; im vollen Leben aber, wo die schaffende, herrschende Natur die Geschlechter durch geistige und körperliche Bildung geschieden hat, wollen wir das Naturgesetz achten, und vor Allem dem schönen Geschlechte, dessen sogenannte Schwäche so oft die Männer beschämt, unsere Liebe und Achtung zu beweisen, und seinen hohen Werth nach Kräften zu fördern suchen.“

Deutsche Flüchtlinge in den Vereinigten Staaten.

Eine specifisch-deutsche Partei wird sich in den Vereinigten Staaten schwerlich bilden lassen. Mehrfach ist der Versuch gemacht worden, eine solche ins Leben zu rufen, sie trifft aber unter den schon früher eingewanderten, mit Land und Leuten näher bekannten Deutschen, gleichviel ob sie den Whigs oder den Demokraten angehören, auf entschiedenen Widerspruch. Die, welche eine solche Partei begründen möchten, fassen allerdings die Sache idealistisch und unpraktisch an. Die alten Demokraten bezeichnen dieses Streben, als einen „unsinnigen deutschthümelnden Nativismus“ als einen „eingeschmuggelten Humbug der verwirrten Köpfe der modernen Allerweltsrevolutionäre.“ Die älteren demokratischen Bürger, fügt die Neu-Yorker Deutsche Staatszeitung bei, „wollen ihre mühevoll errungene politische und sociale Einsicht und Erfahrung von hirnverbrannten Träumereien falscher Propheten nicht anstecken, und sich und ihren Beutel nicht länger zum Spielball einer Clique machen lassen, die für abgedroschene hohle Phrasen gefüttert werden will.“

Es ist sehr zu bedauern, daß die Deutschen in Amerika einander so heftig befehden. Aber der Streit ist erklärlich. Die Vereinigten Staaten sind ein Land mit eigenthümlichen Einrichtungen. Sie sind ein Land republikanischer Freiheit, aber das ganze Leben, Treiben und Sinn des Volkes hat etwas Eigenartiges. Land und Leute wollen richtig gekannt, wollen historisch begriffen sein, um angemessen

Digitized by Google

beurtheilt werden zu können. Allgemeine Theorien und Formeln, die man aus Europa mit hinüberbringt, werden drüben insgemein bankerott. Deswegen fühlen sich namentlich die politischen Flüchtlinge, sobald sie dort den Anlauf zu einer politischen Rolle nehmen, bald enttäuscht, und meist sehr unbefriedigt. Hecker hat das beste Theil erwählt; er sagte zu den Amerikanern: „ich will Euch studiren und von Euch lernen;" er bearbeitet sein Landgut. Dagegen hat sich Herr Karl Heinzen mit seiner auch in Europa wohlbekannten Streitsucht und Fehdelust gleich ins wildeste Parteigetümmel gestürzt, und ist als demokratischer Reformator aufgetreten, um eine neue, wie er sagt, ächtdemokratische Partei zu bilden. Die „gewürfelten Republikaner" haben ihm diese Anmaßung sehr übel aufgenommen, und derselbe Mann, der in Deutschland Alle, die nicht in sein Horn bliesen, mit einer unüberbotenen Plumpheit, Rohheit und Grobheit behandelte, wird jetzt gerade von Republikanern, von ächten Vollblutdemokraten, ganz entsetzlich gegeißelt. Er hat am Hudson in der saftigen Polemik seine Meister gefunden. Der „Diktator" von Deutschland wird auf einem kleinen Theater in Neu-York entsetzlich verhöhnt und als politischer Bajazzo dem hellen Gelächter preisgegeben.

Herr Heinzen giebt in Neu-York eine politische Zeitung heraus, in welcher er seine Ansichten darlegt. Man hat ihm schon von Seiten seiner Parteigenossen in Deutschland vorgeworfen, daß es allemal mit Ruhe und Frieden vorbei sei, wo er sich blicken lasse. In Neu-York sagen die Demokraten dasselbe von ihm. Sie machen sich lustig über ihn, der eine deutsche Partei gründen wolle. So sagt die oben erwähnte neuyorker Staatszeitung: „Der Vorschlag ist, wenn wir nicht irren, von einem gewissen Heinzen ausgegangen, der wegen seines Zehnmillionen-Anlehens und seiner Ansprüche auf die deutsche Diktatur, eine neue Organisation der Deutschen wünschen muß. Einige grüne Hörer (Gelbschnäbel) bliesen mit, und es scheint wirklich gelungen zu sein, in der Ferne hie und da den Glauben zu verbreiten, als hätten sich die deutschen Bürger von Neu-York das Kreuz dieses Peters anheften lassen." Bekanntlich ist die Polemik in der ganzen amerikanischen Zeitungspresse von etwas drastischer Art, und unsere lieben Landsleute auf der andern Seite des großen Wassers stehen in dieser Beziehung hinter den Yankees nicht im Mindesten zurück. Das erfährt Herr Heinzen, und der „grobe Klotz" findet in Neu-York einen noch gröbern Keil. Die demokratische Presse betrachtet ihn als lustige Person, mit welcher ernsthaft zu reden sich kaum der Mühe lohne. Sie verspottet den weiland „holländischen Rekruten mit den langen Fortschrittsbeinen, den Revolutionsbankier, den Rüpel mit dem schrankenlosen Geiste", und geht unbarmherzig um mit einer „Clique von Frischlingen, die das Revolutioniren mit dem Maule zu ihrer Profession gemacht haben, um wenigstens einem anscheinend ehrbaren Berufe zu folgen." Diese Clique „wirft gegenwärtig mit Constitutionsentwürfen, Organisationsplänen, Platformen und Projekten aller Art um sich, als glaubte sie, die Bürger der Vereinigten Staaten besäßen Magen von Rhinozeroshaut, um allen diesen Unsinn verdauen zu können. Es hilft nichts, diesen Leuten wohlmeinend zu rathen, sich vor allen Dingen Mühe zu geben, daß sie nach Verlauf von fünf Jahren nützliche Bürger der Vereinigten Staaten werden können; es hilft nichts, sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Vereinigten Staaten zur Zufriedenheit ihrer Bürger bereits organisirt sind, und wie früher, so auch in Zukunft für sich selbst handeln werden, ohne Mithülfe europäischer Bierpolitiker. Diese Frischlinge wissen zu gut, daß sie gescheidter als andere Leute sind, daß das nicht taugt, was sie nicht kennen, und was nicht von ihnen kommt; daß sie Alles durchsetzen können, was sie durchsetzen wollen."

In Neu-York hat sich unter neueingewanderten Deutschen, Heinzen voran, ein demokratischer Verein gebildet, „um die Vereinigten Staaten zu reformiren und Europa zu revolutioniren." In einem Manifeste, welches dieser Verein erlassen

Digitized by Google

hat, sagt er: Die amerikanische Demokratie sei von der Ueberzeugung überrascht worden, daß sie unter der politischen Cultur unsrer Zeit stehe, somit eine falsche sei. Sie zerfalle, daher müsse die in den Vereinigten Staaten zahlreich vertretene europäische Demokratie nicht zögern, in das durch den Zerfall der amerikanischen Opposition größtentheils veränderte Lager der amerikanischen Demokratie mit fliegenden Fahnen ihren eigenthümlichen ursprünglichen Lehrsätzen einzuziehen. Der deutsche demokratische Verein müsse europäische Kultur auf amerikanischem Boden zum Blühen und Reifen bringen; er müsse seinen Wirkungskreis ausspannen über die beiden Welten diesseits und jenseits des atlantischen Meeres. „Der deutsche demokratische Verein kann es nicht vermeiden, für den nächsten europäischen Krieg zu rüsten; er ist durch die innere Natur seines Wesens gezwungen, sich in Erwartung der nächsten europäischen Bewegungen ohne Verzug aufs Piket zu stellen. Er muß sich zu fliegenden Kolonnen gestalten, um rasch da und dort zur Hand zu sein, in Amerika als fliegende Reformer, in Europa aber als kampfgeschickte, kampfbereitete und wohlgerüstete Soldaten der Freiheit. Der Verein ist mit einem Worte Europa, unserm Vaterlande, gegenüber ein revolutionärer Club.“ Die demokratische Staats-Zeitung macht dazu folgende Randglosse: „Derjenige amerikanische Deutsche, welcher sich durch solche Tiraden noch verlocken lassen kann einigen faulen europäischen Bierpolitikern seinen Beutel zu öffnen, denn darauf lauft bekanntlich der ganze Witz hinaus, der verdient nach den vielfältigen Erfahrungen, die hier in den letzten Jahren gemacht worden sind, diese Plünderung.“ Sie will gar nichts wissen von „revolutionären Organisationen mit geprüften und zu leicht erfundenen Faullenzern die Revolutionäre sind und bleiben, weil sie nichts Besseres sein können, und die ihr Lebelang an der patriotischen Krippe stehen, um sich füttern zu lassen.“

Man sieht aus diesen Proben, daß die Polemik nicht etwa mit Sammethandschuhen geführt wird. Obendrein hatte Herr Heinzen angekündigt, daß er, der in Europa vorzugsweise ein Mann „subversiver Tendenzen und der schlechten Presse“ war, einen „Verein zur Unterdrückung schlechter Zeitschriften“ gründen wolle, und hatte dabei einen Herrn Miro vorgeschoben. Die Staatszeitung stand auf der Verdammungsstufe oben an.

Gleich wenig Gunst wie die Organisationspläne des Herrn Heinzen scheint bei den Demokraten im Allgemeinen ein Programm gefunden zu haben, demgemäß dahin gewirkt werden soll, aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben alles zu entfernen, „was der Freiheit, dem Fortschritt und dem Wohlbefinden der Menschheit überhaupt, wie insbesondere dem Gedeihen dieser Republik nachtheilig und hinderlich sein kann.“ Dasselbe stellt unter anderm folgende Sätze auf: 1) Alle öffentlichen Ländereien sollen fortan unentgeldlich und nur an wirkliche Bebauer abgegeben werden. 2) Das Land ist in beschränkten Quantitäten, deren Maximum gesetzlich zu bestimmen ist, abzugeben. 3) Der Staat bleibt alleiniger Eigenthümer des nach 1. und 2. abzugebenden Landes. 4) Es ist Pflicht des Congresses, die Sklaverei im Distrikt Columbia und an allen den Orten, welche unter seiner ausschließlichen Gerichtsbarkeit stehen, abzuschaffen. 5) Wir wollen keine fernern Sklavenstaaten und keine Sklaventerritorien mehr. 6) Wir unterstützen die Emancipationsbestrebungen der Freimänner des Südens. 7) Wir verlangen den Widerruf des Sklavenauslieferungsgesetzes. 8) Wir protestiren gegen eine Vereinigte Staatenbank (— die bekanntlich längst abgeschafft worden ist —) und gegen alle monopolisirenden Corporationen. 9) Wir sind für möglichst freien Handel, doch für das einstweilige Fortbestehen des Tarifs, als der bis jetzt entsprechendsten Schutzmaßregel gegenüber anderen handeltreibenden Nationen. 10) Der Congreß hat Sorge zu tragen für alle Verbesserungen von Häfen, Flüssen rc.

Digitized by Google

die von nationalem Belang sind. 11) Demgemäß ist auch der Bau einer Eisenbahn nach dem Stillen Meere nicht von Privatpersonen, sondern Seiten des Congresses auszuführen. 12) Alle seither durch die Regierung eingesetzten Beamten sollen fortan so weit als irgend möglich durch direkte Wahl vom Volke ernannt und alle unnützen Aemter abgeschafft werden. 13) Wir verlangen allgemeines Stimmrecht ohne Unterschied der Farbe. 14) Wir bestehen auf direkter Wahl aller Beamten durch das Volk. 15) Alle wichtigen Gesetze sollen der besondern Abstimmung des Volkes unterworfen werden. 16) Es sollen gesetzliche Bestimmungen getroffen werden über die Zurückberufung von Repräsentanten durch die Wähler. 17) Das Heimstättenausnahmegesetz soll revidirt und verbessert werden, da das bestehende seinem Zwecke nur unvollkommen entspricht 18) Wir sind für allgemeine und gleichmäßige Besteuerung und für Steuerermäßigung oder Erlaß zu Gunsten Unbemittelter. 19) Wir sind für Ausdehnung und Verbesserung unsers noch unvollkommenen öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtswesens. 20) Wir fordern die Abschaffung der Todesstrafe, die Verbesserung unsers Pönitenz- und die Abschaffung des Zollsystems. 21) Wir erachten es für die Pflicht unserer Gesetzgebung, die Arbeitszeit auf acht oder höchstens zehn Stunden für Erwachsene, und auf fünf Stunden für Kinder zu beschränken. 22) Um Arbeiterassociationen zu ermuntern, soll die Gesetzgebung denselben die gleichen Chartres, Privilegien und Unterstützungen gewähren, wie anderen Handels- und Gewerbscorporationen. 23) Bei öffentlichen Bauten soll vorzugsweise Rücksicht auf solche Arbeiterassociationen genommen werden. 24) Alle durch die Gesetzgebung ertheilten Chartres können widerrufen werden. 25) Wir erachten die zum Schutze der Einwanderer bis jetzt erlassenen Gesetze für unzureichend und dringen auf deren zweckentsprechende Ergänzung. 26) Wir protestiren gegen alle Eingriffe der Kirche in das Staatsleben und besonders gegen die Umtriebe des Jesuitismus.

Aus vielen dieser Sätze und Forderungen ersieht man, daß sie von Leuten erhoben werden, die von amerikanischen Verhältnissen noch gar nichts wußten. Zum Theil ist das was verlangt wird längst erfüllt und ins Leben getreten, theils läuft es der Verfassung der Vereinigten Staaten zuwider, theils ist es unpraktisch, abstract, und nur theilweise verständig und ausführbar. Die „halbstudirten Vagabunden, welche vor einigen Monaten an die Küste Amerikas getrieben worden sind," finden auch in der zu Cleveland am Eriesee erscheinenden Germania einen Widersacher. Sie ist erbittert über die Verdächtigung der demokratischen Partei durch „das bornirte schriftstellerische Ritterthum," erbittert gegen „eine Kaste ignoranter Materialisten und Atheisten, die dem Princip der Anarchie und der planlosen Zerstörung bei der Masse des Volkes Eingang verschaffen möchten."

Politische Flüchtlinge laboriren in der Verbannung insgemein an einem doppelten Mißgeschick, wie das die Geschichte aller Jahrhunderte und neuerdings wieder das Beispiel der Polen und der Deutschen gezeigt hat. Sie beurtheilen aus der Ferne die Verhältnisse des Vaterlandes meist nur einseitig und täuschen sich über dieselben; sodann macht die Verbitterung des Gemüths sie mißtrauisch gegen einander, und sie gerathen in unerquickliche Streitigkeiten, die mit der Zeit immer bitterer und endlich unversöhnlich werden. Man kennt den Zwist unter den deutschen Flüchtlingen in London, der sich nun auch nach den Vereinigten Staaten hinübergezogen hat. Kaum erschien Gottfried Kinkel in Neu-York, als Heinzen ihn auf das Grimmigste befehdete. Kinkel begab sich schnell weiter südlich und fand überall eine freundliche Aufnahme, obwohl es mit seiner Anleihe für eine europäische Revolution — „sie muß branden bis Moskau und Konstantinopel, sonst ist sie verpfuscht", sagte er — nicht recht vorwärts zu gehen scheint. Während seiner Abwesenheit in Philadelphia wurde dort ein großes Turnfest abgehalten, am 29. September.

Digitized by Google

Aus Neu-York und Baltimore (von wo etwa 80 Turner kamen), langten zahlreiche Theilnehmer an. Am 29. September setzte sich die „Vorhut der deutschen Revolution“ in Bewegung und zog, an 500 Turner stark, nach Lemon Hill, wo das Schauturnen begann. Einem Mitgliede des socialistischen Turnvereins gelang es, die Vereinigten Staaten Flagge auf den Mast des Klettergerüstes zu bringen. Nach dem Festmahle hielt Kinkel eine feurige Rede, in welcher er das „Grün der Hoffnung und das frische, herzerweckende Roth“ hervorhob. Nach Kinkel sprach Professor Salomon aus Cincinnati, der „älteste Turnmeister in den Vereinigten Staaten.“ Er ist ein alter Freund Jahn's, war in die demagogischen Umtriebe während der zwanziger Jahre verwickelt, und saß als Staatsgefangener in Stettin von wo er entfloh. Er war bekannt unter dem Namen der Oelmüller Salomon, weil er Besitzer einer Oelmühle war. Er gilt jetzt für einen der besten Maschinenbauer in Amerika, und hat eine neue Erfindung in Bezug auf Dampfmaschinen gemacht, die von unberechenbaren Folgen ist, wenn sie sich im Großen bewährt. Er will die flüssige Kohlensäure benutzen. Wenn diese erwärmt wird, erhält sie eine ungeheure Spannkraft, deren richtige praktische Anwendung nach manchen vergeblichen Versuchen Salomon entdeckt hat. Er nennt seine Dampfmaschine den thermomechanischen Motor. Bei den jetzigen Dampfmaschinen, sagt er, äußert das Wasser auf dem Siedepunkte eine Druckkraft von 15 Pfund und erhält mit einer gesteigerten Hitze von je 30 Graden F. das Doppelte an Dampfdruck. Bei seinem Motor äußere dagegen die flüssige Kohlensäure bei 20 Graden Hitze eine Spannkraft von 1080 Pfunden. Ein Collinsdampfer, der jetzt auf der Fahrt von und nach Liverpool für 6000 Dollars Kohlen gebraucht, werde nach Salomons Methode nur für 600 Dollars gebrauchen. Dieser alte Turner wollte auf Lemon Hill nicht reden, ohne eine schwarzrothgoldne Fahne neben sich zu sehen. Er ist kerndeutsch geblieben, und hatte die Freude, manche seiner alten Turnschüler um sich zu sehen, die vor etwa dreißig Jahren mit ihm Gere warfen. Schlöffel aus Schlesien wohnt als Weinwirth in Philadelphia, er eifert gegen Kinkel; bei ihm wohnen Gustav und Amalie Struve, welche beide verdrießlich sind; Struve, sagen die Blätter, wird etwas vernachlässigt.

Die Flüchtlinge in Amerika arbeiten übrigens unverdrossen an dem Werke der Revolutionirung von ganz Europa, und setzen nicht geringe Hoffnung auf den Umstand, daß eine große Partei in den Vereinigten Staaten den alten Grundsatz, demgemäß die Regierung von Washington sich anderen Landern gegenüber neutral zu verhalten habe und sich in deren innere Angelegenheiten nicht mischen solle, für veraltet erklärt. Gegenüber dem Monarchismus der alten Welt habe Nordamerika die Pflicht in Europa dem Republikanismus in Europa zum Siege zu verhelfen. Deshalb wird Kinkel in den großen Städten gefeiert, bis Kossuth ihn ablöst.

Wisconsin und der Bezirk Sheboygan.

Wisconsin gehört ohne Frage zu denjenigen Staaten der nordamerikanischen Union, wohin man mit gutem Gewissen deutsche Auswanderer weisen kann, besonders nach dem südlichen Theile. Das Land übt wegen seiner großen Fruchtbarkeit starke Anziehungskraft; es kommt aber darauf an, daß der Ansiedler sich in Gegenden niederlasse, wo das kalte Fieber nicht allzu nachtheilig auf die Gesund-

Digitized by Google

heit einwirkt. Wisconsin hatte 1836 erst 39,945 Bewohner, Ende 1847 schon 211,252, aber 1850 schon 305,538. Seit 1845 führt das Land Getreide aus, 1849 schon 2,208,517 Buschel Weizen. Ein großer Theil der Bewohner besteht aus Deutschen.

Ueberall suchen die Anbauer in den neuen Staaten so viel als möglich Ansiedler nach sich zu ziehen; sie preisen daher die Striche, welche sie bewohnen, nicht selten über Gebühr an. Man muß die günstigen Schilderungen in der Regel als etwas zu rosenroth dargestellt ansehen. In Betreff des Staates Wisconsin ist es indessen richtig, daß er sehr viele zu Ackerbauniederlassungen trefflich geeignete Strecken darbietet.

Vor einigen Monaten hat der „Deutsche Einwanderungsverein von Sheboygan," einer Stadt nördlich von Milwaukee, einen Bericht über das Land veröffentlicht, dem wir Nachstehendes entlehnen, weil er viel Wahres enthält. Für die unbedingte Richtigkeit aller in demselben enthaltenen Angaben können wir natürlich nicht haften.

Wisconsin ist und bleibt unter allen Staaten der neuen Welt derjenige welcher sich dauernd als der vortheilhafteste und geeignetste Niederlassungspunkt für den deutschen Einwanderer bewährt. Soviel man auch den nieversiegenden Strom der Ansiedler, der sich Jahr für Jahr hierher ergossen, durch Zeitungsgeschrei, abgeschmackte Berichte und Geldmanipulationen in eine andere Richtung zu drängen versucht und dies auch theilweise erreicht, soviel man die im Osten landenden Deutschen nach dem vermöge seiner starken Bewässerung vielleicht zum Theil fruchtbaren, aber nach authentischen Berichten jedenfalls in eben dem Maße sumpfigen und ungesunden Michigan zu locken sich bestrebt, soviel man Texas, das durch seine Dürre, durch den Mangel an schiffbaren Flüssen und durch die Unsicherheit des Grundbesitzes in Folge stets erneuter Einfälle der dort verdrängten Indianerstämme dem Einwanderer noch auf längere Zeit nicht zusagen kann, soviel man endlich Californien oder Centralamerika unter dem Aequator und, der Himmel weiß, welchen entlegenen und unwirthbaren Schlupfwinkeln Amerikas sonst noch, als Paradies angepriesen hat, immer und immer wieder zeigt es sich in der Erfahrung, daß der Deutsche, wenn auch hier eben so wenig wie irgendwo sonst, ohne anfängliche Hindernisse, die bei seiner Unkenntniß der hiesigen Sprache, der Gesetze und Gebräuche unvermeidlich sind, sich durch steten Fleiß doch in kurzer Zeit zur Unabhängigkeit und zum Wohlstande emporarbeitet und eben in Wisconsin sich am meisten heimisch und befriedigt fühlt. Seit mehreren Jahren treffen im Frühling, sobald die Schifffahrt nur eröffnet ist, ganze Züge von Einwanderern hier ein, theils Deutsche, theils Amerikaner aus den östlichen Staaten, sowie aus Süden und Westen, welche ihre bisherigen Wohnsitze veräußert haben, um dem ungesunden Klima oder andern Mängeln ihrer frühern Heimath zu entgehen und hier sich niederzulassen; und den Angaben dieser Ankömmlinge, die ohne dringende Veranlassung nicht noch einmal den Wanderstab ergreifen und mit Weib und Kind beschwerliche Reisen von oft Hunderten von Meilen unternehmen würden, muß mehr Zutrauen geschenkt werden als den willkürlichen Erdichtungen und Marktschreiereien gewissenloser Spekulanten.

Und eben die Berichte dieser Einwanderer sind es, welche uns deutlich zeigen, wie übertriebenen Schilderungen diejenigen Staaten, welche in den letzten Jahren abwech-

Digitized by Google

feind gewissermaßen in der Mode waren, ihren vorübergehenden Erfolg verdankten, ja selbst von dem vielgepriesenen Saginaw in Michigan scheidet so Mancher mit getäuschten Erwartungen; und dies Ansiedeln solcher Familien, die eine reifere Erfahrung für sich haben und ihren nunmehrigen Wohnsitz mit dem prüfenden Auge eines Kenners wählen, muß einen vollwichtigen Beweis für nicht unbedeutende Vortheile abgeben, die Wisconsin vor andern Staaten ihnen bietet. Und diese Vortheile sind auch wirklich vorhanden in gewissem Grade für jeden Einwanderer, besonders aber für den deutschen, denn neben dem wohlthuenden Unterschiede in politischer Hinsicht ist wohl außer Wisconsin kein Staat der Union, welcher in so vielfacher Beziehung Aehnlichkeiten mit unserm alten Vaterlande aufzuweisen hat, keiner, welcher dem Deutschen in dem Maße gestattet, sich als solcher zu fühlen und zu leben.

Zunächst finden wir mit geringen Abweichungen unser altes Klima wieder; vom Dezember an bis zum April einen ziemlich gleichmäßigen Winter, dessen höchste Kälte 15 Grad Reaumur nicht überschreitet, wenigstens nur in einzelnen Jahren, und hier wieder nur an wenigen Tagen, was bei strengen Wintern in Deutschland ebenfalls häufig ist; die Frühlingsmonate angenehm, der Sommer warm, im Juli und August sogar heiß, wie im südlichen Deutschland, und vom September bis zum Winter hin ein Herbst, der s. g. indianische Sommer, der sich durch mildes Wetter und stete Reinheit des Himmels auszeichnet, wie denn der Herbst Nordamerikas überhaupt durch eine eigenthümliche Schönheit und, in den bemeldeten Gegenden, durch eine seltene Pracht der Natur unvergleichlich ist und die angenehmste Jahreszeit bildet. Die Fruchtbarkeit Wisconsins, sein durchaus ergiebiger und nachhaltiger Boden ist unbestritten. Ueberall von Strömen und Bächen durchschnitten, ist das Land zur Genüge bewässert, ohne nur im Entferntesten sumpfig zu sein, und selbst auf frisch urbar gemachtem Lande ist der Ertrag meistens staunenerregend. Alles, was der deutsche Landmann in seiner Heimath gepflanzt hat, gedeiht hier reicher als dort; außerdem auch Mais, wenn auch nicht in der Fülle, wie in den südlichen Staaten. Daß Wisconsin von den über ganz Nordamerika verbreiteten Nachtfrösten ebenfalls heimgesucht wird, kann nicht in Abrede gestellt werden, dies aber ist eben der Uebelstand, dem man in keinem Staate der Union zu entgehen vermag. Von anderen, den Ackerbau in seinem Ertrage beeinträchtigenden Uebeln, wie z. B. der hessischen Fliege, die in anderen Staaten so ungeheuren Schaden verursacht, ist hier bis jetzt nichts verspürt worden.

Was das Fortschreiten der Kultur unsres Staates anbelangt, so steht diese natürlich in dem erforderlichen Verhältnisse zu der zahlreichen Einwanderung, die hierher stets stattgefunden hat. Vor wenigen Jahren noch bildete es eine Lieblingsidee der Ansiedler Wisconsins ihren Binnensee von kleinen Dampfschiffen zur Hebung des Handels und Personalverkehrs befahren zu sehen. Das Ergebniß einiger weniger Jahre hat die kühnsten Erwartungen um ein Vielfaches hinter sich gelassen. Wisconsin steht durch die Seen Michigan, Huron, Erie, und durch Eisenbahnen welche sich anschließen, in direktester, lebhaftester Verbindung mit dem Osten; regelmäßige Linien kolossaler Dampfböte durchkreuzen, vermischt mit zahllosen kleineren Fahrzeugen dieser Gattung und Segelschiffen, den Michigansee, bringen nach unseren Hafenstädten Passagiere und Produkte und führen die unsrigen dem Osten zu. Im Innern sind die entferntesten Punkte durch Stein- oder Planken-Chausseen an einander gerückt, Ansiedelungen und Städte wachsen mit ungemeiner Schnelligkeit, Kanäle, Hafenbauten und die Vorarbeiten zu Eisenbahnen schreiten rasch vorwärts und geben Garantie für das sichere und rasche Emporblühen des Staates. Ein Hauptpunkt aber, der vorzüglich dem Deutschen die Einwanderung

Digitized by Google

nach Wisconsin nahe legt, ist die Art der hiesigen Bevölkerung. Wisconsin ist jetzt schon durch die größte Hälfte seiner deutschen Bevölkerung ein deutscher Staat, und das bietet dem Deutschen Vortheile, die er sonst nirgends finden kann. Hier allein kann derselbe nicht nur in den einfachen Beziehungen des alltäglichen Verkehrs das wiederfinden was er gewohnt und was ihm lieb ist, sondern auch in allen höheren Verhältnissen, in politischen und socialen, befindet er sich hier in keiner isolirten Stellung, keiner gedrückten Minorität, nein, das regste Zusammenwirken mit seinen Landsleuten, das entschiedenste, nachdrücklichste Eingreifen in die Lösung solcher Fragen ist ihm unverweigerlich gestattet. Nicht allein daß deutsche Beamte in den einzelnen Zweigen der Verwaltung und deutsche Richter das Interesse des Deutschen gegen Parteilichkeit des eingebornen Theils der Bevölkerung schützen, selbst auf den Sitzen des gesetzgebenden Senats unsres Staats zählen wir so manchen deutschen Vaterlandsgenossen.

So weit Wisconsin im Allgemeinen. Bis vor ungefähr 2 oder 3 Jahren strömte die ganze Masse der nach Wisconsin kommenden Einwanderer nach der damals einzig und allein im Osten und in Deutschland bekannten Gegend von Milwaukee. Seitdem aber aus dem Flecken Milwaukee mit wenigen Häusern und nicht viel mehr Einwohnern eine Stadt von mindestens 20,000 Seelen geworden, ist das Land selbst in weiterer Entfernung von derselben Stadt ungeheuer im Preise gestiegen (der Acker in der Umgegend von Milwaukee kostet zwischen 50 und 100 Dollars und 20 Meilen entfernt noch immer 10 bis 20 Dollars, wenn man gutes Land verlangt), daß nur der sehr bemittelte Einwanderer im Stande ist, sich dort einen Landbesitz zu verschaffen, und in der letzten Zeit die Einwanderung sich mehr nach dem nördlichen Theil Wisconsins, vorzüglich nach Sheboygan ergossen und dort angesiedelt hat. Der zu Anfang genannte Verein hält es deshalb für nöthig, speziell von dieser Gegend, dem nächsten Kreise seiner Wirksamkeit, eine kurze und genaue Schilderung zu geben.

Sheboygan liegt in der Mitte des Michigan Seeufers von Wisconsin, unmittelbar an der Mündung eines breiten und tiefen Flusses, der zahlreiche Mahl- und Sägemühlen treibt, in einer Gegend, die jedenfalls eine der schönsten Wisconsins ist, in ziemlicher Höhe über der See-Oberfläche. Der Fluß zieht sich in mannigfachen Windungen in das Innere des Landes hinauf und bewässert mit seinen vielen kleinen Nebenflüssen die ganze Landschaft. Der Bezirk von Sheboygan umfaßt ungefähr 512 englische Quadratmeilen und ist nach allen Richtungen stark bewohnt und angebaut. Die Stadt selbst, die noch vor fünf Jahr aus ein paar Fischerhütten, die von dickem Wald umgeben, am Ufer zerstreut lagen, bestand, zählt jetzt bereits zwischen 2 und 3000 Einwohner. — Wohnhäuser, öffentliche Gebäude, Schulen, Kirchen mit zierlich gebauten Glockenthürmen, alles erhebt sich mit ungemeiner Schnelligkeit. Zahlreiche Kaufläden befinden sich in allen Straßen, am Flusse liegen umfangreiche Waarenhäuser. Hotels finden sich in allen Theilen der Stadt, und durch die Ankunft der Schiffe, die vom Osten her uns Personen und Güter bringen, sowie durch die vom Lande hereinkommenden Farmer, die ihre Produkte verkaufen und ihre Bedürfnisse erstehen, herrscht ein lebhaftes Treiben Tag aus Tag ein. Obgleich der größte Theil der Erzeugnisse einer so jungen Landschaft, wie Sheboygan, noch in ihr selbst verbraucht wird, so beginnt diese doch bereits schon einen ziemlichen Betrag derselben nach außen zu verschiffen, und schon im Jahre 1848, also ganz kurz nach Beginn der hiesigen Ansiedelung, ward außer beträchtlichen Quantitäten Holz und Schindeln unter Anderem Folgendes exportirt: 1000 Fässer Salzfische, Weizen, 100 Centner Wolle, gegen 300 Centner Pottasche u. s. w. Im Jahre 1845

Digitized by Google

wurde die Stadt vermessen und in Bauplätze ausgelegt, und seitdem war die Vermehrung der Einwohner in dieser und dem Distrikt nach genauen Zählungen folgende:

In der Stadt: Ende 1845: 380. März 1847: 696. December 1847: 1337. Anfang 1849: 2000. Im Distrikt: 1845: 1646. 1847: 7342. 1849: 10,493. Nach Speditionslisten landeten in Sheboyan Dampfschiffe im Jahre 1845 75 Mal. 1847: 428 Mal. 1848: 525 Mal. Bis Juli 1849: 245 Mal. Einwanderer landeten hier im Jahre 1845: 1417. 1846: 4380. 1847: 4228. 1848: 6200. Bis Juli 1849: 3756, und in den letzten beiden Jahren kamen die ungeheuren Züge von Einwanderern, die wir bereits erwähnten, und ließen sich hier und in den umliegenden Distrikten nieder. — Im Distrikt von Sheboygan waren bis 1849: 13 Mahlmühlen, 1 Dampfsägemühle, 17 Wasser-Sägemühlen, 2 Eisengießereien und mehrere Brauereien. Diese Angaben, welche alle aus authentischen Quellen gezogen sind, werden genügen, um zu zeigen, daß die Gegend von Sheboygan eine gesuchte und rasch emporblühende ist. Hierzu kommt, daß von weit umhergekommenen Amerikanern und Deutschen Sheboygan in klimatischer Hinsicht als der gesundeste und zuträglichste Ort erklärt wird, der in den nordamerikanischen Staaten zu finden ist, was wahrscheinlich seiner höhern Lage am See und der dadurch verursachten Luftreinigung zuzuschreiben ist. Selbst die kleinern Unpäßlichkeiten, die jeder frisch von Deutschland Herüberkommende auch da durchzumachen hat, wo sonst das Klima gesund ist, kommen hier selten vor. — Der Boden ist durchweg gut und fruchtbar, ohne Sumpf oder Haidestrecken, an den meisten Stellen aber von einem Reichthum, der unsern besten deutschen möglicherweise übertrifft. Wenn auch unsere deutschen Farmer hier ab und zu die ungewohnte Arbeit des Urbarmachens schwer finden, die große Ergiebigkeit des Bodens haben sie nie bestritten, und werden durch die Nachhaltigkeit desselben reichlich für ihre Mühe entschädigt, wenn der Landmann auf der Prairie bereits anfangen muß, zu düngen. Wir haben gesehen, daß Saat, die auf frisch geklärtes noch nicht geackertes, sondern nur geeggtes Land gebracht war, am zweiten Tage bereits grün über der Erde stand. — Die Preise des Landes sind noch niedrig. In der nächsten Umgebung der Stadt kostet der Acker 10 und 20 Dollars, was bei Milwaukee der Preis für das abgelegene Land ist. Drei bis vier Meilen von der Stadt kauft man den Acker gutes Land je nach den Verbesserungen, die darauf gemacht sind, von 8 bis 4 und weiter ab zu 3 und 2 Dollars.

Was von der deutschen Bevölkerung Wisconsins im Allgemeinen oben gesagt ist, gilt vorzüglich von Sheboygan, denn fast zwei Drittel der Bewohner des Distrikts und der Stadt sind Deutsche, was dem der Sache und Verhältnisse Unkundigen bedeutende Vortheile sichert. — Außer Sheboygan selbst liegen noch zahlreiche kleinere Städtchen in dem Distrikt, die alle, so wie die einzelnen Niederlassungen, mit Sheboygan durch gute fahrbare Wege verbunden sind. In jeder größern Niederlassung sind bereits Schulen gebaut, in denen zugleich Gottesdienst gehalten wird. Von Sheboygan geht nach dem Westen zu eine Planken-Chaussee, wie sie hier vielfach gemacht werden; eine gleiche nach einer andern Richtung ist im Werke, so wie zu erwarten steht, daß binnen Kurzem die Vorarbeiten zu einem Hafen an der Mündung des Sheboygan-Flusses begonnen werden. Dies alles muß Sheboygan binnen Kurzem zu einem Stapelplatz des nördlichen und westlichen Wisconsin machen, wie es Milwaukee für den Süden Wisconsins ist.

Der Verein macht darauf aufmerksam, daß diejenigen unserer Landsleute, welche sich entschließen wollen, nach Sheboygan zu reisen, in Buffalo mit Dampfboten direkt nach Sheboygan accordiren, anstatt mit der Eisenbahn durch

Michigan und über Milwaukee zu gehen, was unnöthige und bedeutende Kosten und durch mehrmaliges Umpacken Umstände und Zeitverlust verursacht. Der Einwanderer reise für den beigefügten Preis auf folgender Route: von Neu-York nach Albany 50 Cents; von Albany nach Buffalo per Eisenbahn 4 Dollars; von Buffalo direkt nach Sheboygan per Dampfschiff 3 Dollars, und lasse sich durch keinerlei Vorspiegelungen zu einer andern Tour überreden, da die angegebene unbedingt die billigste ist.

Die amerikanische Polarsee-Expedition zur Aufsuchung Franklins.

Als in den Jahren 1848 und 1849 alle Versuche zur Wiederauffindung Franklins fehlgeschlagen waren, verdoppelte man in England noch den bisherigen Eifer. Es sollte nichts versäumt werden, um über das Schicksal des kühnen Seefahrers ins Klare zu kommen. Schon im Januar 1850 gingen die Entdeckungsschiffe Investigator und Enterprise abermals in See, um unter Leitung Collinsons und Mac Clures von der Behringstraße aus gemeinschaftlich mit dem in jenen Gewässern stationirten Plover, Küsten, Eis und Meer zu durchforschen. Das letztere Schiff soll bis zum Herbst 1853 in jenen Meeresgegenden bleiben; die beiden ersteren sollten versuchen von der Behringsstraße nach Osten hin bis zur Insel Melville vorzudringen. Von Osten nach Westen sollte eine ganze Flotte von Schiffen zu steuern versuchen, und Alles aufbieten, um von dieser Richtung her jenen beiden Fahrzeugen zu begegnen. Es waren unter anderen die Schiffe Resolute, Assistance, Pionier, Lady Franklin, Sophie, Prinz Albert und der Felix.

Die Nordamerikaner wollten gleichfalls ihre Theilnahme am Schicksal Sir John Franklins betheiligen, und rüsteten in Neu-York zur Aufsuchung des schon so lange Vermißten zwei vortreffliche Schiffe aus, die Advence und Rescue, welche Lieutenant de Haven befehligte. Sie stachen am 23. Mai 1850 in See und kamen Ende September 1851, gleichfalls unverrichteter Sache, wieder zurück.

Am 26. August 1850 hatten sie im hohen Norden den Wellington-Sund oder Kanal erreicht, wo sie die vom Kapitain Perry befehligte Lady Franklin und die Sophie trafen. Am 27. August fand Perry unzweifelhafte Spuren, daß Franklin dort auf der Beechey-Insel Winterquartier gehalten hatte. Es waren drei Gräber von Matrosen, deren zwei zur Bemannung des Erebus gehört hatten, einer war vom Terror. Die Inschriften waren vom April 1846. Nichts deutete übrigens auf die Richtung hin, welche Franklin von diesem Punkte aus genommen hatte, um die von ihm gesuchte westliche Durchfahrt zu finden. Neben den Gräbern fand man auch Stücke von Segelleinwand, von Tauwerk, von Kleidern und etwas Holz, was Alles den Beweis lieferte, daß Franklin auf jener Stelle wenigstens einige Zeit eine Art Lagerplatz gehabt haben muß.

Digitized by Google

Am 8. September erzwangen die Schiffe durch das Eis einen Weg zum Barlows Inlet, wo sie in Gefahr kamen, völlig eingeschlossen zu werden. Mit genauer Noth machten sie sich los und erreichten am 11. September Griffitts Eiland, den westlichsten Punkt bis wohin sie überhaupt vordrangen. Von dort wollten sie am 13. September nach den Vereinigten Staaten zurückkehren, wurden aber am Eingange zum Wellington-Kanal vom Eise umschlossen. Seit jenem Tage hatten beide Schiffe eine lange Reihe von Gefahren zu bestehen. Rings vom Eise umkeilt, wurden sie mit demselben bis in 75° 25′ nördlicher Breite getrieben, dann wieder bis zum Lancaster-Sund in etwas südöstlicher Richtung. Das Eis hob den Stern der Advance acht Fuß in die Höhe und drängte sie auf der Steuerbordseite in schiefe Richtung. In einer so gefährtlichen Lage blieb das Schiff volle fünf entsetzliche Wintermonate lang. Das Fahrenheit-Thermometer stand durchschnittlich auf 40 Grad unter Null und fiel auch wohl bis zu 46 Grad. Am 5. November verließ das Schiffsvolk die Rescue, um Feuerung zu sparen, und ging an Bord der Advance. Jeden Augenblick mußten sie darauf gefaßt sein, daß dieses Schiff durch das Eis in Atome zerquetscht würde. Deshalb schliefen sie stets völlig angekleidet; jeder hatte einen mit Kleidern und Lebensmitteln gefüllten Sack neben sich liegen, um durch Sturm, Polarnacht und Wintergraus dann Rettung zu suchen, so gut es eben gehen wollte. Sie befanden sich damals 90 englische Meilen vom Lande entfernt, und erwarteten so fest eine Katastrophe, daß sie mehrmals, zum Beispiel am 8. December und 23. Januar, die Boote ausgesetzt und sich neben dieselben gestellt hatten, um gleich hineinspringen zu können, sobald das Schiff zertrümmert würde. Die Winterkälte war entsetzlich; die Ausdünstung fror in den Betten der Mannschaft so zusammen, daß das Lager völlig von einer Eisrinde umgeben war.

Zum Unglück wurden fast alle vom Schiffsvolk, und insbesondere Lieutenant de Haven, vom Scharbock ergriffen. Alle Mittel wurden vergeblich gegen diese Krankheit angewandt; nur ein Aufguß auf Apfel mit Citronensaft gewährt einigermaßen Linderung. Am 13. Januar trieb das Eis mit den Schiffen in die Baffinsbay, wo es sich plötzlich stellte. Die Expedition saß nun weit vom Lande entfernt auf einem bestimmten Punkte fest, und man schaffte Vorräthe, Tauwerk und andere Materialien in Schneehäuser, die man auf dem Eise erbaut hatte und konnte sich auf dem festen Lande wähnen, so starr und fest war Alles. Häufig beobachtete man Nebensonnen und Nebenmonde, und als der Tag wieder herauf kam, gewährte das Zwielicht am nördlichen Horizont einen herrlichen Anblick. Endlich nach einundachtzigtägiger Nacht „zeigte der Gott des Tages sein goldenes Antlitz wieder“, am 18. Februar; bis dahin herrschte, seit dem Novembermonat, tiefe Nacht; nur gegen Mittag konnte man Geschriebenes lesen, aber nur mit großer Mühe. Nun verlor sich auch allmählich die Krankheit.

Am 13. März erhielt die Rescue ihre Bemannung wieder. Am 10. Juni brach das Eis ganz plötzlich und mit furchtbarer Gewalt. Binnen kaum zwanzig Minuten war die unabsehbare starre Masse wie von einem Zauber durch sich selbst zertrümmert, in eine ungeheure Menge großer Schollen verwandelt, und trieb süd-

Digitized by Google

wärts. Die Schiffe waren glücklich durch den Lancastersund gekommen und in offenes Fahrwasser gelangt, das sie unter 65° 30′ n. Br. erreichten, nachdem sie neun Monate lang in ihrem eisigen Gefängnisse eingeschlossen gewesen und willenlos 1060 Meilen weit fortgetrieben worden waren. Als sie sich im Lancastersund befanden, war das Geräusch, welches das aneinandertreibende, sich aufthürmende Eis verursachte, oft über alle Beschreibung furchtbar.

Lieutenant de Haven steuerte nach der grönländischen Küste hinüber, um seine Leute zu erfrischen und einiges an den Schiffen auszubessern; ging dann aber unverzüglich wieder nach Norden unter Segel. Am 7. Juli sprach er mehre Walfischfänger an; am 8. kam er vor einer großen Anzahl derselben vorüber, die bei den Dutch Islands durch das Eis am Weiterfahren gehindert waren. Am 11. Juli erreichte er Baffins-Eiland, wo er auf eine große Menge losen Eises stieß, und das englische Entdeckungsschiff Prinz Albert traf. Bis zum 3. August blieben beide beisammen; dann steuerte der Albert südlich. De Haven dagegen hielt seinen Cours bis zum 8. August, war dann aber wieder von Eisflarden und Eisbergen eingeschlossen. Jetzt begann abermals eine Zeit äußerster Gefahren. Das von der Strömung gedrängte Eis brach die Bollwerke weg und stürzte in Massen auf das Deck. Aber die Schiffe hielten sich tapfer, verloren auch nicht einmal eine Planke, und hatten am 19. August wieder offenes Wasser. Aber nach Norden und Westen hin, also in der Richtung, wohin die Advance und die Rescue hätten segeln müssen, fanden sie schon festes Eis, und es blieb ihnen nichts übrig als umzusegeln.

Die amerikanische Expedition hatte auf dieser Heimreise noch einen furchtbaren Sturm auf der Höhe der Bänke von Neufundland auszuhalten. Die Advance brachte nach Neuyork einige Sachen mit, welche man auf dem Lagerplatze Franklins gefunden hatte. Darin besteht das ganze Resultat der Reise. Wo Franklin seinen Tod gefunden hat, das bleibt noch immer im Dunkeln. Auch steht es dahin, ob die englischen Fahrzeuge, welche jetzt wieder in den hochnordischen Meeren überwintern, um 1852 weitere Nachforschungen anzustellen, glücklicher sein werden, als die Advance und Rescue.

Die Revolutionen im romanischen Amerika.

I.

Die Bewegungen in Mexico, Mittelamerika, Columbien und Chile.

Das ganze romanische Amerika, mit alleiniger Ausnahme von Peru und Bolivia, ist während der letzten Monate abermals revolutionären Zuckungen anheimgefallen, und am La Platastrome ist ein offener Krieg ausgebrochen. Von der Südgrenze Kaliforniens bis zu den Einöden Patagoniens, herrscht überall Unruhe.

Digitized by Google

Die spanische Krone wußte in den von ihr allerdings unter schwerem Drucke gehaltenen und planmäßig ausgebeuteten Kolonien wenigstens die Ordnung aufrecht zu erhalten. Seitdem dieselben ihre Unabhängigkeit errangen, ist im ehemals spanischen Amerika die Ordnung gewissermaßen nur ein Ausnahmezustand. Die jungen Staaten befinden sich in ihrem Mittelalter, und es ist noch die Frage ob sie überhaupt sich zu einer frischen, kerngesunden Kultur emporarbeiten. In allen diesen Staaten, welche sich zwar republikanische Verfassungen nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegeben haben, ist das Volk darum doch nicht in höherm Sinne frei; es hat die Form aber nicht den Inhalt und nicht das Wesen. Die Revolutionen wurden nicht von einem Bürgerstande gemacht, der nach dem Siege und nach Sicherung der Unabhängigkeit wieder zum Pfluge oder in die Werkstatt zurückgekehrt wäre, sondern von stolzen Creolen, Abenteurern, Indianern und Mischlingen. Man vertauschte die spanische Herrschaft mit der Diktatur ehrsüchtiger Soldatenführer; deshalb kommen fast alle diese Republiken nicht vorwärts, sie bilden abwechselnd oder wie in diesem Augenblicke fast alle zusammen den Schauplatz für zerrüttende Bürgerkriege. Zählte doch allein Mexico von 1810 bis 1846 nicht weniger als 237 Revolutionen!

Der Verfasser dieser Zeilen hat an einem andern Orte darauf hingewiesen, daß der spanische Creole die alte Kraft seiner europäischen Vorväter verloren habe, und daß ihm bei manchen liebenswürdigen Eigenschaften, die auf den ersten Blick bestechen können, doch zwei Haupteigenschaften mangeln, ohne welche Völker und Staaten niemals gedeihen können: — Fleiß und sittliche Spannkraft. Es fehlt diesen Staaten an einem ächten bürgerlichen Elemente, und dazu kommt, daß die Bewohner schon äußerlich durch die Hautfarbe von einander getrennt sind, und nicht ein gleichartiges Ganze bilden. Die einzelnen Schichten und Klassen wirken nicht zu einem gemeinsamen Ziele zusammen; die gegenseitige Abneigung führt zu unaufhörlichen Bürgerkriegen und zu Fehden der einzelnen Republiken. Manche Beobachter glauben daher, daß die Rasse der spanischen Creolen, der Weißen, die sich überhaupt zu Negern, Indianern und Mischlingen an Zahl nur wie Eins zu Acht verhalten, wie im Ausarten, so auch in allmäligem Ableben begriffen sei; es scheint ihnen keinem Zweifel unterworfen, daß sie wenigstens in mehr als einem Lande die Herrschaft den Mischlingen werde einräumen müssen. Es mangelt ihnen der höhere innere Trieb und die Ausdauer; es sind in diesen Staaten mehr Elemente der Zerrüttung als der Ordnung und stetigen Gedeihens.

In der jammervollsten Lage befindet sich Mexico, von dem man nicht mit Unrecht gesagt hat, daß es seit mehr als vierzig Jahren nur zum Spotte der Welt vorhanden zu sein scheine. Es geht offenbar auf die Neige mit diesem unglückseligen Lande, das den Spaniern keinen Segen gebracht hat. Es ist in einem Zustande äußersten Zerfalls, es zerbröckelt. Nach und nach sind Texas, Neu-Mexiko und Californien von ihm abgelöst worden, und eben jetzt schicken sich mehrere Provinzen im Norden an, ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Mexico liegt im Staube; es gleicht, wie ein amerikanisches Blatt sich ausdrückt, einem erschöpften, völlig ent-

Digitized by Google

würdigten und entsittlichten, tief herabgekommenen Bankerottirer; es wird von habsüchtigen Beamten ausgeplündert, von räuberischen Indianern verheert, von Hungersnoth heimgesucht, von Revolutionen in steten Zuckungen gehalten. Seit 1825 dauern die Parteizwiste zwischen den Escoceses und Yorkinos; die ersteren nennen sich jetzt die conservative Partei und einige unter ihren einflußreichen Anhängern gelten für Monarchisten; die Yorkinos bilden die demokratische Partei. Nach vielen Revolutionen, die hier zu schildern nicht unsere Absicht ist, traten nach Santa Annas Verbannung erst Paredes und darauf Joaquin Herrera als Präsidenten ans Staatsruder; im Jahre 1850 wurde General Mariano Arista durch die liberale Partei zur höchsten Staatswürde erhoben, die er seit dem 15. Januar 1851 bekleidet. Auch unter ihm leidet Mexico an der herkömmlichen Finanznoth; die Einnahmen betragen nur acht Millionen Piaster, die Ausgaben elf Millionen; die innere und äußere Schuld stellt sich auf etwa 100 Millionen Piaster, und England droht die mexicanischen Häfen zu blockiren, falls der Präsident den finanziellen Verpflichtungen gegen die britischen Gläubiger nicht nachkommt, was ihm eben jetzt ganz unmöglich fallen wird, weil das Land vom Norden bis zum Süden sich in der größten Aufregung befindet. Die Indianer im Norden und Nordwesten verwüsten die Staaten Neu-Leon, Durango, Chichuáhua, Cohahuila und Sonóra; und in Yucatán, das schon 1840, sammt dem Staate Tabasco sich vom mexicanischen Staatenbunde ablösen wollte, wüthet der Racenkrieg zwischen den, wie es scheint, von auswärts her aufgestachelten Indianern und den Weißen. Die letzteren haben endlich mit Mühe und Noth, unterstützt von bewaffneten Abenteuerern aus den Vereinigten Staaten, die Oberhand behalten. Doch ist Yucatan ganz vor Kurzem auch mit England in ein Zerwürfniß gerathen, indem es die vor der Ostküste liegende, allerdings zu Yucatan gehörende, aber seit langer Zeit von Engländern in Besitz genommene Ambergris-Insel ohne Weiteres in Besitz genommen, die englische Flagge herabgerissen und das merikanische Banner aufgepflanzt hat. Das wird ohne Zweifel zu Weiterungen und Verwickelungen mit England führen, welchem ein Zwist dieser Art eben recht kommt. Es trachtet nämlich darnach, im caraibischen Meer so viel wichtige, leicht haltbare Punkte als möglich zu erwerben, um bei der immer steigenden Bedeutung der verschiedenen Verkehrsstraßen zwischen dem atlantischen und dem großen westlichen Ocean, sein Handels- und Schifffahrtsinteresse wahren zu können. Deshalb besetzte es ohne viele Umstände und ohne jeden Rechtsgrund, — denn es hat in jenen Gegenden auch nicht einmal einen gegründeten Vorwand zu Ansprüchen, — die Ambergris-Insel; deshalb nahm es Roattan und die übrigen sogenannten Bay-Inseln in der Bucht von Honduras; deshalb reizte es den selbstfabricirten König des Moskitolandes, der sein Schützling ist, zu seinen Ansprüchen auf San Juan de Nicaragua, das die Engländer Greytown nennen.

In Mexico selbst wurde Präsident Arista bald auf das bitterste angefeindet. Man wirft ihm vor, daß er sich von der Priesterpartei mit 350,000 Piastern habe bestechen lassen, und für dieses Sündengeld der Sache der liberalen Partei abtrünnig geworden sei. Im Juni und Juli berieth der Congreß über Mittel und

Wege der äußersten Finanznoth abzuhelfen, und die Zinsen der Nationalschuld zu entrichten. Aber in diesem an edelen Metallen so reichen, an Fleiß und Betriebsamkeit aber so armen Land, steht man rathlos vor den völlig leeren Staatscassen und findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe. Im September gaben sämmtliche Minister ihre Entlassung ein, als eben eine Convention der Gouverneure der verschiedenen Staaten beisammen war, um ihrerseits über die Mittel zu berathen, wie man der herrschenden Noth und der allgemeinen Verwirrung steuern könne. Auch sie war rathlos und an aller Abhülfe verzweifelnd auseinander gegangen.

Am bedenklichsten für Mexico ist aber die Revolution, welche vor einigen Monaten am Rio Grande ausbrach. In den nordöstlichen Staaten herrscht seit langer Zeit äußerstes Mißvergnügen gegen die Bundesregierung. Schon vor mehreren Jahren, namentlich vor dem Ausbruche des letzten Krieges zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten, war in Tamaulipas, Chihuahua und Neu Leon von angesehenen Männern der Plan entworfen worden, eine von Mexico unabhängige Conföderation zu gründen. Nur der Ausbruch jenes Krieges verzögerte den Plan, für dessen eifrigster Anhänger damals der jetzige Präsident Arista galt. Jetzt erhoben sich im September dieses Jahres die mißvergnügten Soldaten Canales, Caravajal und Guerera, und erließen am Rio Grande ein Pronunciamiento, das gleich allen Aktenstücken dieser Art im spanischen Amerika mit den Worten beginnt: Tod den Tyrannen. Sie rechtfertigen ihre Erhebung damit, daß dieser nordöstliche Theil des Bundes von der Regierung aufs äußerste vernachlässigt sei, daß derselbe nichts thue, um sie vor den Verwüstungen der Indianer zu schützen; sie erklären das allerdings sehr drückende Zollsystem für unrecht, monopolistisch und den Interessen des Staates und Volkes schnurstracks zuwiderlaufend. Sie beschuldigen die Centralgewalt einer despotischen Willkür gegenüber den Rechten und der Volksvertretung der einzelnen Staaten; erklären aber, daß eine Trennung oder die Bildung einer selbstständigen Republik nur dann stattfinden solle, wenn die Centralregierung hartnäckig bleibe. Natürlich würde eine solche Republik von vorne herein dem Schutze der Vereinigten Staaten anheim fallen, das heißt von diesen vollkommen abhängig werden müssen.

In der Mitte Septembers bemächtigten sich die Aufständischen einer für die mexikanischen Truppen bestimmten Summe Geldes, in Camargo wurden am 19. September die letzteren von den „Patrioten“ angegriffen, welche die Stadt nahmen. Bald besetzten sie, nachdem Canales und Caravajal mit den von ihnen befehligten Truppen sich der Bewegung anschlossen, auch Mier und andere Plätze; auch Tampico, ein wichtiger Hafenplatz, fiel in ihre Gewalt und wurde nebst anderen Seeplätzen fremden Fahrzeugen und Waaren gegen Erlegung mäßiger Zölle geöffnet. Sogleich war eine Menge nordamerikanischer Fahrzeuge da, um eine so günstige Aussicht, welche die „Schmuggler-Rebellion“ ihnen darbot, zu benutzen; von ihnen werden begreiflicherweise die Aufständischen in jeglicher Weise unterstützt; für den Yankee handelt es sich dabei nur um ein Rechnenexempel.

Das spätere Mittelalter kannte zahlreiche Banden von Söldlingen und Lands-

Digitized by Google

knechten, die unter der Leitung erfahrener Hauptleute, Condottieri, sich bald jenem, bald diesem Staate auf einige Zeit vermietheten. Das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert sahen die kecken Abenteurer, welche als Flibustier, Buccaniere, Freibeuter, namentlich den mexikanischen Meerbusen und das caraibische Meer unsicher machten. Unsere Tage haben gesehen, wie man allmälig Tausende von Abenteurern und Ansiedlern in Gränzlande, wie Texas, wirft und diese dann losreißt und anknüpft. Vor zehn Jahren zogen Biberfänger und Fallensteller aus den westlichen Prairien nach Californien, und holten als Weißkäufer umsonst Maulthiere aus den Missionen; mit anderen Worten sie unternahmen Raubzüge. Den Zug des Generals Lopez gegen Cuba haben wir im ersten Hefte des Westlandes geschildert; wir fragen, was hatten jene fünfhundert Amerikaner in Cuba zu suchen? Eben jetzt lesen wir wieder, daß Hunderte von bewaffneten Amerikanern in Unter-Californien umherstreifen, und diese Halbinsel als gute Prise für sich erachten. Wir lesen ferner, daß im Monat August ein Haufe von sechszig bewaffneten Amerikanern heimlich in der wichtigen mexikanischen Hafenstadt Mazatlán am californischen Meerbusen gelandet war, um dort den Meister zu spielen. Diese Bande wurde indessen von den Behörden gefangen genommen.

Es kann für den, welcher mit den nordamerikanischen Verhältnissen einigermaßen vertraut ist, nichts Befremdliches haben, daß in dem Aufstande am Rio grande bewaffnete Nordamerikaner eine Hauptrolle spielen. Ehe das Trauerspiel auf Cuba zu Ende ging, waren in den Hafenplätzen von Texas, Louisiana und Alabama Tausende von Abenteurern des Winkes gewärtig, die Perle der Antillen den Spaniern entreißen zu helfen. Diesen „Cuba-Freiwilligen“ kam der Aufstand an der benachbarten mexikanischen Gränze eben recht. Ein Theil von ihnen versammelte sich auf der Mustang-Insel vor der Küste von Texas, um am Rio grande eine Expedition mitzumachen, welche unter dem Namen einer Büffeljagd organisirt wurde. Dann gingen sie nach Fort Brown am Rio grande, welcher bekanntlich die Gränze bildet, um Tamaulipas revolutioniren zu helfen. Oberst Carravajal, einer der Leiter des Aufstandes, steht zwar bei den Amerikanern in schlechtem Andenken als „berüchtigter Freibeuter“; er hat im mexikanischen Kriege manchem Yankee das Lebenslicht ausgeblasen; nichtsdestoweniger haben die texanischen Landflibustier vorerst gemeinschaftliche Sache mit ihm auf einem — Raub- und Beutezuge. Auch Canales, bisher Gouverneur von Tamaulipas, war den Flibustiern anfangs mißliebig; sie lassen sich aber vorerst auch diesen Mann gefallen.

Inzwischen hat unterm 22. Oktober Präsident Millard Fillmore eine Proklamation erlassen, in welcher er alle Personen mit schweren Strafen bedroht, welche an einem Kriegszuge gegen einen befreundeten Staat, die mexicanische Republik, theilnehmen. Er mahnt sie von Betheiligung ab und bemerkt: „daß sie, wenn sie innerhalb der Jurisdiction der mexicanischen Behörden gefangen werden, erwarten müssen, den mexicanischen Gerichten gemäß verurtheilt und bestraft zu werden, und daß sie kein Recht haben, die Verwendung der amerikanischen Regierung zu ihren Gunsten in Anspruch zu nehmen.“ Er fordert auch jeden Beamten der

Digitized by Google

amerikanischen Regierung auf, bei Verhaftung aller solcher Gesetzübertreter, welche den Gerichten zur Ueberweisung und Bestrafung zu übergeben sind, wachsam zu sein. Dagegen bemerken texanische Zeitungen: „Wie groß auch die Gewalt der Generalregierung sein mag, um die Cubafreiwilligen an der Ausführung ihrer Expedition zu hindern, — sie kann doch ihre Bürger nicht abhalten nach den nördlichen Provinzen Mexicos auszuwandern. Aller Wahrscheinlichkeit zufolge wird die Sierra-Madra-Republik binnen einigen Monaten organisirt sein, und eine Armee, welche die Unabhängigkeit derselben gegen die Gesammtmacht der Centralregierung Mexicos aufrecht zu erhalten im Stande ist, wird ihre siegreichen Fahnen im Thale des Rio grande zeigen.“

Laut Nachrichten aus Neu-Orleans vom letzten Oktober nahm die Revolution am Rio grande ihren Fortgang, obwohl der in Victoria versammelte Congreß des Staates Tamaulipas sich gegen die Aufständischen erklärt hatte. Von diesen war auch die Stadt Reynosa in Besitz genommen worden, und ein Theil von ihnen, darunter etwa 500 Landflibustier aus Texas, hatte am 21. Oktober einen Angriff gegen die Stadt Matamoros unternommen. Anfangs wurde sie von der 300 Mann starken mexicanischen Besatzung unter General Avalos zurückgeworfen, erneuerte jedoch den Angriff am 23., eroberte ein Häuserquadrat nach dem andern, und steckte die Stadt in Brand. Aus dem Innern Mexicos rückten Regierungstruppen gegen die Aufständischen. Aus Texas kam General Persifer Smith mit einigen Bataillonen der Vereinigten Staaten-Armee, um an der Rio grande-Gränze die Ordnung aufrechtzuerhalten, und Bewaffneten den Uebergang aus Texas nach Mexico zu verwehren. Aber die „Auswanderung“ wird er natürlich nicht hindern können. Zugleich wird durch diese Verlegung der nordamerikanischen Truppen den Indianern im nordwestlichen Texas freies Spiel gegeben; sie hatten im Anfange Septembers sich über die Gränze in den Staat Tamaulipas gezogen, dort entsetzliche Verheerungen angerichtet, und viele Bewohner niedergemetzelt.

So wird dieses unglückliche Land zugleich vom Bürgerkriege und den Wilden heimgesucht; während den inneren Provinzen Mexicos gleichfalls wieder eine neue Revolution droht. Denn Präsident Arista steht nur noch auf schwachen Füßen, und der alte böse Geist des Landes, welcher seit nun dreißig Jahren eine sehr einflußreiche Rolle spielt, General Santa Anna, schickt sich zur Heimkehr aus der Verbannung an. Der ehemalige Diktator, welchen die Texaner nach der Schlacht von San Jacinto in einem Rohrbruche gefangen nahmen, lebte eine Zeit lang als Exilirter auf Jamaica, und hält sich jetzt zu Turbaco in Neu-Granada auf. Mißvergnügte Mexicaner haben ihn bereits zur Heimkehr eingeladen, und wenn er den rechten Zeitpunkt für sich gekommen glaubt, wird er nicht säumen, sich auf einem Schauplatze wieder einzufinden, auf welchem er schon mehr als einmal den Diktator gespielt hat.

Auch die verschiedenen Staaten Mittel-Amerikas sind mit Ausnahme der kleinen Republik Costa-Rica, in einer zerrütteten Lage. Die fünf Staaten, welche einst das spanische Königreich Guatemala bildeten, werden durch kein alle

Digitized by Google

umschließendes Föderativband mehr zusammengehalten, so daß Centralamerika nur noch einen geographischen Begriff, nicht aber einen politischen Körper bildet, welcher es seit 1825 eine Zeitlang gewesen. Die Föderativverfassung fand ihren standhaften Vertheidiger am General Morazan, der von 1833 bis 1842 dieselbe zu erhalten trachtete. Aber am Ende erlag er seinem Gegner Carrera und wurde erschossen. Es ist bezeichnend für die Zustände Mittelamerikas, daß dieser Viehhirt an der Spitze von Guatemala steht. Raphael Carrera ist ein Ladino, d. h. ein Mestize, der zuerst als Trommelschläger an einem Aufstande gegen Morazan theilnahm. Darauf lebte er als Hirt im Dorfe Mataque Escuintla, erwarb allmälig Ansehen unter Indianern und Mischlingen, zog mit 5000 Mann gegen Guatemala, wurde aufs Haupt geschlagen, floh ins Gebirge, und rückte bald nachher zum zweiten Male gegen die vorher aus Mißtrauen von Morazan entwaffnete, jetzt dem Halbschlächtigen wehrlos preisgegebene Hauptstadt. Sie konnte also den Wilden keinen Widerstand leisten; die Bewohner schlossen sich in ihren Häusern ein. Carrera, nur mit Lumpen bedeckt, auf seinem großen Strohhute einen grünen Zweig, aber unter sich ein kostbares Roß, zog ein, öffnete die Pforten der Kathedrale und ließ ein Herr Gott Dich loben wir singen. Während seine Banden plünderten, fand ein Indianer eine mit Goldtressen besetzte Generalsuniform. Diese brachte er seinem Häuptlinge, welcher seine Lumpen wegwarf, und nun aufgeputzt durch die Gassen stolzirte, und sich im Regierungsgebäude zum Generalissimus ausrief. Morazan verlor am 19. März 1839 gegen ihn die Schlacht bei der Stadt Guatemala, floh nach Südamerika, erschien bald nachher in seinem Vaterlande wieder, wurde jedoch, wie schon gesagt, zu San José in Costa-Rica erschossen. Seit dem December 1844 ist der Mestize und weiland Hirt und Trommelschläger Carrera ein allerdings energischer Präsident von Guatemala; die alte Föderation zwischen den fünf Republiken Centralamerikas hat er aufgelöst. Die demokratische Partei hatte ihn erhoben, aber er ließ sie im Stiche und suchte sich auf die Priester und Aristokraten zu stützen. Dafür setzte jene Partei ihn ab, und brachte Mariano Paredes auf den Präsidentenstuhl, bis 1849 Carrera aus Chimaltenango, wo er in der Verbannung gelebt hatte, nach Guatemala zurück kam, sogleich die Demokraten verjagte und, obwohl er nominell einen Präsidenten neben sich duldet, als Diktator schaltet und waltet. Die Demokraten, von den Staaten Salvador und Honduras her mit Geld und Mannschaft unterstützt, bekämpften ihn, aber er blieb 1850 Sieger, nachdem seine bedeutendsten Gegner, z. B. Raymundo, Aleman, Santos Peña und andere den Tod gefunden hatten. Im Anfange dieses Jahres brach abermals ein Aufstand gegen den Diktator aus; die Insurgenten fanden wieder von San Salvador aus Unterstützung und zogen mit 4000 Mann gegen Carrera, der auch diesmal Sieger blieb, obwohl er nicht mehr als 1500 M. befehligt haben soll. Carrera ist offenbar kein Mann gewöhnlichen Schlages, er hat aber die Schwäche sich für eine Art von Napoleon zu halten.

San Salvador, ein kleiner Staat am westlichen Ocean ist seit jener Schlacht bei Arada in der Provinz Chiquimula (am 2. Februar 1851), wo seine

Digitized by Google

Armee unter General Vasconcelos 528 Todte, einige Hundert Verwundete und den größten Theil ihres Gepäckes verlor, völlig abgeschwächt; es hatte außerdem große Verluste dadurch erlitten, daß in seinen Zwistigkeiten mit Großbritannien ein englisches Geschwader, ihm seinen einzigen Hafen von Bedeutung, Acajutla, blockirt hielt. Auch Honduras, dem Flächeninhalt nach der größte unter den mittelamerikanischen Staaten, ist in Zwist mit England, das ihm den Hafenort Trurillo occupirt hatte, um sich eine Geldforderung von 111,061 Piaster zu sichern, und das für seinen Moskitokönig Ansprüche auf den Besitz von San Juan de Nicaragua macht. Im Anfange Oktobers, bis wohin unsere letzten Nachrichten aus Honduras reichen, schien der Staat ziemlich ruhig, „aber das Feuer glimmte unter der Asche.“ Dagegen ist der kleine und wie es scheint glückliche Staat Costa-Rica ruhig.

Anders in dem stets unruhigen Nicaragua, das etwa 350,000 Einwohner zählt. Es steht mit Honduras und San Salvador seit Januar 1851 wieder in einem engern Bundesverhältnisse, laut einem zwischen diesen drei Staaten am 8. November 1849 abgeschlossenen Vertrage. Jetzt eben ist Nicaragua ein Schauplatz des Bürgerkrieges. General Montenegro, das Haupt der Tinbucopartei oder der Servilen erhob die Fahne der Empörung gegen den Präsidenten Pineda; aber Montenegro starb, und General Fruita Chanorro trat an seine Stelle, und hielt die Städte Granada und Managua besetzt. Dagegen ernannten die Liberalen den Senator Abanza zum provisorischen Diktator, verfügten über die Archive und die Arme in der Stadt Leon und hielten auch Chinandega besetzt. Im September stand diese freilich nur 800 Mann starke Armee in Leon marschfertig um gegen Granada anzurücken.

Wir wenden uns nach Südamerika und zunächst nach Neu-Granada, einem prächtigen an beiden Weltmeeren liegenden fruchtbaren und reichen Lande, das etwa zwei Mill. Bewohner zählt. Zu diesem Staate gehört die Provinz Panamá mit dem Isthmus, der einen Hauptübergangspunkt vom Atlantischen zum Stillen Ocean darbietet. Es bildete von 1820 bis 1830 einen Bestandtheil der großen Republik Columbia, welche nach Bolivars Tode in drei Staaten zerfiel: Venezuela, Ecuador und Neu-Granada. Dieses letztere erklärte am 17. November 1831 seine Unabhängigkeit, gab sich eine (1843 abgeänderte) Verfassung, und hatte dann, gleich dem übrigen spanischen Amerika seine Bürgerkriege. Die „Patrioten“ oder die Männer der Trennung erhoben sich gegen Freunde des verstorbenen Bolivar, die als Bolivianos bezeichnet wurden. Nach langen Kämpfen wurde General Santander zum Präsidenten gewählt. Er stand auf Seite der „Patrioten“; General Sucre, ein Boliviano, wurde ermordet, wie man glaubt vom General Obando, der 1837 als Präsidentschaftscandidat gegen Doctor Marquez unterlag. Gleich nach der Wahl brach abermals Bürgerkrieg aus, Obando stellte sich an die Spitze der Insurgenten; von 1839 bis 1841 war ganz Neu-Granada Schauplatz fürchterlicher Gräuel, die erst aufhörten, als Land und Leute endlich des Haders müde waren. Die Insurrection war gedämpft, und bis 1849 folgten die Präsidenten, Herran und Mosquera, unter welchen das Land sich erholte. Sie hatten unvorsich-

tiger Weise den Häuptern der Gegenpartei Amnestie ertheilt; auch Obando war zurückgekehrt. Bei der Präsidentschaftswahl von 1849 war die Opposition so stark, daß sie ihren Candidaten, General López, auf eine allerdings eigenthümliche Art durchsetzte. An dem Tage, an welchem der Congreß zu Bogotá versammelt war, um den Präsidenten aus der Reihe der Candidaten zu wählen, welche die meisten Stimmen erhalten hatten, drangen bewaffnete Banden in den Sitzungssaal, und droheten jeden zu erdolchen, der nicht für Lopez stimme. So wurde am 7. März 1849 der jetzige Präsident gewählt, ein unbedeutender Mann, der einst im Unabhängigkeitskriege gedient hat. Neu-Granada gehört zu denjenigen amerikanischen Ländern, in welchen die „Rothen“ eine sehr breite Basis gewonnen haben. Das ganze Land ist mit einem Netze ultrademokratischer Clubs überzogen, die 1852 den General Obando zum Präsidenten wählen wollen. Auch der Communismus findet zahlreiche Anhänger. Die Jesuiten sind als gemeingefährlich vertrieben. Die Todesstrafe ist abgeschafft worden. Die Regierung ist völlig in den Händen der demokratischen Partei, zu welcher allerdings die Mehrheit der Landesbewohner zu gehören scheint. Unter diesen Umständen ist eigentlich gar kein Grund abzusehen, weshalb im August dieses Jahres der General Borrero sich veranlaßt sah, sich gegen die Regierung aufzulehnen, ein Pronunciamiento in dem bekannten spanischen Style zu erlassen und an der Spitze der Roxos d. h. der rothen Demokraten ins Feld zu rücken. Indessen scheiterte sein Versuch. General Herrera rückte mit Regierungstruppen nach Antioquia und besiegte die Aufständischen, „mehr durch Ueberredung als mit Waffengewalt,“ und eine Bewegung zu Mariquita, welche General Mendoza rasch dämpfte, hat auch vorerst weiter keine Folgen gehabt, so daß bis auf Weiteres Neu-Granada ohne Bürgerkrieg ist. Doch sagen Nachrichten vom neuesten Datum, daß der Aufstand neue Kraft gewonnen habe und die Regierungstruppen unter General Franco bei Pasto geschlagen worden seien. Die Provinzen Medellin und Cordova seien in Gährung.

Venezuela ruht augenblicklich von Bürgerkrieg aus; es war aber während der letzt verflossenen Jahre in Gährung und von mehr als einem innern Kampfe zerrüttet worden. Bis 1843 war der tapfere General Paez Präsident. Auf ihn folgte General Sublette, gegen welchen Leocadio Guzman sich in Waffen erhob. Paez, an der Spitze der Regierungstruppen, besiegt ihn, und bietet allen Einfluß auf, daß General J. Tadeo Monagas zum Nachfolger Sublettes gewählt wird. Aber der neue Präsident verfährt äußerst willkürlich, er hält keine der Versprechungen, welche er seinem Freund und Wohlthäter gegeben hat. Die Opposition wird immer lauter, und als es sich herausstellt, daß die Mehrheit im Congresse gegen Monagas zu stimmen beabsichtigt, läßt er die Abgeordneten durch eine Mörderbande von Soldaten auseinander treiben. Die tapferen Krieger feuern unter die Volksvertreter, von welchen vier todt auf dem Platze bleiben, andere schwere Wunden davon tragen. Paez erläßt ein Pronunciamiento gegen den Mörder-Präsidenten, wird aber von seiner Partei im Stiche gelassen und entflieht nach Neu-Granada, von wo er später nach Curaçao geht. Von dort rufen ihn seine Anhänger zurück; er kommt,

Digitized by Google

wird abermals von ihnen im Stiche gelassen, gefangen genommen, in den Kerker geworfen, auf das Grausamste behandelt und endlich verbannt. Am 20. Jan. 1851 ist Gregorio Monagas, des abgetretenen Präsidenten Bruder, an die Spitze des Staates getreten. Neue Unruhen stehen in Aussicht.

In Aequator oder Ecuador, in welchem der Chimborazo, der Cayambe, der Antisana, der Cotopaxi und andere mächtige Gipfel sich auf der Cordillere erheben, sind sie bereits ausgebrochen; eigentlich haben sie nie aufgehört unter diesen 600,000 Menschen, welche ohne Aufstände in der bekannten Manier gar nicht existiren zu können scheinen. Im Jahre 1831 gab Ecuador sich eine Verfassung, die 1850 abgeändert wurde. Von 1835 an wechselte die Präsidentschaft zwischen Vincente Rocafuerte und General Flores. Der letztere, ein höchst ehrgeiziger Mann, hatte 1844 allgemeines Mißvergnügen erregt; seine Gegner griffen zu den Waffen, besiegten ihn und er mußte als Verbannter das Land meiden. Ein Nationalconvent erwählte an seine Statt den General Ramon Roca zum Präsidenten, und er bekleidete sein Amt bis Ende 1849. Flores war, nachdem er mehrfach aber vergeblich sich bemühet hatte, in Ecuador festen Fuß zu fassen, nach Europa gegangen, hatte in England Dampfer gekauft, und in Spanien Mannschaft geworben und Schiffe gemiethet. Die letzteren wurden auf Vorstellung der Gesandten mehrerer amerikanischen Republiken mit Beschlag belegt, weil sie geltend machten, daß Flores einen Bürgerkrieg in friedlichen und befreundeten Staaten anzufachen strebe. Er begab sich dann nach Caraccas und später nach Costa-Rica, wo er sich im October noch befand. Mit mehreren Emigranten aus Peru und Bolivia, zum Beispiel dem General Ballivian, hatte er den Plan gefaßt, zugleich Ecuador, Bolivia und Peru zu revolutioniren, hat aber vorerst auf die Ausführung desselben verzichten müssen.

In Ecuador trat im October 1849 der Congreß zusammen, um verfassungsmäßig einen neuen Präsidenten zu wählen. Die Candidaten waren General Antonio Elizalde und Don Diego Noboa; jener demokratisch, dieser conservativ. Die Constitution verlangt für den zu Wählenden drei Viertel aller Stimmen. Aber die Parteien standen einander so schroff gegenüber, daß der Congreß mehr als hundert Mal abstimmte, und doch zu keinem Ergebnisse kam, so daß am Ende die vollziehende Gewalt auf dem Vicepräsidenten Ascasubi überging. Der Parteikampf nahm bald eine so schroffe Richtung, daß am 20. Februar 1850 in Guayaquil eine Revolution ausbrach. Man verlangte die Einberufung eines Nationalconvents, der einen Präsidenten wählen sollte. An der Spitze der Bewegung stand General Urbina; er trat aber zurück und machte seinem politischen Freunde Noboa Platz. Elizalde behauptete die Provinzen Cuenca und Manabi, so daß Ecuador auf einmal drei Regierungen hatte: den Vicepräsidenten zu Quito, Noboa zu Guayaquil und Elizalde in Cuenca. Am Ende beseitigte sich der erstere selbst in friedlicher Weise, und die beiden andern unterzeichneten zu La Florida einen Vertrag, demgemäß sie dem Nationalconvent die Präsidentenwahl überlassen wollten. Am 6. December 1850 ging Noboa aus der Stimmurne hervor, und Elizalde, der einen Aufstand zu erregen versuchte, wurde in die Verbannung geschickt.

Digitized by Google

Dorthin ist ihm Noboa äußerst rasch gefolgt. Im September wurde er abgesetzt und gleichfalls fortgeschickt. Die Sache verhält sich so. Neu Granada hatte, wie wir oben bemerkten, 1850 die Jesuiten vertrieben, welche bei der conservativen Partei in Ecuador eine gastliche Aufnahme fanden. Die Frage, ob diese Patres dauernd im Lande bleiben sollten, hatte Noboa dem Nationalconvent zur Entscheidung anheimgegeben. Als die Antwort günstig für die Jesuiten ausfiel, erblickte die granadinische Regierung darin eine Beleidigung, einen sehr feindseligen Schritt gegen sich selbst, und schickte eine Truppenmacht an die Gränze von Ecuador, wo Noboa gleichfalls gerüstet hatte. Um den Krieg zu beginnen und ihn nachdrücklich führen zu können verließ Präsident Noboa die Hauptstadt Quito und machte sich auf den Weg nach Guayaquil, wo er am 18. Juli einen pomphaften Einzug zu halten gedachte. Schon waren alle Feierlichkeiten vorbereitet und die Triumphbogen aufgebauet, als die Soldaten erklärten, daß diese letzteren niedergerissen werden sollten. Und General Urbina, derselbe welcher so eifrig mitgewirkt hatte, Noboa zum Präsidenten zu machen, nahm den arglos Heranreisenden auf der offenen Heerstraße gefangen und schickte ihn ohne weiteres an Bord der Kriegscorvette Olmedo, die auf sechszehn Tage mit Lebensmitteln versehen wurde, und in See gehen mußte, — wohin wissen wir noch nicht. Urbina berief dann eine Volksversammlung in Guayaquil, erklärte Alles was die gesetzgebende Versammlung beschlossen hatte für null und nichtig, sich selbst aber zum provisorischen Oberhaupte der Stadt. So stehen die Dinge jetzt in Ecuador.

Peru erfreuet sich einer Ruhe, die etwas andauern zu wollen scheint, und hat rüstig die Bahn innerer Verbesserungen betreten. Der Präsident Echenique, welcher 1850 auf Castilla folgte, tritt energisch auf. Auch Bolivia ist in diesem Augenblicke ruhig. Im Jahre 1848 war eine Revolution gegen General Ballivian ausgebrochen, und dieser Präsident in die Verbannung geschickt worden. Sein Nachfolger war Manuel Isidro Belzú, der zwei Jahre lang als Militairbefehlshaber regierte, und seit 1850 regelrecht gewählter Präsident ist. Während jener zwei Jahre folgten Verschwörungen und Aufstände einander in kurzen Zwischenräumen, und es charakterisirt die Verhältnisse, daß Belzú, als er 1850 von Chuquisaca abreiste, von Meuchelmördern überfallen wurde und vier Schußwunden erhielt. Er war durch Militärmeuterei, die er selber angezettelt, ans Ruder gekommen. Bald aber begriff er, daß er auf dem einmal eingeschlagenen Wege nicht weiter fortgehen konnte, und beschloß ein gemäßigtes System zu befolgen. Er berief einen außerordentlichen Convent, um mit dessen Unterstützung die Staatsgewalt zu kräftigen, die Ordnung zu befestigen und die Verfassung zu reformiren. Die Sitzungen eröffnete er mit einer merkwürdigen Botschaft, in welcher er ein förmliches Sündenbekenntniß ablegte. *)

---

*) Vor mir liegt ein chilenisches Zeitungsblatt, „Diario del Vapor," Valparaiso, 25. August, Nr. 73, das vielleicht in Anbetracht der Dinge die in Chile im Anzuge waren, in Bezug auf jene Botschaft ausruft: Un verdadero confiteor de sus pecados

Digitized by Google

Chile galt bisher unter den Creolenrepubliken für eine Ausnahme; es hatte seit zwei Jahrzehnten keine Revolution und keinen Bürgerkrieg, und besitzt eine verhältnißmäßig fleißige und betriebsame Bevölkerung. Sogar Eisenbahnen hat es gebauet und alles schien eine Fortdauer der Ruhe und friedlichen Entwickelung zu verkünden. Unter der Leitung der Präsidenten Prieto und Bulnes, welche achtzehn Jahre lang das Staatsruder führten, war eine Stätigkeit der Autorität in Chile vorhanden, wie die übrigen Staaten sie nicht kannten, und Don Manuel Montt, ein sehr intelligenter und liberaler Mann, war die Seele der Verwaltung von 1841 bis 1846. Dieser noch junge Politiker brachte Ordnung in die Administration, und förderte das Schulwesen, als dessen eigentlicher Gründer er betrachtet werden muß. Er unterstützte mit seinem ganzen Einfluß die Wiedererwählung des Generals Bulnes 1846, und die frühere Erbitterung der Parteien machte allmälig einem Wetteifer Platz das Gemeinwohl zu befördern. Dabei gedieh Chile, bis bei herannahender Präsidentenwahl, welche überall die Leidenschaften und den Ehrgeiz alle vier Jahre wach ruft, der alte Frieden wich. An der Spitze der conservativen Partei in Chile, die aber mit den reactionären Parteien, welche in Europa sich den Namen der Conservativen anmaßen, nichts gemein hat, stehen Montt, Bulnes, Prieto, Urmeneta und andere. Diese Partei hält an der sehr liberalen Verfassung von 1833, befördert die Aufklärung, sorgt für den öffentlichen Unterricht, pflegt die materiellen Interessen, sieht die Anlage fremder Capitalien und den Zuzug fleißiger Ausländer gern und hält auf Regelmäßigkeit in der Verwaltung. Die Gegenpartei der Pipiolos giebt sich für liberaler aus, ist aber den Fremden abgeneigt, welche sie als räuberische Carthaginienser und ausländische, diebische Monopolisten bezeichnet. Sie hat ganz die Ungastlichkeit beibehalten, welche so lange im spanischen Amerika für die Creolen charateristisch war. Diese Partei hat jetzt Chile mit einer Revolution bedroht.

Der Congreß schloß seine Sitzungen Ende August 1851; am 18. September sollte verfassungsmäßig der neue Präsident seine Stelle antreten: Die Eisenbahn von der Hauptstadt Santiago nach Concepcion war fertig gebaut, die Anlage einer anderen nach Valparaiso war genehmigt. Am 30. August wurde Montt als Präsident ausgerufen; er hatte 132 Stimmen, gegen 29 welche auf den Gegencandidanten Cruz gefallen waren. Dieser hatte in den Provinzen Atacama, Aconcagua, Valparaiso, Santiago, Colchagua, Talca, Nuble, Valdivia und Chiloe nicht eine

revolucionarios. Ehre dem General Belzú! Armado de la dictatura, vencedor de todas las commociones que han amenado su dominacion, el comprender que las facultades estraordinarias no constituyen la fuerza de un gobierno, y el bussar un apoyo mas firme en la lei que el que pueden ofrecerle las bayonetas acostumbradas a la sedicion y la voluble adhesion de una muchedumbre ignorante y arrebatada, muestre que en el fondo de las ambiciones personales reside un sentimiento de patriotismo honorable. Die Lektion sei freilich hart für General Belzú, und für die Demagogen der benachbarten Republiken que se figuran que derrocando gobiernos y publicando programas es come se funda la libertad de los pueblos.

Digitized by Google

einzige Stimme erhalten; in Coquimbo 9 gegen 3, in Maule 5 gegen 8, aber in Concepcion 29. In dieser Provinz und unter den Soldaten zählt General Cruz viele Anhänger; dort war er längere Zeit Intendant. Am 8. September brach in Coquimbo ein Aufstand los; die Insurgenten nahmen die Gelder aus den Staatskassen, und stellten Zorilla als Gouverneur an die Spitze der Provinz. Außer den 70,000 Piastern, welche sie aus jenen Kassen nahmen, machten sie noch Zwangsanleihen, nahmen einem Engländer ein Dampfboot und fertigen dasselbe nach Concepcion ab, um dort ihren politischen Freunden Nachricht von ihrer Erhebung zu geben. Aber hier war die Insurrection gleichfalls ausgebrochen, obwohl General Cruz sich anfangs im Hintergrunde hielt. General Gonzalez, welchen die Regierung von Santiago aus gegen die Aufständischen sandte, wollte mit 1200 Mann zu denselben übergehen. Sogleich bekleidete man in Santiago den Präsidenten mit der Dictatur, und jene 1200 Mann wurden für die Regierung wieder gewonnen; die Artillerie blieb treu. General Bulnes marschirte gegen Concepcion, wo General Cruz endlich die Maske abgeworfen und sich zum Obergeneral und Gouverneur der südlichen Provinzen erklärt hatte. Die Aufständischen in Coquimbo standen unter General Carrera. Unsere Nachrichten aus Chile reichen bis zum 6. October; damals war erst wenig Blut vergossen worden.

Wir schließen hier mit unserer Darstellung, um demnächst den weitern Verlauf der Dinge in Chile, und die Verhältnisse der argentinischen Republik, Uruguays, Paraguays und Brasiliens darzustellen.

Notizen.

Die Oneida-Indianer, ein Stamm der Irokesen, sind zum Theil nach Canada und Wisconsin übergesiedelt; ein Theil derselben lebt indessen noch im Staate Neu-York. Im Anfange Oktobers befanden sich Abgeordnete des Stammes in der Stadt Neu-York, um für den Ausbau einer Kirche und Schule zu sammeln; auch möchten sie eine Glocke haben. In einer Kirche der Episkopalmethodisten hielt ihr Sprecher eine Rede, in welcher er unter Anderm sagte: „Unser großer Häuptling ist todt, er war ein alter Baum, durch dessen Zweige die Winde von hundert Jahren gerauscht hatten. So starben alle unsere Krieger und Heiligen und wir stehen allein und arm. Es gab eine Zeit wo die Oneida-Indianer nicht arm und schwach waren. Wir besaßen Land und glaubten uns glücklich. Das Weißgesicht kam und forderte einen Platz um sich zu setzen. Wir bewilligten dies. Unsere Nachbarn zürnten, aber wir reichten ihm den Calumet und rauchten die Friedenspfeife. Es gab eine alte Sage daß Fremde an unsern Ufern landen und uns vertreiben würden; wir dachten Ihr wäret diese Fremden, aber wir glaubten es nicht, und als Eure Feinde den Bogen spannten und den Tomahawk ergriffen, da schützten wir Euch. Die anderen Nationen standen auf für Euren Tod und wir für Euer Leben. Während des Revolutionskrieges schwangen wir den Tomahawk

Digitized by Google

für Euch gegen unsere eigenen Männer. Viele unserer Väter fochten, und nach dem Siege war Niemand glücklicher als wir. Wir fochten wieder für Euch im Kriege 1812. Auf meiner Reise sah ich schöne weiße Steine auf den Gräbern Eurer Krieger, aber kein Stein steht da, wo die Häuptlinge des rothen Mannes fielen. Ihr seid groß und habt Geld. Ihr habt Euren Soldaten Geld und 160 Acker gegeben, aber der arme Indianer ist leer ausgegangen. Vor vielen Jahren habt Ihr uns eine Kirche gebaut. Jetzt ist sie verfallen, der Wind pfeift durch sie und der Regen fällt auf uns. Sie bedarf ein neues Dach und muß größer werden. Wir besitzen keine Uhren, wie Ihr sie tragt, deshalb müssen wir eine Glocke haben die uns die Stunde der Versammlung erzählt, u. s. w."

Californische Auftritte. In dem neuen Goldlande, in welchem allmonatlich eine neue Bevölkerungswelle auf- und abfluthet, ist allerdings noch nicht Alles in regelrechtem Gange. Man darf aber nicht einen europäischen Maßstab anlegen, wenn man die Dinge richtig beurtheilen will. Gegenüber einigen tausend wüsten Gesellen stehen zehntausende rechtschaffener Leute. Thun die Behörden ihre Schuldigkeit nicht, so nehmen die ordnungsliebenden Bürger die Gerechtigkeitspflege in ihre Hand, und helfen sich selbst, so lange noch keine Sicherheit des Lebens und Eigenthums hergestellt ist. Da während des letzten halben Jahres manche offenbare Verbrecher sich der gesetzlichen Strafe zu entziehen wußten und die Behörden schlaff waren, so bildeten sich Wachsamkeits- und Sicherheitsausschüsse, um kurzen Proceß zu machen. Und sie verfuhren ganz unnachsichtig als der Gouverneur im August einen bekannten Taugenichts, der wegen Todtschlag zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden war, begnadigt hatte. Wie sie zu Werke gehen, ergiebt sich aus folgendem Briefe: — San Francisco, 25. Aug. Gestern Nachmittag drang eine Abtheilung des Wachsamkeits-Comité, bestehend aus 36 Mann in das Gefängniß, führte die beiden Gefangenen Whittacker und Mc Kenzie in ihr Comitézimmer an der Battery-Straße und hing sie dort auf. Die Sache wurde nach einem in voraus entworfenen Plane so rasch und prompt ausgeführt, daß die Behörden nichts dagegen unternehmen konnten, selbst wenn sie gewollt hätten. Als die Glocke der Monumental-Spritze das wohlbekannte Zeichen zur augenblicklichen Versammlung des Wachsamkeits-Comité gab, strömte eine zahllose Menschenmenge dem Richtplatze zu. Sobald die Verbrecher in der Luft baumelten, stießen die Zuschauer einen betäubenden Beifallsruf aus. Nachdem die Hingerichteten eine halbe Stunde gehangen hatten, trat Hr. S. Brannan an die Thür des zweiten Stockwerks und hielt an die Versammelten eine kurze Anrede. Er bemerkte daß die Gehangenen ihre Schuld bekannt und die Gerechtigkeit ihrer Todesstrafe zugegeben hätten, aber sie wären nur durch die Corruption einiger Behörden auf die Bahn des Verbrechens verlockt worden. Die Comité sei sich der furchtbaren Verantwortlichkeit bewußt, welche das erste Gesetz der Natur — Selbsterhaltung — ihr auferlege; aber sie müsse so handeln wenn auf das Verbrechen nicht gradezu ein Preis gesetzt sein sollte, und sie hoffe, dabei von den Bürgern unterstützt zu werden. Der Unschuldige brauche nichts zu fürchten; es macht der Comité keine Freude, einem Nebengeschöpfe das Leben zu nehmen, und sie werde es nie als nach überführenden Beweisen der Schuld thun. Nach ihm sprachen noch Andere. Gegen Sonnenuntergang wurden die Leichen dem Coroner übergeben, der Leichenschau über sie hielt. Seine Geschwornen fällten den Spruch, daß die Gestorbenen ihren Tod fanden, weil sie von einer Anzahl Bürger, die sich „Wachsamkeit-Comité in San Francisco" nennen aufgehangen wurden.

Digitized by Google

In Sacramento City sind ähnliche Scenen wie in San Francisco mit Whittacker und Mc Kenzie aufgeführt worden.

Sobald Nachricht eintraf, daß Gouv. Mc Dougall den Vollzug des Urtheils gegen den überführten Straßenräuber Robinson abermals verschoben habe, hielten die Bürger eine Versammlung im Orleans Hotel, vor der der Bürgermeister Hardenberg erschien, um zu erfahren, ob er jeder Verantwortlichkeit enthoben sei, wenn er die Gefangenen dem Scheriff überlasse. Die Versammlung erklärte, daß das Gesetz dem Bürgermeister nicht vorschreibe, und er nicht gerechtfertigt sein würde, den Scheriff von aller Verantwortlichkeit zu entlassen. Der Scheriff befahl, die beiden Verurtheilten Gibson und Thompson auf den Richtplatz zu führen und Robinson in die Gefängnißbrig zu bringen. Das Schaffot war an der Ecke von G und 4. Straße errichtet. Die beiden Verurtheilten wurden in ihre Grabgewänder gekleidet, worauf jeder von ihnen eine kurze Anrede an die Menge hielt. Thomson (der eigentlich Mc Dermott heißt) sagte, daß er ein Engländer und in Manchester geboren sei, an vielen Raubthaten Theil genommen, nie aber einen Mord begangen habe. Gibson (alias Hamilton) erklarte sich für einen Irlander aus Londonderry, wegen Räuberei vor 12 Jahren transportirt und seitdem vom Raube lebend. Bald hingen beide Verbrecher in der Luft. Als die Stricke zerschnitten wurden, erscholl der Ruf: „Jetzt nach Robinson!“ dem das allgemeine Geschrei folgte: „Hängt den Schurken! Bringt ihn her! Laßt ihn auch hängen!“ — Die Wache hatte es unterdeß versucht, Robinson in die Gefängnißbrig zu bringen, war aber an der Ecke der 2. Straße gezwungen worden, ihren Gefangenen dem Volke auszuliefern. Man setzte ihn auf einen Karren und brachte ihn in ein Gebüsch nahe dem Hinrichtungsplatze der Andern. Die Menge stürzte wild und aufgeregt fort vom Richtplatze, um Robinson zu holen. Die dumpfen Schläge der Wachtrommel verkündeten bald seine Annäherung. Robinson benahm sich kaltblütig und gesammelt; er legte noch weitere Geständnisse ab und endete dann am Galgen. Ein starker, muskulöser Mann, rang er länger mit dem Tode als die Andern.

Oceanische Dampfschifffahrt. Gegenwärtig unterhalten jetzt vier Dampfschifffahrtslinien die Verbindung zwischen New-York und Europa: 1. die alte Cunard-Linie; 2. die Collins-Linie, deren Schiffe durch ihre wunderbar schnellen Fahrten berühmt geworden sind; beide fahren zwischen New-York und Liverpool; 3. die Linie nach Havre, mit den Dampfern Humboldt und Franklin, und 4. die Linie nach Bremen, in welcher der Washington und der Hermann fahren. Die newyorker Blätter heben hervor, daß diese letzteren Schiffe, obwohl sie die Reise nicht ganz so schnell zurücklegen, wie die Collins-Dampfer, doch bei allen Reisenden sehr beliebt seien, denen es bei einer Reise zwischen beiden Welttheilen nicht auf zwei oder drei Tage ankomme. Uebrigens werde demnächst an der Maschine der beiden Dampfer eine Veränderung vorgenommen, durch welche ihre Fahrt an Schnelligkeit gewinnen müsse. Sie geben zu, daß beide dem Reisenden mehr Bequemlichkeit darbieten, als irgend ein anderer Dampfer und rühmen insbesondere den Hermann, der außer einem ganz ausgezeichneten Kapitain, auch sehr geschickte Offiziere und eine trefflich eingeübte Mannschaft habe.

Die Verbindung zwischen den amerikanischen Häfen am atlantischen Ocean und jenen am großen Weltmeer, ist jetzt so regelmäßig wie eine Post, welche auf der Eisenbahn befördert wird. Binnen zwei Jahren haben die Amerikaner zwei Dampfschifffahrtslinien zu diesem Behufe hergestellt. In der Linie auf Panamá wie in jener auf Nicaragua fährt eine beträchtliche Anzahl bequem eingerichteter Dampfer von 1600 bis

Digitized by Google

3000 Tonnen Gehalt, und ihre Fahrten sind im Durchschnitt so regelmäßig, daß man die Ankunft in den Hafenplätzen fast auf die Stunde berechnen kann. Die Abfahrt von Neu-York hält sogar die Minute ein. Durch diese Linie findet eine sechsmalige Hin- und Rückreise in jedem Monat statt; vier Mal über Panamá und vier Mal über Nicaragua. Sobald die Bahn über den Isthmus von Panamá vollendet ist, — und das wird binnen einem Jahre der Fall sein, — wird sie einen großen Theil des Handelsverkehrs zwischen beiden Meeren an sich ziehen. Künftig werden weniger Schiffe um das Kap Horn steuern, sondern entweder zu Panamá oder zu Chagres ihre Waaren und Passagiere ausladen, die dann mit großem Gewinn an Zeit und mit Ersparniß von einigen tausend englischen Meilen an ihren Bestimmungsort gelangen. Gegenwärtig sind nun diese beiden Linien in Concurrenz mit einander getreten; jene über Nicaragua ist für den Verkehr nach und von Californien näher. Aber in diesem Staate herrschen wieder politische Wirren, und so ist vorerst der Weg über Panamá wohl sicherer. Aber, sagt man in Neu-York, wir stehen erst im Anbeginn der Veränderungen, welche der Welthandel durch diese neuen interoceanischen Verkehrswege erleidet. Neu-York ist dazu bestimmt, die Hauptstadt der Welt zu werden, die Metropole des Welthandels.

Die Fahrten der Dampfschiffe zwischen Chagres und Neu-York sind äußerst regelmäßig und schnell. Im Oktober legte die Illinois den Weg hin in acht Tagen und drei Stunden zurück, und der Bruder Jonathan in neun Tagen und sechs Stunden. Die Illinois gebrauchte für die Fahrt von Chagres nach Kingston auf Jamaica nur 47 Stunden; von Kingston nach Neu-York 5 Tage und 17 Stunden; sie machte also die Rückreise via Kingston in 7 Tagen 16 Stunden Fahrzeit zurück. — Der Dampfer North-America fuhr Ende Septembers von Panama nach Acapulco in 4 Tagen 20 Stunden; und von San Juan del Sur bis Acapulco hatte er 48 Stunden gebraucht. Man will künftig die Fahrt von Panama nach San Francisco in zwölf Tagen zurücklegen.

Freischulen in der Stadt Neu-York. Im vorigen April trat ein Gesetz in Kraft, demgemäß Freischulen im ganzen Staate Neu-York errichtet werden. Bei Eröffnung mehrerer solcher Schulen bemerkte ein Redner, Hr. Raymond: Die Stadt Neu-York bietet jeglichem Kinde freien Unterricht. Sie hat etwa zweihundert Schulhäuser gebaut und ausgestattet; sie stellt die besten Lehrer an, welche sie bekommen kann; sie schafft den Schulkindern unentgeldlich Bücher, Federn, Papier rc. Außerdem hat sie achtzehn Abendschulen begründet, in welchen Kinder und Erwachsene, die am Tage durch Handarbeiten am Schulbesuche verhindert sind, Unterricht erhalten. Noch mehr, auch eine freie Academie, d. h. eine höhere Lehranstalt, hat sie eingerichtet, damit der geistig ausgezeichnet begabte Arme sich in den höheren Wissenschaften ausbilden könne. Damit der Unterricht für jeden Bedürftigen vollkommen unentgeldlich sei, ist jeder Vermögende im Staate zu diesem Behufe besteuert worden. Ein Mann der hundert, zehntausend Thaler oder mehr besitzt und kein Kind hat, muß nichts desto weniger Schulsteuer zahlen und er thut damit nichts weiter als eine Pflicht gegen das Gemeinwesen, welchem er angehört, und mit dessen Interessen er aufs Innigste verflochten ist. In einer Republik sind Unterricht, Aufklärung und gute Erziehung doppelt nöthig.“ Aus einer statistischen Uebersicht ersehen wir, daß die vom liegenden und persönlichen steuerpflichtigen Eigenthum (das sich im Staate Neu-York auf

Digitized by Google

728,006,985 Dollars beläuft) gezahlte Freischulensteuer sich auf nicht weniger als 800,000 Dollars im Jahre 1851 beläuft. Die Stadt Neu-York zahlt von 286,061,816 Dollars steuerpflichtigem Eigenthum 314,350 Dollars 50 Cents für die Freischulen.

Am **Säuferwahnsinn** starben in der Stadt Neu-York vom 1. August 1850 bis dahin 1851 nach amtlichen Berichten nicht weniger als 150 Personen, meist eingewanderte Irländer.

Das **Washington-Denkmal** in Washington, an welchem gegenwärtig gebaut wird, hat schon eine Höhe von mehr als achtzig Fuß erreicht. Verausgabt sind 125,000 Dollars, die Gesammtkosten werden 552,000 Dollars betragen. Das Monument ist ein Obelisk. Die Grundlage hat 81 Fuß ins Gevierte am Boden, und ist aus massiven Steinen, von denen manche über 16,000 Pfund schwer sind. Die Seiten der Spitzsäule, welche sich auf dieser Basis erhebt, sind unten 15 Fuß dick, oben vier Fuß. Im Innern soll eine eiserne Treppe angebracht werden. Man wird am Obelisk zwei Fasces anbringen, einige Inschriften, welche an wichtige Momente im Leben des großen Bürgers erinnern, und einen einzigen Stern, als Sinnbild seines unvergänglichen Ruhmes.

Montreal in Canada wird von einem Yankeereisenden folgendermaßen geschildert: „In allen Gassen sieht man beständig viele in weite schwarze Gewänder gekleidete Geistliche; man sieht eine Menge von Klöstern. Das kürzlich vollendete Jesuitercollegium hat 20 Geistliche, die Lehrer und wandernde Prediger sind. Der Convent zum heiligen Herzen zählt 20 Nonnen und 200 Zöglinge; der Congregationsconvent 30 Nonnen und 300 Zöglinge. Mehre andere Klöster haben nicht minder zahlreiche Insassen Die vor etwa 30 Jahren neu erbaute Kathedrale kostete 4 Millionen Dollars; ihr Thurm hat die größte Glocke in Amerika, sie wiegt 29,400 Pfund. Die Kirche selbst ist 350 Fuß lang, 150 Fuß breit und kann 15,000 Personen aufnehmen. Für den Bischof wird eben jetzt ein Palast gebaut, der 104,000 Dollars kostet.“

Wisconsin ist in seinem westlichen Theile sehr metallreich. Man hat neulich bei Bad Axe eine äußerst ergiebige Kupferader entdeckt.

Große Waldbrände wütheten während des Septembers im Staate Maine. Die ausgedehnten Wälder zwischen Maine und Neu-Braunschweig standen der Meeresküste entlang an funfzehn Stellen in Flammen. Die Einwohner konnten oft nur mit der größten Mühe ihre Wohnungen retten. Die Feuersbrunst verbreiteten sich über die Descotberge, und eine einzige Holzfällercompagnie erlitt einen Schaden von mehr als 150,000 Dollars.

Der Congreß von **Neu-Granada** hat verordnet, daß von nun an die Geschworenengerichte in Kraft treten, und fortan volle und unbedingte Freiheit für den Ausdruck der Meinung herrsche.

Das **westliche Texas** ist neuerdings wieder sehr unsicher durch die Indianer. Diese haben auch von Texas her Raubzüge nach dem Staate Tamaulipas unternommen und viele Bewohner niedergemetzelt. Die Uebe rlebenden sind nach allen Richtungen hin entflohen.

Mumien in Peru. Die Yankees gefallen sich bekanntlich in pikanten Erfindungen. Wahrscheinlich gehört auch folgende Mittheilung in die Reihe solcher inter-

Digitized by Google

essanter Nachrichten: — „Doctor Reid, der Peru bereist, soll kürzlich in der Atacamawüste die ausgetrockneten Ueberreste einer Versammlung von fünf bis sechshundert Menschen — Männern, Weibern und Kindern — gefunden haben. Sie saßen noch in einem Halbkreise umher, ihre Augen starrend auf die brennende Wüste gerichtet. Lebend hatten sie sich hier niedergesetzt um zu sterben; denn alle Hoffnung war verschwunden und der spanische Eroberer in der Nähe. Hier in der traurigen Wüste, von der heißen Luft zu Mumien vertrocknet, saßen sie im feierlichem Rath Jahrhunderte lang und kein Laut unterbrach die furchtbare Stille.“

Eine neue Art von Hängebrücken. „Da kommen sie auf das Wasser zu; sie werden bald den Felsen gegenüber erklimmen.“ sagte mein Begleiter Rudolf.

„Wie? Durchschwimmen natürlich, denn der Bach ist tief.“

„O nein. Affen gehen eher ins Feuer als ins Wasser. Wenn sie nicht hinüberspringen, so schlagen sie sich selber eine Brücke. Warten Sie nur ein wenig; Sie werden das gleich sehen.“

Die Affen kamen immer näher wir hörten ihre, ich möchte sagen halbmenschlichen Stimmen immer deutlicher. Sie standen am gegenüberliegenden Ufer, und wurden von einem alten grauen Affen, der sich als ihr Häuptling gebehrdete, ordentlich gemustert. Es waren Comadrejaaffen mit langen Schwänzen. Einer, den ich als den Adjutanten bezeichnen will, lief auf einen Felsenvorsprung, der über den Fluß hinausragte, blickte über das Wasser hinüber, offenbar um die Breite zu überschlagen, kehrte wieder um und theilte dem Anführer mit, was er gesehen hatte. Nun entstand große Bewegung im ganzen Haufen. Es wurden Befehle gegeben, und ein Theil der Mannschaft trat vor. Einige Ingenieure liefen am Ufer auf und ab und betrachteten die dort stehenden Bäume genau.

Endlich versammelten sich alle bei einem schlanken Baume, der dort stand, wo das Wasser am schmalsten war. Etwa zwanzig bis dreißig Affen kletterten hinauf. Einer von ihnen, offenbar der Stärkste, beschritt einen starken Zweig, wickelte mehrmals den Schwanz um denselben und hing nun mit dem Kopfe nach unten. Ein zweiter kletterte nach, wickelte seinen Schwanz um den Kopf und einen Arm des erstern, und hing nun an ihm. Dasselbe thaten nach und nach mehrere, so daß nach wenigen Minuten die ganze Kette von Affen in der Luft baumelte; der letzte konnte mit seinen Händen den Boden erreichen. Und nun schwenkte sich dieser lebendige Strick hin und her, wie ein Uhrpendel. Anfangs war die Bewegung schwach, nahm aber allmählig an Stärke zu; der unterste Affe half, wenn er die Tangente der oscillirenden Curve erreicht hatte, mit seinen Händen jedesmal kräftig nach, und wurde dabei von einigen andern unterstützt. Dies dauerte, bis der letzte Affe einen Zweig an einem Baume des gegenüberliegenden Ufers gefaßt hatte. Er benahm sich dabei äußerst geschickt, und richtete es so ein, daß die Mittelglieder der Kette nun keine zu heftige Schwingung erfuhren. So war die Kette auf beiden Seiten des Baches befestigt, und die Hängebrücke fertig. Ueber diese rannten nun wohl drei bis vierhundert Affen mit Blitzesschnelle. Es war der komischste Anblick, den ich in meinem Leben gesehen.

Nun waren freilich die Affen auf dem andern Ufer, aber was sollte mit der Brücke geschehen? Ließ der Starke los, so mußte wenigstens er mit einem halben Dutzend andern durch das Wasser geschleift werden, denn die Kette war lang. Plötzlich schlang ein starker Affe seinen Schwanz um den, welcher in der Kette am tiefsten hing, ein zweiter faßte ihn selbst in gleicher Weise, und so ging es fort, bis reichlich ein Dutzend mehr

Digitized by Google

an der Kette hingen, aber über den andern, und in Verbindung mit dem Baume am andern Ufer. Sie zogen die Kette höher von einem Zweige zum andern, bis sie ganz horizontal hing. Nun erhob der letzte Affe, welcher der letzte in dieser Hülfskette war, ein lautes Geschrei, zum Zeichen daß Alles bereit sei, und wie im Nu war die ganze Kette auf das andere Ufer hinübergeschwenkt, und nach ein Paar Sekunden war die muntere Gesellschaft im Walde verschwunden. (Capt. Reids Adventures in South-America.)

In Panamá erscheinen gegenwärtig drei Zeitungen in englischer Sprache.

In Valparaiso erscheint seit der Mitte dieses Jahres eine Colleccion de las Principales obras antiguas y modernas, que se han escrito en distintos idiomas sobre la historia y la jeografia de la América Española. Jeder Band soll etwa 500 Seiten in Quarto haben. Eine Uebersetzung von Prescotts Geschichte der Eroberung von Peru macht den Anfang.

Das große Prachtwerk: „United States exploring Expedition", wird demnächst um einige neue Bände bereichert werden. Die Conchologie von Dr. Gould ist unter der Presse, die Fische werden unter der Aufsicht von Agassiz bearbeitet, die Farnkräuter von Brackenridge. Die Abbildungen sind in den Platten bereits vollendet.

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google

299961

Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Ersten Bandes, drittes Heft. December 1851.

Inhalt.

Einige Bemerkungen über das Kaiserreich Brasilien.
Das innere Thalbecken von Nordamerika.
Der Nicaragua-Canal.
Paßt das Freihandelssystem für die Ver. Staaten von Nordamerika?
Chinesen in Californien.
Dr. Richardsons zweite Landreise ans Polar-Meer, zur Aufsuchung Sir John Franklins.

Bremen, 1851.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
New-York: G. & B. Westermann Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Einige Bemerkungen über das Kaiserreich Brasilien.

Brasilien ist vielleicht das herrlichste Land der Erde. Es ist, bei einer vortrefflichen Weltlage am atlantischen Ocean, unermeßlich reich an Hülfsquellen aller Art. Es hat wohl hundert schiffbare Ströme; vom Amazonenstrome unter dem Aequator bis über den dreißigsten Grad südlicher Breite hinaus eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Häfen, eine große Abwechselung von Gebirgen, Thälern und weit ausgedehnten Ebenen, in den meisten Theilen ein gesundes Klima, das sich ganz entgegengesetzt zu jenem Afrikas unter gleichen Breiten verhält, und besitzt im Allgemeinen eine Fruchtbarkeit, die auch solche Naturforscher in Erstaunen setzt, welche den üppigen Pflanzenwuchs anderer Tropenländer kennen.

Dieses zugleich an Mineralreichthümern so ergiebige Land, welches den halben Flächeninhalt des südamerikanischen Festlandes bedeckt, wird offenbar einst eine sehr bedeutende Rolle spielen. Es kann mit Leichtigkeit dreihundert Millionen Menschen ernähren und wird dann noch weit von Uebervölkerung entfernt sein; es ist einer innern Entwickelung fähig, wie wenig andere Länder; es vereinigt in sich alle natürlichen Bedingungen zu einer wunderbaren Größe. Aber bis jetzt fehlt ihm freilich dazu die Hauptsache: — die rechten Menschen.

Auf einem Raume von mehr als 140,000 deutschen Geviertmeilen leben nur erst zwischen sechs bis sieben Millionen Menschen; unter ihnen sind höchstens anderthalb Millionen Weiße, von denen noch reichlich ein Drittel indianisches oder Neger=Geblüt in seinen Adern hat. Von der ungeheueren Oberfläche sind kaum erst zwei Procent, und auch diese meist nur dürftig, angebaut; zwölf andere Procent sind im Besitze von Privateigenthümern, aber noch völlig unkultivirt; das übrige liegt frei da für Jeden der es nehmen und anbauen will, denn die Regierung tritt gern Ländereien an Ansiedler ab. Portugal war ein zu kleines, zu wenig bevölkertes Land, um einen beträchtlichen Ueberschuß von Menschen an seine über drei Erdtheile zerstreueten Kolonien abzugeben; außerdem ist der Lusitanier kein eigentlich arbeitsamer Mann; er betrieb auch in Brasilien von vorne herein den Ackerbau lediglich durch afrikanische Sklaven. Welch' andern Anblick böte wohl diese Ostküste von Südamerika dar, wenn seit zwei Jahrhunderten die Auswanderung aus dem volkreichen Deutschland sich dorthin gelenkt hätte! Es geht übrigens den Holländern wie den Portugiesen;

auch jene waren zu wenig zahlreich, um ihre überseeischen Ansiedelungen vom Mutterlande aus in der Weise bevölkern zu können, wie es den Engländern möglich war und immer möglich sein wird. Wäre Holland mit dem deutschen Reiche vereinigt geblieben, hätte es in enger politischer Verbindung mit einem großen Staatencomplexe gestanden, so würde die Neue Welt eine ganz andere Gestalt bekommen haben. Auch Südamerika besäße dann eine zahlreiche Bevölkerung von germanischem Stamme.

Vor etwa zwanzig Jahren fuhr ein deutscher Reisender, nach längerm Aufenthalt in Brasilien, aus der Bucht von Rio de Janeiro. Er befand sich an Bord eines nordamerikanischen Kauffahrers, blickte vom Verdeck aus noch einmal zurück auf das schöne Land und warf dem Kapitän die Frage hin: „Wie wäre, Ihrer Meinung zufolge, diesem Brasilien wohl aufzuhelfen?“ Der Seemann entgegnete mit der Unumwundenheit und dem Selbstvertrauen das den Yankee auszeichnet, ohne Weiteres: „Werfen Sie den ganzen Bettel von Mulatten und Negern ins Meer und verpflanzen Sie Yankees in dieses Land, dann ist die Sache fertig.“ Und es liegt in diesem Ausspruche viel Wahres. Die jetzige Bevölkerung Brasiliens verschwindet fast in diesem großen Lande; mit Ausnahme der großen Hafenplätze und weniger Städte im Innern ist Alles noch so gut wie eine Einöde; der schwarzen Bevölkerung, den Mischlingen und den Indianern fehlt es an Schwung, Trieb und nachhaltigem Fleiße. Auch ist es ein verhängnißvoller Uebelstand daß die wirklich weißen Leute sich zu den übrigen wie Eins zu Sieben verhalten. Wir sehen aber überall, daß die Farbigen sich ungeeignet erweisen, ein Land in Bezug auf Ackerbau, Gewerbe und Handel zu hoher Blüthe zu bringen, und daß diese nur möglich ist, wenn Menschen von rein kaukasischer Abstammung die Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Es war in dieser Hinsicht sehr verständig von Seiten der vollziehenden wie der gesetzgebenden Gewalt in Brasilien, daß im Jahre 1850 Maßregeln getroffen wurden, um die Auswanderung aus Europa auch in dieses Kaiserreich zu lenken, wo sich allerdings derselben ein weites, höchst ergiebiges Feld darbietet, wenn sie nur richtig geleitet und ausgeführt wird. Die Kammern billigten einen Gesetzentwurf, demgemäß jedem Ansiedler gegen eine ganz geringe Vergütung Ländereien abgelassen werden. Auch sollen alle nicht angebaueten Ländereien, welche sich im Besitz eines Privatmannes befinden, fortan einer Abgabe unterworfen sein. Diese Bestimmung wird von wichtigen Folgen begleitet sein, denn sie zwingt die Grundbesitzer, dergleichen nun einer Steuer unterworfenen Grund und Boden durch Ansiedler bebauen zu lassen, sie an Andere zu übertragen oder sie zu verkaufen. Zu gleicher Zeit stellt jenes Gesetz der Regierung eine Summe von etwa 150,000 Thalern jährlich zur Verfügung, um die Einwanderung zu fördern, und hat ihr außerdem noch Geldmittel zugewiesen um neue Kolonien zu begründen.

Bekanntlich sind schon seit einigen Jahrzehnten nach und nach mehrere deutsche Ansiedelungen in Brasilien gegründet worden; neuerdings wird die

Digitized by Google

Kolonisation dorthin insbesondere von Hamburg aus mit großem Eifer betrieben. Wir erörtern diesen Gegenstand ein ander Mal; heute wollen wir nur bemerken, daß es sich, falls man einen Theil der deutschen Auswanderung nach Brasilien lenken will, auf das Dringendste empfiehlt, dann eine möglichst große Anzahl Deutscher alljährlich hinüberzuschicken, und wo möglich sie so nahe bei einander als irgend thunlich erscheint, anzusiedeln. Auch versteht es sich wohl von selbst, daß solche deutsche Kolonien, in so fern sie Ackerbauniederlassungen sind, lediglich und ausschließlich in den südlichsten Provinzen gegründet werden müssen, nämlich in Santa Catarina und Rio Grande do Sul (S. Pedro), vielleicht auch in San Paulo. Gelänge es, in zehn Jahren mindestens 50,000 und wo möglich 100,000 Deutsche dorthin überzusiedeln, so würden unsere Landsleute auch eine gesicherte Zukunft haben. Brasilien wird auch für den Handel immer wichtiger; schon längst unterhielt Deutschland mit demselben lebhaften Verkehr, der jedoch einer weit größern Ausdehnung fähig ist. Unser Handel und der Absatz unserer Gewerbserzeugnisse dorthin wird sich auch in dem Maaße steigern, als die deutsche Ansiedelung zunimmt. Deshalb wiederholen wir: Schafft man doch einmal deutsche Auswanderer nach Südbrasilien, so sende man jährlich nicht Hunderte, sondern möglichst viele Tausende hinüber, und sorge in ihrem Interesse dafür, daß sie nicht zerstreut und verzettelt werden.

Wie in Nordamerika deutsch und englisch Redende friedlich neben einander wohnen, so werden auch Deutsche und Portugiesen es lernen, sich zu vertragen. Dies kann aber nur der Fall sein, wenn jene den letzteren nicht als geduldete Minderzahl gegenüberstehen, sondern eine Stellung gewinnen, welche Achtung einflößt. Daß die Deutschen unter den Portugiesen aufgehen und in ihnen verschwimmen und verschwinden, ist nicht zu besorgen, sobald sie sich auch nur einigermaßen zusammen halten. Das deutsche Element ist ja ohnehin viel zäher, als das lusitanische, welches keineswegs so große Lockungen darbietet, daß ein Deutscher versucht werden könnte, sich in einen portugiesischen Brasilianer zu verwandeln. Das Portugiesische ist auch keine Welt- und Culturspräche, wie das Deutsche, Englische und Französische. Uns persönlich gefällt das Weiche, Anschmiegende und Schmeichelnde im Portugiesischen, dem freilich die hohe Majestät, der Pomp, die Würde und Fülle des Spanischen abgehen, dieser prächtigsten und volltönendsten unter den Sprachen der Erde. Man hat das Portugiesische einen entlaufenen Vasallen des Castilianischen genannt, man stellt es als eine bloße Abzweigung, als einen Dialekt desselben hin, der die Harmonie der Selbst- und Mitlauter, welche das Spanische aufweis't, in eine wirre Menge von Vocalen und Nasenlauten auflöse. Das Spanische, sagt man, sei ein schöner, voller fleischiger Körper, das Portugiesische aber ein weicher Körper ohne Knochen. Wie dem auch sein mag, es ist unbestreitbar, daß die Portugiesen, mit Ausnahme einiger früheren Klassiker, wie Barros und Camoens, in der Weltliteratur nicht zählen, daß in der Gegenwart ihre Sprache

ohne Culturbedeutung ist und für die Weiterentwickelung des Menschengeschlechts keine Erheblichkeit in Anspruch nehmen darf.

Brasilien steht in politischer Hinsicht in Amerika als eine Ausnahme da. Lassen wir das zugleich gräßliche und alberne Narrenspiel auf Haïti, diese Faustin-Soulouquefratze bei Seite, so ist dieses große Südostland die einzige Monarchie in der Neuen Welt. Ob diese Regierungsform dort eine Zukunft hat, steht freilich dahin. Es scheint fast als ob auf jenem Continente nur allein die Republik haltbar sei; gewiß ist aber, daß die überwiegende Mehrzahl der Amerikaner die Einherrschaft als etwas Abgelebtes, für ihren Erdtheil Unpassendes betrachtet. Auch in Brasilien hat bereits die Monarchie eine wesentlich republikanische Unterlage. Der Kaiser ist ein stetiger und erblicher Vollzieher der Gesetze; bis an ihn kann keine Partei hinanreichen, seine Stellung ist für sie unantastbar und unzugänglich, zum Glücke für das Land, welches ohne Zweifel längst in mehre Theile zerfallen und der Schauplatz langwieriger Bürgerkriege geworden wäre, wenn ehrgeizige Generale, wie im spanischen Amerika, die Zeit des Präsidentenwechsels hätten benutzen können, um sich zur höchsten Staatswürde emporzuschwingen. Brasilien, mit seiner buntscheckig durcheinander gewürfelten Bevölkerung, gränzt auf der Landseite überall an turbulente Republiken, aus welchen ein scharfer Zug hinüberweht. Im Vergleich zu diesen befindet sich Brasilien in einer ganz guten Lage. Es ist nämlich nach und nach wirklich vorwärts gekommen, wenn auch nicht mit Yankee-Siebenmeilenstiefeln; denn die Landeseinwohner sind eben weder Nordamerikaner noch Deutsche. Aber es entwickelt sich doch, weil es nie im Allgemeinen und nur einigemal theilweise von Bürgerkriegen heimgesucht wurde.

Als die Franzosen in Portugal einfielen, begab sich König Johann der Sechste auf ein Kriegsschiff und fuhr unter englischer Bedeckung nach Brasilien, wo er am 19. Januar 1808 in Bahia landete. Diese wichtige überseeische Besitzung war bis zu jener Zeit ganz im Sinne des alten Kolonialsystems verwaltet worden, das die Fremden vom Verkehr möglichst auszuschließen trachtete, um dem Mutterlande ein Monopol zu sichern. Jetzt wurden, zumeist auf Betrieb Englands, gleich am 20. Januar die Häfen Brasiliens allen Ausländern, mit Ausnahme der Franzosen geöffnet. Schon 1813 wurde Brasilien, wo der Hof sich befand, zu einem besondern Königreiche erhoben. Im Jahre 1820 brach im Mutterlande eine Revolution aus, welche Johann den Sechsten veranlaßte am 26. April 1821 nach Europa zurückzukehren. Bereits damals ahnete man daß eine Trennung Brasiliens nicht lange ausbleiben werde; wenigstens sagte der König beim Scheiden seinem zurückbleibenden Sohne Dom Pedro: „Ehe irgend ein Abenteurer sich die Krone Brasiliens auf sein Haupt setzt, nimm Du sie lieber selbst; und siehst Du daß das Land nach Unabhängigkeit strebt, so folge Du dieser Bewegung und suche sie zu beherrschen.“ Dom Pedro war Regent des Landes, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die allerdings bald nachher ausbrechende Bewegung einen ganz andern

Digitized by Google

Verlauf nahm als in den spanischen Kolonien. Schon im Jahre 1822 fand unter Dom Pedros Leitung die Abtrennung von Portugal Statt; der Regent wollte lieber Herr Brasiliens bleiben, zu dessen Kaiser und Vertheidiger er sich erklärte, als einem Beschlusse der Cortes Folge leisten, der ihn nach Portugal zurückrief. Er beantwortete denselben mit dem Wahlspruche: „Unabhängigkeit oder Tod!“ Mit Hülfe Englands gelang es ihm die Trennung durchzusetzen, und die im Lande befindlichen portugiesischen Truppen zogen ab.

Es ist hier nicht unsere Absicht in die Geschichte Brasiliens während der letzten dreißig Jahre näher einzugehen. Wir begnügen uns darauf hinzuweisen, daß die Versuche der republikanischen Partei zur Verdrängung des Kaisers scheiterten, daß es aber den Liberalen gelang, eine sehr freisinnige Verfassung durchzusetzen. Dom Pedros Bemühungen, mit Hülfe geborener Portugiesen diese Constitution umzugestalten, sind allesammt gescheitert; sein Streben nach willkürlicher Herrschaft machte ihn den eingeborenen Brasilianern verhaßt, der Krieg, welchen er um die Banda Oriental (Uruguay) mit der argentinischen Republik führte, untergrub seine Popularität völlig; sein schwankendes System raubte ihm den etwa noch vorhandenen Rest von Achtung. Im Jahre 1831 erklärten sich die Hauptstadt Rio de Janeiro, die Abgeordneten, die Befehlshaber der Truppen gegen ihn; die ihm ergebenen Portugiesen vermochten ihn nicht zu schützen. Nichts blieb ihm übrig als am 7. April 1831 zu Gunsten seines Sohnes Dom Pedro des Zweiten die Krone niederzulegen und sich nach Europa einzuschiffen. Seitdem gewannen die Parteien freieres Spiel, die Regentschaft, welche im Namen des minderjährigen Monarchen die Regierung führte, fand scharfe Opposition. Schon im Jahre 1841 gelang es durch eine geschickt angelegte und gut durchgeführte parlamentarische Revolution den jungen Kaiser für volljährig zu erklären.

In Brasilien stehen zwei Hauptparteien einander gegenüber. Die Saquarema-Partei, so genannt nach einem Flecken in dessen Nähe der Minister Rodriguez Torres ein Landgut besaß, entspricht ungefähr der alten Torypartei in England, während die Gegenpartei der Santa Luzia's sich wohl mit den Whigs vergleicht. Sie nennt sich so nach einem Dorfe in der Provinz Minas Geraes, bei welchem die Liberalen in einem Gefecht besiegt wurden. Im Jahre 1848 mußten die Santa Luzia's das Ministerium räumen und den Saquaremas Platz machen.

Brasilien hat zwei Kammern. Auch jene der Senatoren wird vom Volke gewählt, aber die Mitglieder behalten ihr Mandat auf Lebenszeit. Die vollziehende Gewalt und die Verhältnisse mit auswärtigen Staaten leitet der Kaiser durch seine verantwortlichen Minister; die innere Verwaltung, die Erhebung der Abgaben, die Umlage von Steuern, die Vertheilung der Ausgaben leitet der Congreß. Diesem gegenüber hat der Kaiser nur ein bedingtes Einspruchsrecht (ein suspensives Veto); denn einem Gesetze, welches von zwei auf einander folgenden Versammlungen genehmigt worden ist, kann er ferner seine

Digitized by Google

Zustimmung nicht versagen. Die Civilliste beträgt nur etwa sechsmalhunderttausend preußische Thaler. Es ist herkömmlich, den Kaiser mit Pomp und strenger Etikette zu umgeben, auch kann er Rang und Titel verleihen, die aber lediglich persönliche Auszeichnungen sind und nicht vererbt werden können. Die ganze Staatsverfassung Brasiliens ist liberaler als jene der meisten wirklichen oder scheinbar constitutionellen Monarchien. Auch hat das föderative Element seine Geltung gefunden. Jede der achtzehn großen Provinzen, in welche das Kaiserreich getheilt ist, hat ihre besondere gesetzgebende Versammlung, in welcher alle wichtigeren Angelegenheiten von provinziellem Belang erörtert werden. Dagegen steht aber dem Congresse in Rio de Janeiro das Recht zu, die Beschlüsse der Provinzialversammlungen für ungültig zu erklären, falls die letzteren ihre Zuständigkeit überschritten haben. In ihrer praktischen Wirksamkeit zeigt die brasilianische Verfassung manche Aehnlichkeit mit jener der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Monarchie hat kein starkes aristokratisches Element neben sich. Auf aristokratische Elemente können die Monarchien sich bekanntlich so lange stützen, als sie den besonderen Interessen und Zwecken der Aristokratie dienen; dagegen wird diese in der Regel der geschworene Feind eines Monarchen, sobald dieser sich emancipirt und den Interessen jener Kaste zuwiderhandelt. In [illegible] Amerika, sowohl im Süden wie im Norden, sind die Verhältnisse [illegible] der Aristokratie nie günstig gewesen, sie hat nirgends aufkommen können. Es giebt im Grunde in der Neuen Welt nur eine Aristokratie, und diese zählt nahezu vierzig Millionen Theilnehmer: — die Aristokratie der weißen Haut, und diese ist im ehemals spanischen und portugiesischen Amerika bekanntlich vielfach gemischt und wie wir weiter unten nachweisen, gerade in Brasilien am wenigsten maßgebend oder ausschließlich. Der ganze Zug in Amerika ist vom Obern See bis zu den Gränzen Patagoniens durchaus von demokratischer Art. Brasilien erscheint seinem eigentlichen Wesen nach als eine Republik, die sehr ersprießlicherweise einen unabsetzbaren, erblichen Beamten an ihrer Spitze hat. Er ist das gemeinsame Oberhaupt, und hält die achtzehn Provinzen zusammen, welche in ihm einen gemeinsamen Mittelpunkt finden, während sie im Uebrigen, — wie das einmal spanisches und portugiesisches Herkommen ist, — auf einander sehr eifersüchtig sind und einen sehr stark gefärbten Lokalpatriotismus zur Schau tragen.

Man begreift daß unter diesen Umständen und in Anbetracht der geringen Bildung und Geistesentwickelung der bei Weitem überwiegenden Mehrzahl der Bewohner Brasiliens keine kraftvolle, den ganzen Staat durchdringende öffentliche Meinung sich bilden kann. Dafür ist das politische Leben noch viel zu wenig entwickelt. Die Regierung wird Manches wagen können, was sie in einem andern Staate zu unternehmen sich nicht unterfangen würde; sie hat aber andererseits auch keine Stütze in einer starken öffentlichen Meinung, und sieht sich daher manchen Verlegenheiten ausgesetzt. Das große Reich hängt nur lose und mehr durch Gewohnheit als durch Nothwendigkeit zusammen; eine Trennung könnte gegenwärtig den Provinzen noch keine größeren Vortheile bringen, als

Digitized by Google

die Vereinigung, der Zusammenhang mit den übrigen gewährt. Man läßt sich daher diese Verbindung gern gefallen. Ist ja doch überhaupt dieses Land erst in den Anfängen seiner Entwickelung; es liegt noch in der Wiege, aus welcher es, seiner ganzen Beschaffenheit zufolge, nur allmälig herauswachsen kann. Manche Provinzen sind durch einen Raum von manchen hundert Meilen getrennt und haben kaum ein einziges gemeinsames Interesse, das sie innerlich zusammenhalten könnte; der Brasilianer, welcher in der Gränze von Paraguay oder Uruguay wohnt, hat mit dem Anwohner des Amazonenstromes nur die Sprache und die Verfassung gemein; im Uebrigen sind beide sich fremd. Die Herstellung von eigentlichen Straßen hat man erst in neuester Zeit und nur nach beschränktem Maßstabe unternehmen können; deswegen haben die wenigsten Provinzen eine Verbindung zu Lande mit einander; den Hauptweg für die Communication bildet die See. Und da die vielen tropischen Provinzen ein- und dieselben Erzeugnisse hervorbringen, so ist zu einem lebhaften Handelsverkehr zwischen ihnen keine Veranlassung gegeben.

So ist Brasilien, bei manchen staatlichen Vorzügen, welche seine freie, jeder Entwickelung ungehinderten Spielraum gewährende Verfassung ihm giebt, doch innerlich kein starker Staat. Auch fehlt ihm eine Regierung, welche sich auf eine scharf ausgesprochene öffentliche Meinung stützen, und aus einer solchen nachhaltige Stärke schöpfen könnte. Sie hat deshalb ihre Zuflucht zu fremdem Kriegsvolk nehmen müssen, sobald sie in einen auswärtigen Krieg verwickelt war, und eben jetzt wieder tausende deutscher Soldaten geworben, die in unserm Vaterlande für die gerechteste Sache kämpften, für welche jemals ein Schwert gezogen wurde. Jetzt müssen sie, zur Schmach Deutschlands, auf der andern Hälfte für Brasilien gegen die argentinischen Staaten kämpfen. Wir erröthen, indem wir diese Zeilen schreiben, vor Ingrimm und Schaam über die Infamie derer, welche es dahin kommen ließen!

Die Heeresmacht des brasilianischen Kaiserreichs mag etwa so stark sein als jene von Hannover; in keinem Fall übersteigt sie 24,000 Mann, die über einen Raum zerstreut sind, wie von Stockholm bis Algier. Die Kriegsflotte ist in gutem Stande; die Regierung hat ihr große Sorgfalt zugewandt; sie zählt etwas über 100 große und kleine Fahrzeuge und 4000 Köpfe Bemannung. Das Budget ist auf nahezu 43 Millionen rheinische Gulden für 1850/51 veranschlagt worden. Zwei Drittel der Einnahmen bringen die Zölle auf; doch hat jede Provinzialversammlung die Befugniß, Auflagen für provinzielle Zwecke auszuschreiben, die sich im Ganzen auf etwa zehn Millionen Gulden belaufen mögen. Der Rest vom obigen Drittel wird durch das Einkommen der Post, durch Münzerträgnisse, Abgabe von den Diamantgruben, von der Grundsteuer, vom Stempel, von der Sklavensteuer, vom Monopol des Brasilholz-Verkaufs &c. aufgebracht. Die innere Schuld finden wir auf etwa 140 Millionen, die äußere Schuld auf ungefähr 155 Millionen Francs angegeben, während im ganzen Reiche für nahezu 136 Millionen Francs Papiergeld im Umlaufe sind.

Digitized by

Es ist löblich, daß man in Brasilien von Seiten der Regierung den öffentlichen Unterricht nach Kräften aufzumuntern gesucht hat. Die Verfassung gewährleistet allen Bürgern kostenfreien Elementarunterricht. Die gesetzgebende Gewalt hat vorgeschrieben, daß in jeder Pfarrei eine Knabenschule und eine Mädchenschule errichtet werden müsse, in welchen Lesen, Schreiben, Rechnen, Katechismus und die Grundzüge der Geographie und Geschichte des Landes gelehrt werden sollen. Es ist eine eben so löbliche als nachahmungswerthe Verfügung, daß jeder Knabe die Landesverfassung auswendig lernen muß. Die Mädchen lernen statt dessen Nähen, Stricken und Sticken. In den bedeutenderen Ortschaften hat man auch lateinische Schulen für den höhern Unterricht; in Rio, Bahia, Pernambuco, Maranham und St. Paulo wird auch Griechisch gelehrt, und zwar, gleich dem Lateinischen, unentgeldlich. Für den höhern Unterricht und die Fachwissenschaften sind mehrere Anstalten vorhanden, welche begreiflicherweise mit den europäischen so wenig einen Vergleich aushalten können, wie die brasilianische Literatur. Gegenüber den meisten europäischen Ländern hat Brasilien den Vorzug, daß die Presse vollkommen frei ist; sie unterliegt weder dem Stempel noch Cautionen, welche anderwärts der Fiscus oder die Furcht den Blättern auferlegt haben. Ueber Preßvergehen entscheiden Geschwornengerichte.

Die Gewerbsamkeit kann sich mit der europäischen Industrie auch nicht entfernt messen, aber im Vergleich mit dem Zustande in welchem sie sich vor der Unabhängigkeit befand, hat sie doch sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Die eingeborenen Brasilianer sind freilich dabei nur in geringem Maße betheiligt; das Verdienst gebührt wesentlich Handwerkern aus Deutschland, Frankreich und England. Der Handel gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung; voran steht die Hauptstadt Rio de Janeiro, in deren Hafen 1850 schon 3652 Schiffe aller Art einliefen; die Einfuhr betrug etwa 50,000,000 Gulden.

Die großen Stapelartikel, welche Brasilien zur Ausfuhr liefert, z. B. Kaffee und Zucker, sind Produkte der Sklavenarbeit; denn dieses Kaiserreich ist das Hauptsklavenland der Erde, und darin besteht seine größte Schattenseite. Wie in allen sklavenhaltenden Ländern ist auch dort eine große Ungleichheit des Besitzes und Vermögens selbst zwischen den freien Leuten vorhanden. Wenige große Grundeigenthümer haben ungeheure Strecken fruchtbaren Bodens im Besitz; auch besitzt die Kirche in todter Hand ausgedehnte Ländereien, und daneben sind hunderttausende von Weißen bettelarm, weil sie mit der wohlfeilen Sklavenarbeit nicht concurriren können, und weil das tropische Klima der nördlichen Provinzen zum süßen Nichtsthun einladet, welchem der europäische Südländer so gerne fröhnt, da er ohnehin seine geringen Bedürfnisse leicht zu bestreiten vermag. So bietet denn der Ackerbau in Brasilien dieselben Erscheinungen dar, welche auch andere sklavenhaltende Länder aufweisen. Er wird höchst mangelhaft betrieben; man bebauet Ländereien, bis sie erschöpft sind und läßt sie dann wüst liegen, um mit anderen Aeckern dieselbe Wirthschaft von vorne zu beginnen,

Digitized by Google

da man ohnehin Land in Fülle fast für nichts haben kann. Denn unbebauetes Land ist begreiflicherweise dort von gar keinem Werthe, wo erst zwei Procent der gesammten Oberfläche auf die dürftigste Weise unter Pflug oder Hacke gekommen sind. Gerade zu dem Zwecke, dem Grund und Boden Werth zu verleihen, die Wüstenei in fruchtbringende Aecker zu verwandeln, und allmälig mehr steuerzahlende und consumtionsfähige Bürger heranzuziehen, begünstigt die brasilianische Regierung die Ansiedelung fleißiger europäischer Kolonisten. Sie hat es auch gern gesehen, daß man Chinesen importirte, indem der Anbau des Theestrauches in den milden südlichen Provinzen sich ausgezeichnet lohnt. Schon jetzt ist brasilianischer Thee auf dem Markte von Rio ein sehr gesuchter Artikel, und wir haben sogar die Behauptung gelesen, daß Brasilien erfolgreich mit dem himmlischen Reiche in diesem wichtigen Artikel erfolgreichen Wettbewerb werde bestehen können, ehe ein Jahrzehnt verflossen sei.

Die einzelnen bis jetzt von Schweizern und Deutschen in Brasilien gegründeten Ansiedelungen, fielen seither alle mehr oder weniger dem Schicksal anheim, welchem freie Ansiedelungen in sklavenhaltenden Ländern so selten entgehen; sie gediehen nämlich eine Zeitlang, dann aber kam eine Periode innern Verfalls. Dieser Uebelstand ist nur dadurch zu vermeiden, daß ihnen ununterbrochen frischer und zahlreicher Zuwachs aus der alten Welt zugeführt wird, und dieser Zuwachs muß derselben Nation angehören, welche ursprünglich die Ansiedelung gründete. Begreifen die Kolonisationsgesellschaften und die brasilianische Regierung gerade diesen Punkt nicht, so werden am Ende ihre Anstrengungen vergeblich, alle aufgewandten Gelder vergeudet sein. Die Staatslenker in Rio de Janeiro werden ohne Zweifel wissen, daß in dem von so verschiedenen Rassen bewohnten Kaiserreiche eine uniforme, eine ganz gleichartige Bevölkerung für alle Zeiten eine Sache der Unmöglichkeit sein wird. Sie sollte daher im nationalökonomischen wie in politischem Interesse den Anwachs der weißen Bevölkerung in den südlichen Provinzen nach allen Kräften zu befördern trachten. Sie wird dann unter allen Umständen dem Norden des Reiches gewachsen sein; und sollte einst die von klarblickenden Männern für unvermeidlich erachtete Trennung des Nordens vom Süden verwirklicht werden, so bleibt in jedem Falle der Schwerpunkt doch eben im Süden, sobald dieser unter seiner Bevölkerung einige hunderttausend fleißige europäische Ansiedler zählt.

Für uns ist es keinem Zweifel unterworfen, daß diese Trennung, welche für Brasilien nicht etwa ein Unglück wäre, zum Aufschwunge des Landes ganz außerordentlich beitragen würde. Die kleine Provinz Rio de Janeiro mit der Hauptstadt würde den politischen und commerciellen Mittelpunkt dieses brasilianischen Südreiches nach wie vor bilden. Dasselbe würde füglich die Provinzen im Süden jenes Rio Grande umfassen, welcher die Provinzen Seguro und Bahia trennt, vielleicht auch diese letztere einschließen. Er würde sonach in sich begreifen die Provinzen Bahia, Seguro, Espiritu Santo, Rio Janeiro, Minas Geraes, den südlichen Theil von Goyaz und etwa Strecken von Matto Grosso;

Digitized by Google

sodann Santa Catharina, San Paulo und Rio Grande do Sul, — mithin einen Ländercomplex etwa fünf bis sechsmal so groß wie Deutschland, fähig anderthalbhundert bis zweihundert Millionen Menschen reichlich zu ernähren, während das gesammte Kaiserreich deren heute, wie schon bemerkt, noch nicht sieben Millionen zählt. Der Norden Brasiliens wird sich niemals zum Anbau für europäische Menschen eignen, wenn man die einzelnen gebirgigen Striche abrechnet; dort werden ohne Zweifel einst die Farbigen und Neger die weit überwiegende Mehrzahl bilden. Um so ersprießlicher wird es sein, im südlicher gelegenen Theile, jenseit des Wendekreises, ein wunderbar schönes Land durch Besidelung mit Weißen zur Blüthe zu bringen. Dabei stellt sich aber der brasilianischen Regierung eine Alternative, welche sie nicht umgehen kann. Entweder sie verfährt aufrichtig, liberal und läßt den Geist engherziger Ausschließlichkeit bei Seite, welchen man von manchen Seiten her den eingeborenen Brasilianern zum Vorwurf gemacht, und läßt somit die Ansiedler in ihrer Volksthümlichkeit und deren Entwickelung ungekränkt. In diesem Falle steht das Aufblühen dieses Südlandes in sicherer Aussicht. Oder sie verfährt ausschließlich, führt auch künftig keine strenge Aufsicht über die Beamten, mit welchem die Kolonisten in Berührung kommen, läßt die Gelder nutzlos vergeuden und die Trauerscenen von Pedropolis sich wiederholen. In diesem Falle wird sie ihren Zweck ganz gewiß nicht erreichen. Gerade unter Verhältnissen wie sie in Brasilien obwalten, ist die größte Aufmerksamkeit und Wachsamkeit dringend nöthig. Und da nun einmal neuerdings von Deutschland aus wieder Auswanderer nach Brasilien gezogen sind, so möchten wir die betreffenden Kolonisationsgesellschaften auf das allerdringlichste ermahnen, in ihrer Ueberwachung nicht nachzulassen und eine Zersplitterung der Ansiedelungen so viel als irgend möglich zu vermeiden. Wir legen noch einmal Gewicht auf den Umstand, daß das Gedeihen, also das Wohlergehen der Auswanderer, nur dann verbürgt erscheinen kann, wenn sie in möglichst großer Anzahl neben einander wohnen, und sich gegenseitig Unterstützung angedeihen lassen können.

Denn die gesellschaftlichen Zustände sind in Brasilien von so eigenthümlicher Beschaffenheit wie in keinem andern Lande. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat an einem andern Orte*) auf die Thatsache hingewiesen, daß die Völker germanischer Abstammung auf amerikanischem Boden, daß insbesondere die Menschen englischer und deutscher Zunge, sich nie mit den schwarzen oder rothen Menschen in einem Umfange vermischten, der die Zwischenrassen zu einer beträchtlichen Kopfzahl hätte steigern können. Das Gegentheil ist in den von Völkern romanischen Stammes besiedelten Landen geschehen. Während der Angelsachse den rothen Mann fast ausgerottet hat, und ihn überall da vernichtet, wo er sich dem seßhaften cultivirten Leben nicht anbequemen will, während

*) Nord-Amerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen. Von Karl Andree, Braunschweig 1851. S. 37.

Digitized by Google

er die Neger und Mulatten gesellschaftlich und staatlich als untergeordnet und als keineswegs vollberechtigt betrachtet, sind die Farbigen und Mischlinge in den spanischen und portugiesischen Kolonien politische Faktoren von Erheblichkeit geworden. In ihnen giebt es eine bunte Mannigfaltigkeit, die man wohl Mischlingsnationen nennen kann. Um bei Brasilien stehen zu bleiben, so sieht man gleich in Rio de Janeiro, daß viele Leute, die sich für weiße Menschen ausgeben, weit davon entfernt sind eine kaukasische Ahnenprob[illegible] bestehen zu können. Die Mehrzahl der Bevölkerung des Reiches stammt aus gemischtem Blute. Bisher ist in Brasilien die Sklavenbevölkerung im Verhältniß stärker angewachsen als die freie; die regelmäßige Zufuhr aus Afrika ersetzte den Abgang durch Todesfälle sehr reichlich. In dieser Hinsicht wird sich indessen künftig ein anderes Ergebniß herausstellen, falls Brasilien wie jetzt so auch ferner den Vertrag wegen Abschaff[illegible] des Sklavenhandels aus Afrika aufrecht erhält, den En[illegible] ihm 1850 abgedrungen, damit Brasilien keinen zu großen [illegible]sprung in der Erzeugniß tropischer Stapelprodukte vor Westindien und Guyana gewinne. Schon Dom Pedro hatte sich gegen England verpflichtet, die Einfuhr von Sklaven aus Afrika zu verbieten. Nichtsdestoweniger, und allen Mahnungen Großbritanniens zum Trotz, war derselbe fortgesetzt worden. Die Santa Luzias bemüheten sich, als sie im Ministerium saßen, diesem „Handel mit Ebenholz" zu steuern, aber die Negerhändler gaben den Pflanzern beim Sklavenverkauf langen Credit und übten durch diese letzteren großen Einfluß auf die Wahlen, so daß auch die Liberalen in Bezug auf den schändlichsten Handel die Augen zudrückten. Die Saquaremapartei begünstigte den afrikanischen Sklavenhandel ganz offen, bis endlich das au[s] ihrer Mitte hervorgegangene Kabinet dem Drängen Englands nicht ferner ausweiche[n] konnte, und in den Kammern ein nachdrücklich gefaßtes Gesetz gegen diese Art des Sklavenhandels durchsetzte. Die meisten jener Negerhändler waren Portugiesen, zum Theil aus Europa, zum Theil von der gegenüberliegenden afrikanischen Küste, die insgemein Brasilien mit den durch den Sklavenhandel erworbenen Reichthümern wieder verließen. Vorerst und wie man hoffen muß für immer, ist ihnen ihr nichtswürdiges Handwerk gelegt worden.

In Brasilien ist die Rassenvermischung schon jetzt weiter fortgeschritten als in irgend einem andern Lande, und die Aristokratie der Haut gilt wenigstens politisch nicht das Geringste mehr. Staatlich giebt es nur einen Unterschied, den zwischen dem Freien und dem Sklaven, und gesellschaftlich läßt sich eine Ausschließlichkeit, wie sie z. B. in Nordamerika gegenüber den freien Negern und Mulatten beobachtet wird, in Brasilien gar nicht durchführen. Die Abstufungen von der weißen bis zur schwarzen Haut sind so mannigfaltig, daß man oft nicht weiß wo die eine anfängt und die andere aufhört. Wir lasen in einem amerikanischen Berichte daß beide Rassen im Allgemeinen, etwa mit Ausnahme einzelner Kreise, gesellschaftlich auf ganz gleichem Fuße mit einander verkehren. Viele Beamtenstellen sind mit farbigen Leuten besetzt. Die Neger-

Digitized by Google

innen sind nicht, wie in Nordamerika, nur Kebsweiber der Weißen, sondern oft in aller Form mit diesen verheirathet; so giebt es einen brasilianischen Admiral der eine schwarze Frau hat; es giebt schwarze Obersten in der Armee, vor einigen Jahren waren der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Gesandte in England, ein ausgezeichneter Advokat in Rio, und ein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung — Mulatten. Die brasilianische Armee besteht in der Mehrzahl aus farbigen Leuten; auch zählt sie nicht wenige farbige Officiere. Allerdings wird die weiße Haut, von denen die so glücklich sind sie zu tragen, für einen großen Vorzug gehalten; auch der Schwarze will ein Senhor Blanco sein, und wir kennen einen Deutschen dem ein brauner Mann in Bahia einen Dolchstoß versetzen wollte, weil der Fremde ihn als einen „Mulatten“ angeredet hatte. Die Zahl der wirklich und vollkommen ächt weißen Leute ist, wie schon weiter oben bemerkt wurde, verhältnißig sehr gering, und der Portugiese ohnehin von Hause aus dunkelhäutiger als der germanische Nordeuropäer. Uebrigens will man bemerkt haben — ob mit vollem Recht lassen wir dahin gestellt sein — daß die Mischlinge in Brasilien sich neben starkem Körperbau auch durch mehr geistige Energie auszeichnen als man in den meisten übrigen Ländern bei ihnen zu finden gewohnt ist. Sie gelten in Brasilien unbedingt für die gescheidtesten aber auch zugleich für die lasterhaftesten Menschen. Jedenfalls sind sie, abgesehen von ihrer geistigen Begabung, schon durch ihre Zahl, ihre Rührigkeit und ihren starken Ehrgeiz von größter Bedeutung; sie üben auch weitgreifenden Einfluß. In Europa ist manches Jahrhundert verflossen ehe zum Beispiel in Spanien, Frankreich und England Eroberer und Eroberte, die doch gleiche Hautfarbe trugen, sich zu einem Volke verschmolzen; in Brasilien ist dagegen weit rascher ein neuer, eigenthümlicher und zahlreicher Volksschlag entstanden, der, aus verschiedenartigem Blute hervorgegangen, sich doch allmälig zu einem eigenartigen Stamme heran entwickeln wird. Das gilt insbesondere von den nördlichen Theilen des großen Reiches, von der Region zwischen den Wendekreisen und dem Gleicher. Sie können eine rechte und vollkommen zusagende Heimath für die Söhne Hams und die Mischlinge werden, welche dort den freiesten Raum finden, sich ungehindert zu entfalten, während sie doch zugleich unablässig Gelegenheit finden, sich von der Civilisation der weißen Kulturvölker anzueignen was sie von ihr bedürfen. Denn sie werden Alles zu freier Auswahl und beliebiger Benutzung vor und neben sich haben, ohne daß doch das weiße Element gewaltthätig und störend in ihre Entwickelung eingreifen könnte. Sie stehen dort jetzt als vollkommen Gleichberechtigte und werden einst Herren und Gebieter sein. Am Amazonenstrome, am Araguay, am Tocantins wird die Mischlingsrasse zu zeigen haben, was sie für die Civilisation zu leisten vermag.

Auch das Verhältniß zwischen Herren und Sklaven hat in Brasilien, dem Hauptsklavenlande der Erde, eine eigenthümliche Gestaltung gewonnen.

In anderen Ländern ist durchschnittlich der Herr ein weißer, der Sklave ein schwarzer oder farbiger Mann; während in Brasilien auch der Neger und Mulatte Sklaven halten, deren Farbe von der ihrigen nicht verschieden ist. Hier kommt also kein vornehmes Herabsehen auf eine andere Rasse ins Spiel, welches namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine so verbitternde Wirkung übt; die Sklaverei ist vielmehr nur eine Art von socialer Einrichtung, wie etwa das Verhältniß der Leibeigenen gegen ihre Besitzer im Mittelalter, oder auch wie jenes der Sklaven zu ihren Herren bei Römern und Griechen. Ein Mulatte kann ja dem andern seiner Farbe wegen nicht abhold sein. In Brasilien ist der Sklave um so weniger ein äußerst degradirter Mensch, er ist weniger Paria, da häufig auch die Kluft zwischen seiner eigenen Bildung und jener des Herrn nicht eben sehr weit ist. Wenn übrigens Brasilien auch den Sklavenhandel mit Afrika verboten hat, so wird es doch die Sklaverei und den Sklavenhandel im eigenen Lande noch lange Zeit aufrecht erhalten. Uebrigens ist die Zahl der freien Schwarzen jener der wirklichen und vermeintlichen Weißen in den Städten wenigstens gleich, die katholische Kirche begünstigt die Freigebung der Sklaven so viel in ihren Kräften steht; sie kann aber die Ansicht nicht verdrängen, der zufolge man in Brasilien die Sklaverei als eine natürliche Form der Gesellschaft betrachtet. Wie nun die Dinge sich bisher gestaltet haben, muß man es für einen großen Gewinn erachten, daß vorerst wenigstens dem Negerhandel mit Afrika gesteuert wird, welches gerade gegenüber liegt, und von wo der Südostpassat herüberwehet, mit dessen Hülfe die scharfgebaueten Sklavenschiffe rasch über ein nur selten von Stürmen bewegtes Meer zur amerikanischen Küste segeln. Wir haben in der ersten Nummer des Westlandes (S. 84) mitgetheilt daß Brasilien in den Jahren von 1840 bis und mit 1847 nicht weniger als 249,800 Neger aus Afrika bezog, und diese Zahl scheint uns keineswegs übertrieben hoch angenommen, indem es ausgemacht ist, daß durchschnittlich im Jahre an fünfzigtausend Afrikaner gelandet wurden. Dieser Negerhandel beschäftigte regelmäßig fünf und siebenzig bis einhundert Schiffe, die ihre Menschenladung zumeist mit englischen Fabrikaten bezahlten. Dieser Handel warf ganz ungeheuern Nutzen ab. Man kaufte an der afrikanischen Küste den Neger für den Werth von etwa siebenzehn bis zwanzig spanischen Piastern, während er im brasilianischen Hafen, gleich nach der Landung, mit zweihundert Piastern bezahlt wurde, wenn er gesund und kräftig war. Gerade während der letzten zehn Jahre wurde der Sklavenexport aus Afrika, allen an der Küste kreuzenden Kriegsschiffe zum Trotz, lebhafter betrieben als je zuvor, und es gab nur ein einziges Mittel ihm zu steuern, das nämlich: die Abzugsquelle in Brasilien zu verstopfen. Da fortan neue Zufuhren, welche das Gesetz von 1850 verbietet, nur von geringer Erheblichkeit sein werden, so folgt von selbst, daß der Preis der bereits im Lande befindlichen Sklaven beträchtlich steigen muß. In den südlichen Provinzen des Landes kann aber der weiße Mensch den Acker bestellen; in ihm wird die Sklavenarbeit bald zu theuer sein,

Digitized by Google

weil sie hier die Concurrenz mit der freien Betriebsamkeit auf die Dauer gar nicht aushalten kann. Man wird daher die Sklaven allmälig dem Norden zuführen, wo viel lebhaftere Nachfrage nicht ausbleiben kann. Somit muß sich im Fortgange der Zeit ganz von selbst ein ähnliches Verhältniß herausstellen wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo in den nördlichen Theilen die Sklaverei von selbst sich beseitigte, weil Sklavenarbeit sich nicht lohnte, während sie im Süden des Ohio bis zum mexikanischen Meerbusen noch auf lange Zeit hinaus nicht entbehrt werden kann und deshalb auch, dem widerwärtigen Geschrei und dem unsinnigen Treiben der Abolitionisten zum Trotz, noch lange Zeit fortbestehen wird. Die Südprovinzen Brasiliens werden aber um so mehr aufblühen, je weniger Sklaven sie in ihrer Mitte haben, welche dagegen den Nordprovinzen durchaus nöthig sind, wenn sie ihre öde liegenden Ländereien in weiterm Umfange als bisher in Anbau nehmen wollen. Auf solche Weise wird beiden Theilen geholfen.

Brasilien hat auf seinen Landgränzen nur einen Nachbar den es im Kriege zu fürchten braucht, die argentinischen Staaten, mit welchen es eben jetzt in Krieg verwickelt ist. Der Rinderhirt der Pampas, der Gaucho, ist von allen Spaniern in Amerika der rührigste und körperkräftigste geblieben; er konnte auf den weiten sturmgepeitschten Steppen sich nicht verweichlichen, wie der Portugiese im üppigen, von balsamischer Luft geschwängerten Tropenlande. Deshalb hat die brasilianische Regierung, wie vor fünf und zwanzig Jahren so auch jetzt wieder, geschulte Kerntruppen in Nordeuropa geworben, um mit Erfolg einen Gegner zu bekämpfen, der gleich dem Araber oder Mongolen mit seinem Rosse gleichsam in Eins verwachsen ist. Dieser Nachbar gränzt an die Südprovinzen; die alte Abneigung zwischen den spanisch redenden Argentinern und den Leuten portugiesischer Zunge wird bleiben, wenn auch der gegenwärtige Krieg längst einem Friedensabschlusse Platz gemacht hat. Der Sklave, der Neger überhaupt, kann sich als Soldat nicht mit dem weißen Manne nordeuropäischer Abstammung messen; er wird insgemein dem Gaucho unterliegen müssen. Werden dagegen die Südprovinzen, namentlich S. Pedro, von einer sehr bedeutenden Zahl weißer Ansiedler bevölkert, so braucht die kaiserliche Regierung von dem argentinischen Gegner niemals etwas zu befürchten; die kernige und kräftige Bevölkerung wird im Stande sein, jeden Angriff mit Erfolg abzuwehren.

Hier schließen wir unsere Bemerkungen über Brasilien; demnächst werden wir über die politische Stellung dieses Reichs zu seinen Nachbaren und über den gegenwärtigen Krieg mit der argentinischen Republik einige Betrachtungen anstellen.

Digitized by Google

Das innere Thalbecken von Nordamerika.

Ein Arzt zu Cincinnati in Ohio, Doctor Drake, hat ein lehrreiches Werk über die Krankheiten veröffentlicht, welche in dem sogenannten innern Thalbecken Nordamerikas am häufigsten vorkommen. *) Er entwirft zugleich eine Skizze dieses Beckens in geologischer, hydrographischer und klimatischer Beziehung, und seine psychologischen Betrachtungen wie seine Schilderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse geben Zeugniß von einer scharfen Beobachtungsgabe und enthalten manche neue und treffende Bemerkung.

Dieses große innere Thalbecken reicht etwa vom Wendekreise bis zum nördlichen Polarkreise und umfaßt die ganze nördliche gemäßigte Zone; im Osten und Westen wird es von den Alleghanies und dem Felsengebirge begränzt; es nimmt von Süden nach Norden hin an Breite und Ausdehnung zu. Drake schätzt den Flächeninhalt Nordamerikas auf 8,000,000 englische Geviertmeilen, wovon er drei Viertel auf das Thalbecken rechnet. Die nördliche Hälfte ist für Leute europäischer Abstammung durchaus nicht bewohnbar; die übrigen 3,000,000 Geviertmeilen sind jetzt erst etwa zu einem Drittel, aber auch noch sehr dünn, von civilisirten Menschen bevölkert. Die Felsengebirge liegen im Durchschnitt etwa 10 Grad westlich vom Stillen Weltmeere, gegen welches sie steiler abfallen als nach Osten, wo sich mächtige Ebenen vor ihnen ausbreiten, zum Theil in der Form von Tafelländern, die entweder mit dem Gebirgsstock zusammenhängen oder vereinzelt daliegen. Zu den letzteren gehören die Sweetwater Mountains und die Schwarzen Hügel, die mit Pfählen versehene Ebene (Llano estacado), die Ozarkgebirge, und weiter im Norden die Coteau des Prairies. Die Alleghanies, welche die Ostgränze des Thalbeckens bilden, reichen nicht, wie die Rocky Mountains, bis ans Polarmeer, sondern sind durch die großen canadischen Seen und den Sanct Lorenz unterbrochen, und verschwinden bevor sie Labrador erreichen. Der nördliche Theil des Thalbeckens besteht aus einer ungeheuern Ebene, die von dem Felsengebirge bis Labrador sich erstreckt und mannichfach von tiefen Buchten des nördlichen Oceans eingeschnitten ist. An der Nordseite liegt die Hudsonsbay, im Süden der mexicanische Meerbusen, welche beide tief ins Land eindringen und zwei Aufnahmebecken für große Ströme bilden, welche im Centrum dieser Region entspringen. Im südwestlichen Theile kommen Seen kaum vor, dagegen sind sie im Norden desto häufiger. Besonders merkwürdig erscheint jene Seenkette, welche im nordwestlichen Theile des Beckens, etwa unter 127° westlicher Länge, mit dem Großen Bärensee beginnt, darauf südöstlich bis zum Erie (40° n. Br. 80° w. L.)

---

*) Systematic treatise, historical, etiological and practical, on the principal diseases of the Interior Valley of North America, as they appear in the Caucasian, African, Indian and Esquimaux Varieties, by Daniel Drake, M. D. Cincinnati 1850. Der erste Band enthält 878 Seiten.

Digitized by Google

sich erstreckt und dann im Ontariosee und im St. Lorenz nach Nordosten zieht. Dies ist die längste Seekette auf Erden.

Das Thalbecken ist äußerst reich an Strömen; diese haben ihre hydrographischen Achsen oder Centren, in denen sie entspringen und durch welche sie in eben so viele besondere Gruppen getheilt werden als besondere Centren vorhanden sind. Einige dieser Achsen liegen im Thalbecken selbst, andere in den westlichen oder östlichen Gebirgen. Zu den ersteren gehören: — 1. Die Region im Westen des Obern Sees (mittlere Breite 47°, mittlere Länge 95°); ihre mittlere Erhebung mag sich auf etwa 1500 Fuß belaufen; von ihr fließen die Ströme nach drei Richtungen ab. Der Mississippi strömt südöstlich durch die Centralmulde des Thalbeckens; der St. Lorenz, welcher in seinem obern Laufe St. Louis heißt, zieht nach Nordosten in den atlantischen Ocean; der nördliche Red River fließt nach Norden und gehört der Hudsonsbay an. — 2. Die Gegend im Westen des Michigan Sees (mittlere Breite 45°, Länge 89 bis 92°); ihre Achse ist jener der vorigen durchaus untergeordnet; ihre Gefließe strömen meist zum Mississippi, ein Theil gehört indessen dem Gebiete der großen Seen an. — 3. Auf der andern Seite des Michigan Sees liegt ein besonderes Centrum von 500 bis 1100 Fuß Höhe, von welchem Wasser nach Westen, Norden und Osten abfließen. — 4. Die Region welche die Staaten Ohio und Indiana umfaßt, erhebt sich in ihrem östlichen Theile bis zu 1100 Fuß, hat aber in ihrer westlichen Abtheilung die meisten Flüsse. Die Gewässer dieser Achsen fallen in die großen Seen, wie der St. Joseph, Maumee, Sandusky, Cayuhoga und Grand; oder in den Ohio, wie der Kankakee, welcher als der eigentliche Quellfluß des Illinois betrachtet werden muß, der Wabash, der große Miami, Scioto, Muskingum und Big Beaver. — 5. Im Süden liegen die Hochlande von Alabama und Mississippi; von diesen Centren fließen einige Gewässer von kurzem Laufe nach Norden zum Tennessee; nach Süden der Big Black und der Yazoo in den Mississippi; der Pearl und Pascagula fallen in den Golf; der Tombighbee und Black Warrior, vermittelst des Alabama, gleichfalls in den mexicanischen Meerbusen. — 7. Die Ozarkberge; von diesen kommen verschiedene Zuflüsse des Arkansas und des Missouri; in den Mississippi ergießen sich der Maramac, St. Francis, White und Washita (vermittelst des Red Rivers.) — 8. Die Schwarzen Hügel (Black Hills) im Missourigebiete; von diesen fallen die östlichen Flüsse direkt in den Missouri, die westlichen mittelbar durch den Yellow Stone. — 9. Das Wassertafelland im Norden zwischen der Hudsonsbay und den Seen. Von demselben fließen Ströme nach Norden wie nach Süden hin. — 10. Die sterile Region im hohen Norden und Nordwesten; ihre Gewässer fließen zum Polarmeer ab.

Die hydrographischen Achsen der Centren am westlichen Gebirgsrande sind — 1. Jene der nördlichen Felsengebirge (mittlere Breite 51°, Länge 115°) von 10,000 bis 12,000 Fuß Erhebung. Dort entspringen die

Digitized by Google

größten Flüsse des nordamerikanischen Continents. Nach Norden zum Stillen Weltmeere laufen der Frazer und der Nordarm (Clarke) des Oregon oder Columbia; von der Ostseite kommen die Flüsse welche den Mackenzie bilden, der zum Polarmeer strömt; die Quellengewässer des Saskatschewan und der Maria, der nördlichste Zweig des Missouri. — 2. Die Achse der südlichen Felsengebirge (mittlere Breite 41°, Länge 107°), mit einer durchschnittlichen Erhebung von 11,000 Fuß. Von der Westseite hinab fließen der Lewis oder südliche Hauptarm des Columbia und der Colorado, welcher sich in den californischen Meerbusen ergießt. Auf der Ostseite entspringen die südlichen Arme des Big Horn, des Platte und Kansas, Zuflüsse des Missouri; Arkansas und Red River; sie gehören sämmtlich dem Mississippi an. Der Rio del Norte ergießt sich in den mexicanischen Golf.

Die hydrographischen Achsen des östlichen Gebirgslandes: — 1. Die Weissen Berge und die grünen Berge; von diesen fallen die Ströme nach Norden und nach Westen ab, zum St. Lorenz und zum Champlain See; nach Süden ergießen sich der St. John, Penobscot, Kennebec und Connecticut in das atlantische Weltmeer. — 2. Die Achse zwischen den Seen Ontario und Champlain, von welchen eine Anzahl kleiner Gewässer nach allen Richtungen abfließt. Unter diesen ist der Hudson am bedeutendsten. — 3. Das Centrum in Neu-York und Pennsylvanien mit einer durchschnittlichen Höhe von 1800 Fuß. Von demselben fließen im Norden der Genesee und Oswego, im Osten die westlichen Arme des Susquehannah, im Südwesten die Quellflüsse des Alleghany. — 4. Die Region in Virginien zwischen 38° und 39° n. Br. und 79° bis 80° w. L.; mittlere Erhebung etwa 2000 Fuß. Von hier ab fließen gen Osten der Potomac und James, nach Norden der Monongahela, nach Südwesten der Greenbrier, ein Zweigarm des Kenhawa. — 5. Die zumeist 3000 Fuß hohe Region in Nordcarolina, die sich in das südwestliche Virginien hinein erstreckt und auch die nördlichen Theile von Südcarolina und Georgien in sich begreift ferner den östlichen Theil von Tenessee umfaßt; (mittlere Breite 36°, Länge 86°). Von ihr herab strömen nach Osten und Süden der Roanoke, Cape Fear, Gadkin, die Zuflüsse des Santee und der Savannah; an der Westseite entspringen der Kenhawa, Big Sandy, Kentucky, Cumberland, Tennessee, Chattahoochie und Alabama; an den Vorhöhen und im Hügellande auf der Ostseite der Pedee und Atamaha; auf der Westseite der Guyandotte, Licking und Green.

Aus diesen siebenzehn hydrographischen Centren, die hier nur im Allgemeinen angedeutet wurden, kommen fast alle Flüsse Nordamerikas. Das Innere des großen Thales wird von einer tiefen, gewundenen Depression durchzogen, welche sich vom mexicanischen Meerbusen bis zur Hudsonsbay erstreckt. Zu beiden Seiten dieser gewaltigen Mulde steigt eine geneigte Ebene an, die an Höhe zunimmt, je mehr sie sich dem Gebirge nähert. Die auf der Ostseite ist bei weitem nicht so ausgedehnt als jene auf der Westseite. Diese Mulde oder

Digitized by Google

Achse durchströmt der Mississippi von der Mündung des St. Petersflusses etwa 44° 52′ n. Br. bis zum Golf. Oberhalb des St. Peters folgt sie dem Laufe dieses Flusses bis zum Big Stone See, geht dann durch den Travers-See, den Swan Creek und Red River entlang bis zum Winipeg-See und weiter am Nelson (Misinipi) zur Hudsonsbay, 57° Br. Diese Achse hat eine Neigung nach Norden wie nach Süden. Ihr Culminationspunkt ist der nur drei englische Meilen breite Landsaum zwischen dem Big-Stone und dem Travers-See, etwa 975 Fuß hoch. Vom Big-Stone See neigt sich die Achse zum mexicanischen See in der Weise, daß etwa zwölf Zoll auf jede Breitenminute kommen. Vom Travers See ist die Neigung nördlich, aber bis zum Winipeg See nur schwach, (Höhe 750 Fuß); dann folgt ein steiler Absfall zur Hudsonsbay. Die Culminationslinie, welche diese nach zwei Seiten geneigte Achse zwischen den Seen Big-Stone und Travers kreuzt, reicht westlich bis zu den Felsengebirgen (49° Br.), östlich bis zum Obern-See, welcher hier ihre Grenze bildet.

Von der Region im Westen des Obern-Sees beginnt eine andere Culminationskette, welche ungefähr südöstlich zieht, beinahe in rechten Winkeln mit der eben erwähnten, um das obere Ende des Michigan-Sees, bis sie 41° n. Br. erreicht, von wo sie sich nach Nordosten bis zu den nördlichen Quellen des Alleghany fortsetzt, etwa 42° 15′ n. Br., 78° 30′ w. L. im Staate Neu-York. Von der Nordseite dieser Kette fließen die Gewässer zum Theil vermittelst des Red-River in die Hudsonsbay; der bei weitem größere Theil fällt jedoch in den St. Lorenz. Jene im Süden gehören dem Stromgebiete des Mississippi an. Diese Culminationskette hat eine correspondirende synclinale Achse, welche sich vom Obern-See, der Seenkette und dem St. Lorenzstrom entlang erstreckt, bis zum St. Lorenzbusen. Beide Achsen haben einst eine ausgedehnte Wasserverbindung miteinander gehabt, besonders vermittelst des Illinois.

Somit haben wir hier drei verschiedene hydrographische Becken. Das erste, welches etwa ein Drittel des Ganzen umfaßt, wird im Norden durch jene Culminationsketten begränzt, im Westen durch die Felsengebirge, im Osten durch die Alleghanies und im Süden vom mexicanischen Golf, welcher für die abfließenden Gewässer das große Aufnahmebecken bildet. Dies ist das sogenannte Stromgebiet des Mississippi; da aber dieser Strom dem ganzen südlichen Theile dieses Gebietes, also Texas, Ostmexico, Ostmississippi, Südalabama, Westgeorgien und Westflorida nicht zum Abzugskanale dient, so ist jene Benennung nicht bezeichnend genug, und man sagt daher auch wohl: das südliche oder mexicanische Becken. Das zweite Becken ist jenes des St. Lorenz; das dritte jenes der Hudsonsbay. Dieses erstreckt sich über 20 Breitengrade, und liegt zwischen 70° und 115° westlicher Länge. Ein viertes, in allen seinen Einzelnheiten noch nicht genugsam bekanntes Becken, begreift das ganze nördliche Küstenland von der Baffinsbay bis zu den Felsengebirgen. Man kann es als **Polarbecken** bezeichnen.

Digitized by Google

Wir schalten hier einige Bemerkungen über die geognostische Beschaffenheit des südlichen Beckens ein. Der Boden besteht natürlich aus verschiedenartigen Bestandtheilen, aus zersetzten Stoffen der unterliegenden Gesteinarten. Aber, diese zersetzten Theile werden unablässig durch den Einfluß des Wassers weggeschwemmt; in dem niedriger liegenden Gelände bildete sich die Alluvion, wurde theilweise von den Flüssen abwärts getrieben und lagerte sich als angeschwemmtes Erdreich den Ufern entlang, das sogenannte Bottomland, welches in seiner Composition sehr mannigfaltig erscheint. Hinter diesem Bottomlande trifft man an vielen Flüssen höher liegende Ablagerungen von Materialien, die gleichfalls dorthin geschwemmt sind, wo sie nun lagern. Sie haben nicht die Ausdehnung wie jenes, waren aber offenbar einst breiter als gegenwärtig. In enger Verwandtschaft mit diesen Formationen stehen die Ablagerungen auf der dermaligen Oberfläche des Landes, welche gleich vom südlichen Meeresstrande an bis zu etwa 1500 Fuß an den Bergabhängen und in den Höhen der Thalebene reichen. Sie haben eine Mächtigkeit von einigen Fuß bis zu hundert Fuß, und bestehen aus Bestandtheilen, welche zum großen Theil durch Wasser vom Norden hergeschwemmt worden sind. Mit und unter diesen diluvialen Gebilden liegen ungeheuere Granitblöcke und andere Trümmer von Urgebirgsmassen, weit ab von ihrer heimatlichen Lagerstätte. Sie sind einst vom Norden hergetrieben worden, wahrscheinlich mit schwimmenden Eismassen.

Vom mexicanischen Meerbusen an, thalaufwärts, folgen verschiedene Ablagerungen. Um den Golf finden wir breite und tiefe alluviale Ablagerungen, dann folgen diluviale und nach diesen tertiäre Gebilde. Auf diese folgt im südlichen Alabama und Mississippi eine Kreideablagerung, die sich in's westliche Tennessee hineinerstreckt. Auf sie folgen die Kohlenformationen von Illinois und Missouri, im nördlichen Illinois und Wisconsin Sandsteine unter dem Kohlenbecken; darauf Uebergangskalkstein, Sandstein und Schiefer, zuletzt Granit und anderes Urgestein, welches nördlich vom Obern-See bis zum Polarmeere reicht. Sowohl im Westen wie im Osten dieser ganzen Linie breiten sich diese Formationen in weiter Ausdehnung mit großer Regelmäßigkeit aus, und das große Thalbecken hat neben seiner geographischen Einheit auch eine geologische, wohlgemerkt nicht etwa die Einheit einer einzelnen Formation sondern die Einheit eines Systems von Formationen, die über einen weiten Raum gelagert und denselben Einflüssen unterworfen sind. In keinem andern Lande von gleich großem Flächeninhalt ist der geologische Bau so einfach und gleichmäßig, in keinem andern bildet er so entschieden eine natürliche Gesammtheit.

Diese Formationen haben nur wenig Durchbrüche erfahren. Allerdings bestehen die Ozarkhügel in Arkansas und Missouri aus Urgestein, welches aus secundärem Gestein hervorgehoben wurde. In Arkansas deutet auch einiges auf vulkanische Erscheinungen, z. B. die heißen Quellen am Washita, auch war in jenen Gegenden der eigentliche Heerd der großen Erderschütterungen von 1811. Aber diese vulkanische Region ist verhältnißmäßig von geringer Bedeu-

Digitized by Google

tung, wenn man dagegen die gewaltige Ausdehnung des Thalbeckens nimmt, das anderwärts kaum eine Spur von vulkanischer Thätigkeit aufzuweisen hat.

Doktor Drake hat in seinem Buche das südliche hydrographische Becken sehr ausführlich erläutert, auch den mexicanischen Meerbusen mit seinen Strömungen, seiner Temperatur, Ebbe und Fluth, die Ueberschwemmungen; die Küstenstriche ꝛc. bis in die Einzelnheiten behandelt. Oberhalb des Mississippi deltas, bis etwa zur Mündung des Missouri, liegt auf beiden Ufern eine Reihenfolge niedrigen, angeschwemmten Bodens, den man in viele verschiedene Bottoms theilt: jenen des Tensas, des Yazoo, St. Francis und Amerikan; oberhalb dieses letztern beginnt der obere Mississippi; der St. Francis-Bottom endet etwa 30 Meilen oberhalb Cairo. Jene untere Alluvialregion ist die ausgedehnteste in Nordamerika; sie hat einen Flächeninhalt von etwa 20,000 englischen Geviertmeilen, reicht in gerader Linie 400 Meilen und rechnet man die Windungen des Stroms wohl 500 Meilen. Der größte Theil dieses Bottomlandes ist jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, kann aber durch Wasserbauten vor ihnen gesichert werden. Es leidet keinen Zweifel, daß er einst in seiner ganzen Ausdehnung der Cultur völlig gewonnen wird. Das Land zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen ist noch zum größten Theil Wildniß.

Eine andere Region von eigenthümlichem Charakter in hydrographischer wie geographischer Hinsicht wird gebildet vom östlichen Louisiana, ganz Mississippi, dem größten Theile von Alabama und Westflorida mit Westgeorgien. Der nordöstliche Theil derselben, welcher die letzten Ausläufer des Alleghanygebirges in sich begreift, ist gebirgig oder hügelig. Die Gebirge in Georgien und Ostalabama bestehen aus Urgestein, jene weiter westlich aus älterm sekundären Kalkstein und aus Sandstein, welcher der Kohlenformation angehört. Am Black Warrior und Catawba treten hin und wieder Kohlen zu Tage. Im Süden und Westen derselben liegt die ausgedehnteste Kreideformation, welche man bis jetzt in Nordamerika kennt; und in dieser Gegend treten die Flüsse über ihre Ufer. Im Süden der Kreideformationen liegen tertiäre, nachtertiäre, diluviale und alluviale Ablagerungen, welche bis zum mexicanischen Golf reichen.

Das Ohiobassin ist in mancher Beziehung die wichtigste Region im südlichen Drittheile des großen Thalbeckens. Die centralen Staaten desselben sind Kentucky und Ohio, welche jedoch nicht innerhalb des Bassins liegen; dagegen begreift es noch den größten Theil von Tennessee, das Nordende von Alabama, den Westen Nordcarolinas, Virginiens und Pennsylvaniens, einen Theil der Südwestecke von Neu-York, Indiana und etwa die Hälfte von Illinois. Abgesehen von den Gebirgen ist seine Bodenerhebung (700 bis 1000 Fuß) doppelt so beträchtlich als jene der vorher beschriebenen Regionen. Einzelne Berge haben 2500 bis 5000 Fuß Höhe. Im Süden des Ohio ist die Oberfläche meist hügelig, im Osten gebirgig, im Nordwesten liegen weite

Digitized by Google

Flächen, die mit den Ebenen Alabamas manches überein haben. Nach den Mündungen des Ohio und Tennessee zu liegen Kreideablagerungen; sonst sind hier auf der Oberfläche die geognostischen Formationen überall ältern Ursprungs. Im Westen, Süden und Osten dieser Region findet man sehr ausgedehnte Kohlenlager, mit ihrer gewöhnlichen Begleitung von Sandstein, Muscheln und Kalkstein; im mittlern Theile waltet Uebergangskalkstein vor.

Hier empfängt der Mississippi den Ohiofluß. Dieser strömt von da ab, wo er den Tennessee aufgenommen in einem breiten Bette, aber oberhalb bis zum Gebirgslande sind seine Ufer höher, und man findet an ihnen nicht selten zwei bis drei Terrassen. Die niedrigsten Bottoms sind thonig und mit tiefem Humus bedeckt; die zweite und dritte Terrasse bestehen aus Geröll, Kieseln, Grand und Sand; über diesen liegt Thon, der mit einer Schicht Dammerde bedeckt ist. Das Geröll besteht aus Fragmenten aller Gesteine, die man bisher im Osten, Nordosten und Norden des Ohio gefunden hat, und sie werden um so größer je mehr man nordwärts kommt. In allen diesen Terrassen trifft man auf organische Ueberreste, die in zähem blauen Thon ruhen. Hinter den Terrassen, in einer mittlern Entfernung von etwa einer englischen Meile landeinwärts, läuft eine durchschnittlich 400 Fuß hohe Hügelreihe, parallel mit dem Flusse, und zwar auf einer Strecke von 600 Meilen, bis sie die Ausläufer der alleghanischen Kohlenformation erreicht.

Der übrige Theil des südlichen Beckens ist ein schmaler Streifen Landes, welcher sich mehrere Breitengrade am östlichen Ufer des Mississipi von der Mündung des Ohio an erstreckt; seine südliche Hälfte liegt in Illinois, die nördliche in Wisconsin. Diese Region ist im Allgemeinen wellenförmig, und Prairien kommen in allen Theilen häufig vor. Die südliche Abtheilung erhebt sich bis zu 800 Fuß, die nördliche bis zu 1500 und 1800 Fuß. Im Süden lagert die Kohlenformation von Illinois, nach Norden hin erscheinen ältere Gesteine und nach den Quellen des Mississippi hin Urgebirgsarten.

Die Achse des großen Thales läuft von der heißen bis zur kalten Zone so ziemlich in demselben Meridian; dasselbe bietet daher in klimatischer Beziehung die größeste Mannigfaltigkeit. Bekanntlich übt die in einer Gegend vorhandene Wassermenge Einfluß auf das Klima. Im südlichen Becken sind der mexicanische Golf, das Delta des Mississipi, und dieser Strom selbst beinah allein diejenigen Theile der Oberfläche, welche zu allen Zeiten mit Wasser bedeckt sind. Nur hier, und nicht in den übrigen Theilen, werden viele Dünste erzeugt. Ganz anders verhält es sich im Becken des St. Lorenz, denn dort sowohl wie weiter nach Norden hin kommen Seen ungemein häufig vor. Die ausgedehnten Wälder sind dem Eindringen der Sonnenstrahlen hinderlich, sie verzögern die Erwärmung des Erdbodens bei Tage und vermeiden die Ausstrahlung der Wärme bei Nacht. Auch wird durch sie die Geschwindigkeit der Winde gehindert, und sie üben somit auf das Klima einen sehr merklichen Einfluß. Im südlichen Becken ist die Ostseite viel wälderreicher als die Westseite, die weit

mehr Prairieland ist. Das St. Lorenzbecken ist im Allgemeinen bewaldet. Auch die Gebirge sind von großer klimatischer Bedeutung. Die Alleghanie's bestimmen die Richtung gewisser Winde; wenn eine östliche Luftströmung vorwaltet, so wird die Temperatur niedriger und feuchter, so daß im Centrum des Thalbeckens der Südost immer kälter ist als der Südwest. Aber auch die Gebirge im fernen Westen üben einen unmittelbaren Einfluß auf die Witterungs- und Temperaturverhältnisse des Thales aus. Weit nach Süden hin finden die vom großen Ocean herströmenden Luftbewegungen eine Passage über die Landenge von Panama zum caraibischen Meere und mexicanischen Golf und, allerdings vielfach modificirt, auch in das Thal. Nördlich vom Isthmus dagegen und hienauf bis zum Polarmeere hält die hohe Gebirgskette die vom westlichen Ocean herkommenden Winde zurück. Aber die Niveauverschiedenheit zwischen diesen Gebirgen und der ausgedehnten geneigten Ebene, welche sich von ihnen nach Osten hin bis zur Thalmulde des Mississippi erstreckt, ist Ursache, daß häufig ein kalter Luftstrom von Westen her kommt. Deshalb gelangen die urspüglich warmen Winde des großen Oceans sehr abgekühlt und trocken in das Thal.

Im Süden des letztern und bis zum 30° n. Br. finden wir eine große Masse warmen Wassers, von dessen Oberfläche jene warmen und feuchten Südwinde kommen, welche über das innere Thal ziehen; die Südwestwinde, welche aus den gebirgigen Gegenden im Westen des Golfes herwehen, sind kälter und weniger feucht, Im Norden dringen, wie schon früher bemerkt wurde, die Hudsonsbay und das Polarmeer in das große Thal ein, und innerhalb des arktischen Meeres liegt auch der Kältepol, und kein Süd- oder Südwestwind vermag diese Gegend zu erreichen, ohne vorher über die schneebedeckten Gipfel der Felsengebirge zu streichen. Daher rührt zum Theil die niedrige Temperatur jener Gegenden. Die von hier kommenden Winde sind allemal kalt, sie sind aber nicht so häufig als die aus dem Süden wehenden. Da das Thal zwischen dem warmen mexicanischen Golf und dem kalten Polarmeere liegt, und keine von Westen nach Osten laufende Gebirgskette den Nord- und Südwinden Hindernisse in den Weg legt, so begreift man, daß dasselbe extremen Temperaturwechseln unterworfen ist.

Doctor Drake hat eine Menge werthvoller Tabellen zusammengestellt, welche die Temperaturverhältnisse des Thales erläutern. Wir theilen die nachstehende Uebersicht der mittleren Monatstemperatur der nachstehenden Oertlichkeiten mit.

Digitized by Google

	Mittlere Jahrestemperatur.	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	September.	October.	November.	December.	Temperaturen Minima.	Maxima.
	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0
Havana	77.34	69 98	71.96	75.74	78.98	83.58	84.12	84.30	85 84	83 04	79.52	73.56	71.78	59	94
New-Orleans	70.19	56 42	59.17	68.60	73.71	78 96	83.09	83 90	83 27	80.23	71.69	60.81	54.38	14	100
Natchez	66.86	52.27	54 51	59.66	69.85	74.52	80.71	81 32	80 85	77.18	67.01	56.98	49.73	0	97
Stadt Mexico	61.86	34 14	—	—	—	—	67.46	—	—	—	—	—	—	—	—
Nashville . . .	58.46	38 22	40 80	49.43	61 92	68.33	76.48	79.47	75.77	70 80	55.29	45 14	39.63	18	99
Cincinnati . .	53.36	33 50	33 15	42.94	55.35	63.33	70.86	75.47	73.25	65.46	52.30	41.71	33.09	18	100
St. Louis . . .	55.37	33.19	34 93	44.34	58.09	66.32	73.79	78.43	76 34	68.14	54.92	40.07	33.82	30	108
Montreal . . .	44.90	14.66	18.13	28.43	41.94	58.06	68.12	78.89	69.67	60.23	47.43	33.83	18.96	25	98
Fort Enterpr.	14.19	—	—	—	—	—	—	—	55.36	—	—	—	29.12	57	78
Felix Harbor.	3.60	36.73	32.02	—	2.54	15.64	34.16	41.25	38.69	25.41	9 07	5.42	22.43	47	70
Melville Insel	0.27	—	35 06	—	—	—	—	40.98	—	—	—	—	—	55	60

Unter den bisher beobachteten höchsten Temperaturen im Thale stellen sich folgende heraus. Fort Leavenworth (39° 23′ N. Br.,) 105°; St.-Louis 109°; Fort Gibson (35° 48′ N. Br.) 116°. Unter den niedrigsten Temperaturen: Felix Harbor (70° N. Br.) 47°; Insel Melville 55°; Fort Enterprise 57°; Fort Reliance (62° 46′ N. Br.) 70°.

Beim Wechseln und Umschlagen befolgen die Winde eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit. Sie drehen von der Linken zur Rechten, angenommen daß der Beobachter sein Gesicht nach Norden oder Süden gerichtet hat. Ihr relatives Vorwalten (für das ganze Thal und mit den am wenigsten häufig vorkommenden beginnend) ist Ost, West, Nord, Süd. Doch wehen sie nicht direkt aus den Cardinalpunkten, sondern kommen gewöhnlich aus zwei neben einander liegenden, und, in obiger Reihefolge, aus Südost, Südwest, Nordwest, Nordost. Im gesammten Thale überwiegen westliche Luftströmungen die östlichen im Verhältniß von 57 zu 43; nördliche über südliche von 54 zu 46.

Am mexicanischen Meerbusen trägt im Pflanzenwuchs vieles ein tropisches Gepräge; aber landeinwärts schlagen die Gewächse der gemäßigten Zone vor, und man findet an manchen Stellen auch schon solche, die sonst nördlicheren Breiten eigenthümlich sind. Am nördlichen Bogen des Golfes wechseln Nadelhölzer und Laubhölzer mit einander ab. Die größte Mannigfaltigkeit der Waldbäume findet man aber im mittlern Theile des Thales, etwa zwischen 36° und 42° N. Breite. Doch sind hier die immer grünen Bäume nicht mehr vorhanden; Eichen, Eschen, Walnüsse, Ulmen, Ahorn, die gelbe Pappel, der Cottenbaum rc. walten vor, im östlichen Theile aber Nadelhölzer. Die Wälder dieser Breiten reichen bis zum Obern-See, wo jedoch im Norden einzelne Baumarten nicht mehr gut fortkommen. Weidenbäume wie sie am Mississippi wachsen, findet man indessen bis in die Nähe der Mündung des Mackenzie. Von cultivirten Pflanzen finden wir im heißen Gestadelande Mexicos die Banane; auf Cuba den Kaffe; den Orangenbaum bis 30°, das Zuckerrohr im Süden des 31°, den Reis nördlich bis 36° 30′, bis wohin auch Baumwolle gedeiht, die Feige bis 33°, Mais, wovon zwischen den Wendekreisen jährlich drei Ernten erzielt werden können, gedeiht bis 49°; die Batatate oder süße Kartoffel wächst

Digitized by Google

bis 41°, die gewöhnliche Kartoffel ist am vortrefflichsten unter dem 43 und 44 Grade, Weizen unter 43; der Apfel gedeiht südlich vom 33 Grade nicht mehr gut.

Wir übergehen hier die Thierwelt, welche wir gelegentlich nach einer andern Quelle zu schildern gedenken, und bemerken nur, daß die weiße Bevölkerung das wunderbarste Gemisch darbietet, welches die Erde aufzuweisen hat. Alle Länder Europas haben ihren Beitrag zu derselben geliefert. Diese europäischen Menschen leben dort unter anderen climatischen Verhältnissen als in der alten Heimath; sie vermischen sich mit einander, erwerben ohne große Anstrengung ihren leiblichen Unterhalt, finden ganz neue gesellschaftliche und politische Zustände. Begreiflicherweise treten allmälig andere Sitten und Gewohnheiten, Anschauungen und Bedürfnisse an die Stelle der früheren, der ganze Mensch wird schon in der zweiten, gewiß aber in der dritten Generation ein anderer; auch seine physischen Eigenthümlichkeit modificirt sich, und es kann kaum ausbleiben, daß nach und nach eine eigenthümliche Rasse aus dieser bunten Kreuzung entsteht. Im Durchschnitt ist die Körpergestalt der Engländer, Schotten und Iren etwas höher als jene der Deutschen, Franzosen und Juden, dagegen ist bei den Deutschen das Gewicht schwerer als bei den übrigen; die Amerikaner kommen ihnen darin am nächsten. Von den eingebornen weißen Amerikanern erreichen jene im westlichen Virginien, Kentucky und Ternessee die beträchtlichste Höhe. Im Durchschnitt für die Gesammtheit ergeben sich 5 Fuß 7 Zoll 8 Linien englisch; durchschnittliches Gewicht 146 Pfund 13 Unzen, schlankster Wuchs 6 Fuß 2 Zoll, stärkstes Gewicht 192 Pfund. Die Leute nähren sich reichlich, genießen aber verhältnißmäßig zu viele Fleischspeisen. Auch kochen die Amerikaner im Durchschnitt sehr schlecht, die Deutschen und Franzosen besser. Jene essen die schlecht zubereiteten Speisen viel zu schnell, sie kauen kaum, sie schlingen nur hinab, zum großen Nachtheil ihrer Gesundheit. Der Genuß berauschender Getränke nimmt allmälig immer mehr ab.

Wir werden nach und nach einzelne Staaten des großen Stromgebiets des Mississippi näher schildern. Dorthin wandern Hunderttausende unserer deutschen Landsleute, und es ist daher von Interesse, daß wir mit ihrer neuen Heimath näher bekannt werden.

Der Nicaragua-Canal.

Von Napoleon Ludwig Bonaparte.

Der gegenwärtige Gewaltherrscher über Frankreich ist keine so unbedeutende Persönlichkeit, wie viele glauben. Daß er als finanziell ruinirter Mensch keine andere Wahl hatte als zwischen dem Schuldthurm und dem Staatsstreiche; der mit großem Geschick durchgeführt wurde, mag seine Richtigkeit haben; wer

Digitized by Google

nicht viel zu verlieren hat, wenn er Alles einsetzt, kann leicht hohes Spiel wagen. Aber „Ideen" hat dieser „Prinz" und immer trachtete er nach hohen Dingen. In der Schweiz studirte er die Artilleriewissenschaft, über welche er, gleichviel ob allein oder mit Dufours Hülfe, ein besonderes Werk herausgab. Er hat sich einmal in den Kopf gesetzt, daß es seine Bestimmung sei in die Fußspuren des großen Oheims zu treten. Deshalb wollte er sich als Artillerist einen Namen machen. Aber als militairischer Schriftsteller erregte er kein Aufsehen; größern Erfolg hatten schon seine „Napoleonischen Ideen", welche durch die „Echaufourree" in Straßburg und das romantische aber unglückliche Abenteuer in Boulogne, bei welchem ein in England sorgfältig abgerichteter Adler eine Rolle spielte, ein Relief erhielten. Der Decemberheld von 1851 wurde damals in dasselbe Schloß Ham gesperrt, wohin er nun die conservativen Burggrafen geschickt hat. Innerhalb der Mauer der alten Burg blieb ihm Muße sich nach Belieben geistig zu beschäftigen. Damals schrieb er eine Abhandlung über den Kanal von Nicaragua. Es war nahe daran, daß Ludwig N. Bonaparte Kanaldirektor in Mittel-America wurde; er hatte bereits Anstalten zur Abreise dorthin getroffen als die Februarrevolution ausbrach. Nun blieb er in Europa, und statt Rotten von Kanalarbeitern zu befehligen, befindet er sich an der Spitze eines großen Heeres von viermalhunderttausend Mann, die nach „Gloire" dürsten. Die „Conservativen" in Europa, welche in dem Manne des 2. December einen Hort der Ruhe erblicken, werden Gelegenheit haben über ihren sichern Blick Betrachtungen anzustellen, wenn am Rhein oder zwischen Alpen und Po dreifarbige Fahnen wehen und französische Trommeln wirbeln.

Doch dies beiläufig; wir haben es hier nur mit Ludwig Napoleon in seinen Beziehungen zum Nicaraguakanal zu thun. Damit verhält es sich folgendermaßen:

Im Jahre 1842 erhielt der Gefangene zu Ham, durch Vermittelung eines auf Jamaica ansässigen Franzosen, Briefe von angesehenen Leuten in Mittelamerika. Sie baten ihn, die Regierung Ludwig Philipps um Freilassung zu ersuchen, und nach Amerika zu kommen, wo man ihn mit Freuden empfangen und in einer seines Namens würdigen Weise beschäftigen werde. Der Prinz ging auf diesen Wunsch nicht ein, unterhielt aber einen lebhaften Briefwechsel mit jenen Amerikanern, und besprach mit einem französischen Marineoffizier, der nach Central-Amerika reisen wollte, ausführlich die bekannten Kanalprojekte. Um dieselbe Zeit schickte die französische Regierung den Ingenieur Garella nach Nicaragua, und auf die Landenge von Panama, um die Oertlichkeiten zu vermessen.

Von Seiten der Staaten Guatemala, San Salvador und Honduras erschien 1844 in der Person des Herrn Castellon ein bevollmächtigter Minister in Paris, um den Schutz Frankreichs nachzusuchen, welchem man hingegen bedeutende Handelsvortheile einzuräumen bereit war. Castellon erreichte seinen Zweck nicht, und wandte sich darauf an den Prinzen in Ham, mit welchem er

ausführlich über die Möglichkeit und die Bedeutung der Verbindung beider Weltmeere sich besprach. Er drang in den Gefangenen, die Leitung des großartigen Werkes zu übernehmen. Indessen seine Bemühungen waren vergeblich und er wandte sich nach Belgien an eine Compagnie, welche damals weitschichtige Pläne auf Central-Amerika verfolgte, die bekanntlich zu Wasser wurden.

Nach einiger Zeit hatte der Prinz Aussicht auf Freilassung, durfte aber nicht hoffen, daß man ihn in Europa verweilen lassen werde. Er beschäftigte sich daher eifrig mit dem Kanalprojekte, und schickte seine Ansichten darüber an Castellon nach Nicaragua. Es war, wie er schriftlich meldete, seine feste Absicht nach Amerika zu gehen, und den Kanalbau zu leiten. Castellon ließ diese Mittheilungen ins Spanische übersetzen und drucken, betrieb auch eine Bittschrift an die Regierung von Nicaragua, in welcher dieselbe ersucht wurde, die Ausführung des Baues ganz ausschließlich dem Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte zu übertragen. Unterm 6. December 1845 richtete er aus Leon de Nicaragua an denselben eine Zuschrift, in welcher es heißt: „Sie geben mir kund, daß Sie jetzt weit geneigter als früher sind, hier herzukommen, und durch Ihre Gegenwart und Mitwirkung die Ausführung dieses großen Unternehmens zu betreiben, welches dem edelsten Ehrgeize genügen muß. Sie wollen die Leitung übernehmen, ohne eine andere Absicht als eine Aufgabe zu lösen, welche Ihres großen Namens würdig ist. Die hiesige Staatsregierung ist völlig überzeugt, daß die richtige Art und Weise ein zu diesem Unternehmen erforderliches Kapital aufzubringen darin besteht, dasselbe unter den Schutz eines Namens zu stellen, der wie der Ihrige durch Vermögen und Rang unabhängig ist; der Vertrauen auf beiden Erdhalben erwecken kann, und hier jede Besorgniß vor fremder Herrschaft schweigen läßt. In Ihnen, Hoheit, erblickt die Regierung von Nicaragua die einzige Persönlichkeit, welche alle hier in Frage stehenden Bedingungen erfüllt. Ew. Hoheit sind in einer Republik erzogen und haben durch Ihr edles Benehmen in der Schweiz dargethan, wie sehr ein freies Volk auf Ihre Selbstverläugnung rechnen darf. Auch sind wir überzeugt daß, wenn Ihr Oheim, der große Napoleon, sich durch seine Siege unsterblich gemacht hat, Eure Hoheit unter uns gleichen Ruhm erwerben kann durch die Arbeiten des Friedens, welche lediglich Zähren der Dankbarkeit hervorlocken. Von dem Tage, an welchem Sie unser Land betreten werden, muß für dessen Bewohner ein neuer Zeitabschnitt beginnen.“ Es ist eine bekannte Eigenthümlichkeit des spanischen Naturells, daß es pomphafte Ausdrücke liebt. So auch Herr Castillon, der weiter meldet, wie das Jahr 1830 die Bemühungen des Königs der Niederlande, welcher den Kanal graben lassen wollte, vereitelte; wie der von Castellon und dem Grafen Hompesch, im Namen der belgischen Compagnie, abgeschlossene Vertrag von der Regierung Nicaraguas ungünstig aufgenommen worden sei, und daß man bald wieder auf Ruhe und Frieden in Mittel Amerika werde rechnen können.

Digitized by Google

Einige Monate später erhielt der Prinz in Ham ein Schreiben von Herrn Montenegro, Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Nicaragua. Dasselbe enthielt alle amtlichen Vollmachten, die erforderlich waren um in Europa eine Compagnie zu bilden. Die Regierung von Nicaragua hatte unterm 8. Januar 1846 beschlossen, eine neue Weltstraße zu eröffnen, und dieselbe Napoleons-kanal von Nicaragua zu nennen. Ihr Geschäftsträger in Belgien und Holland, Marcoleta, kam nach Ham, um dort mit dem Prinzen einen Vertrag abzuschließen. Dieser hatte damals der französischen Regierung das Versprechen gegeben, nach Amerika zu gehen, falls ihm vorher gestattet werde, einige Monate bei seinem alten Vater in Florenz zu verweilen. Er bekam keine Antwort. Später nahm er bekanntlich seinen Aufenthalt in England.

Wie ernstlich er sich mit dem Nicaragua-Kanal beschäftigt hat, ergiebt sich aus seiner Denkschrift über dieses Unternehmen. Er hat sie in englischer Sprache geschrieben; sie wurde 1846 in wenigen Exemplaren zu London bei Mills und Söhnen, Crane Court, Fleet Street gedruckt und 1849 in einer Pariser Monatsschrift (Nouvelle Revue britannique, Mai 1849, S. 102 bis 146) französisch mitgetheilt. Wir entlehnen ihr was sie Wissenswerthes enthält und fügen am Ende einige Bemerkungen hinzu.

* * *

Die Verbindung des atlantischen Weltmeers mit dem stillen Ocean vermittelst einer Wasserstraße durch die Mitte der neuen Welt, ist ein Gegenstand, dessen Wichtigkeit auf der flachen Hand liegt. Sie wird die Entfernung zwischen Europa und der Westküste Amerikas um tausende von Meilen abkürzen, nicht minder die Verbindung mit Oceanien, Australien, Neuseeland, China und Japan vermittelst der Dampfschifffahrt beflügeln und erleichtern; den Aufschwung eines Landes, durch welches jährlich einige tausend Kauffahrtheischiffe steuern, wunderbar schnell und mächtig fördern; dem Welthandel und den Erzeugnissen Europas neue Abzugswege eröffnen, und das Fortschreiten des Christenthums wie der Gesittung überhaupt um mehrere Jahrhunderte beschleunigen. Das Unternehmen wird somit für die Interessen der gesammten Menschheit und insbesondere auch für jene von Amerika unberechenbar ersprießlich sein. Es fragt sich nur, in welcher Weise ein für große Seeschiffe fahrbarer Kanal gegraben werden soll, und wo sich die dafür am besten geeignete Oertlichkeit befindet.

Man kann Mittelamerika als einen großen Isthmus ansehen, welcher die beiden Weltmeere scheidet, und sich von der Landenge von Tehuantepec bis zum Golf von Darien erstreckt. Er mag etwa 1200 Meilen Küste haben, seine Oberfläche beträgt 26,650 Geviertlieues, sie kommt also ziemlich jener von Frankreich nahe. Die Volksmenge beträgt höchstens drei Millionen Seelen. Den Angaben Thomson's und Montgomery's zufolge sind viele ausgedehnte Landstrecken, die eine vortheilhafte Lage und gutes Klima bei ungemein fruchtbarem Boden haben, noch völlig unangebaut. Sie sind mit Wäldern bedeckt, deren Holz großen Ertrag geben muß. Vom Getreide kann man jährlich drei

Digitized by

Erndten erzielen, namentlich von Mais, der einhundert bis fünfhundertfältigen Ertrag giebt. Dort gedeihen alle Erzeugnisse der heißen wie der gemäßigten Zone; die Temperatur ist so mannigfaltig wie der Anblick des Landes selbst. Das Tiefland am Meere hat tropische Hitze, während im Innern, namentlich auf den Hochebenen, ein steter Frühling herrscht.

In Mittelamerika liegen fünf Oertlichkeiten, welche man als geeignet für die Herstellung einer Verbindung zwischen beiden Meeren ansieht: der Isthmus von Tehuantepec auf mexikanischem Gebiet; der Isthmus von Nicaragua, die Landenge von Panama und zwei andere Punkte auf dem Isthmus von Darien. Den Untersuchungen des Generals Orbegoso zufolge bietet die Landenge von Tehuantepec große Schwierigkeiten für einen Kanal. Nach einem Berichte Moros lassen dieselben sich allerdings überwinden, aber nur mit ungeheuren Kosten, die sich auf mindestens 8,000,000 Pfund Sterling belaufen würden. Man hat z. B. die Erdarbeiten auf 45 Mill. Francs veranschlagt, den Bau von 150 Schleusen, jede zu 600,000 Francs, 90 Mill.; Ableitung von Sümpfen 11 Mill.; Kanalisirung des Guazacualco 34½ Mill. Francs. Dieser Kanal würde seine Mündung in den mexikanischen Meerbusen haben und den Weg nach Südamerika beträchtlich verlängern (dagegen aber auch den nach der Westküste Nordamerikas abkürzen). Auch wären die Hafenpunkte zu beiden Seiten nicht so gut wie jene von Nicaragua; sodann würde das umliegende Land für Ansiedelungen nicht so gut geeignet sein. — Die Oertlichkeiten der Landenge von Darien sind von Sachverständigen für ungünstig erklärt worden.

Es bleiben somit nur zwei Projecte übrig; und es kommen lediglich der Isthmus von Panama und der Fluß San Juan mit dem Nicaragua-See in Frage.

Es giebt Länder, welchen schon durch ihre geographische Lage eine gedeihliche Zukunft verbürgt erscheint, weil sie reich an natürlichen Vorzügen und Vortheilen sind, welche freilich die Menschen zu benützen verstehen müssen. In günstiger Lage finden wir jene durch welche große Handelsstraßen ziehen, Länder mit sicheren Häfen und mannigfachem Productenreichthum, der einen lebhaften Waarenaustausch mit anderen Völkern ermöglicht. Mittel-Amerika, und insbesondere Nicaragua, kann wegen seiner reichen Hülfsquellen einen lebhaften Handel treiben sowohl im Inlande selbst, wie mit fernen Gegenden. Tyrus, Karthago, Konstantinopel, Venedig, Genua, Amsterdam, Liverpool und London haben sich aus unbedeutenden Flecken zu Weltstädten lediglich durch ihre Handelsthätigkeit erhoben.

Die Geschichte kennt eine hochberühmte Stadt, die jetzt freilich viel von ihrem Glanze verloren hat, deren bewundernswürdige Lage jedoch sie zum Gegenstande der Eifersucht aller europäischen Großmächte macht. Sie sind übereingekommen am Bosporus eine halbbarbarische Regierung aufrecht zu erhalten, weil diese nicht im Stande ist, die natürlichen Vortheile zu benutzen, welche jene bewundernswürdige Stadt darbietet. Eben durch diese Lage ist Konstan-

Digitized by Google

tinopel Königin der alten Welt geworden. Es erhebt sich auf einem centralen Punkte zwischen Europa, Asien und Afrika; und es könnte zum Stapelplatz für den Welthandel dreier Erdtheile sich emporschwingen und auf alle drei einen weit- und tiefgreifenden Einfluß üben. Es dehnt sich zwischen zwei Binnenmeeren hin, deren Eingang von ihr beherrscht wird; es könnte mächtige Kriegsflotten aufnehmen, und vermittelst derselben sich die Herrschaft über das mittelländische wie das Schwarze Meer sichern, während es selbst gegen jeden Angriff gedeckt bliebe. Es könnte die Mündungen der Donau beherrschen, die bis ins Herz von Deutschland führt; die Quellen des Euphrat, dessen Lauf nach Indien weist; es könnte den Handel von Griechenland, Spanien, Südfrankreich, Italien und Aegypten beherrschen. Warum es das Alles nicht thut? Montesquieu sagt einmal: „Gott hat gelitten, daß es auch Türken in der Welt giebt, jene Leute die unter allen Menschenkindern am meisten sich eignen, ein großes Reich ohne Nutzen zu beherrschen.“

In der Neuen Welt giebt es ein Land, das eine eben so bewundernswürdige Lage hat wie Konstantinopel, und das bis auf den heutigen Tag noch eben so ungenutzt daliegt. Ich meine den Staat Nicaragua. Wie die alte Stadt der byzantinischen Cäsaren einen Mittelpunkt in der alten Welt bildet, so ist gleichermaßen die Stadt Leon, oder vielmehr Massaya ein Centralpunkt für die Neue Welt. Und durchstäche man die Erdzunge, welche seine beiden Seen vom Stillen Ocean trennt, so würde Nicaragua, eben seiner centralen Lage wegen, weite Küstenstrecken von Nord- und Süd-Amerika beherrschen. Massaya liegt, gleich Konstantinopel, zwischen zwei natürlichen großen Rheden, auf welchen die größten Flotten gegen jeden Angriff gesichert liegen können. Nicaragua kann und muß noch weit meher als Konstantinopel nothwendig eine Weltstraße, ein Durchsgangspunkt für den Welthandel werden. Es wird für die Vereinigten Staaten die kürzeste Straße nach China, für England und das übrige Europa die kürzeste Straße nach Neuholland und der Westküste Amerikas enthalten. Nicaragua hat eine große Bestimmung zu erfüllen, und die großen europäischen Seemächte würden es gern sehen, wenn die Bewohner desselben einen bedeutenden Rang unter den Völkern der Erde einnähmen.

Alle seefahrenden Nationen haben ein gewichtiges commercielles Interesse daran, daß eine Verbindung zwischen beiden Weltmeeren hergestellt wird; England muß sich aber dafür auch aus politischen Rücksichten interessiren. Es muß ihm nämlich daran liegen, daß Mittel-Amerika sich zu Macht und Bedeutung emporringt, und so ein Gleichgewicht der Macht herstellt. Es ist für Großbritannien von Belang, daß im ehemals spanischen Amerika ein neues Centrum gewerblicher und commercieller Thätigkeit erstehe, in welchem sich eine starke Nationalität ausbildet, und das geeignet ist, weitere Uebergriffe des mächtigen Staates in Nordamerika zu verhindern. England muß die Eröffnung eines neuen Schiffsweges gern sehen, welcher ihm einen raschern Verkehr mit

Digitized by Google

Oregon, China und Neuholland ermöglicht; gewinnt Mittel-Amerika an Aufschwung, so wird sich auch auf Jamaica und den übrigen britischen Antillen neue Regsamkeit zeigen. Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß das politische und commercielle Gedeihen Nicaraguas aufs Engste mit den politischen Interessen der größten Seemacht zusammenfällt. *)

Der Kanal durch Nicaragua darf nicht etwa ein bloßer Durchstich sein, vermittelst dessen man Waaren von einem Meere zum andern schafft. Es handelt sich vielmehr vor Allem darum, daß Central-Amerika durch ihn sich zu einer wahren Seemacht erhebe und seinen gebührenden Theil am Welthandel bekomme. Eine Wasserstraße von San Juan de Nicaragua am Antillenmeere bis Realejo am Stillen Ocean würde alle Bedingungen erfüllen; denn Realeja ist ein guter Hafen, San Juan hat eine gute Rhede, welche gegen den Nordost geschützt ist. Weder Panama noch Chagres haben so guten Ankergrund. Aber es genügt noch lange nicht, daß der Kanal auf beiden Endpunkten gute Häfen besitze; er muß auch selber eine Reihenfolge natürlicher Bassins haben, die als Docks benutzt werden können, damit die Schiffe im Stande sind ihre Waaren rasch und sicher ein- und auszuladen.

Die Regierungen der Seehandel treibenden Völker haben viele Millionen verausgabt um künstliche Wasserbecken für die Aufnahme von Schiffen zu bauen, während bei Granada und in der Gegend von Leon zwei natürliche Becken liegen, welche im weitesten Umfange und ohne alle Kosten das Darbieten, was man in Europa durch ungeheure Ausgaben und durch ungeheuern Aufwand von Geld und Arbeitskraft hat erreichen können. Panama bietet auch nicht entfernt solche Vortheile dar.

Soll der Kanal ein Hauptelement für den gedeihlichen Fortschritt Mittel-Amerikas abgeben, so muß er nicht durch den schmalsten Theil der Landzunge geführt werden, sondern durch den Landstrich, welcher amgesundesten ist, die stärkste Bevölkerung hat, den fruchtbarsten Boden besitzt, und von den meisten Flüssen Bewässerung empfängt. Ein Kanal von San Juan nach Realejo würde den San Juan-Fluß benutzen, in welchen sich viele kleine Gewässer ergießen. Drei derselben sind für Boote eine Strecke weit schiffbar. Von der Mündung des San Juan bis zum Stillen Ocean durchliefe die Wasserstraße in gerader Linie etwa 278 englische Meilen. Auf das ganze Uferland müßte der Durchzug von mehren Tausend Schiffen jährlich wie ein Wunder wirken. Jetzt liegen diese Strecken zum großen Theil öde und unbebaut da; aber binnen wenigen Jahren würden sie mit Städten, Dörfern und Gehöften bedeckt sein. Auf den Seen würden viele Dampfboote hin- und hersteuern; es fände sich ein ausgedehnter Waarenaustausch von selbst ein, der Boden gäbe reichen Ertrag, nicht minder

*) Man sieht, daß diese Zeilen vor der Eroberung Californiens durch die Nordamerikaner geschrieben worden sind. Die Dinge haben seitdem eine ganz andere Gestalt gewonnen.

Digitized by Google

die Wälder und die Bergwerke. Dagegen würde von Panama ab ein Kanal nur ungesundes, morastiges, großentheils unbewohntes und auch unbewohnbares Land durchschneiden, und auf beiden Seiten keine guten Hafenplätze haben. Eine Wasserstraße vermittelst der beiden Landseen in Nicaragua bietet Vortheile dar, wie sie anderwärts gar nicht vorkommen, und ist außerdem verhältnißmäßig leicht herzustellen.

Aus Garellas Vermessungen ergiebt sich, daß der Isthmus von Panama für einen Kanal unübersteigliche Schwierigkeiten darbietet. Er würde freilich nur 30 Meilen (48 Kilometer) lang sein, und sein höchster Punct nicht über 54 Metres betragen; aber es würde kaum möglich sein, ihn hinlänglich mit Wasser zu speisen, weshalb auch Garella einen Kanaltunnel vorschlägt, dessen Kosten er auf funfzig Millionen Francs berechnet, und welcher großen Schiffen sicherlich keine Bequemlichkeiten darbieten würde. [— Der Plan zu einem Kanal über den Isthmus von Panama ist bekanntlich ganz aufgegeben, seit man dort vom atlantischen Ocean zum Stillen Weltmeer Schienen legt. Diese Bahn wird 1852 ganz dem Verkehr übergeben. —]

Der Kanal durch Nicaragua von San Juan bis Realejo würde umfassen: 1. Den Fluß San Juan, der mit seinen Krümmungen nach Baily 90, nach Lawrence's Messungen von 1840, 104 englische Meilen lang ist; 2. den Nicaragua See, der 90 (englische) Meilen lang ist; 3. den Fluß Tipitapa, durch welchen der Nicaragua-See mit dem See von Leon, (Managua-See) zusammenhängt; 4. diesen Leon- oder Managua-See, der 35 Meilen Länge hat; 5. endlich den Isthmus, welcher diesen See vom Hafenplatze Realejo scheidet, 29 Meilen. Die Gesammtlänge der Communication zwischen beiden Meeren betrüge somit 278 englische Meilen oder 475 Kilometer; doch wären nur auf einer Strecke von 82 Meilen (131 Kilometer) Arbeiten erforderlich.

Nach den in den Jahren 1837 und 1838 von Baily angestellten Vermessungen liegt der Nicaragua-See etwas über 39 Meter oberhalb der Niveaus des Großen Oceans bei niedrigem Fluthstande. Der Managua-See liegt 8 M. 70 C. über dem Niveau des Nicaragua-Sees. Der höchste Punkt, welcher zwischen jenem obern See und Realejo liegt, 16 M. 85 C. über dessen Wasserspiegel. Die Gesammthöhe des obern Niveau's stellt sich auf 64 M. 65 C. Der Unterschied zwischen der hohen Fluth im großen Ocean und der tiefen Ebbe im atlantischen Weltmeer beträgt nach Garella 5 M. 90 C., und man muß diese letztere Ziffer zu jener obigen hinzurechnen, damit man wisse, um wie viel das obere Niveau des Kanals über jenem des atlantischen Meeres liege. Diese Höhe bietet für einen Kanal keine Hindernisse dar, welche die Wasserbaukunst nicht mit leichter Mühe zu beseitigen vermöchte. In Nicaragua muß man die beiden großen Seen als zwei große Wasserbecken betrachten, aus welchem das nöthige Wasser vertheilt wird.

Digitized by Google

Die Höhe der verschiedenen Puncte über den beiden Meeren stellt sich folgendermaßen heraus:

	Atlant. Ocean.	Großen Ocean.
Höhe des Nicaragua Sees über dem	45 M. — C.	39 M. 10 C.
„ „ Sees von Leon „ „	53 „ 70 „	47 „ 80 „
„ „ des obern Niveau's	70 „ 55 „	64 „ 65 „

Der San Juanfluß, sagt Baily, kommt aus dem Südostende des Nicaragua-Sees hervor, da wo ehemals das jetzt völlig zerstörte Fort San Carlos stand. Er bildet den alleinigen Abzug für beide Seen, ist von San Carlos bis San Juan del Norte (einem Platze, welchem die Engländer den Namen Greytown octroyirt haben) 90 (104) Meilen lang, und bildet einen prächtigen Wasserlauf. Seine Breite ist unregelmäßig und wechselt zwischen 100 und 200 Metres; die Tiefe wechselt zwischen 1½ und 7, 8 bis 9 Faden; im eigentlichen Stromwege beträgt sie durchschnittlich 3 bis 5 Faden; aber während der Regenzeit, vom Mai bis November, wächst die Wassermasse beträchtlich. Die Ufer, namentlich das rechte, sind mit Wäldern bedeckt, und das Gestrüpp und Unterholz ist undurchdringlich. Deshalb blieb dieser Landestheil auch unbewohnt, so ungemein fruchtbar auch der Boden ist. Von den vielen Gewässern, welche sich in den San Juan ergießen, sind der San Carlos und der Tarapiqui am bedeutendsten. Sein Gefäll ist sanft und die Strömung nicht stark; sie beträgt nur etwa 1 bis 1½ englische Meilen in der Stunde bei gewöhnlichem Wasserstande. Man kann ihn das ganze Jahr hindurch mit Barken von 10 bis 12 Tonnen Trächtigkeit befahren; diese Fahrzeuge haben etwa zehn bis zwölf Schiffsleute an Bord. Die jetzt der Schifffahrt entgegenstehenden Hindernisse sind vor allem die Stromschnellen oder Raudales; sodann der Wasserverlust, welchen der San Juan dadurch erleidet, daß er theilweise, 17 Meilen vom Hafen San Juan, in einen andern Fluß, den Colorado, abläuft; endlich ein Labyrinth von kleinen Inseln, welche unterhalb der Abzweigung des Colorado vom San Juan bis zu dessen Mündung im Strome liegen. Man ist der Meinung, daß in früheren Zeiten die Spanier absichtlich die Stelle wo der Colorado abzweigt, breiter machten, um den Hauptstrom unschiffbar zu machen und so Granada gegen feindliche Ueberfälle (der Flibustier) zu sichern. Diesem Uebelstande ist indessen leicht abzuhelfen. Der Stromschnellen giebt es vier: del Toro, del Castillo Viejo, de Los Valos und Machuca, die auf einer Strecke von etwa zehn Meilen hinter einander liegen; der längste ist noch keine halbe Stunde lang. Die Felsen liegen quer durch den Strom, lassen zu beiden Seiten ein enges Fahrwasser, und ragen in der trockenen Jahreszeit über das Wasser empor. Die Breite des Flusses beträgt an diesen Stellen etwa 100 bis 120 Metres, der Strom rauscht heftig und bricht sich an den spitzigen Felsen. Doch kommen die landesüblichen Fahrzeuge, die Bongos, ohne Gefahr weiter.

Die Colorado zweigt sich vom San Juan unter 10° 30′ nördlicher Breite ab, läuft südöstlich, ergießt sich zwischen 10° 46′ nördlicher Breite ins Meer

Digitized by Google

und bildet an der Mündung eine sehr gefährliche Barre. Er entzieht dem San Juan eine sehr beträchtliche Wassermenge; an der Stelle wo er von diesem abscheidet, beträgt seine Breite 360 Metres, und er hat bei seinem niedrigsten Stande 2 M. 70 C. Tiefe an der tiefsten Stelle. Berechnungen, welche im Mai zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes und im Juli zur Zeit der höchsten angestellt wurden, weisen nach, daß der San Juan im Mai jede Minute 21,416. und im Juli jede Minute 65,238 Kubikmeter verlor. Natürlich wird der Lauf des also geschwächten Flusses langsamer, er setzt Sand und Schlamm überall ab, wo er träge dahin fließt, Baumstämme machen das Fahrwasser unsicher, allmälig bilden sich Sandbänke, die zu Inseln werden, und in diesem Klima bald eine üppige Pflanzendecke erhalten. Hier läßt sich indessen leicht helfen; man braucht nur den Colorado abzudämmen, damit er dem San Juan sein Wasser nicht mehr entziehe, und sogleich wird in diesem letztern die Strömung rascher und mächtiger werden; es würde sich ein tieferes Fahrwasser von selbst bilden. Sollte ein ähnliches Verfahren bei anderen Theilen des Stromes erforderlich und zweckmäßig erachtet werden, so steht dem nichts im Wege, da die Inseln nur aus Sand bestehen, der sich um Baumstämme herumgelagert hat. Die Stromschnellen würden dagegen eine ganz andere Arbeit nöthig machen. — So weit der englische Ingenieur Baily.

Ludwig Napoleon Bonaparte fügt nach dem Berichte eines Capitains A. G. folgendes hinzu. Der San Juan zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste beginnt am See und reicht, 27 Meilen lang, bis zur ersten Stromschnelle; die zweite begreift die Reihenfolge der Stromschnellen, also etwa 15 englische Meilen; die dritte reicht von dort bis zur Abzweigung des Colorado, 43 Meilen, und die vierte von da bis zur Mündung, 19 Meilen.

Die erste Abtheilung, vom See bis zum Flusse Savalos, wo die Stromschnelle del Toro beginnt, bietet eine bequeme Schifffahrt dar, die Strömung ist mäßig, der Strom bei seinem Ausflusse aus dem See bei trockener Zeit sechs bis sieben Fuß tief, bald nachher aber neun und dann zwanzig Fuß. Er ist dort etwa eine viertel englische Meile breit. Diese 27 Meilen erfordern wenig Nachhülfe der Kunst, da man höchstens neun englische Meilen auszubaggern hat.

In der zweiten Abtheilung würden folgende Arbeiten erforderlich sein. Die Toro-Stromschnelle steigt allmälig an; eine Schleuse am untern Ende derselben würde die nöthige Tiefe geben, denn ein neun bis zehn Fuß tiefes Fahrwasser ist bereits vorhanden. Diese Stromschnelle ist etwa eine Meile lang, und die Schnelligkeit beträgt nur vier Meilen in der Stunde. Nachher ist vier Meilen weit ruhiges Wasser von 12 bis 24 Fuß Tiefe; die Ufer sind, bis auf einige kleine Strecken von 8 Fuß Höhe auf der linken Seite, niedrig, und sie werden auch bis zu den Mico- und los Valos-Stromschnellen nicht höher. Bei Castillo Viejo liegen wieder Stromschnellen, die etwa ein Kilometer lang sind und 12 bis 24 Fuß Tiefe haben. Auch hier müssen Strecken ausgebaggert werden.

Digitized by Google

Nach zwei und einer viertel Meile (englischen, wie immer,) schiffbaren Wassers von 13 Fuß Tiefe gelangt man zu den Stromschnellen von Mico und los Valos, die zusammen eine Länge von 1½ Meile haben. Beide berühren sich beinahe und sind so gut wie eins. Die Tiefe des Fahrwassers beträgt 6 bis 8 Fuß, die Ufer erheben sich von 6 bis zu 20 Fuß über den Wasserspiegel. Hier würde eine Schleuse erforderlich sein. Zwischen diesem Wasserfalle und jenem von Machuca folgt ein ruhiges Wasser von 3 Meilen Länge; es ist beträchtlich tief und bedarf keiner Nachhülfe.

Die Machuca-Stromschnelle ist eine Meile lang und die gefährlichste von Allen obwohl sie nicht so starkes Gefäll hat als die früheren. Die Schnelligkei der Strömung übersteigt nirgends 5 Meilen in der Stunde bei niedrigem Wasserstande. In der trockenen Jahreszeit ragen viele Felsen etwas über das Wasser empor. Die Ufer sind zur Anlage einer Schleuse hoch genug.

Die dritte Abtheilung umfaßt jene Strecke des Stromlaufes, wo der San Carlos und der Sarapiqui einmünden; vier oder fünf Schleusen und Ausbaggerung auf einer Strecke von kaum 10 Meilen würden denselben vollkommen schiffbar machen.

Die vierte Abtheilung, von der Abzweigung des Colorado bis zum Meer, bieten 9 Meilen eine sehr gute Schifffahrt; aber der übrige Theil ist seicht Hier muß bedeutend nachgeholfen werden, entweder im Stromlaufe selbst, oder vermittelst eines Seitenkanals der höchstens 10 Meilen (16 Kilometer) lang zu sein brauchte. Die im Flusse vorzunehmenden Arbeiten würden sich in den verschiedenen Abtheilungen folgendermaßen herausstellen:

I.	Nachhülfe und Ausgrabungen auf 9 Meilen	15,840	Yards.
II.	Bei der ersten Stromschnelle	1760	„
	bei der zweiten Stromschnelle	1090	„
	bei der dritten Stromschnelle	2000	„
	bei der vierten Stromschnelle	2016	„
III.	Arbeiten	17,600	„
IV.	Arbeiten	17,600	„

Zusammen 57,966 Yards oder 33 englische Meilen, etwa 53 Kilometer. Die Länge der Schleusen bei jeder der vier Stromschwellen würde betragen von 79 M. 65 C. bis 108 M. 50 C.

Aus den bisher angestellten Beobachtungen ergiebt sich mit Bestimmtheit: 1) daß der San Juan auf der ganzen Strecke seines Laufes, bis etwa 10 Meilen von seiner Mündung, im gewöhnlichen Zustande mindestens 6 Fuß Tiefe hat; 2) daß seine Ufer, mit wenigen unbedeutenden Ausnahmen, hoch genug sind, um mit Hülfe von Dämmen und Schleusen die Wassermenge nach Bedarf zu vermehren; 3) daß in vielen Stromtheilen und an der Mündung einer Ausbaggerung durch Dampf nichts entgegensteht. Schließt man jede der vier Stromschnellen mit zwei Schleusen ein, und baut man deren eine oder zwei an der Mündung des Stromes, so würde man im San Juan 9 oder 10.

Digitized by Google

Schleusen haben, welche bei einem gewöhnlichen Kanal nur für ein Gefäll von 26 M. 75 C. ausreichten. Im vorliegenden Falle würde dabei das Gefäll sich gleich bleiben, und die Schleusen nur die Wassertiefe vermehren, ohne den natürlichen Abfluß zu hemmen.

Der Nicaragua-See, den man wohl auch See von Granada nennt, ist nach Bailys Beschreibung 90 englische Meilen lang; seine größte Breite beträgt 40, die mittlere 20 Meilen. Die Tiefe ist sehr verschieden, an einzelnen Stellen beträgt sie dicht am Ufer zwei Faden, an anderen ist sie auf einer Strecke von einer halben Meile noch nicht beträchtlicher; dann nimmt sie allmälig zu, bis zu 8, 10, 12 und 15 Faden (auch bis zu 45); der Grund ist schlammig. Der See bildet das Aufnahmebecken für einen Umkreis von sechs bis zehn Stunden, welcher ihn umschließt. Aber von den zahlreichen Gewässern welche in ihn münden, ist nur der Rio Frio etwas schiffbar, der auf den Gebirgen von Costa Rica entspringt, und dem See unweit von der Stelle, wo der San Juan abfließt, eine beträchtliche Wasserfülle zuführt. Die Mündung des Rio Frio ist 200 Metres breit und beinahe 2 Faden tief. Allerdings liegen im See mehrere große und kleine Inseln, aber keine derselben hindert die Schifffahrt, die auch sonst kein Hinderniß findet als die Seichtigkeit in der Nähe der Ufer, welche für die bisher üblichen Fahrzeuge indeß so gut wie nicht vorhanden war. Das Land an der Ostküste führt den Namen Chontales. Der Boden ist zumeist mit Bäumen bestanden, hat aber auch schöne Strecken Weideland. Die bedeutendsten Inseln im See sind Omotepec mit Madera, die zusammen 12 Meilen lang sind, und Zapatera, 5 Meilen lang. Sanate, Solentenami und Zapote sind nicht bewohnt, aber des Anbaues fähig, namentlich die letztere.*) Bei der Stadt Granada befindet sich der, verhältnißmäßig, beste Ankerplatz für größere Fahrzeuge.

Der Nicaragua-See steht mit dem Managua-See in Verbindung vermittelst des Flusses Panaloya oder Tipitapa, der für die im Lande seither gebräuchlichen Barken etwa 12 Meilen weit bis zu dem Orte Pasquiel schiffbar ist, wo man Farbhölzer ladet. Die vier Meilen von dort bis zum Managuasee sind gar nicht schiffbar, weil jenseit Pasquiel das Fahrwasser durch Felsen versperrt ist, die freilich bei hohem Wasserstande nicht sichtbar sind, aber doch die Schifffahrt hemmen. Der Tipitapa ist der einzige Abfluß des obern Sees; seine Ufer sind niedrig aber fruchtbar und haben treffliche Viehweide; allein diese ganze, mit Farbhölzer bestandene Gegend, ist kaum bevölkert; und das einzige Dorf weit und breit, Tipitapa, besteht aus etwa hundert Hütten.

*) Wir erwarten demnächst aus Amerika ein umfassendes Werk über Nicaragua von Herrn Squier, das vielleicht schon in den nächsten Monaten erscheint, und werden dasselbe erhalten, so bald es in New-York die Presse verläßt. Der Verfasser war bekanntlich mehre Jahre in Central-Amerika, über dessen Alterthümer er sehr interessante Mittheilungen gemacht hat. A.

Um diesen Fluß schiffbar zu machen, müßte man ihn der ganzen Länge nach kanalisiren, und drei Schleusen bauen. Nach Lawrence hat der etwa jetzt schiffbare Theil 3 bis 18 Fuß Tiefe; der Fall bei Pasquiel hat 13 Fuß.

Der Managua- oder Leon-See ist 32 bis 35 Meilen lang, und an seiner ausgedehntesten Stelle 16 Meilen breit. Er empfängt namentlich von der Ostseite her eine bedeutende Menge von Zuflüssen, die jedoch ohne weitere Bedeutung sind. Er liegt 156 engl. Fuß über dem Stillen Ocean.

Ludwig Bonaparte geht, nach Erörterung der bisher berührten Verhältnisse, in eine Untersuchung ein über die Boden- und Niveaubeschaffenheit der Landzunge zwischen dem Managua-See und dem Hafenplatze Realejo. Aus den Beobachtungen oder Vermessungen von Dampier, Stephens, Rouhaud, Baily und dem mehrfach erwähnten, nicht mit Namen angeführten Kapitän schließt er mit Zuverlässigkeit, daß ein Durchstich möglich sei. Das westliche Ufer des Managua-Sees erhebt sich etwa 8 Metres, also etwas mehr als 40 Fuß über den Wasserspiegel; es steigt vom See ab gerechnet auf einer Strecke von 2490 Metres allmälig an, bis es eine Höhe von 16 M. 85 C. erreicht. Von diesem Punkte fällt es sanft zum großen Ocean ab. Elf englische Meilen vom westlichen Ufer des Sees auf der Linie, welche der Kanal nehmen müßte, um Realejo zu erreichen, trifft man auf den Fluß Tosta, der an jener Stelle 10 M. 30 C. über dem See liegt. Seine Quellen liegen am Vulcan Telica; im Durchschnitt ist er 30 M. breit, und bei niedrigem Wasserstande 2 M. tief. Er würde reichlich zur Speisung des Kanals beitragen.

Sir Eduard Belcher, der 1838 die Küste bei Realejo aufnahm, bemerkt in seiner Reise um die Welt, welche 1843 in London erschien: „Wir errichteten unser Observatorium am Meeresstrande, am Fuße des Vulkans Coseguina, und fuhren dann mit dem Schiffe Starling und den nöthigen Boten ab, um den (in die Conchagua-Bay mündenden) Estero real zu untersuchen, den man mir als 60 Meilen hinauf fahrbar geschildert hatte. Er mußte demnach ziemlich bis in die Nähe des Managua-Sees reichen. Wirklich schifften wir ihn 30 Meilen weit hinauf mit dem Starling, aber mit großer Mühe, und wir hätten noch weiter kommen können, wenn der Wind nicht so stark geweht und somit höchst anstrengende Arbeiten nöthig gemacht hätte. Wir stiegen auf einen Hügel, wo wir alle sichtbaren Hauptgipfel trigonometrisch vermaßen. Das Resultat, welches ich erhielt, entsprach vollkommen jenem, das sich bei meiner Besteigung des Viejo ergeben hatte; wir hätten allerdings den Fluß weiter aufwärts verfolgen können; er muß bis ziemlich nahe an den Managua-See reichen. Ich sah die Gebirge auf der andern Seite des Sees, im Osten, und gewahrte nach jener Richtung hin keine Bodenerhebung von solcher Höhe, daß durch sie die zwischenstehenden Bäume dem Auge verdeckt worden wären. Hier wäre somit die günstigste Linie für einen Kanal. Für Schiffe, welche 10 Fuß tief gehen, kann ich eine fahrbare Strecke von 30 Meilen gewährleisten; die Leute im Lande behaupten, man könne noch 60 M. weiter aufwärts schiffen,

Digitized by Google

aber Dampfboote würden unumgänglich nothwendig sein. In den Hafen von Realejo fällt ein Fluß, Doña Paula, welcher von der Küste der nach Leon liegenden Seite herkommt, und bis auf drei Meilen von dieser Stadt schiffbar ist. Eine Kanalverbindung mit dem stillen Ocean, wenn sie nicht den Estero real benutzte, und hinter der Momotombo-Gebirgskette, dem Viejo und Telica läuft, scheint mir kaum ausführbar.“ Belcher hatte also eine andere Linie im Auge als Ludwig Bonaparte, er giebt aber die Möglichkeit eines Kanals zu.

Baily hebt hervor, daß auf der ganzen Linie Lebensmittel in Fülle zu haben sind; und fand das Klima gesund. Er war vier Monate zwischen dem großen Ocean und dem Nicaragua-See, und hatte vierzig Arbeiter bei sich, von denen nicht ein einziger erkrankte. Dagegen wird das Land in der Nähe von San Juan del Norte (Greytown) ungesund; diese Stadt leidet unter allen jenen klimatischen Uebelständen und hat dieselben eigenthümlichen Witterungsverhältnisse, wie das Moskitoland überhaupt, und im Allgemeinen der ganze Küstenstrich vom Kap Gracias a Dios bis Carthagena und weiter. Der Arbeiterlohn steht nicht hoch: monatlich 7½ Dollars und freie Beköstigung. Auf die Eingebornen darf man nicht rechnen, vielleicht auf Arbeiter aus den benachbarten Staaten.

Den Hafen von Realejo schilder Belcher in folgender Weise: Am Eingange liegt die Insel Cardon in 12° 28′ n. Br. und etwa 87° 12′ w. L. Der Hafen hat zwei Einfahrten, welche beide sicher genannt werden können, vorausgesetzt daß der Schiffer die nöthige Vorsicht nicht außer Acht lasse. Seine Tiefe wechselt von 2 bis 7 Faden, und man findet auch in einer Entfernung von einigen Meilen noch guten Ankergrund. Die Fluth steigt bis zu 11 Fuß. Man könnte mit geringer Mühe Bassins graben. Holz ist in Menge vorhanden, auch gutes Wasser. Das Dorf Realejo liegt etwa 9 Meilen vom Meere entfernt und hat 1000 Einwohner, die meist vom Beladen der Schiffe leben. Es ist ein Zollamt da.

Für den Schiffskanal beantragte L. Bonaparte eine Tiefe von 7 Metres, eine Breite des Wasserspiegels von 44 M.; am Boden 20 M. Um Schiffe von 1200 Tonnen Trächtigkeit durchlassen zu können, müßte die Breite der Schleuse 14 M. 25 C. sein, die Länge innerhalb der Schleusenthore 64 M.; dann könnten auf einmal in eine Schleuse aufgenommen werden: zwei Kauffahrer von je 300 Tonnen; oder zwei Briggs von 16 Kanonen. Jene Dimensionen übersteigen um ein Fünftel jene des Caledonia Kanals, der für Fregatten dritten Ranges berechnet ist.

Die Kosten veranschlagt der Verfasser des Aufsatzes in folgender, von ihm auch im Einzelnen erörterten Weise: Für die Arbeiten am San Juanflusse (Schleusen, Ausbaggerung, Erdarbeiten, Sprengungen ꝛc.) 860,808 Pf. St. oder 21,520,200 Francs. Für jene am Tipitapaflusse, 381,760 Pf. St. oder 9,544,000 Francs. — Arbeiten auf dem Isthmus von Realejo 2,157,445 Pf. St. oder 53,936,125 Francs. Am Hafen von Realejo für Wegschaffung

Digitized by Google

der Barre 80,000 Pf. St. oder 2,000,000 Francs. Außerdem rechnet er noch 10,000,000 Francs für unvorhergesehene Ausgaben, so daß er das große Werk mit 100 Millionen Francs für ausführbar erachtet.

Und nun noch Einiges über den Ertrag des Kanals. Die Einnahmen würden aus zwei Quellen fließen: den Kanalabgaben und dem steigenden Ertrag der Ländereien, welche der Staat Nicaragua der Compagnie überläßt. Die abgekürzte Welthandelsstraße welche der Kanal ins Leben ruft, wird einen sehr beträchtlichen Theil der Schiffe an sich ziehen, welche bisher um das Kap Horn und um das Vorgebirge der Guten Hoffnung steuerten; sodann die Walfischfahrer welche zu Hunderten jährlich den Stillen Ocean besuchen.) Die Fahrt nach China ꝛc. würde freilich, über den Kanal weg, fast eben so lange dauern wie um das Kap Horn, aber auf der Hinreise aus Europa würden sie weniger Seegefahren ausgesetzt sein, und die Passate und Aequatorialströmungen benutzen können. Der Kanal kürzt auch die Fahrt aus Europa nach der amerikanischen Westküste um beinahe 3000 Meilen ab und wird eine Zeitersparniß von durchschnittlich 48 Tagen Fahrt ergeben. Nach Canton, Sidney und Sincapore wird allerdings eine Strecke von etwa 900 Meilen mehr sich herausstellen, aber da Winde und Strömungen günstiger sind als auf dem Wege um das Kap Horn, so gewänne man doch eine Zeitersparniß von 26 Tagen. Wie große Wichtigkeit der Kanal aber gerade für den Seehandel der vereinigten Staaten von Nordamerika hat, bedarf keiner weitern Nachweisung. Diese gewinnen an einer Fahrt zwei Monate, europäische Fahrzeuge gewinnen einen Monat bis anderthalb.

Im Jahre 1841 fuhren um das südafrikanische Kap und um das Kap Horn 2966 Schiffe mit 1,203,762 Tonnen; dazu kommen noch weitere Fahrzeuge von 200,000 Tonnen; die Hälfte davon, also 700,000 Tonnen, kann man für das Kap Horn rechnen. (Seit Californien so bedeutend geworden, ist natürlich die Zahl der Schiffe beträchtlich größer geworden.) Ludwig Bonaparte rechnet, daß jährlich Schiffe mit 900,000 Tonnen Gehalt den Kanal benutzen würden. Durch die Zeitersparniß gewinnt, seiner Annahme zufolge, der Rheder an der Fahrt eines Schiffes von 300 Tonnen: an Beköstigung der Mannschaft 3000 Fr.; 1½ Procent am Werth der Ladung von 100,000 Fr., = 1500 Fr.; 1 Procent am Werthe des Schiffs, das zu 90,000 Fr. geschätzt wird, 900 Fr.; also Ersparniß für einen Monat 5400 Fr., an Assecuranz 1900 Fr.; Gesammtersparniß 7500 Fr., oder auf die Tonne 24 Fr. 33 Ct. (an dieser Berechnung werden Rheder und Schiffsbefrachter indessen sehr Vieles auszusetzen haben) die Schiffe der vereinigten Staaten, welchen doppelte Zeitersparniß zu Gute kommt, würden auch das Doppelte an Ausgaben ersparen, und müßten, so meint der Verfasser, auch doppelte Kanalabgaben zahlen. Zahlen die europäischen Fahrzeuge nur 10 Schilling, 12 Fr. 50 Cent. pr. Tonne und die nordamerikanischen den doppelten Betrag, so ergeben sich jährlich 15,000,000 Fr Kanalzoll. Rechnet man davon ab 2% Unterhaltungskosten, 1% Tilgung, so

Digitized by Google

bleiben 12%. Jedes unter mittelamerikanischer Flagge fahrende Schiff, dessen Mannschaft, mit Einschluß des Offiziers, aus Landeseingebornen besteht, zahlt ein Fünftel weniger Kanalzoll als die fremden Flaggen. Dadurch würde das Land bald gute Matrosen und eine achtbare Handelsmarine erhalten, und zwar auf Kosten Fremder, die der Zollermäßigung wegen unter der Flagge von Nicaragua fahren würden.

Die Regierung von Nicaragua will der Kanalgesellschaft, zur Rechten und Linken des Kanals, auf der ganzen Länge desselben, einen Landstrich von zwei Wegstunden Breite unentgeldlich überlassen, zusammen etwa 1,200,000 Acres, von denen gegenwärtig der Acre 1 Schill. 6 P. werth ist (1 Fr. 87 C.), das Ganze also ungefähr 2,250,000 Fr. Rechnet man 200,000 Acres als nutzlos ab, 300,000 für den Bedarf und Gebrauch des Kanals, der Compagnie, als Verleihung an Ingenieurs, Beamten und Arbeiter, so bleiben 700,000 Acres, von denen jeder nach Vollendung des Kanals wohl 50 Fr. werth sein möchte; aber veranschlagt man ihn auch nur auf 25 Fr., so ergeben sich 17½ Millionen Fr., über welche die Compagnie verfügen kann. Der Boden ist äußerst fruchtbar und giebt jährlich zwei Erndten; der Indigo, welcher in Nicaragua wächst, ist besser als der ostindische, der Taback kommt jenem von Havana fast nah; Kaffeebaum und Zuckerrohr gedeihen; in den Wäldern wachsen Vanille und werthvolle Farbhölzer; auch sind edle Metalle vorhanden, und vielleicht konnte man den Ueberschuß des Kanalwassers zu gewerblichen Zwecken verwenden. Es handelt sich nur darum, ein angemessenes System der Kanalisirung zu befolgen und die Mehrzahl der Einwanderer als Aktionäre beim Kanalbau zu betheiligen. Man muß die 100,000,000 Fr., welche zum Bau nöthig sind, in 400,000 Aktien zu je 250 Fr. theilen. Der Einwanderer, welcher eine Aktie oder mehrere einzahlt, muß bei seiner Ansiedelung gewisse Begünstigungen voraus haben, er erhält z. B. 20 Acres anbaufähigen Boden und allerlei Nothbedarf. Jene 700,000 Acres würden unter 35,000 Einwanderer vertheilt und zwar so, daß der Aktionär zehn Jahre Zeit hat, um die ihm überlassenen 20 Acres zu bezahlen und der Compagnie die Vorschüsse zu erstatten, welche sie ihm bei Verleihung von Wohnung, Lebensmitteln und Geräthschaften geleistet. Erst am Ende des zweiten Jahres begönne diese Heimzahlung mit nur 1 Fr. 25 C. für den Acre, und würde allmälig steigen bis nach Ablauf des eilften Jahres für den Acre 2c., bis 40 Fr. 62 Cent. abbezahlt und die Schulden getilgt wären. Das wird für 700,000 Acres 28,437,500 Fr. ergeben.

Die Compagnie müßte so viele Dörfer bauen als für die Ansiedler nöthig erscheinen. Jedes Dorf soll in gesunder Lage an einem fließenden Wasser liegen, und aus 200 Familien-Wohnungen bestehen; es würde etwa 50,000 Fr. kosten, und zwar so: 200 Wohnungen zu 100 Fr.; für Unterhalt der einzelnen Familien während der ersten sechs Monate, Sämereien 2c. 100 Fr.; Kirche, Magazine, Schule 7000; unvorgesehene Ausgaben 3000 Fr. Es kommen also

Digitized by Google

etwa 250 Fr. Ausgaben auf die Familie, die binnen 10 Jahren zurückgezahlt werden. Ich nehme an daß die Compagnie in dieser Zeit 175 Dörfer gebaut hat für 35,000 Familien; Ausgabe dafür 8,750,000 Fr.; die allmählig zurückgezahlt werden; bleibt auf jene 28,437,500 Fr. ein Gewinn von 19,687,500 Fr.; ohne die Zinsen von dem allmälig Eingezahlten. Da nun Viele, wo möglich alle Ansiedler, auch Aktionäre sind, so fallen sämmtliche Interessen der Colonisten wie der Actionäre zusammen. Der Kanalbau würde Netto 80,000,000 Francs kosten, und 18 % Zinsen tragen.

Dies sind im Wesentlichen die Ansichten und Erörterungen Ludwig Napoleons Bonaparte.

* * *

Der strebsame Napoleonide hat nun bekanntlich eine andere Rolle übernommen als die eines Kanaldirectors von Nicaragua, aber die Wasserstraße wird dennoch hergestellt. Die nordamerikanische „Atlantic and Pacific Ship Canal Company" zu Newyork wagt das Unternehmen. Sie hat mit der Regierung von Nicaragua einen Vertrag abgeschlossen, demgemäß sie den Kanal spätestens 1862 vollendet haben muß, vorausgesetzt, daß keine unvorhergesehene Hindernisse eintreten. Sie hat das ausschließliche Privilegium des Kanals und der Dampfschifffahrt auf den Binnengewässern des Staates. Ihr sind acht Sectionen Landes, jede von sechs Quadratmeilen als Eigenthum bewilligt worden. Ihrerseits zahlt sie dem Staate Nicaragua jährlich 10,000 Dollars und überläßt ihm von den Actien für 200,000 Dollars. Im Wesentlichen hat die Compagnie den Plan des oben mehrfach erwähnten englischen Ingenieurs Baily angenommen; sie wird aber ihrerseits noch genaue Untersuchungen und Vermessungen der Örtlichkeiten vornehmen, ehe sie sich über die Richtung definitiv entscheidet. Sie will den Kanal etwa in der Breite des caledonischen herstellen und hofft mit einem Kostenaufwande von zwanzig Millionen Dollars das Ganze zu bestreiten.

Indessen hat sie ihre Thätigkeit bereits begonnen, und der Weg durch Nicaragua ist schon für die zwischen der Ostküste und der Westküste Amerikas Reisenden, mit der Straße von Chagres nach Panama in Concurrenz getreten. Auf dem San Juan und dem See läßt sie seit October 1850 kleine Dampfschiffe fahren; im August 1851 waren alle nöthigen Vorkehrungen zu einer regelmäßigen Verbindung zwischen Neu-York und San Francisko getroffen worden. Am 31. Juli 1851 verließ der Dampfer Independence diesen letztern Hafen, legte unterwegs bei San Diego im südlichen Obercalifornien an, nahm zu Acapulco Kohlen ein und ankerte am 16. August bei San Juan del Sur, an der Küste von Nicaragua, südlich von Realejo. Die schmale Landzunge zwischen San Juan del Sur und dem See wurde auf einer von der Compagnie hergerichteten Straße von den Reisenden binnen fünf Stunden zurückgelegt; die Fahrt auf dem See nahm mit dem schon bereitliegenden Dampfschiffe zwölf Stunden in Anspruch, und jene den Fluß San Juan hinab bis

Digitized by Google

Greytown dauerte sechszehn Stunden, den Aufenthalt welchen die jetzt noch ein Hinderniß bildenden Stromschnellen verursachen, abgerechnet. Sobald erst die Verbindung auf der ganzen Route zwischen Neuyork und San Francisco so völlig geregelt ist, daß Alles in einander greift, wird man den weiten Weg binnen höchstens 28, vielleicht in 22 Tagen zurücklegen. Das von Greytown den San Juan hinauffahrende Dampfboot geht bis zur Machuca-Stromschnelle. Dort überschreiten die Reisenden einen sogenannten Tragplatz, besteigen oberhalb der Toro-Stromschnelle einen andern Dampfer, welcher sie bis in die Virgenbay, an der Westküste des Nicaragua-Sees bringt. Von dort beträgt der Landweg etwa fünf bis sechs Wegstunden. Vom atlantischen Meere zum Stillen Ocean reiset man also jetzt in etwa vier Tagen, während der umgekehrte Weg in etwa 36 Stunden zurückgelegt wird. Von Realejo bis zur bedeutendsten Stadt im Lande, Granada, wird eben jetzt eine Landstraße gebaut, auf welcher man auch große Gütermassen wird befördern können.

Der Plan der Compagnie geht bis jetzt dahin, die von Baily empfohlene Linie auszuführen. Sie würde etwa in der Mitte der Westküste des Sees bei der Mündung des kleinen Flusses Lagas beginnen, und den allerschmalsten Strich Landes durchschneiden bis San Juan del Sur am Stillen Weltmeer. Der ganze nördliche Theil des Sees und Landes blieben somit von der Kanallinie völlig unberührt. Neuerdings hat indessen der bekannte amerikanische Alterthumsforscher Squier, der lange Zeit als nordamerikanischer Geschäftsträger in Nicaragua verweilte, die Aufmerksamkeit wieder auf den Managua-See gelenkt, der ihm zufolge weit größer ist, als die Darstellung auf den Charten vermuthen lasse. Die Entfernung zwischen ihm und den Nicaragua-See betrage, dem Flusse Tipitapa entlang, 18 Meilen, wovon die ersten zwölf als eine armartige Erweiterung, des letztern Sees betrachtet werden müssen. Die nächsten fünf Meilen aufwärts haben dagegen sehr starkes Gefäll und eine bedeutende Stromschnelle. Der Zufluß aus dem obern See ist zu keiner Jahreszeit sehr bedeutend. Zwischen dem nordöstlichen Theile des Managua-Sees und dem Stillen Ocean liegt die Ebene von Leon, deren höchster Punkt nur 60 Fuß über dem Wasserspiegel des Sees liegen soll; doch fehlt es hier noch an genauen Ermittelungen, worauf für einen Kanalbau alles ankommt. Vom Managua-See bis zum Westmeer sind, nach Squier, drei Linien möglich. Die eine vom westlichen Ufer des Sees nach dem kleinen Flusse und Hafen Tamarindo, nur 18 Meilen breit; aber die Ausmündung dieses Flusses bildet keinen guten Hafen. Die andere Linie nach Realejo; Länge für den Kanal 45 Meilen durch fruchtbares Land. — Die dritte würde führen vom östlichen Ende des Sees nach der Conchagua-Bay, und wird den Estero real, dessen wir oben nach Belcher erwähnten, benutzen können. Auch ist der Vorschlag gemacht worden, den Kanal vom Südende des Nicaragua-Sees durch das von Costa Rica in Anspruch genommene Gebiet, oder südlich vom kleinen Flusse Castor anzulegen. Die Compagnie wird über alle diese Projekte

Digitized by Google

entscheiden; wahrscheinlich bringt sie Baily's Linie zur Ausführung. Was aus den rivalisirenden Plänen der Engländer wird, muß die Zeit lehren.

Bekanntlich sieht England mit scheelem Blick auf den großen Einfluß, welchen die Vereinigten Staaten auch in Mittel-Amerika ausüben und hat namentlich seine Uebermacht die kleinen Republiken Honduras und Nicaragua mehrfach fühlen lassen; auch mit dem zur mexikanischen Consöderation gehörenden Staate Yucatan hat es ärgerliche Händel. Es nahm die Insel Roattan sammt den übrigen sogenannten Bayinseln in der Bucht von Honduras weg; es besetzte willkürlich die Insel Tigre an der Westküste in der Fonsecabay, Oktober 1849 und nahm im Januar 1848 San Juan del Norte, welchem es den Namen Greytown gab. Angeblich wollte es den sogenannten König der Moskitoküste beschützen, welchem jener Hafenplatz gehöre; im Grunde lag es ihm aber nur daran, den Anfangs- oder Endpunkt einer so wichtigen Welthandelsstraße unter seine ausschließliche Controle zu bringen. Mit den Ansprüchen auf San Juan hat es folgende Bewandniß.

Die Moskito-Indianer haben sich vom spanischen Vicekönigreiche Guatemala ziemlich unabhängig erhalten, und sich gewissermaßen unter Großbritanniens Schutz gestellt. Aber 1786 trat England diese Schutzherrschaft an Spanien ab, das an der Mündung des San Juan, und an der Stelle wo er aus dem See kommt, Festungswerke errichtete. Es übte somit offenbar und von England unangefochten Handlungen der Oberhoheit aus; neuerdings behauptete indeß der bekanntlich in Auslegung und Deutung von Vertragsartikeln nicht eben scrupulöse Lord Palmerston, daß England seine frühere Schutzherrlichkeit über die Moskito-Indianer 1816 wieder übernommen habe, was, wenn es wirklich der Fall gewesen wäre, in keinem Falle ohne ausdrückliche Zustimmung Spaniens hätte geschehen können. Als diese Macht die Unabhängigkeit der mittelamerikanischen Republiken anerkannt hatte, trat ganz natürlich und folgerichtig, Nicaragua in die Gebietsrechte Spaniens über die Mündung des San-Juanflusses ein. Es wurde von dort nicht durch die Moskito-Indianer, sondern ohne Weiteres durch einen Handstreich der Engländer vertrieben, welche ihren Vice-Konsul von Blewfields nach dem nunmehrigen Greytown schickten, und sich wie Herren der Stadt benahmen. Dieses Verfahren erregte den Unwillen der Vereinigten Staaten, deren Geschäftsträger Squier den Anmaßungen des englischen Diplomaten Chatfield entgegenwirkte. Am 11. Juni 1850 wurden endlich die Streitigkeiten officiell durch Bestätigung des zu Washington am 19. April abgeschlossenen Nicaragua-Vertrages beendigt, welcher direkten Bezug auf einen Schiffskanal durch Nicaragua nimmt. Nach Artikel 1. verzichten beide Theile auf ausschließliche Controle über denselben; sie wollen in dessen Nähe keine denselben beherrschenden Festungswerke errichten oder unterhalten, oder besetzen oder colonisiren, übernehmen oder ausüben irgendwelche Herrschaft über Nicaragua, Costa Rica, die Moskitoküste, oder irgend einen Theil Central-Amerikas; auch darüber keinen Schutz ausüben,

Digitized by Google

welcher sich auf Colonisation, Errichtung von Festungswerken, oder Besetzung des Landes bezöge. Auch wollen sie keine besonderen Vortheile in Anspruch nehmen. Im Artikel 2 heißt es: Schiffe der Vereinigten Staaten oder Großbritanniens, welche durch den Canal fahren, sollen im Falle eines Kriges zwischen beiden contrahirenden Parteien, keiner Blockade unterliegen, auch nicht angehalten oder gekapert werden dürfen, und es soll diese Bestimmung für beide Endpunkte des Kanals gelten. Im Artikel 3 verpflichten sich beide Theile die Unternehmer des Kanals von jeder ungerechten Haftnahme, Confiscation, Beschlagnahme und überhaupt jeglicher Gewaltthätigkeit sicher zu stellen. Nach Artikel 4 wollen sie das Unternehmen fördern so viel in ihren Kräften steht; laut 5 dasselbe auch nachdem es vollendet ist vor jeder Beeinträchtigung und Schädigung sichern; sodann gewährleisten sie die „Neutralität des Kanals, so daß derselbe für immer offen und frei und das dafür aufgewandte Kapital gesichert sei.“ „Indem aber beide Regierungen dem Bau dieses Kanals ihren Schutz und nach der Vollendung ihm Neutralität und Sicherheit gewährleisten, unterstellen sie zugleich, daß Schutz und Gewährleistung nur bedingungsweise stattfinden. Und wenn beide Regierungen dafür halten sollten, daß die den Kanal Unternehmenden oder ihre verwaltenden Personen, in Bezug auf dessen Verkehr und Betrieb Anordnungen träfen, welche dem Geiste und der Absicht dieser Convention entgegenwirken, — indem sie entweder ungeeignete Unterschiede zu Gunsten des Handels der einen Macht zum Nachtheile des Handels des andern machten, oder drückende Forderungen an die Reisenden stellten, oder unangemessene (unreasonable) Abgaben von Reisenden, Schiffsgütern, Waaren oder anderen Artikeln verlangten, — dann solle es jeder der beiden Regierungen frei stehen, in einer ihr geeignet scheinenden Weise Abhülfe zu suchen. Indessen soll keine der beiden Parteien den vorhersagten Schutz und jene Gewährleistung zurücknehmen, ohne die andere sechs Monate vorher davon in Kunde gesetzt zu haben.“ Laut Artikel 6 sollen alle anderen Staaten eingeladen werden sich bei diesen Stipulationen zu betheiligen, „auf daß alle Theil nehmen an der Ehre und dem Vortheil, ein Werk gefördert zu haben, daß von so hoher Wichtigkeit und so allgemeinem Interesse ist.“ Artikel 8 sichert ähnlichen Schutz für andere Communicationen, welche beide Weltmeere mit einander verbinden.

Wir schließen hier unsere Bemerkungen über den Nicaragua-Kanal, auf dessen politische und commercielle Wichtigkeit wir specieller hinzuweisen mehrfach Veranlassung finden werden.*)

---

*) Nachdem dieser Aufsatz geschrieben war, erhielten wir durch die Güte eines gelehrten Freundes in New-York (vom 9. December) einen Probeabdruck der Charte, welche Squier seinem Werke über Nicaragua beigiebt. Wir erfahren, daß dasselbe zur Hälfte fertig gedruckt war. Ohne Zweifel wird es helles Licht auf die in vielfacher Hinsicht noch so wenig bekannten Verhältnisse der mittelamerikanischen Republiken werfen und uns zu Auszügen Stoff geben.

Digitized by Google

Paßt das Freihandelssystem für die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika?

Derselbe heftige Streit um Einführung eines Freihandelssystems oder um Schutz nationaler Industrie, welcher die Gemüther in einem großen Theile Europas erhitzt, wird auch in den Vereinigten Staaten geführt, hier wie dort in einseitiger Weise. Die wenigsten denken daran, daß ein großer Unterschied zwischen kosmopolitischer Oekonomie und National-Oekonomie vorhanden ist, und daß man bei den mannigfachen Verflechtungen des Welthandels, bei der nun über den ganzen Erdball ausgedehnten Wechselseitigkeit des Güterlebens, nicht mit einzelnen Formeln ausreicht. Gerade auf den Gegenstand, über welchen wir uns einige Bemerkungen erlauben, paßt das alte Wort: „Eines schickt sich nicht für Alle," ganz besonders. Das System des Freihandels hat gar keine absolute Berechtigung, so lange es noch Völker-Individualitäten giebt, und die Nationen nicht kosmopolitisch verschwommen sind. Wir können dem einen Systeme wie dem andern nur relativ und bedingungsweise eine Berechtigung zuerkennen.

Die Vereinigten Staaten haben längst aufgehört ein „rein Ackerbau treibendes Land zu sein. Sie hüteten sich gar wohl, die großen Vortheile, welche sie für den Betrieb der Gewerbsindustrie besitzen, unbenutzt zu lassen. Als die Bewohnerzahl stieg, wuchsen auch die Manufakturen, namentlich zu der Zeit, als während der Kriege zwischen Frankreich und England, und zwischen dieser Macht und den Vereinigten Staaten, der Verkehr mit Europa vielfachen Behinderungen und Hemmnissen ausgesetzt war. Schon um 1812 legte man große Kapitalien in der Baumwollen-, Wollen- und Eisenindustrie an, die zum großen Theil verloren gingen, als England, das auf seinem eignen Boden keinen bewaffneten Feind gesehen hatte, nach dem Frieden ungeheure Massen von Waaren nach Amerika warf und diese zu Schleuderpreisen verkaufte. Die Hälfte der amerikanischen Fabrikanlagen, welche noch jung und somit noch nicht erstarkt waren, gingen dadurch zu Grunde, und England übte eine Art von Monopol, weil es in der Industrie weit voraus war. Das begriff man in Amerika, und bewilligte daher von Seiten des Congresses, 1816 und 1822, der heimischen Industrie einen sehr hoch griffenenen Schutz, welcher den amerikanischen Industrie-Produkten den Mitbewerb auf dem eigenen Markte möglich machte, ohne doch die Einfuhr englischer Waaren auszuschließen. Denn es ist Thatsache, daß von 1820 bis 1826 für mehr als 100 Millionen Dollars Wollen- und Baumwollen-Waaren aus Großbritannien dort eingeführt wurden. England aber schloß das amerikanische Getreide so gut wie aus, belegte den Taback mit mehr als 600 Procent Eingangssteuer und nahm die amerikanische Baumwolle nur, weil es dieselbe nicht entbehren konnte.

Digitized by Google

Unter dem Schutzsysteme wuchs die amerikanische Gewerbs-Industrie so mächtig empor, daß schon 1840 nicht weniger als 268,000,000 Doll. in ihr angelegt waren, 1848 schon über 350,000,000 Doll. Der Süden, welcher sich früher lediglich auf ein einseitiges Agrikulturinteresse angewiesen sah, widersetzte sich der Einführung des Schutzsystems mit großer Leidenschaftlichkeit, obwohl ohne Erfolg. Allmälig ist er jedoch zu der Einsicht gelangt, daß es dem Baumwollenpflanzer, welchem England im Interesse der Selbsterhaltung das Produkt doch abkaufen muß, nicht schadet, wenn er auch noch im Inlande eine Kundschaft zu befriedigen hat, welche jetzt schon etwa 600,000 Ballen Baumwolle verspinnt. Besonders ein Umstand hat wesentlich beigetragen, die Vorurtheile des Südens gegen die Industrie zu beseitigen. Man überzeugte sich nämlich, daß nur allein der schwungreiche Gewerbetrieb den Norden befähigte, jene Tausende Meilen Eisenbahnen zu bauen, welche sich wie ein Netz über diesen Theil des Landes ziehen; daß nur die Industrie dem Grund und Boden ihren erhöheten Werth, der Bevölkerung größeren Wohlstand gab. Sobald der Süden begriff, daß er weit zurückbleiben werde, wenn er nicht auch seinerseits die neueren Communicationsmittel sich aneigene, wurde es ihm auch bald klar, daß eine Industrie den Eisenbahnen und Kanälen mehr Waaren und Reisende zuführt als ein lediglich Ackerbau treibendes Land. Männer aus dem Norden gaben den Anstoß für industrielle Unternehmungen auch im Süden, der nun seinerseits jährlich schon mehr als 100,000 Ballen Baumwolle verspinnt, so daß die Interessen von Nord und Süd in Bezug auf Industrie bei weitem nicht mehr so schroff einander gegenüber stehen als ehemals.

Ein großer deutscher Nationalökonom, der selbst längere Zeit in Amerika sich aufhielt, hat nachgewiesen, daß die vereinigten Staaten ihre Wohlfahrt in einer der absoluten Handelsfreiheit direkt entgegengesetzten Richtung suchten und fanden. Die Demokraten ermäßigten den hohen Tarif von 1842 im Jahre 1846 sehr wesentlich; vielleicht um ein halbes Dutzend Jahre zu früh, denn unter dem neuen Tarif haben einige große Industriezweige offenbar keine Fortschritte gemacht; während doch Niemand behaupten wird, daß es den Amerikanern an Kapital oder Unternehmungsgeist fehle. Indessen ist jener Tarif nicht etwa ein sogenannter Freihandelstarif, denn er hat Zollansätze von 100, 40, 30, 25, 20, 15, 10 und 5 Procent vom Werthe.

In den vereinigten Staaten steht ein sehr großer Theil der demokratischen Partei auf Seite eines mehr oder weniger gemäßigten Freihandels; auch der absolute, unbedingte Freihandel findet eifrige und zum Theil äußerst originelle, wenn auch höchst unpraktische Fürsprecher. Dagegen sind die Whigs beinahe sämmtlich Gegner des Freihandels. Sie berufen sich auf die ungeheueren Fortschritte, welche das Land unter starken Schutzzöllen gemacht habe, und auf die Blüthe, den Reichthum, die Steuerkraft, den hohen Werth von Grund und Boden, der industriellen Gegenden, in welchen auch der Ackerbau bei weitem mehr blühet,

Digitized by Google

und gleich der Viehzucht weit rationeller betrieben wird, als in den Staaten, welche sich einseitig und lediglich mit der Agricultur beschäftigen.

Die Statistik giebt für die vorliegende Frage wichtige Fingerzeige. Neu-England besteht aus sechs Staaten, die vorzugsweise Industrie treiben, nur Maine und Connecticut weniger als die übrigen. Nun hat das einzige Massachusetts, mit etwa einer Million Bewohner, im Jahre 1850 nicht weniger als 24 Hauptbahnen, in einer Länge von 1216 englischen Meilen; auf 5 englische Geviertmeilen Oberfläche kommt eine Meile Eisenbahn, und die Schienen liegen so nahe bei einander, daß im Durchschnitt eine Eisenbahn von der andern nur 7 englische Meilen entfernt läuft. Dieses selbe Massachusetts legte in den zwei Jahren 1846 und 1847 etwa sechzig Millionen Dollars in neuen produktiven Unternehmungen an. Die fünf übrigen Staaten von Neu-England: Maine, Neu-Hampshire, Vermont, Rhode-Island und Connecticut hatten 822 Meilen Eisenbahnen; und gegen Ende des Jahres 1850 waren in Neu-England und Neu-York noch 26 andere Bahnen im Bau begriffen. Dieser letztere Staat, gleichfalls sehr gewerbsam, besaß 1208 Meilen Schienenwege, und das gewerbreiche Pennsylvanien hatte nicht weniger als 35 Eisenbahnen, von 1035 Meilen Länge. Sämmtliche Bahnen in den Vereinigten Staaten hatten 1850 eine Länge von 8440 Meilen; davon kamen auf die gewerbreichen Staaten von Neu-England, Neu-York und Pennsylvanien, 4281 Meilen; somit die Hälfte.

Als die Demokraten im Jahre 1846 den bis jetzt bestehenden Tarif durchsetzten, stellten sie mit Beseitigung der specifischen Zölle eine andere Art der Verzollung fest, nämlich jene nach dem Werthe der Waare. Gegen diese spricht sich Präsident Fillmore in seiner Botschaft vom 3. December 1851 ganz entschieden aus. Er sagt unter Anderm:

„Der Werth der Ausfuhr unserer heimischen Produkte in dem Finanzjahre 1850 auf 1851 (Schluß am 30. Juni) ergiebt gegen das vorige ein Mehr von 43,646,322 Dollars. Flüchtig angesehen würde dieser Stand unseres Handels mit fremden Völkern schmeichelhafte Hoffnungen für sein ferneres Gedeihen rege machen können. Aber eine Prüfung der Einzelnheiten unserer Ausfuhren wird zeigen, daß jener gesteigerte Werth seinen Grund in den hohen Baumwollenpreisen während der ersten Hälfte des Finanzjahrs hat; diese Preise sind seitdem um die Hälfte gefallen.

„Man hatte erwartet, daß unsere Ausfuhr an Brotstoffen und Victualien überhaupt, — in Folge eines niedrigen Tarifs und großer Einfuhren von Außen her, einen großen Aufschwung nehmen werde. Sie ist aber von 68,701,921 Dollars im Jahr 1847 gefallen auf 26,057,373 in 1850 auf 21,048,653 in 1851, und es ist große Wahrscheinlichkeit, ja fast Gewißheit vorhanden, daß das laufende Jahr noch weitern Rückgang aufweisen wird.

„Auch der Werth des ausgeführten Reis ergiebt, im Vergleich zum verflossenen Jahre, einen Ausfall von 460,917 D., welcher zusammen mit dem

Digitized by Google

Sinken des Werthes im Export von Taback für dieselbe Periode, einen Ausfall von 1,156,751 D. allein an diesen beiden Artikeln bringt.

„Die Politik, welche einen niedrigen Zollsatz für ausländische Waaren gut heißt, sollte der Absicht derer zufolge, welche letztern befürworteten und einführten, hauptsächlich der ackerbautreibenden Klasse dieses Landes zu Gute kommen, indem er, ihrer Ansicht zufolge, die Nachfrage nach Agriculturprodukten auf fremden Märkten steigern und für diese Produkte einen höhern Preis bringen werde. Die vorgemeldeten Thatsachen scheinen indeß unbestreitbar darzuthun, daß die Befolgung jener Politik ein solches Ergebniß nicht erzielt hat. Im Gegentheil, trotz der Aufhebung der Getreidegesetze in England hat im Auslande die Nachfrage nach Produkten der amerikanischen Landwirthschaft fortwährend abgenommen, seit die schlechten Erndten und die durch sie hergebrachte Hungersnoth, glücklicher Weise guten Erndten und einer verhältnißmäßigen Fülle von Lebensmitteln Platz gemacht hat.

„Die handelsstatistischen Nachweise für das verflossene Jahr thun dar, daß der Werth unserer einheimischen Ausfuhr in diesem Jahre allein in Bezug der Baumwolle 40 Millionen Dollars mehr ergiebt, als im vorigen Jahr. Aber das rührt nicht von vermehrter Nachfrage, sondern vom Ausfall der vorhergehenden Erndten her, welche vermehrte Nachfrage und höhere Preise für den Ertrag dieser letzteren erzeugen müssen. Sollte die jetzt an den Markt kommende Baumwollenerndte in Quantität jener des vorigen Jahres gleichkommen, so würde für das laufende Finanzjahr sich ein Ausfall von mindestens 40 Millionen Dollars gegen den Export des mit dem 30. Juni 1851 ablaufenden Fiscaljahrs herausstellen.“ —

Seit ein großer Theil der Demokraten entschlossen ist, die Tarifsätze von 1846 noch weiter zu reduciren, falls ihre Partei bei der bevorstehenden Präsidentenwahl den Sieg davon tragen sollte, haben sich auch die Whigs gerührt, in deren Sinn Präsident Fillmore in seiner Botschaft sich äußerte, wenn er sagt: „In meiner letzten Botschaft habe ich kurz die Gründe angegeben, welche mich veranlassen, eine Abänderung des gegenwärtigen Tarifs zu empfehlen; indem die Werthzölle in specifische Zölle umzuwandeln wären, falls der eingeführte Artikel so beschaffen ist, daß solches sich thun läßt; und daß ein Unterschied gemacht werden sollte, zu Gunsten der gewerblichen Unternehmungen unsers eigenen Landes, damit die innere Produktion, ohne jedoch fremden Mitbewerb auszuschließen, aufgemuntert werde.“ Der Präsident hebt auch hervor, daß fortwährend durch falsche Declarationen und Fakturen der Staat betrogen werde, und daß Abhülfe dieses Uebels unumgänglich nothwendig sei.

Auf einer großen Convention, welche die Whigs des „Schlußstein-Staats“ Pennsylvanien am 15. Sept. 1851 zu Philadelphia hielten, wurden unter anderen Beschlüssen auch folgende einstimmig angenommen, welche die handelspolitische Stellung dieser großen Partei scharf bezeichnen:

Digitized by

„Die Aufmunterung der einheimischen Industrie entstand zugleich mit der amerikanischen Revolution und war einer ihrer Gründe und Zwecke. Sie ist von jener Zeit bis heute von den größten und besten unserer Staatsmänner warm unterstützt worden. Und allemal, wenn sie die Politik unserer Regierung war, hat sie der Unabhängigkeit und dem Wohlstande unserer Nation wesentlich Vorschub geleistet. Die Arbeit war geehrt und das Land glücklich. Jedes Abweichen von ihr war dagegen ein schwerer Streich für die Gewerbsamkeit in allen ihren Zweigen. Es ist ein amerikanisches Lebensprincip, die amerikanische Industrie zu schützen, und die Whigs von Pennsylvanien verpflichten sich aufs Neue in diesem Sinne zu wirken, zu Gunsten des Ackerbauers, des Fabrikanten, des Handwerkers und aller welche würdig und dem Menschen angemessen von rechtschaffener Arbeit sich nähren.

„Sie beschließen ferner: Unsere Widersacher haben nach oftmaligen trügerischen Verheißungen zu Gunsten eines schützenden Tarifs, endlich die Maske weggeworfen und ihren Entschluß ausgesprochen, den amerikanischen Arbeiter auf die Linie des britischen Paupers herabzuwürdigen. Der Freihandels-Tarif von 1846 wurde durch englische Rathschläge eingegeben, durch englischen Einfluß durchgesetzt und als ein Triumph Großbritanniens begrüßt. Diese Maßregel hat alle Zweige der americanischen Industrie beeinträchtigt. Die tiefgesunkenen und immer weiter herabgehenden Preise beweisen, wie thöricht es ist, unsere Landwirthe ihres besten und einzig zuverlässigen Marktes zu berauben, nämlich des einheimischen. Dieser Tarif drückt schwer auf diejenigen, welche sich mit der Entwickelung der Quelle unseres Bergbaues beschäftigen. Während Millionen Tonnen fremden Eisens eingeführt wurden, wurden unsere Oefen geschlossen und der Verbrauch unserer Kohlen wurde beeinträchtigt. Unsere Arbeiter beklagen eine Maßregel, welche auf allen unseren Manufacturisten schwer lastet und manche von ihnen erdrückt hat. Man hat das Land fremder Speculation geöffnet und überschwemmt es mit fremden Fabrikaten. Die Freihandelspolitik hat Extravaganzen und eine alle Gebühr und alle Vorsicht überschreitendes Speculiren im Handel (Overtrading) in unserm Volke hervorgerufen, hat die Einfuhr über unsern Bedarf und unsere Zahlmittel hinaus gesteigert, hat aus dem Lande den Erwerb weggeleitet, welchen Mangel an Lebensmittel in fremden Ländern ihm zugeführt, und hat in andere Kanäle gelenkt die vielen Millionen aus den californischen Minen, welche son ster Nation einen beispiellosen Wohlstand verliehen haben würden. Jener Tarif ist ganz zum Vortheil Großbritanniens ausgeschlagen, während er Tausende unserer Landsleute von gut bezahlter Arbeit vertrieb; er hat unseren Eisen- und Kohleninteressen die empfindlichsten Nachtheile zugefügt, alle Zweige der Gewerbsindustrie geschädigt, auch dem Handel Verlegenheiten bereitet, während er Bangigkeit und Bankerotte im Lande hervorrief."

Digitized by Google

Diese Beschlüsse übertreiben in mancher Beziehung, wie jeder die Lage der Dinge ruhig überschauende Beobachter sieht. Richtig ist aber, daß das Zuströmen des Goldes aus Californien die wildeste Spekulation ins Leben gerufen hat, welche erst vor einigen Monaten die vereinigten Staaten an den Rand einer schweren Krisis drängte, der sie nur mit Mühe entgingen. Auf diese deutet Präsident Fillmore auch in seiner Rede hin. Er bemerkt über Californien:

„Der große Zuwachs, welchen durch die Produktion der Goldminen die Umlaufsmittel in der Welt erhalten, mußte die vorauszusehenden Folgen haben. Diese sind theilweise schon in der Erhöhung der Preise und in einer wachsenden Speculationslust zu Tage getreten, welche ans Abenteuerliche streift, und zum Overtrading sowohl hier im Lande wie auswärts verleitet. Wenn diesen Tendenzen nicht in heilsamer Weise gesteuert wird, so ist zu befürchten, daß die Einfuhren von Manufacturwaaren weit über einen gesunden Bedarf in diesem Lande hinausgehen und zu einem plötzlichen Abzuge der edlen Metalle von uns führen, dann aber, wie schon in früheren Zeiten, die unglückseligsten Folgen auf das Geschäft und das Kapital des amerikanischen Volkes ausüben.

„Die Ausfuhr an baarem Gelde zur Bezahlung unserer Schulden im Auslande hat im vorigen Jahre die Einfuhr von baarem Gelde um 24,263,979 Dollars überstiegen. Der Export von barem Gelde beträgt für das erste Quartal des laufenden Finanzjahrs (Juli, August, September) 14,651,827 Dollars. Sollte dieser Export in den folgenden Quartalen in ähnlicher Weise fortgehen, so würde in dem einen Jahre bis zum 30. Juni 1852 der ungeheure Betrag von 58,607,308 Doll. baar aus dem Lande weggegangen sein!“

Während in dieser Weise Präsident Fillmore zur Besonnenheit mahnt, durchreisete ein demokratischer Präsidentschaftskandidat die englischen Manufacturbezirke und hielt, zur äußersten Freude Richard Cobdens und anderer Freetrader Englands, Freihandelspredigten. Dieser Mann ist R. J. Walker, der Furioso unter den amerikanischen Freihändlern. Er war Schatzsekretär unter Polks Verwaltung, und mit großem Eifer bemüht, den Tarif von 1846 durchzusetzen. Ihm zufolge giebt es nur ein einziges Mittel, die ganze Welt glücklich zu machen, und dieses besteht in souveränem Freihandel. Natürlich rechnet Herr Walker lediglich nach Werthen, ganz pur nach Dollars und Cents, nach Pfunden, Schillingen und Pfennigen. Höhere Faktoren sind für ihn nicht da; er ist, wie die meisten Freihändler, ein Thalercosmopolit, und schwört auf den Satz: daß man da am besten einkaufe, wo man am billigsten einkaufe. Ob diese Billigkeit eine scheinbare oder wirkliche, eine auf die Dauer vortheilhafte oder nachtheilige sei, kümmert ihn wenig; er reitet auf dem reinen Werth und dem abstrakten Prinzipe, zur großen Genugthuung der Engländer in Manchester, die in ihm einen weisen Daniel von der andern Seite des Wassers erblicken und ihm sagen: er sei ein Apostel der Civilisation,

denn „Free Trade" ist nicht mehr lediglich eine Frage des Reichthums, sondern allgemeiner Gesittung." Es klingt dabei komisch, wenn die Engländer sich selbstzufrieden brüsten und ausrufen, daß Großbritannien nun den Freihandel bei sich eingeführt habe, — ein Satz, der bekanntlich das schnurgerade Gegentheil der Wahrheit behauptet. Davon überzeugt man sich schon durch einen Blick in den englischen Tarif, der von so hohen Zollsätzen strotzt, daß uns davor die Haut schaudert. Wir würden aus Walkers Reden Einiges mittheilen, wenn sie etwas irgend Bemerkenswerthes enthielten; er sagt uns aber Dinge, welche ohnehin Jeder kennt, der sich mit den in Rede stehenden Gegenständen einigermaßen vertraut gemacht hat; daß nämlich der Verkehr zwischen England und den Vereinigten Staaten während der letzten Jahre ungemein gestiegen sei, daß die Schifffahrt beider Länder bedeutend an Umfang und Tonnenzahl gewann, daß Alles vortrefflich gehe und daß dieser Segen eine Folge des Tarifs von 1846 sei. Seine Reden stehen in den ersten Dezembernummern des Economist von 1851. Offenbar hat sie der demokratische Präsidentskandidat gehalten, um die etwa acht Tage später dem Congreß übergebene Botschaft des Whigpräsidenten Fillmore vorweg zu pariren und abzuschwächen. Den Engländern, welchen sie Wasser auf ihre Mühle sind, haben sie sicherlich gefallen; amerikanische Urtheile kennen wir noch nicht.

Während wir eben diese Zeilen schreiben, kommt uns eine Handelskorrespondenz aus Neuyork vom 2. Dezember 1851 (im Vereinsblatt für deutsche Arbeit vom 20. Dezember) zu, welche sowohl zu den Worten der Botschaft, welche der Briefsteller noch nicht gelesen hatte, wie zu Walkers rosenfarbenen Schilderungen eine Erläuterung giebt. Es heißt in derselben:

„Was man von einigen Seiten für die Frühjahrssaison am meisten befürchtet, ist die Wiederkehr der Geldklemme; träte sie ein, so würde sie ohne Zweifel drückender werden, als vor einigen Monaten, da im Frühjahr weder der Farmer noch der Landkrämer mit Zahlungsmitteln so reichlich versehen sind, als im Herbste und somit den „Jobbers" dann ihre Quellen versiegen würden. Solche Befürchtungen sind keineswegs ungegründet, wenn man sieht, wie die Goldverschiffungen nach dem Auslande im fortwährenden Zunehmen begriffen sind, während die Ausfuhr unserer Produkte selbst im Vergleich zum vorigen Jahre eine merkliche Abnahme ergiebt. Die Wechselcourse auf Europa sind so hoch, daß sie weitere Verschiffungen des baaren Metalls zur Nothwendigkeit machen, und man wird sich allnachgerade hier daran gewöhnen müssen, das Gold als einen unserer Stapel- und Exportartikel zu betrachten, gerade so wie man Baumwolle oder Frucht bis jetzt dafür genommen hat. Aber dann müssen wir auch weiterer regelmäßiger bedeutender Goldsendungen von Californien her gewiß sein; bleiben diese aus oder fallen sie ab, so sitzen wir wieder ärger als e im Schlamme. — Unter solchen Umständen werden wir die immer noch starke Bilanz des Auslandes gegen uns, wenn überhaupt vorläufig, nur schwer abtragen können, es müßte denn sein, daß in Europa Verhältnisse ein-

Digitized by Google

treten, die unsern Succurs wieder nothwendig machten. — Eine neue Importation für eine ganze Saison steht uns jetzt bevor, während wir von der letzten noch kaum den vierten Theil gezahlt haben werden? woher soll da die Besserung so rasch kommen? Alles Bemänteln und Entstellen der „Freetrade“ Organe hilft da nichts; die Einfuhr muß beschränkt werden, und man ist begierig, ob und welche Schritte der Präsident oder der Schatzsecretär wegen Erhöhung eines Tarifs vorschlagen wird.“

Wir wollen auf die Frage eingehen, ob der Freihandel, wie England ihn erstrebt und wie es ihn wünschen muß, zum Vortheil der Vereinigten Staaten ausschlagen würde. Manche der folgenden Bemerkungen werden zugleich auch auf Deutschland passen, wo die englischen Lehren, namentlich im Norden, viele Anhänger finden, deren meisten wir indessen weniger Sachkunde und Unterscheidungsvermögen, als stürmischen Eifer und Einseitigkeit zuschreiben können.

Die Wissenschaft, — auch die politische Oekonomie, so weit sie jetzt schon als Wissenschaft betrachtet werden kann, — soll sich auf die Erfahrung stützen, soll diese generalisiren. Schon das alte Sprichwort sagt: practica est multiplex. Die verschiedenen Völker befinden sich auf sehr verschiedenen Stufen der Ausbildung, sie haben weder ein und dieselben Anlagen, noch einerlei geschichtliche und politische Entwickelung. Schon daraus folgt, daß man sie nicht alle nach einerlei Maßstab beurtheilen kann, vielmehr ihre Besonderheiten in Anschlag bringen muß. Dazu sind aber die wenigsten Freihändler geneigt; sie haben eben nur eine absolute Schablone, in welche sie Alles hineinzwängen. Damit machen sie sich die Sache leicht, und für die, welche meinen, daß sich bei jedem Worte doch auch etwas denken lasse, ist ihre Lehre gleichfalls bequem. Viele Anhänger der Schutzzölle verfahren nicht minder einseitig, indem sie auch da Protektion verlangen, wo diese übel angebracht wäre. Wir wiederholen es: der verständige Mann, der sich auf praktischen Boden stellt, wird sowohl dem System des Freihandels, wie jenem der Schutzzölle, nur eine relative, eine bedingte Anwendung zuerkennen. Daß die Engländer jetzt den absoluten Freihandel predigen, ist freilich in ihrem Interesse begreiflich. Aber die Welt besteht nicht allein aus Großbritannien; auf andern Seiten des England umfluthenden Meeres wohnen auch Leute, und unter ihnen viele, die nicht bloß Theoretiker oder beim Handel und Vertrieb englischer Waaren betheiligt sind.

Adam Smith, auf den die „Freihändler“ wie auf ein Evangelium schwören, obwohl er schrieb bevor man die großartige Anwendung des Dampfes in der Industrie, die Dampfschiffe und Telegraphen kannte, und den die „Schutzzöllner“ so heftig befehden, würde vielleicht manche seiner Ansichten modificirt haben, wenn er den Dampf gekannt hätte. Dieser hat alle gewerbliche Produktion auf das große Kapital, auf die Dampfmaschine, gestellt, und in den Industrieverhältnissen eine Revolution hervorgebracht, die

Digitized by Google

in alle Lebensverhältnisse eingreift und noch längst nicht zum Abschlusse gekommen ist. Bei der Handarbeit, die jetzt in der großen Produktion zu etwas Untergeordnetem herabgesunken ist, war eine allgemeine Concurrenz möglich; es kam nur auf Fleiß und Geschicklichkeit der Einzelnen an, auf Eigenschaften also, die jedes Individuum, welches heranwuchs, aufs Neue wieder erwerben mußte. Seit aber die Produktion eine große geworden ist, durch Maschinen und Dampf betrieben wird, kann ein Staat, welcher in Bezug auf Kapital, Kohlen, Beziehung des Rohproduktes, Erfahrung des Maschinenbetriebes, günstige geographische Lage, politische Freiheit 2c. anderen Ländern voraus ist, diese nicht nur überflügeln, sondern eventuell erdrücken.« Es wird den Freihandel predigen und ihn anderen aufzuzwingen suchen, um sich ein Monopol zu schaffen. Und darauf gehen die Bestrebungen Englands hinaus. Ein eifriger Freihändler, der schottische Rechenmeister David Hume, hat ja schon 1843 das große Geheimniß verrathen, indem er unbedachtsamer Weise im Parlamente ausrief: »Wir müssen die Industrie des Continentes stranguliren!« Wird das Festland so thöricht sein und ruhig den Hals hinhalten?

Wenn Adam Smith das let alone zu einer Maxime erhob, so stellte er es doch nicht als eine unter allen Umständen gültige hin, sondern nahm auch Ausnahmen an. So z. B. verlangte er Schutz für Industriezweige welche für die Vertheidigung des Landes unentbehrlich sind, und deshalb war er auch ein Vertheidiger der englischen Navigationsakte, unter welcher und durch welche England ein so mächtiger See- und Handelsstaat wurde. Der große Denker sagt: »The defence of Great Britain depends very much upon the number of its sailors and shipping. The *Act of Navigation*, therefore, *very properly endeavours to give the sailors and shipping of Great Britain the monopoly of the trade of their own country*, in some cases by absolute prohibitions, and in others by heavy burdens upon the shipping of foreign countries.« Diese Beschränkungen sind nun, da Englands Schiffahrt vermittelst jener Akte einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat, nicht mehr nöthig, und man that wohl, im Interesse der Industrie die Schifffahrt frei zu geben. Vor zweihundert Jahren aber kam es für England darauf an die Holländer zu überflügeln, welche damals im Welthandel oder wenigstens in der Kauffahrteischifffahrt eine Rolle spielten wie heute die Engländer und Nordamerikaner. Hollands Handel und Schifffahrt sanken seit der englischen Navigationsakte, während England stieg. Wir begreifen daher sehr wohl, weshalb Adam Smith weiter sagt: *The Act of Navigation is, perhaps, the wisest of all the commercial regulations of England.* (Wealth of Nations, Ausgabe von M'c Culloch, 1846, Seite 203. 204.)

Was von der Schifffahrt, gilt auch von der Industrie. Sie bedarf des Schutzes und der Aufhülfe gegen fremde Concurrenz, bis sie mit der Gewerbsamkeit anderer Länder unter gleichen Bedingungen ins Feld rücken kann.

Digitized by Google

Will man den Zweck, d. h. die Ausbildung und Blüthe der technischen Gewerbe, so muß man auch die Mittel wollen, welche bei großen Völkern noch allemal zum Ziele geführt haben; — man muß der Industrie Schutz verleihen, so lange sie desselben bedarf. Und diese Wahrheit hat man in den Ver. Staaten von Nord-Amerika erkannt. Man will Arbeitskräfte in mannichfaltiger nicht in einseitiger Weise verwerthen und dadurch Nationalreichthum schaffen, den man mit Recht nicht von möglichst geringem Arbeitslohn abhängig glaubt. Wir fanden in einer Bostoner Zeitschrift, welche den Segen der Sparkassen nachweis't, folgende Auseinandersetzung. — „Wenn ein Arbeiter sein Jahreseinkommen von 300 Dollars für Kleidung, Nahrungsmittel und Lustbarkeiten verausgabt, so bleibt ihm nichts übrig; er hat diese Summe für sich unproduktiv weggegeben. Aber angenommen, er habe 100 Dollars übergespart. In einem uncivilisirten, despotisch regierten Lande würde er das Geld wahrscheinlich vergraben, und dasselbe würde somit kein Geld verdienen. In einem freien, cultivirten Lande leihet er es einer Bank, angenommen einer Sparkasse, die zugleich Bank ist Diese ist nun in den Stand gesetzt, 100 Dollars mehr auszuleihen oder zu discontiren. Ein Bäcker, der sein Geschäft auszudehnen wünscht, bedarf Geld um mehr Mehl zu kaufen, weil er sein Geschäft ausdehnen will; er borgt jene 100 D. auf vier Monate, und kauft 20 Faß Mehl mehr als ihm sonst möglich gewesen wäre. Er entlehnt somit nicht eigentlich die 100 D. von der Bank, sondern die 20 Faß Mehl, welche er mit dem Bankbillet bezahlt. Dieses ist nur ein Certificat, welches dem Mehlverkäufer sagt: Gieb dem Manne 20 Faß Mehl, die Bank bezahlt es. Die 100 ersparten Dollars des Arbeiters sind nun 20 Faß Mehl geworden, welche der Bäcker in Brot umwandelt und an seine Kunden verkauft. Ehe vier Monate ablaufen, ist das Brot gegessen, die 100 D. sind consumirt, aber ihr Werth ist darum nicht verschwunden. Die Kundleute haben für das Brot 120 Dollars bezahlt; der Bäcker kann das geborgte Geld nebst 2 Dollars Zinsen der Bank zurückzahlen, und hat 18 D. für sich rein verdient als Lohn für seine Arbeit. Die Bank kann nun 102 D. ausleihen, etwa an einen Schuhmacher, der seinerseits nach vier Monaten für seine mit Hülfe dieses Geldes verfertigte Waare 225 Dollars gelöst hat, das Geborgte der Bank, nebst 2 D. Zinsen zurückzahlt, und nachdem er 100 D. an seine Arbeiter gezahlt, für sich einen Profit von etwa 20 D. in die Tasche steckt. Nach Ablauf von acht Monaten besitzt die Bank schon etwas mehr als 104 D., welche ein Papiermacher bei ihr aufnimmt, der für das Geld Lumpen, Leim rc. kauft, Papier macht, dieses verkauft, und der Bank 106 Dollars und eine Kleinigkeit zurückzahlt. Am Ende des Jahres holt der sparsame Arbeiter sein Geld und erhält nun 104 Dollars 50 Cents; die Bank behält für ihre Mühverwaltungen rc. 2 Dollars; während Bäcker, Schuhmacher, Papiermacher gleichfalls, wie oben gesagt, verdient haben. Ein Nachweis von 1850 über die Sparbanken in Massachusetts thut dar, daß in denselben mehr als 12 Mill. Dollars niedergelegt worden sind, von 71,600 Individuen,

so daß für den Einzelnen ein Durchschnitt von 170 Dollars sich ergiebt. Die Gelder wurden zumeist deponirt von Fabrikarbeitern, Taglöhnern, Dienstboten, kleinen Handwerkern. Die Ersparnisse dieser Leute könnten allein schon genügen, alle Faktoreien in Lowell in Bewegung zu setzen, denn dort sind etwas über 11 Millionen Dollars angelegt. Jene 12 Millionen und die weiteren 35 Millionen Dollars in den Deposito- und Circulationsbanken beleben den ganzen Staat Massachusetts; sie versorgen die Lungen der Industrie, halten sie in Thätigkeit, bringen der Gesammtheit Vortheil; sie treiben die Räder der Fabriken, schaffen den Arbeitern Arbeit, verwerthen Rohprodukte, liefern Waaren die der Kaufmann vertreibt, der Rheder in seine Schiffe ladet."

Man vergleiche nun mit dem industriellen Staate Massachusetts ein bloßes Agrikulturland mit noch so üppigem Boden! Die Doktrin des Freihandels ist ohne allen Zweifel richtig, wenn sie auf zwei Nationen angewandt wird, die in jeder Beziehung mit einander gleich oder doch gleichartig gestellt sind, die sich unter denselben Staatseinrichtungen und Gesetzen entwickelt haben, und in welchen Kapitalgewinn, Arbeitslohn, Zustände und Vertheilung der Bevölkerung etwa in gleichem Verhältnisse vorhanden sind. Die Vereinigten Staaten besitzen innerhalb ihrer weit ausgedehnten Gränzen einen unbedingten Freihandel. Nichts hindert den Verkehr zwischen Maine und Louisiana, Massachusetts und Jowa, und dieser freie Verkehr hat allen Theilen Segen gebracht, weil es sich um ein neues Land mit eigenthümlichen Zuständen handelt. Aber es ist sehr die Frage, ob die Herstellung eines unbedingt freien Handels mit einem fremden, in der Gewerbsindustrie so überwältigend weit vorgeschrittenen Lande wie Großbritannien, räthlich, und ob es, was dann nicht ausbleiben könnte, wünschenswerth sein könnte, den Arbeitslohn auf den niedrigen Stand des englischen hinabzudrücken? Die englischen Oekonomisten, namentlich jene aus Ricardos Schule, legen viel zu einseitigen Werth auf die bloß materiellen Reichthümer; während es für ein Volk, einen Staat, doch auch nicht minder auf einen höhern, moralischen Standpunkt ankommt. Was gewinnt der Staat an Kraft, die Cultur an Segen, wenn Wenige sehr viel, und sehr Viele wenig mehr als Nichts haben? Wenn Angstarbeiterei, Pauperismus in jeder Beziehung dem kolossalen Reichthum einer aus verhältnißmäßig wenigen Individuen bestehenden Klasse gegenüber stehen? Man hätte ein Resultat so arg, wie es der Communismus nur erzielen könnte, wenn diese Tollheit wirklich ausführbar wäre. Nationalreichthum ist eine wesentliche Unterlage, ein Hauptererforderniß für eine hohe Civilisationsstufe; aber das Bemühen praktischer und erleuchteter Staatsmänner sollte darauf hinzielen, Maßregeln zu fördern, welche der Angstarbeiterei möglichst entgegenwirken.

Die verschiedenen Staaten haben bekanntlich auch verschiedene Interessen, die in vielen Beziehungen mit einander collidiren. Daher die Kriege, daher auch im Zustande des Friedens eine stete Nebenbuhlerschaft. Natürlich sorgt jeder Staat zunächst und vor Allem für seinen eigenen und seiner An-

gehörigen Vortheil, der mit jenem anderer Staaten nicht immer zusammenfällt. Die Welt ist nun einmal nicht uniform. Des guten Vernehmens halber versteht man sich oft zu *Gegenseitigkeit*, oder übt *Retorsionen*, um sich gegen wirkliche oder vermeintliche Beeinträchtigungen zu sichern. Man will dadurch mehr Freiheit erwerben, als einem bisher gestattet war. Man legt sich selbst kleine Beschränkungen auf, um am Ende größere Vortheile zu erringen, die ein Anderer etwa durch Handelsgesetzgebung, Klima, Boden, Seelage, mehr Kapital, Vorsprung in technischen Kenntnissen oder Geschäftserfahrung voraus hat. Ein großer Staat thut wohl, sich nicht nur politisch, sondern auch ökonomisch möglichst unabhängig von anderen rivalisirenden Mächten zu erhalten; er darf ökonomisch und finanziell nicht in die Stellung eines Trabanten sich zurückdrängen lassen. Die feine Politik Rußlands weiß wohl was sie thut, wenn sie dem englischen Handel Schranken setzt, und würde die großartige und kühne Idee einer deutsch-österreichischen Zoll- und Handelseinigung verwirklicht, so wäre Englands ungeheuere Uebermacht in Gewerbe und Handel auf einmal gebrochen; sein Einfluß würde auf ein gebührendes Maß zurückgeführt, in der alten Welt wie in der neuen; denn Frankreich sowohl wie die Vereinigten Staaten sind gegen England mehr auf der Hut als Preußen und manche kleine deutsche Staaten. In den Verein. Staaten weiß man, was man in Deutschland gleichfalls wissen sollte, daß die Glieder eines und desselben Staatenbundes, die alle großen Interessen mit einander gemein haben, *industriell und commerciell eine innig zusammenhängende Gesammtheit bilden müssen*, unbekümmert um kleinere Gegensätze, die oft nur scheinbar sind; der ewige Friede ist jetzt weniger verbürgt als je, und was will ein von anderen Mächten *ökonomisch ganz abhängiger* Staat beginnen? Die ökonomische Abhängigkeit involvirt mehr oder weniger auch die politische, und hemmt eine selbstständige Bewegung. Das weiß England, und deshalb macht es die äußersten Anstrengungen, um in Betreff der rohen Baumwolle von Nordamerika wenigstens einigermaßen unabhängig zu werden.

Damit, daß wir die ökonomische Selbstständigkeit eines Staates verlangen, wollen wir natürlich nicht im mindesten den Handelsverkehr, den gegenseitigen Austausch zwischen verschiedenen Nationen, hindern; das wäre Unsinn. Im Zeitalter des Dampfes wäre jede chinesische Mauer eine Thorheit, wenn sie überhaupt eine Möglichkeit sein könnte. Aber diese ökonomische Unabhängigkeit macht es nöthig, daß jede Nation, — wir sprechen von wirklichen, *großen* Nationen, nicht von Kleinstaaten, die der Gnade oder Eifersucht der größeren ihr Scheindasein verdanken, und somit staatliche Nullen sind, die man lediglich hinten anhängt, — daß jede Nation innerhalb ihrer Gränzen alle großen Industriezweige, welche die für alle Schichten und Volksklassen unentbehrlichen Produkte liefern und erzeugen können. Sie muß wenigstens im Stande sein, diese großen Industriezweige so betreiben zu können, daß sie ihren Bedarf eben sowohl zu befriedigen vermöchte, wenn es auch gar keine anderen, Gleichartiges liefernden

Digitized by Google

Völker in der Welt gäbe. Eine große Nation ist daher gegen sich selbst dazu verpflichtet, eine einseitige Thätigkeit zu vermeiden; sie muß vielmehr ihre Kräfte und Fähigkeiten so mannigfaltig wie nur irgend möglich üben, ausbilden und entwickeln. Treibt sie ausschließlich Ackerbau oder lediglich technische Gewerbe, so läßt sie viele natürliche Vortheile unbenutzt und wird mit Nothwendigkeit Anderen tributpflichtig. Das wird durch ein wohlerwogenes Schutzsystem vermieden, welches darauf abzweckt, den Unternehmungsgeist nicht etwa zu lähmen oder zu beschränken, sondern ihm ein weiteres und sicheres Feld zu eröffnen, und die Kräfte einer Nation regsam und wach zu erhalten. Von einem Prohibitivsysteme darf natürlich gar keine Rede sein.

Bloße Agriculturländer bleiben nothwendig auf einer niedrigen Stufe der Gesittung und Entwickelung. Wenn die Arbeit eines geübten und geschickten Handwerkers oder technischen Arbeiters mindestens dreimal so viel werth ist als jene eines Taglöhners oder gewöhnlichen Handarbeiters, so liegt es offenbar im ökonomischen Interesse eines Landes, daß jene technischen Arbeiter nicht in einem fremden Staate wohnen. Je mehr er selber Arbeit verwerthet und Stoffe veredelt, um so mehr Nutzen hat er. Damit soll natürlich gar nicht gesagt sein, daß es außer den Handwerkern und Technikern nicht auch andere Arbeiter geben solle; gerade die Einseitigkeit muß vermieden werden; und es werden immer Leute genug vorhanden sein, die sich für technische Arbeiten weniger schicken, als für rohere Arbeit, welche gleichfalls ihren großen Nutzen hat. Auch die Gewerbindustrie kann, trotz des vervollkommneten Maschinenwesens, ihrer nicht entbehren; Handlanger wird man immer nöthig haben. Aber es darf nicht sein, daß ein beträchtlicher Theil des Volkes mit Nothwendigkeit auf solche niedrige, rohe, einförmige und weniger lohnende Arbeit verwiesen bleibe. Die Arbeitskraft einer Nation wird nur dann ordentlich nutzbar und fruchtbringend gemacht, wenn sie im Lande mannigfaltige Verwendung findet, und wenn der vielseitigen Entwickelung keine unübersteiglichen Schranken entgegen stehen. Bleibt für vier Millionen nur rohe einfache Arbeit übrig, z. B. beim Ackerbau, während drei Millionen von ihnen fähig zu Gewerben wären, in welchen die Arbeit sich dreimal höher verwerthen läßt, so liegt der ökonomische Verlust für den Staat und das Land offen vor Augen; das jährliche Produkt der nationalen Thätigkeit ist viel geringer als es sein könnte und sollte. Wer viel verdient, kann höhern Preis für seine Consumtionsartikel zahlen, als der, welher wenig verdient. Was hilft dem Consumenten billige Waare, wenn er überhaupt nichts verdient?

Hier ein Beispiel, an welchem das Sachverhältniß sich erläutert. Wir stellen absichtlich Extreme einander gegenüber — Irland und Massachusetts — und geben runde Zahlen. Die Bevölkerung von Irland, die jetzt keine 6 Millionen Köpfe zählt, belief sich 1841 auf 8 Millionen Seelen. Sie vertheilte sich, laut der amtlichen Zählung, auf 1½ Millionen Familien, von welchen reichlich zwei Drittel sich auf den Ackerbau angewiesen sahen, und nur 350,000 waren in Manufacturen und Gewerben beschäftigt. Offenbar findet

ein excessives Verhältniß zwischen Ackerbau= und Gewerbetreibenden statt. In England, wo bekanntlich der Ackerbau mit mehr Sorgfalt und Kapital betrieben wird, als in einem anderen Lande, kommt eine Agriculturfamilie auf je 34 Acres anbaufähigen Landes, in Irland dagegen eine auf je 14 Acres. Dagegen kamen nach der Zählung von 1840 in Massachusetts 87 Agriculturisten auf je 120 Köpfe, die in Manufacturen, Handel und was damit zusammenhängt, beschäftigt waren. In Massachusetts kommt 1 Pauper (aus öffentlichen Mitteln unterstützter Armer) auf 50 Köpfe, und mindestens die Hälfte dieser Armen besteht aus eingewanderten Engländern und Irländern, so daß sich die Paupers wie 1 zu 100 stellen. Dagegen waren in Irland nicht weniger als 5,000,000 Arme, d. h. fünf Achtel der gesammten Bevölkerung, die freilich nicht alle aus öffentlichen Mittel unterhalten werden konnten. Daß wenigstens die Hälfte der Bewohner Irlands sich nur von Kartoffeln nährt, ist bekannt. Was gewinnt denn Irland bei dem englischen Freihandelssystem? Massachusetts hat nur zwei „natürliche" Ausfuhrartikel, — Eis und Granit; es hat nicht einmal hinlänglich Getraide für eigenen Bedarf, sondern importirt Waizen und Vieh. Irland dagegen baut mehr Getreide als es bedarf, und führt davon, wie auch von Vieh, beträchtliche Massen nach England aus. Und doch ist Irland bettelarm; das Volk producirt Vieh und Getreide, führt dasselbe aus, schafft sich aber keinen Wohlstand, weil ihm nur rohe, einfache Arbeit übrig bleibt. Ganz anders aber stellt sich das Verhältniß in den nördlichen industrierreichen Gegenden der Insel. Umgekehrt ist ganz Massachusetts betriebsam in höherm Sinne; die Eingeborenen überlassen die niedrige Handarbeit zumeist den Neueingewanderten, und in den Fabriken legt man auf Uebung und Geschicklichkeit so großen Werth, daß man eingewanderte, also noch wenig geübte Einwanderer, höchstens bis zu einem Drittel der gesammten Arbeiterzahl anstellt. In Irland ist der Ackerbauer im Durchschnitt ein Consument armseligster Art, und sein Land ist ein wenig belangreicher Absatzmarkt für englische oder nordirische Manufacturwaaren. Dagegen sind für derartige Fabrikate die Vereinigten Staaten ein Absatzmarkt von der allerhöchsten Bedeutung, weil durch ihre mannigfaltige Betriebsamkeit wohlhabend und fähig zu kaufen. Je mehr ein Volk producirt, um so mehr consumirt es auch. Unter ihrem Schutzsysteme zahlen die amerikanischen Consumenten für einzelne einheimische Artikel vielleicht etwas höhern Preis, als wenn England sie ihnen lieferte, aber diese „Bürde" will nicht viel bedeuten. Im Durchschnitt beträgt der dermalige Tarif weniger als dreißig Procent. Ein Hauptgrund, weshalb der einheimischen Industrie Schutz gewährt wird, geht darauf hin, ein Land gegen nachtheilige Fluctuationen der Preise fremder Märkte einigermaßen sicher zu stellen; es würde sonst in einem Jahre mit fremden Producten überfluthet, in einem andern nur zu höheren Preisen damit versorgt. Deswegen wird der Zoll mit Rücksicht auf die niedrigsten auswärtigen Preise, nicht auf die Durchschnittspreise, festgestellt; der Tarifsatz von 30 Procent steigert also

Digitized by

den Durchschnittspreis in Amerika vielleicht um 15 Procent. Der Amerikaner zahlt für viele Artikel einen Thaler, den er vielleicht für 20 Groschen haben könnte, wenn er ihn lediglich vom Auslande beziehen wollte. Dafür schlüge er aber seine Industrie, einen großen Theil seiner Eisenbahnen und seines Handels, die Verwerthung seiner Arbeit und seiner Betriebsamkeit in die Schanze, triebe nur Ackerbau, würde zu viel Getreide 2c. produciren, und den Werth der Agriculturprodukte herabdrücken. Er würde, wie Irland, nur da kaufen, wo er nominell am billigsten kaufen könnte. Irland, wo der Arbeitslohn so niedrig steht, producirt das Getreide äußerst billig; England producirt Manufacturwaaren, aus hundert Ursachen, sehr billig. Irland erzeugt Getreide, um englische Fabrikate zu kaufen, — und was ist die Folge gewesen? Es könnte spottwohlfeil kaufen, nur Schade, daß es zu arm ist, auch um den allerwohlfeilsten Preis zu bezahlen.

Ein großes Land muß zugleich Ackerbau, Industrie und Handel treiben Der bloße Ackerbau ist diffussiv er gestattet keine dichte Bevölkerung. Man blicke auf Polen, die preußischen Ostseeprovinzen und Mecklenburg, und sehe sich dort die Lage der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der ländlichen Bevölkerung an. Sie besteht zumeist aus ungebildetem, armem Proletariat, das von wenigen Gutsbesitzern ausgebeutet wird, was man patriarchalisches System nennt. Einige wenige größere Städte concentriren ein im Allgemeinen doch nicht eben schwungreiches Geschäft in sich; wenigstens würde dasselbe bei einem gewerbreichern, wohlhabendern, also consumtionsfähigern, mehr und verschiedenartigern Bedarf habenden Hinterlande, wohl dreifach oder sechsfach bedeutender sein müssen. Die vielen kleinen Städte sind nur Landstädte, ohne lebhaften Verkehr oder Aufschwung. In den Vereinigten Staaten waren bis jetzt die südlichen und südwestlichen Staaten vorzugsweise nur ackerbauend; dabei sind sie fast um die Hälfte an Bevölkerung hinter den nördlichen Staaten zurückgeblieben; auch ihre Städte kommen nicht eben vorwärts. In der ganzen südlichen Hälfte giebt es nur eine einzige Stadt, die mehr als 100,000 Einwohner hat, — Neu-Orleans. Rechnet man als eigentliche Städte jene Ortschaften, welche mindestens 12,000 Einwohner zählen, so hat allein Massachussets eine größere städtische Bevölkerung als alle südlichen Staaten zusammengenommen! Denn in jenem Staate besteht die Hälfte der gesammten Bewohner aus Städtern, im Süden nur ein Zwanzigstel. Wo in Massachusetts auch nur ein Fleckchen Erde etwas Grünes trägt, wird es bebaut und liefert Ertrag, während dagegen im Süden weite Landstrecken erschöpft und verfallen sind, weil man sie nachlässig beackerte und aussaugte.

Wir wollen hier nicht in die Theorie der internationalen Werthe und Austausche eingehen, sondern nur hervorheben, daß selbst die einseitigsten Freihändler zugestehen, ein Land könne, zu seinem größten Nachtheile, viel zu viel von fremden Manufacturen einführen, und daß die Folge davon ein gedrückter Preis für seine Exporten auf fremden Märkten sei. Es neutralisirt damit die

natürlichen Vortheile, welche ihm die Produktion seiner Ausfuhrartikel gewährt.

England producirt zu viel Fabrikate, es hat seiner Industrie eine allzugroße Ausdehnung gegeben, und ist nun aus mannichfachen Gründen gezwungen, nicht nur sie auf der gegenwärtigen Höhe zu erhalten, sondern seinen Absatz nach Außen noch möglichst zu steigern. Seine Bevölkerung ist stark angewachsen, seine schlechte Agrarverfassung hat das Ackerbauproletariat in die Städte getrieben, wo dasselbe zur Vermehrung des Fabrikproletariats beitrug. Es konnte am Ende, wenn es nicht einem Umschlag in seinen staatlichen Verhältnissen sich aussetzen wollte, seine durch die Korngesetze hoch gehaltenen Getreidepreise nicht mehr erschwingen. Das begriffen Lord John Russel und Sir Robert Peel; die Korngesetze fielen, nachdem sie reichlich dreißig Jahre bestanden. Sie waren aber eingestandenermaßen mit zu dem Zweck gegeben worden, den Absatz amerikanischen Getreides in England möglichst zu beschränken, und den Preis englischer Fabrikate in Amerika zu steigern. Aber unter dem hohen amerikanischen Schutztarif von 1842 konnte England, das immer dringender fremder Zufuhr bedurfte, amerikanisches Getreide und Mehl in großer Menge nur dann beziehen, wenn es eine entsprechende wirkliche Herabsetzung im Preise, sowohl der englischen Manufacturwaren, wie aller anderen fremden Producte, welche es für den amerikanischen Markt mit englischen Manufacturwaaren gekauft hatte, eintreten ließ. Natürlich lag den Engländern Alles daran, diesen Tarif beseitigt zu sehen, und sie fanden auch Staatsmänner in Amerika, welche in allem Ernste sich einbildeten, die Beseitigung jenes Tarifs würde eine Gegenleistung, eine Art von Ersatz sein für die Abschaffung der Korngesetze; er müsse fallen, um die Engländer in den Stand zu setzen, mehr Mehl und Getreide von den Amerikanern zu kaufen. Das würde richtig gewesen sein, wenn man hätte nachweisen können, daß England ein Mehrkaufen von Lebensmitteln zu umgehen vermocht hätte. Aber der Congreß gab den Tarif von 1846, welcher den Preis englischer Fabrikate in den Vereinigten Staaten so weit erniedrigte, daß sie in weit größerer Menge verbraucht wurden, so daß die Engländer ihren Mehrbedarf an Getreide und Mehl nun völlig mit ihren Manufacturwaaren bezahlten. In Folge der eintretenden Conjunkturen, die bei dem Fortbestande des Tarifs von 1842 ganz beträchtlich zum Vortheil der Amerikaner hätten ausschlagen müssen, wurde die amerikanische Industrie gelähmt; die Eisenindustrie litt am meisten, auch die Wollen- und Baumwollenindustrie erhielt starke Schläge, während die englischen Fabriken mehr als je prosperirten. Denn die Nachfrage nach ihren Produkten war in den Vereinigten Staaten sehr lebhaft, während die Reduction der Preise, durch welche eine so gesteigerte Nachfrage möglich wurde, durch die Herabsetzung des Tarifs stattfand, nicht dadurch, daß die englischen Fabrikanten den Preis ihrer Waare erniedrigten. Somit hat Amerika offenbar einen großen Profit gleichsam weggeworfen, und außerdem seine eigene Industrie gelähmt.

Digitized by Google

England hat sich, wir wiederholen es, viel zu einseitig auf die Gewerbsindustrie gestellt, und hat sein natürliches Gleichgewicht in sich selber verloren. Seine Regierung weiß, was auf dem Spiele steht; deshalb drängt sie in der ganzen Welt darauf hin, daß die Schutzzölle fallen, während sie doch selbst viele derselben in Großbritannien aufrecht erhält. England bietet allerwärts spottbillige Waaren an, die viel zu billig wären, wenn die darauf verwandte Arbeit preiswürdig und nach Gebühr belohnt würde. Das ist aber vielfach nicht der Fall; die Arbeitslöhne sind, damit nur billiger producirt und das künstliche industrielle Uebergewicht erhalten werde, mehr und mehr herabgedrückt worden. Aehnliches würde auch in anderen Ländern stattfinden müssen, wenn sie ihre Grenzen unbedingt öffneten. Sie müßten ebenso billig produciren wie England, oder ihre Gewerbsindustrie ganz aufgeben, somit der Einseitigkeit und Inferiorität verfallen.

Sehr belehrend ist das Beispiel Indiens. Dort sind wenig Kapitalien, fruchtbarer Boden ist in Menge vorhanden, ebenso ein Ueberschuß von Agriculturproducten, und bei weitem nicht jene industrielle Ausbildung, welche sich England unter einem mehrhundertjährigen Schutzzollsystem anzueignen wußte. Aber der Arbeitslohn ist in Indien äußerst niedrig, viel niedriger als irgendwo in Europa. Nun schrieb 1850 der Generalgouverneur von Indien an die indische Compagnie, in seiner Antwort auf eine Anfrage in Betreff der Weber von Dacca, folgendes: — „Noch vor wenigen Jahren bezog die Compagnie jährlich 6 bis 8 Millionen Stück Baumwollenzeuge, die auf indischen Stühlen gewebt worden waren. Jetzt hat die Nachfrage darnach völlig aufgehört; und das indische Product hat der Erfahrung und den Maschinen Englands unterliegen müssen. Baumwollenzeuge, diese vielhundertjährige Stapelwaare Indiens, ist für immer zu Grunde gerichtet, und die dadurch hervorgebrachte jammervolle Lage vieler Menschenklassen in Indien steht in der Geschichte des Handels beispiellos da.“

Wir wollen noch einen Umstand hervorheben, der einem Schutzsysteme für Amerika das Wort redet. Es ist ein großer Unterschied in den Transportkosten zwischen Rohproducten und Fabrikaten, und dieser Unterschied wirkt durchaus zu Gunsten des Landes, welches die letzteren producirt; denn fabricirte Waaren haben bei geringerm Umfang und Gewicht mehr Werth als Rohstoffe. Weizen mag in Indien einen Thaler kosten; aber die Transportkosten verschlucken ihn, ehe er in London auf den Markt kommen kann, beträchtlich, und so genießt der englische Waizen, auch nach Abschaffung der Getreidegesetze, immer noch einen Schutz gegenüber indischem oder australischem Waizen, wenn auch dieser billiger producirt wird als der englische. Dasselbe ist der Fall mit Waizen und Mehl aus den Vereinigten Staaten, z. B. aus Ohio, dem westlichen Neuyork oder Wisconsin. Dagegen führt England meist Waaren aus, die Stoffveredelung erlitten haben und die Transportkosten leichter tragen, Kohlen und Eisen etwa ausgenommen. Wenn die Transportkosten von Rohstoffen sich

Digitized by Google

auf 30 Procent stellen, so kommen jene von fabricirten Waaren nur auf 10 Procent. Der Freihandel sagt: beide Theile müssen beim Handel gleichen Vortheil finden. Er wird also vor allen Dingen eine Beseitigung der Ungleichheit anstreben müssen, und diese gewährt nur ein richtig bemessener Schutz, den wir auch für die Vereinigten Staaten noch auf längere Zeit hinaus für nöthig halten, wenn sie nicht in Einseitigkeit verfallen wollen. Argumente, welche für die hochgeschraubten englischen Verhältnisse passen, sind darum noch nicht richtig für andere Länder. Exempla docent.

Chinesen in Californien.

Bekanntlich sind die Söhne des himmlischen Reiches ein Wandervolk. Man findet sie in Menge in den Küstenländern des indischen Oceans und auf allen Inseln des großen Archipelagus, wo sie Ackerbau, Gewerbe und Handel treiben, und einen nicht unbedeutenden Bestandtheil der Bevölkerung ausmachen. Seit einigen Jahren kommen sie auch nach Amerika. Man schaffte sie nach Westindien auf die Zuckerpflanzungen, und vor etwa einem halben Jahre nach Lima in Peru, wo sie als Hausdiener beschäftigt werden. Aber das neue gelobte Land ist für sie Californien, wo sich überhaupt ein wunderliches Gemisch der verschiedensten Nationen zusammengefunden hat. Es mögen in dem neuen Goldlande jetzt schon reichlich 20,000 Chinesen angesiedelt sein, was etwa den siebenten Theil der gesammten Bevölkerung ausmacht. Offenbar werden sie einst eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Seit Anfang dieses Jahres sind nämlich mehr Chinesen in San Francisco eingewandert als Amerikaner aus den Vereinigten Staaten. Von Januar bis Juli verging zum Beispiel keine Woche, in welcher nicht mindestens Zweihundert dieser weizengelben bezopften Asiaten durch das goldene Thor in die weite, schöne Bay von San Francisco einfuhren, und zwar fast ohne Ausnahme mit der Absicht im Lande sich dauernd anzusiedeln. Sehr viele gehen ins Innere, um Gold zu graben, also einem Berufe nachzugehen, für welchen sie eine ganz ausgezeichnete Befähigung haben; ein großer Theil treibt aber auch in den Städten Handwerke und Handel. Es sind Chinesen der verschiedensten Volksklassen gekommen, Taglöhner, Bauern, Handwerker und Kaufleute; manche sind sehr wohl erzogen und gut gebildet, alle aber benehmen sich äußerst höflich, und wollen aus der Stadt Canton gebürtig sein, was offenbar nicht der Fall ist, denn viele sind keine Städter; aus der Provinz Kwang-tong mögen sie allerdings stammen.

Da die Reichsgesetze Chinas den Weibern das Auswandern verbieten, so kommen in Californien auf jene 20,000 Männer nur sehr wenig Frauen. In

Digitized by Google

San Francisco sollen ihrer nur drei sein. Eine davon ist eine sehr bekannte Dame, „Miß Atoy“, die zwar keine Schönheit aber doch eine zierliche, nichts weniger als häßliche Person ist. Sie zeigt sich im Publikum, sitzt in ächt chinesischer Tracht häufig vor ihrer Thür, und läßt ihre weißen seidenen Hosen und kleinen Füße bewundern.

Den ganzen Tag ziehen ganze Schaaren Chinesen durch die Straßen. Hier gehen sechs oder acht einzeln hintereinander, in einem unregelmäßigen Gänsemarsch und betrachten sich alles was in der Stadt ihnen auffällt. Offenbar sind sie neue Ankömmlinge, frisch aus dem Reiche der Blume der Mitte nach Amerika befördert. Dort schlendern zwanzig oder dreißig andere, beladen mit Blechpfannen, Zinngeschirr, Stiefeln, und Geräthschaften, welche sie in den Golddistrikten gebrauchen wollen. Bald nachher kommt ein ganzer Trupp; der eine schleppt Zucker, der andere einen Sack mit Reis, der dritte Mehl, was alles in großen Vorrathshäusern aufgespeichert wird, denn diese Chinesen sind wie die Ameisen. Hier trägt einer einen großen mit Kleidungsstücken oder Kleiderstoffen gefüllten Korb, dort wandert ein Bejahrter, der mächtig große Brillen auf seiner Stumpfnase trägt und in einem Notizbuche blättert, um irgend ein Haus zu finden. Oftmals sieht man auch mehr als hundert beisammen, die gemeinschaftlich die Merkwürdigkeiten von San Francisco betrachten und sich lebhaft miteinander unterhalten.

Zu der europäischen Tracht bequemen sie sich nicht gern und immer nur nach und nach. Zuerst müssen die plumpen Schuhe weichen, um meist viel zu großen Stiefeln Platz zu machen. Sie haben recht große Stiefeln gern und lassen gut passende stehen, wenn sie recht breite im Laden finden, obwohl sie meist einen sehr kleinen Fuß haben. Nächst den Füßen muß sich das bezopfte Haupt der Revolution fügen. Die schwarzwollenen Kappen oder die großen aus Rohr geflochtenen Hüte, die wie ein Regenschirm aussehen, weichen dem kalifornischen Hute mit herabhängender Krämpe. Weiter geht indeß der Chinese nicht leicht, denn unter Funfzigen bequemt sich kaum Einer zu europäischen Röcken und Hosen. Die meisten stecken nach wie vor ihre krummen Beine in dicken Flanell oder in Nankingzeuge.

Als Köche oder Hausdiener finden sie es angemessen, sich amerikanische Namen beizulegen; insgemein aber wird der chinesische Name beibehalten. Ein renommirter Koch aus dem himmlischen Reiche führt auf seinem Schilde auch den Namen Thomas Tuck (Stoßdegen oder Haarnetz). In einer Zeitung von San Francisco wird ein Schiff gelobt, das für Passagiere gute Gelegenheit und allerlei Bequemlichkeit, nebst guter Behandlung von Seiten des Capitains darbieten. Dieses bezeugen die Herren San Man, Chung Yee, Piu Chung, Li-Tschin und Long Fun. Chinesische Aushängschilder erblickt man in allen Straßen; z. B. Waschanstalt von Pau-Tschiong; Chinesisches Waarenlager von Ton-Wu; chinesische Seidenhandlung von Wang Sching; große Bügelanstalt von On Schong und dergleichen mehr.

Digitized by Google

An der Ecke der Claystraße in San Francisco haben die Chinesen ein großes und sehr hübsches Waarenlager gebaut. Das Aushängeschild hat nur chinesische Aufschrift aber nicht nach chinesischer Art perpendiculär, sondern die Buchstaben oder vielmehr Zeichen stehen wagerecht hinter und neben einander, wie bei unserer europäischen Schrift. In diesem Waarenlager sind hundert und aber hundert Gegenstände der verschiedensten Art aufgespeichert. Die Kaufleute verlassen selten ihren Laden, sondern bleiben in demselben, und warten ruhig bis Käufer sich einfinden; aber die Hausirer, und es giebt deren unter den Chinesen nicht wenige, gehen von früh bis spät mit ihren Packeten von Haus zu Haus. Sie machen den Yankee-Hausirern eine für diese sehr unbequeme Concurrenz, indem sie ihnen weder an List noch an unermüdlicher Rührigkeit oder Sparsamkeit irgend nachstehen. Verfälschten Thee für ächten zu verkaufen, verstehen sie meisterhaft. Die Kaufleute sind umsichtig und geschickt; sie begreifen leicht was der Kunde verlangt, was aber der Steuereinnehmer bedeutet und will, lassen sie sich nur sehr schwer begreiflich machen.

Man rühmt die Mäßigkeit und das ruhige Betragen der Chinesen allgemein; es giebt kaum ein Beispiel, daß einer von ihnen sich betrunken oder unangemessen und lärmend betragen hat. In ihren Häusern leben sie sehr vergnügt, machen oft Musik und tanzen dazu. Sie rauchen Cigarren, manche sogar schon auf der Straße, worin der Amerikaner einen Beweis von Fortschritt erblickt.

Es liegt ihnen viel daran, Landsmänninnen herüber zu schaffen; das wird indessen seine Schwierigkeiten haben, da, wie schon bemerkt, trotz der Ueberfülle von Frauenzimmern in China, denselben das Auswandern verboten ist. Der Strom der Einwanderung hat sich nun einmal mit Macht nach der amerikanischen Westküste gedrängt, wo Anglo-Amerikaner und Deutsche, Franzosen und Engländer, Schotten und Irländer, Sandwich-Insulaner und Spanier, Neger, Indianer, Süd-See Insulaner und Chinesen bei und durcheinander leben. Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hat schon wunderbare Dinge genug erlebt; die zweite Halbschied wird nicht weniger merkwürdige Erscheinungen aufweisen. Im Jahre 1901 werden China, Japan, die Südsee, Australien, der indische Archipelagus und die Westküste Amerikas einen ganz andern Anblick gewähren als 1851.

Man berechnet, daß die diesjährige Goldausbeute Californiens nicht viel unter 100,000,000 Doll. ergeben werde, was etwa fünf mal so viel wäre als sämmtliche russische Bergwerke ertragen. Seit man Mühlen errichtet hat, um mit Hülfe der Wasserkraft den goldhaltigen Quarz zu zerstampfen, soll es einige Mühlen geben, die in 24 Stunden nicht weniger als 2400 Dollars reinen Goldgewinn geben. Ein ungeheurer Goldreichthum ist vorhanden, wenn es auch übertrieben sein mag, daß die Amerikaner annehmen, die Mineralreichthümer Californiens würden in 1000 Jahren nicht zu erschöpfen sein.

Jedenfalls wird der Welthandel durch diese Goldgruben merklich afficirt,

Digitized by Google

er wird neue Straßen einschlagen. Man hat die californischen Märkte schon mehrmals überfüllt, aber es wird Artikel geben, die stets Absatz finden; z. B. ganz oder halb zugerichtetes Bauholz.

Das neue Dorado ist, auch abgesehen von seiner buntscheckigen Bevölkerung und seinem Goldreichthum, vielfach merkwürdig. An den Küsten hat man in den letzten Monaten eigenthümliche Versteinerungen gefunden, und in der Bay von San Francisco stehen versteinerte Bäume, an welchen die Schiffer bei niedrigem Wasserstande ihre Fahrzeuge befestigen. Vieles deutet auf eine frühere vulkanische Thätigkeit, zum Beispiel der sogenannte Pluto Geyser, die heißen Quellen im Pluto-Thale, welche vor einigen Monaten von dem Geologen Shepherd aus Ohio besucht worden sind. Nachdem er auf einer Strecke von etwa dreißig englischen Meilen das Napathal erforscht hatte, gelangte er zu einer Gruppe die aus etwa 20 Quellen bestand, deren Temperatur von 93 bis 169 Graden wechselte, obwohl sie auf einem Raume von nur einer halben englischen Geviertmeile beisammen lagen. Als besonders merkwürdig wird hervorgehoben, daß die Temperatur der einzelnen Quellen im Laufe weniger Wochen beträchtlich sich veränderte und daß dieselbe Quelle, welche heute kaltes Wasser hat, wenige Tage nachher ganz heiß ist, und umgekehrt.

„Wir gingen“, schreibt Shepherd, „nordwestlich vom Napathale, durch fast undurchdringliches Dickicht, und erreichten am Morgen des vierten Tages einen hohen Spitzberg. Im Westen lag vor uns der große Ocean, im Osten erhob sich die mächtige Kette der Sierra Nevada, im Norden, fast unmittelbar zu unsern Füßen, klaffte ein ungeheurer Spalt. Die Sonnenstrahlen waren bereits in das enge Thal gedrungen, und warfen in dasselbe so viel Licht, daß wir in einer Entfernung von etwa vier oder fünf englischen Meilen Wolken und Dampfsäulen bemerken konnten, welche an den Ufern des kleinen Flusses Pluto aufstiegen. Es war am 8 Februar; die Berggipfel waren mit Schnee bedeckt, während das Thal in heiterm Grün prangte. Es war als läge eine Fabrikstadt wie Pittsburg oder Wheeling zu unsern Füßen, so dampfte es dort unten. Als wir aber näher kamen, lösete sich das Räthsel. Auf dem Flächenraum einer halben Quadratmeile bemerkten wir weit über einhundert Oeffnungen, aus welchen Dampf mit Heftigkeit hervorquoll; dichte Säulen stiegen wohl zweihundert Fuß hoch, während andere sich schon in einer Höhe von zwanzig Fuß verloren. Das Geräusch der größeren konnte man wohl eine halbe Stunde weit hören.“

Einige dieser „Wasserschüsse“ oder Fontainen kamen „krampfhaft“ hervor, d. h. sie ruheten eine Weile und brachen dann plötzlich hervor. Ueber einzelne Mündungen der siedenden Kessel erheben sich Kegel von Schlammerde und mineralischen Theilen, die leicht einbrechen. Auch hier ist die Temperatur dicht neben einander liegender Quellen weit von einander abweichend; sie bieten eine große Mannigfaltigkeit von Mineralwassern

Digitized by Google

dar. Wo das erhitzte Schwefelwasserstoffgas hervorbricht, scheint das Wasser plötzlich wie verwandelt, prächtige Schwefelcrystalle lagern sich ab, und es wird mehr oder weniger Schwefelsäure erzeugt. Diese war an einigen Stellen so scharf, daß sie schwarze Handschuhe von Ziegenleder sogleich tief roth färbte. Obwohl das Gestein und die Erde an manchen Punkten so heiß sind, daß sie die Schuhsohlen verbrennen, so bemerkt man doch keinen Vulkan, in dieser merkwürdigen Gegend. Hörte die ganze Thätigkeit auf, so würde nach Ablauf weniger Jahre mancher kaum davon zu überzeugen sein, daß sie jemals vorhanden war. Das Gestein wird jetzt durch sie schnell zersetzt. Porphyr und Jaspis werden in eine Art Töpferthon verwandelt, Granit wird so weich, daß man ihn zwischen den Fingern zerreiben oder wie ungebackenen Teig mit einem Messer zerschneiden kann; Feldspath wird zum Theil in Alaun verwandelt. Auch zeigte sich die Einwirkung der Hitze an versteinerten Baumstämmen; andere waren in Braunkohle verwandelt. Dieser Umstand erklärt vielleicht das Vorkommen versteinerten Holzes auf Van Diemensland, welches den Geologen so viel zu schaffen macht. Auch fand Shepherd „einige Tropfen eines verdichteten, äußerst refractiven Fluidums", und er meinte, „daß reiner Kohlenstoff unter solchen Umständen crystallisiren und zu Diamant werden könne." Ein grün abgehauener Baum, den er in einen der kegelförmigen Hügel steckte, war nach 36 Stunden dermaßen verwandelt, daß man seine Species nur noch an dem außen gelassenen Theile zu erkennen vermochte, und an diesem hatten sich bereits Schwefelcrystalle angesetzt. Die heißen Dämpfe und die Schwefeldämpfe üben keine nachtheilige Einwirkung auf den Pflanzenwuchs; denn kaum 50 Fuß von der heißen Quelle stehen große Waldbäume, in deren Zweigen Vögel nisten.

Shepherd sagt: „Ich habe den Einfluß dieser thermalen Thätigkeit von 200 bis 300 Meilen an der Küste des Stillen Weltmeeres verfolgt aber nur an obiger Stelle war es mir vergönnt, ihre erstaunliche Intensivität zu beobachten. Die jetzt ununterbrochen fortdauernde umgestaltende Kraft und Thätigkeit, bewirkt im Bau und in der Gestaltung der Steine große Veränderungen. Sie ist nicht stationär, sondern dringt offenbar langsam nach Osten hin im Pluto-Thale vorwärts." Schließlich meint der Geolog aus Ohio: Wenn man diese Erscheinungen sorgfältig studire und beobachte, werde das Resultat ein helles Licht auf manche geologische Erscheinungen werfen, die bis jetzt noch nicht erklärt worden sind.

Dr. Richardsons zweite Landreise ans Polar-Meer, zur Aufsuchung Sir John Franklins.

Noch immer sucht man den unglücklichen Seefahrer, der nun seit beinahe sechs Jahren völlig verschollen ist. Eben jetzt, mitten im Winter, ist ein englischer Seemann, Clapperton Pym, unterwegs nach dem östlichen Sibirien, um

Digitized by Google

dort nach Franklin zu forschen; denn er meint, daß dieser Letztere irgendwo an der nordasiatischen Küste gelandet sei. Das englische Schiff Dädalus, welches im Frühjahr 1851 von Valparaiso nach der Behringsstraße abgesegelt war, um im Port Clarence die dort für Franklin niedergelegten und wohl verwahrten Vorräthe zu untersuchen, war am 22. October in San Francisco angekommen, ohne von dem kühnen Reisenden auch nur eine Spur entdeckt zu haben. Und so ist es den Befehlshabern aller übrigen Schiffe gegangen; sie fanden nur einige Beweise, daß Franklin nicht, wie man vermuthete, in der Davis-Straße vom Eise zertrümmert worden sei, sondern daß er die Barrow-Straße und den Lancaster-Sund erreicht hatte.

Auch Richardson ist nicht glücklicher gewesen. Er war seit dreißig Jahren ein treuer Freund Franklins, den er auf dessen erster Landreise an die Küste des Polarmeers, 1819 bis 1822, begleitete. Jene Wanderung ist in der Geschichte der Reisen ausgezeichnet durch die Gefahren, Leiden und Entbehrungen, welche die Theilnehmer erduldeten. Sie litten unbeschreiblich durch Kälte, waren mehr als einmal dem Hungertode nahe, und wurden nur wie durch ein Wunder gerettet. Auf der Rückreise nach dem Fort Enterprise, im Septembermonate, wurden die Reisenden von Schneewehen heimgesucht, mußten tagelang bei den fürchterlichsten Schneestürmen und zwanzig Grad Kälte ohne Feuer am Boden liegen, und Franklin fiel vor Hunger und Erschöpfung in Ohnmacht. Ihre Hauptnahrung bestand in einer grauen Flechtenart aus dem Genus Gyrophora, die ungesund ist, und deren Geschmack Ekel erregt, oder aus bitterm Brei von isländischem Moos; ein Moschusochse und einige Rennthiere waren bald verzehrt. Als sie an den Kupfergrubenstrom gelangten, fehlte es an Nachen, welche die Ermatteten unterwegs hatten liegen lassen müssen. Man mußte aber um jeden Preis über den Strom. Doktor Richardson, so abgemattet er auch war, wollte hinüberschwimmen. Man band ihm eine Leine um die Brust, und er sprang ins Wasser. Aber dieses war so kalt, daß seine Arme ihm den Dienst versagten; er sank unter und man mußte ihn ans Ufer ziehen. Franklin konnte buchstäblich nicht auf den Beinen stehen. Am 11. October erreichten sie das verödete Fort Enterprise; die dem Hungertode nahen, wettergepeitschten Reisenden brachen in Thränen aus. Einer ihrer Gefährten war schon erfroren. Zwei canadische Reisediener waren von einem sie begleitenden Irokesen erschossen und aufgefressen worden. Im Fort fristete Richardson sein Leben mit Rennthierhaut, zerstampften Knochen und etwas Pergament, welches in den Fenstern die Glasscheiben ersetzt hatte. Das einzige Getränk war Schneewasser. Zwei Canadier starben vor Hunger; Franklin konnte kaum noch kriechen. Am 7. November kamen endlich Indianer mit Lebensmitteln, aber bis zum 16. November mußten die völlig Ermatteten und Abgemagerten im Fort bleiben, ehe sie ihre Weiterreise antreten konnten.

Und in dieselben hochnordischen Gegenden hat Doktor Richardson, als betagter Mann, im Jahre 1848 abermals eine Reise unternommen, um seinen

verschollenen Freund aufzusuchen. Er erbot sich das Küstenland zwischen der Mündung des Mackenzie und des Kupfergrubenstroms genau zu untersuchen, an mehreren Stellen Lebensmittel zu vergraben und neben denselben Landmarken zu errichten, damit Franklin sie finden könne. Mit ihm ging ein erfahrener Nordlandsreisender, Doktor Rae, der schon 1846 im Auftrage der Hudsonsbay-Compagnie eine Expedition von Fort Churchill bis zur Repulsebay unternommen hatte und von dort ab über die Landenge gegangen war, durch welche die Halbinsel Melville mit dem nordöstlichen Winkel des nordamerikanischen Continents zusammenhängt.

Richardson verließ Ende März 1848 England und erreichte am 4. August das Polarmeer, beschiffte dasselbe auf der oben angegebenen Strecke, aber von Franklin fand er keine Spur; auch die Eskimos hatten nichts von dem Seefahrer gesehen. Da schon am 22. August bei scharfer Kälte sich neues Eis einstellte, so konnte Reichardson die Nordküste der Dolphin- und Union-Straße, das sogenannte Wollaston-Land, nicht besuchen. Den Auftrag dazu gab er dem Doctor Rae. Er selbst war im November 1849 wieder in England.

Vor einigen Wochen ist die Beschreibung seiner Reise zu London erschienen *). Sie enthält eine Menge wichtiger Beiträge für die Geographie, Geologie, Ethnographie und die Naturgeschichte, des Ruperts-Landes, d. h. der Besitzungen der Hudsonsbay-Gesellschaft. Dieses amerikanische Sibirien, wie wir das Land im Norden des Saskatschewan und der Hudsonsbay nennen möchten, ist noch wenig von eigentlich wissenschaftlichen Reisenden erforscht worden; hier steht der Wissenschaft noch eine große Ausbeute bevor. Wir kennen freilich nun im Wesentlichen die ganze Gestaltung dieser Einöde, das Gewirr der vielen hundert Seen, den Lauf der Ströme, die Gebirgszüge, die Päſſe, welche hinüber nach dem großen Westmeere führen, und die Gestaltung der Seeküsten. Aber wie Vieles im Einzelnen noch zu erforschen bleibt, zeigt uns eben Reichardson's Bericht. Die Reise selbst ging diesmal glücklicher von Statten als dreißig Jahre früher, und sie bietet nicht eben viel Bemerkenswerthes dar. Um so werthvoller sind die geognostischen Mittheilungen, und die Abtheilungen des Werkes, welche sich auf die physikalische Geographie und auf die Völkerkunde beziehen. In der beigegebenen Charte finden wir alle Entdeckungen im Polarmeere bis auf die neueste Zeit herab eingetragen, und im Texte viele Punkte genauer als bisher bestimmt. Die Abschnitte über die Eskimos, die Kutschin oder Schiel-Indianer (deren Sitten und Gebräuche durch eine Anzahl von illuminirten Bildern erläutert werden), die Tschippewäyans und die Krihs

*) Arctic Searching Expedition: a journal of a boat voyage through Ruperts, Land and the Arctic Sea, in search of the discovery ships under command of Sir John Franklin. With an appendix on the physical geography of North America. By Sir John Richardson, inspector of naval hospitals and fleets. London 1851, zwei Bände.

Digitized by

sind von besonderem Interesse, sodann auch jener über Rae's Expedition im Sommer 1849. Den größten Theil des zweiten Bandes füllen die Beiträge zur physischen Geographie, zur Klimatologie und zur Pflanzengeographie; die beiden letzteren bereichern die Wissenschaft vielfältig. Ein Anhang enthält Vocabularien der Eskimosprache, sowohl der von Labrador als jener an der Behringsstraße; sodann der Kutschin-Indianer am Yukon oder Kwich-pack, der Tschippewäyans und der Hundsrippen-Indianer.

Wir heben einzelne Schilderungen aus; zunächst eine Beschreibung des Mackenzie-Stromgebiets.

Der Mackenzie ist ein Strom ersten Ranges, der an Länge nur hinter dem Mississippi zurücksteht. Er fließt in einer dem Laufe des letztern geradezu entgegengesetzten Richtung durch ein Land von nicht weniger als siebenzehn Breitengraden in das Polarmeer. Der Charakter seines Stromgebietes ist von jenem des Mississippi durchaus verschieden. Sein Gefäll beträgt von jenem wichtigen Knotenpunkte, welchen man als Methy-Portage (Portage la Loche) bezeichnet, bis zum Meere auf einer Strecke von 1400 engl. geographischen Meilen, etwa 900 Fuß. Die einzelnen Abtheilungen des Flusses führen nach einander die Benennungen Washacummow, Elk oder Athabasca, Sklavenfluß und Mackenziefluß. Außer ihm durchschneiden noch zwei andere große Ströme den Polarkreis. Backs großer Fischfluß hat seinen Ursprung unweit vom großen Sklavensee, etwa 150 Fuß über dessen Wasserspiegel, und läuft nach Ostnordosten durch den nordöstlichen Theil des Kontinentes. Der Yukon oder Kwichpack entspringt im Westen der Felsengebirge, nicht weit vom Zusammenflusse des Francis und Lewis, welche den Pelly bilden. Er strömt erst nach Norden, empfängt den Porcupine, biegt dann westlich, und fällt ins Behrings Meer.

Der Methy-Tragplatz bildet eine Land- und Wasserscheide zwischen dem Stromgebiete des Missinipi oder Nelson und jenem der Mackenzie, da wo dieselbe gewöhnlich von den Reisenden überschritten wird, welche hier ihre Nachen über Land zu tragen genöthigt sind. Zwar ist die Gegend bewaldet, muß aber im Wesentlichen doch noch als Zubehör des Prairieabhanges betrachtet werden. Der bituminöse Schieferthon liegt hier auf Uebergangskalkstein, und ist mit einer sehr dicken Lage Sand bedeckt. Diese ist tief durchwühlt von den Stromrinnen des Elk River und seines Zuflusses, des Washacummow, aber die Seenbecken, welche den Rand der in der Mitte zwischen den Felsengebirgen im Westen, und der Hudsonsbay liegenden Region des Urgesteins bezeichnen, befinden sich weiter nach Osten hin. Wahrscheinlich bildet dieser Rand eine gerade Linie vom Knee-See, durch den Ausfluß des Athabasca-Sees bis zu dem tiefen nördlichen Arm des Großen Sklaven-Sees, und ferner durch Martensee, über die beiden östlichen Arme des Großen Bären-Sees zu den Kupferbergen. Der Theil dieser Linie, welcher zwischen dem Athabasca-See und dem Methy-Tragplatze liegt, ist wenig bekannt, weil die Wasserstraße westlich von ihr zieht.

Digitized by Google

Nach Lefroy's Messungen und Schätzungen liegt der Methy-See etwa 1540 Fuß über dem Polarmeere; Richardson giebt 40 Fuß weniger an; der Tragplatz 188 Fuß höher als der See, während der Washacummow oder Clear Water River an der Nordseite des Tragplatzes 590 Fuß unter diesem, und 910 Fuß über dem Meere liegt. Westlich von Methy-Tragplatze wird das Land zwar vielfach und tief von Schluchten und Wasserläufen eingefurcht. ist auch mehr oder weniger dick bewaldet, hat aber doch noch so viel vom Charakter der Prairie, daß man durch dasselbe bis zum Kleinen Sklaven-See und bis zum Saskatschewan reiten kann.

Das Athabasca, Red Deer (La Biche) oder Elk River ist der südlichste Hauptstrom des Mackenzie. Er kommt aus den Rocky Mountains, vom Berge Browne, der sich 15,000 Fuß hoch über die Meeresfläche erheben soll, strömt durch Prairieland, nimmt das Wasser des Kleinen Sklaven-See's auf, dessen Achse seinen Lauf durchschneidet, und darauf das Wasser des Red Deer Lake. Sein Bett liegt vielfach weit tiefer als das Niveau des Prairieplateaus, welches von der Prairiegegend des Saskatschewan durch keine scharf bezeichnete Bodenerhebung getrennt ist. Weiter nördlich bewässern die weitausgebreiteten Quellenbäche des Friedensflusses die Rocky Mountainkette auf vier Breitengraden; und der durch ihre Vereinigung gebildete Hauptstrom windet sich die Abdachung hinab und vereinigt sich mit dem Athabasca ein wenig unterhalb des quer liegenden Hügel-See's. Das Strombett des Friedensflusses liegt im Uebergangskalkstein, aber der Hügel- oder Athabasca-See liegt ostwärts im Striche des Urgesteins, und empfängt einen Zufluß aus dem Wollaston-See, der seinerseits neben dem Wasserspiegel liegt, welcher das Stromgebiet des Mackenzie von der Hudsonbay trennt. Der Athabaska und der Friedensfluß nehmen nach ihrer Vereinigung den Namen Sklavenfluß an, der in der Spalte zwischen dem Urgestein und den Uebergangs-Kalkstein fließt. Die Verbindung des westlichen Stromarmes mit dem Großen Sclavensee bezeichnet den Westrand des Urgesteins, welcher auf der Nordseite des Beckens durch Fort Providence Inlet, bezeichnet wird Der Aylmer und Artillerie-See liegen 150 Fuß höher am Ostende des Sees, in welchen ihr Wasser sich ergießt; und in unmittelbarer Nähe auf demselben Plateau liegen die Quellen von Backs großem Fischfluß, der, wie schon bemerkt, in das Polarmeer fällt. Die Ströme, welche von Westen her in das Chesterfield-Inlet münden, müssen ziemlich aus derselben Gegend herkommen, und dieses Inlet selbst hat vermöge seiner transversalen Richtung und der Lage in O.N.O. vom Großen Sclavensee, eine offenbare Verbindung mit jener Excavation; ihre Achsen liegen etwa in rechten Winkeln zur Kette der Felsengebirge.

Im Großen Sclavensee wird der Mackenzie von dem intermediären Urgesteinsgürtel abgeleitet, und fließt erst westlich, dann nördlich in einem Bette, welches er in den obern Ueberganskalkstein und noch neuere Ablagerungen gehöhlt hat und zwar auf einer Strecke von 1000 Meilen des Stromlaufes, oder

Digitized by Google

nahezu 600 Meilen in gerader Linie. Man sieht an den Ufern weder Granit, noch Gneis oder Glimmerschiefer, und selbst Trappgestein ist selten, wenn es überhaupt vorkommt.

Der River of the Mountains, der vermöge seiner Zuflüsse einer nördlichern Abtheilung der Felsengebirge angehört, tritt aus dem rauhen Hügellande heraus, von welchem ihm seine Nebenarme zufließen, macht, fast parallel mit dem Sclavenflusse eine Biegung nach Norden und vereinigt sich bei Fort Simpson mit dem Mackenzie. Dieser „Gebirgsfluß", auch Rivière aux Liards genannt, wird aus zwei größeren Armen gebildet, die im Westen der höheren Spitzberge ihre Quellen haben; auch sie liefern den Beweis, daß manche Gefließe von Bedeutung die Gebirgskette durchbrechen: vermittelst des Deases River, der den westlichsten Zufluß des Nordarmes bildet, gelangen Boote durch das Gebirge und erreichen nach einer allerdings mühsamen und gefährlichen Schifffahrt und vermittelst einiger Tragplätze, den Pelly und Lewis, an deren Vereinigung die Hudsonsbay-Compagnie den Posten Pelly Banks angelegt hat. Die Handelsleute reisen zweimal im Jahre dorthin vom Lynn-Kanal, der im Norden der Insel Sitka, 59° n. B., liegt. Der Gebirgsfluß fließt während der letzten 25 Meilen seines Laufes durch Sand und Thonschiefer; hin und wieder tritt auch Kalkstein zu Tage; am Ende dieser Entfernung ist eine Stromschnelle; oberhalb derselben gewahrt man einzelne bewaldete Punkte, und hin und wieder erheben sich an den Ufern sogenannte Bluffs, unter welchen der an der Mündung des Noh'hanneflusses 75 Meilen von Fort Simpson, weit und breit für den höchsten gilt. Vielleicht gehört er zu der Kette, deren Verlängerung man, jedoch ziemlich undeutlich, sieht, wenn man den Mackenzie hinabschifft, etwa halbwegs zwischen dem Hare Skin River und Fort Simpson. Zwei Beamte der Compagnie, die Herren M'Pherson und Bell haben ihn erstiegen; dem Letztern wurde unwohl und es schwindelte ihn, bevor er den Gipfel erreichte. Die Höhe muß demnach wohl beträchtlich sein, doch verschwindet im Sommer der Schnee. Oben auf dem Gipfel ist eine Salzquelle, die ein Becken von funfzehn Fuß im Durchmesser füllt; nie trocknet dasselbe aus.

Der große Bären-See, der nördlichste der querliegenden Süßwasserseen, liegt etwa 150 Fuß über dem Strombette des Mackenzie, und durchschneidet den Polarkreis da wo Urgestein und Uebergangskalkstein sich begegnen. Der Krönungsgolf ist in derselben Linie ausgehöhlt. Die nördliche Biegung der Meeresküsten im Westen der Mündung des Mackenzie kommt offenbar von der Verlängerung der Felsengebirge, deren auseinander folgende Ketten und Ausläufer sich staffelweise verhalten, und je naher sie der Küste kommen, an Höhe abnehmen.

Am untern Stromlaufe des Mackenzie, namentlich unter dem Polarkreise und an den Stromschnellen, unter denen jene bei den sogenannten Rampart Cliffs am bemerkenswerthesten erscheinen, traf Richardson eine Anzahl Hasen-

Indianer welche am Mackenzie und östlich am Großen Bären-See bis zum Kupfergrubenstrom hausen. Sie kommen während der Sommermonate nach den Rampart Cliffs, um zu fischen. Doch hat dieser Stamm gleich den übrigen welche am Mackenzie umherschweifen, vorzugsweise seine Nahrung von dem Fleische des Hasen, Lepus americanus, von dem sie jährlich eine ganz unglaubliche Menge tödten. Aber merkwürdigerweise, man weiß noch nicht aus welchen Ursachen, verschwinden alle sechs oder sieben Jahre die Hasen plötzlich; weit und breit im Lande ist dann kein Thier dieser Art zu sehen, weder tod noch lebendig. In nächsten Jahre finden sich dann einige wenige wieder ein, und im dritten Jahre sind sie wieder so zahlreich als vorher. Sobald die Hasen selten zu werden anfangen, wandert auch der canadische Luchs fort, dessen Hauptnahrungsmittel sie bilden. Die Moschusratte ist von Zeit zu Zeit Seuchen unterworfen, und man findet sie dann in Menge tod in ihren Nestern liegen. Aber todte Hasen findet man nicht, und darf deshalb wohl annehmen, daß sie fortwandern, sobald ihre Zahl sich allzustark vermehrt. Doch sahen die Indianer sie niemals in zahlreichen Schwärmen wegziehen.

Die Hasen-Indianer sind ein Stamm der großen Völkergruppe der Tinneh oder Tschippewäyans, und reden eine Sprache, welche von jenen ihrer Stammverwandten nur mundartlich abweicht. Sie sind gleich den übrigen Stämmen dieser Gruppe ein furchtsames Volk, das in steter Angst vor den Eskimos lebt; diese gelten bei ihnen für ganz besonders wild und kriegerisch, und für große Zauberer, welche ihren Kindern auch aus weiter Entfernung her den Tod anhexen können. Zwar haben die Tinneh Feuergewehre, wagen es aber trotzdem nicht den nur mit Bogen bewaffneten Eskimos entgegen zu treten. Wenn sie nicht in großer Menge bei einander sind, schlagen sie am Ufer des Stromes keine Zelte auf, sondern hocken unter den Zweigen eines Baumes, den sie solchergestalt hinwerfen, daß man glauben könnte, er sei durch einen Sturm vom Felsen in die Tiefe hinabgeschleudert worden. Auch wagen sie nicht Rauch aufsteigen zu lassen, damit die Eskimos nicht auf ihre Spur gerathen. Sobald ein Nachen oder ein Boot sich blicken läßt, suchen sie mit Weibern und Kindern eine Zuflucht im Walde, und erscheinen erst wieder, wenn sie sehen, daß keine Feindseligkeiten zu befürchten sind. Während Richardson auf der Thalfahrt häufig an's Land ging, um zu kochen, ahnete er oft nicht, daß Indianer hart in seiner Nähe sich befanden, und war nicht wenig überrascht, wenn eine ganze Familie schüchtern aus dem Walde hervorkroch, und um Essen bat. Das elende Aussehen dieser Leute gab hinlänglich Zeugniß für ihren kläglichen Zustand; hin und wieder hatten sie einige Fische zu verkaufen, aber nie hatten sie Fülle an Lebensmitteln; sie sind in dieser Beziehung eben so unbedacht, wie die meisten übrigen Indianer und lassen den Himmel sorgen.

Als Richardson an den Rampart Cliffs vorüber kam, zogen die Hasen-Indianer ihre Nachen in's Wasser, und begleiteten ihn bis Fort Good Hope, das jetzt wieder auf seiner frühern Stelle, etwas unterhalb der Stromenge sich

Digitized by Google

befindet. Als Franklin 1825 und 1826 den Mackenzie hinabfuhr, stand dieser Posten der Hudsonsbay etwa einhundert Meilen weiter abwärts, wurde aber 1836 auf seinen jetzigen Platz verlegt, als jenes Gebäude bei einer Ueberschwemmung große Beschädigungen erlitt. Bei Fort Good Hope wachsen einige Rüben, Radiese und andere Küchengewächse in einem warmen, geschützten Winkel, aber kein Getreide, und auch die Kartoffeln lohnen die Mühe des Pflanzens nicht.

Ein ganz anderes Volk als die furchtsamen Hasen-Indianer sind die Kutschin, — die sogenannten Schiel-Indianer, Squint-eyes, Loucheur — welche im Delta des Stroms oft mit den Eskimos verkehren, um mit denselben Tauschhandel zu treiben. Aber beide Völker beobachten einander mit Mißtrauen und nicht selten enden ihre Zusammenkünfte mit Blutvergießen. Die Kutschin haben den Vortheil der Feuerwaffe, aber die Eskimos sind tapfer und kennen keine Furcht. Die meisten Kutschin verstehen auch die Sprache der Eskimos, welche durch jene erfuhren, daß die Weißen einen Handelsposten am Peelflusse angelegt hatten. Sie wollten mit dem letztern eine unmittelbare Handelsverbindung herzustellen suchen; das aber war dem Interesse der Kutschin entgegen, welche daher die Eskimos mit Waffengewalt zurücktrieben. So führt auch jenseits des Polarkreises der Eigennutz zu Handelskriegen, allerdings nur in kleinem Maßstabe.

In der Gegend von Fort Good Hope ist ein brauner Bär häufig, dessen Species noch nicht bestimmt ist. Er hat große Aehnlichkeit mit dem Ursus arctos der alten Welt und ist vielleicht derselbe; jedenfalls ist er stärker und mehr fleischfressend als der ursus americanus den man auch am Mackenzie trifft; der graue ursus ferox kommt in diesen Breiten gleichfalls vor, verläßt aber das Gebirge nicht.

Die Kutschin haben mit den Tinneh, den sogenannten Athabaskavölkern, keine Stammverwandtschaft; sie scheiden auf einer weiten Strecke, im Westen des Mackenzie, diese Völker von dem Strand- und Küstenvolke der Eskimos; sie leben zwischen beiden mitten inne, und grenzen westlich an die Stämme, welche den Küstenrand der Behrings-See bewohnen. Da dieses Volk und das Land, in welchem dasselbe umherstreift, noch wenig bekannt sind, so wollen wir das Wichtigste darüber aus Richardsons Berichten zusammenstellen.

Die westliche Abdachung des nordamerikanischen Continents von den Felsengebirgen zum großen Ocean unterscheidet sich in ihrer Gestaltung von der östlichen auch darin, daß alle ihre Stromthäler mehr oder weniger transversal ziehen. Die eigenthümliche flügelartige Projection im Norden, gegen Asien zu, rührt offenbar von der vulcanischen Kette auf Aliaschka her, die mit den Felsengebirgen einen rechten Winkel bildet. Das große Querthal des Yukon oder Kwichpack liegt im Norden desselben. Die westliche Meeresküste von Cooks Inlet bis zur Behringsstraße ist auf einer Charte zu Baers Nachrichten über die Westküste von Nord-Amerika schon 1839 eingetragen wor-

Digitized by Google

den; auch sind C. Grewingk's „Beiträge zur Kenntniß der orographischen und geognostischen Beschaffenheit der Nordwestküste Amerikas, Petersburg 1850“ reich an neuen Mittheilungen.

Beamte der Hudsonsbay-Compagnie, namentlich die Herren M'Pherson, Bell und Alexander H. Murray haben einen Theil dieses westlichen Landes besucht, über andere Striche genaue Erkundigungen von den Eingebornen erhalten und dem Doctor Richardson ausführliche Mittheilungen gemacht.

Steigt man den River of the Mountains hinan, und verfolgt seinen nordwestlichen Arm bis zum Frances-See, so erreicht man ein hohes Bergland. In diesem liegen die Quellen des Lewis, östlich von denen des River of the Mountains, so daß hier wie auch in anderen Theilen der Felsengebirge, Ströme, welche in verschiedene Meere fallen, sich in ihrem obersten Laufe einander gleichsam umschließen; denn der Lewis fließt in den Großen Ocean. In 61½ n. Br. und 130° w. L. nimmt der Lewis den Francisfluß auf, welcher mit dem gleichnamigen See nichts gemein hat, sondern aus dem weiter südlich liegenden sogenannten Russischen See (Russian Lake) kommt. An der Vereinigung des Francis und Lewis hat Hr. Roderich Campbell, 1400 Fuß über der Meeresfläche den Handelsposten Pelly Banks gebauet; von nun an führen beide vereinigten Flüsse den Namen Pelly; dieser fällt wahrscheinlich in den Lynn-Canal, im Norden der Admiralitäts-Insel.

Von demselben Hochlande, in welchem der Lewis oder Pelly und der Nordwestarm des River of the Monutains entspringen, kommt auch der Yukon, ein sehr bedeutender Strom. Auf einer beträchtlichen Strecke seines Laufes fließt er nach Norden durch ein Land, welches, so weit Richardson nach den ihm vorliegenden Berichten zu urtheilen vermag, mit dem vom Mackenzie durchströmten Gebiete große Aehnlichkeit aufweist. Herr Murray war eine Zeitlang geneigt, den Yukon für ein und denselben Strom mit dem Colville zu halten, der etwa 120 Meilen östlich von der Barrowspitze in das Polarmeer einmündet, aber durch Mittheilungen von Eingebornen hat er erfahren, daß derselbe gegen den Norton-Sund hinfließt. Die Russen haben übrigens nachgewiesen, daß der Yukon derselbe Strom ist mit dem Kwichpack, der zwischen den Vorgebirgen Stephens und Romanzoff in das Behringsmeer fällt.

„Im Jahre 1847 hörte Hr. Bell von einigen Kutschin, welche den Handelsposten am Peels River besuchten, Allerlei über den Yukon. Er nahm einen Eingebornen zum Führer und wollte den Strom aufsuchen. Er ging über die Berge nach Nordwesten, und erreichte einen Fluß, den er Rat River nannte. An diesem ist jetzt das Vorwerk oder der Außenposten La Pierres Haus errichtet worden; dasselbe liegt etwa 60 Meilen von Bells Fort am Peel entfernt, und etwa zehn Meilen südlich von demselben. Herr Bell fuhr in einem Nachen den Rattenfluß hinunter, und gelangte bald in einen größern Fluß, den Porcupine, auf welchem er nach einer Thalfahrt von drei Tagen in den Yukon kam. Die Mündung in denselben bildet einen rechten Winkel

unter 66° N. Br. und etwa 147¼° W. L. An dieser Stelle ist der Yukon 1¼ Meile breit, und hat viele gut bewaldete Inseln, zwischen welchen die Strömung sehr stark ist. Den Aussagen der Indianer zufolge läuft der Yukon nachdem er den gebirgigen District im Norden von Pelly Banks verlassen hat, nordwestlich; an einer Stelle durchschneidet er einen Ausläufer der Big Beaver Mountains, indem er zwischen hohen Kalksteinhügeln hinfließt, welche den „Ramparts“ am Mackenzie gleichen. Er hat aber aller Orten eine weit stärkere Strömung als dieser. Der erste wichtige Zufluß, welchen er aufnimmt, ist der Red Island; dieser kommt von den Gebirgen am östlichen Ufer, und ist an seiner Quelle von jener des Peel nur durch einen Landrücken getrennt. Zwischen ihm und dem Lewis liegt eine dürre Hochfläche, welche die Indianer in vier Tagen durchwandern; sie finden auf derselben kein Wasser. Noch etwas mehr unterhalb kommt noch ein Zufluß von Osten her, und noch weiter stromab mündet der Deep River von Westen her. Auf diesem erschienen die Russen mit einer Baidare, einem aus Thierhäuten verfertigten Boote, über Land her; sie kamen wie man meinte vom Kupferflusse oder Atna, welcher in der Comptrollers Bay zum großen Ocean mündet. Unterhalb jener Ramparts fließt der Yukon nach Nordwesten durch eine flache Gegend; aber 20 oder 30 Meilen unterhalb der Mündung des Porcupine durchschneidet er abermals einen Ausläufer der Beaver Mountains, indem er zugleich nach Südwesten und Westen abbiegt, und endlich unter der Eskimobenennung Kwichpack in das Behringsmeer fällt. Unterhalb der Big Beaver Mountains empfängt er vom Süden her den „River of the Mountains Men“, der einige Zeit, bevor er mündet, mit dem Hauptstrom parallel läuft. Von dort ab fließt der Kwichpack, laut Aussagen der Eingebornen, durch ein tiefliegendes nur spärlich mit Bäumen bestandenes Marschland.

Am Yukon und dessen Zuflüssen sind die schielenden Indianer das Hauptvolk. Sie selbst nennen sich Kutschin, am Peelsflusse; das n am Ende des Wortes wird mit einem Nasentone nur sehr schwach ausgesprochen; weiter nach Westen am Yukon wird es ganz unhörbar. Von den Hasen-Indianern werden sie Di-go-thi-tdinne genannt.

Richardson lernte am Mackenzie, etwa 150 Meilen oberhalb des Deltas, mehrere Kutschinfamilien kennen, und erhielt genaue Nachrichten über dieses bis jetzt wenig bekannte Volk durch seinen Begleiter Bell, der viele Jahre mit ihnen in Handelsverbindung gestanden hatte, durch Herrn Murray, der noch unter ihnen wohnt, und durch den Oberfaktor Murdoch M'Pherson. Die, welche er selbst am Mackenzie sah, hatten in ihrer Erscheinung Manches mit ihren Nachbarn, den Hasen-Indianern, gemein; doch war ihr ganzes Verhalten weit männlicher, obwohl nicht so sehr als das ihrer Stammesbrüder am Yukon. Herr Murray bemerkte, daß diese letzteren die Mittelgröße, wie Europäer, haben; sie sind wohl gebaut, haben regelmäßige Gesichtszüge, hohe Stirne und hellere Haut als die übrigen Indianer. Von den Kutschin, welche den Handelsposten

Digitized by Google

am Peelflusse besuchen, bemerkt Herr Isbister: „Sie sind ein athletischer, hübsch aussehender Menschenschlag, beträchtlich über Mittelgröße, da manche wohl sechs Fuß (englisch) hoch sind. Sie haben schwarzes Haar, hübsche lebhafte Augen, nicht sehr stark hervorstehende Backenknochen, gut stehende Zähne und helle Haut. Ihr Gesichtsausdruck ist recht angenehm und gefällig, und lebendigen Ausdrucks fähig. Sie durchbohren den Nasenknorpel und stecken zwei an einander befestigte Muscheln hinein, die an jeder Seite eine gefärbte Glasperle haben.“

Murray bemerkt von den Kutschin am Yukon, daß die Weiber den Männern sehr ähnlich sehen; er schildert die Frau eines Häuptlings als so hübsch, daß sie, die indianische Tracht und das Tättowiren abgerechnet, in jedem Lande für eine ansprechende Erscheinung gegolten hätte. Alle weiblichen Individuen tättowiren das Kinn, und bemalen sich zuweilen das Gesicht, dann aber stets mit schwarzer Farbe. Bei allen feierlichen Gelegenheiten bemalen auch die Männer das Gesicht mit Schwarz und Roth, und sie tragen deshalb stets ein Farbentöpfchen am Halse. Um die Augen pinseln sie einen schwarzen Kreis, einen gleichfalls schwarzen Streifen ziehen sie von der Stirne bis zur Nasenspitze, und auf dem obern Theil jeder Wange bringen sie einen großen schwarzen Punkt an. Die Stirne wird mit einigen feinen dicht neben einander laufenden vertikalen Streifen geziert; am Kinn läuft immer eine rothe Linie neben der schwarzen. Tschippewayans und Krihs bemalen ihr Gesicht in ähnlicher Weise.

In Bezug auf ihre Kleidung zeigen sie Sinn für Zierlichkeit. Das Obergewand bereiten sie aus den Fellen junger Rennthiere, nach Art der Hasen-Indianer, der Hundsrippen und anderer Tschippewayanstämme, aber Schnitt und Form haben mit der Tracht der Eskimos viel Uebereinstimmendes. Der Rock der Männer hat vorne und hinten einen Schurz, jener der Frauen nur hinten. Oberkleider und Beinkleider sind mit Frangen, gefärbten Stachelschweinkielen und der silberigen Frucht von Eleagnus argentea verziert. Für den größten Schmuck und Putz gelten aber Glascorallen, mit welchen die Wohlhabenderen sich oft dermaßen behängen, daß Stirn, Brust, Schultern, Arme, Knie und Beine förmlich beladen sind. Eigenthümlich ist die Tracht des Haares. Sie kämmen dasselbe nach hinten herab, binden dasselbe in einen Bund, wie die europäischen Frauen, und lassen das übrige auf die Schultern lose herabwallen. Die Stämme am Yukon salben diesen eigenthümlichen Zopf reichlich mit Fett und bepudern ihn mit Dunenfedern von Gänsen und Enten, so daß er endlich ungeheuer dick und so breit wie die Schultern wird. Durch Fett, Schmutz und Zierrath erreicht er oft ein solches Gewicht, daß der glückliche Inhaber beim Gehen den Kopf vorneüberhalten muß, um die theure Bürde im Gleichgewicht zu erhalten. Am Hinterkopfe werden auch Adler- und Falkenfedern als Schmuck angebracht und nur fortgenommen wenn der Kutschin schlafen oder tanzen will. Murray bemerkt, daß die Kutschin auf ihre Haarwulst eben so stolz sind, wie die Chinesen auf ihre Zöpfe. Indessen gelang es ihm einige junge Häuptlinge dahin zu bringen, daß sie diesen schwer zu tragenden unsaubern Schmuck

entfernten; nachher thaten viele Andere ein Gleiches, und so wird wohl allmälig der lästige Brauch abkommen. Uebrigens sind auch die Fausthandschuhe und sogar die Waffen mit Glasperlen verziert; während die Weiber weit weniger von diesen Perlen und auch bei weitem nicht so viele Muscheln tragen Beide, namentlich aber die letzteren, haben großen Werth. Es sind Species von Dedalium und Arenicola, die am Strande der Inseln zwischen Oregon und Cap Fairweather gesammelt werden, und auf dem Wege des Handels von einem Stamme zum andern kommen. Am meisten wird das breitgerippte Dedalium geschätzt.

Die Waffen der Männer bestehen in Bogen und Pfeil, Messer, Dolch und Speer; auf der linken Seite hängt der Köcher an einem reich verzierten, über die Schulter herablaufenden und um den Leib befestigten Gürtel. Auf hübsche Griffe und verzierte Klingen legt der Kutschin größern Werth als auf gute Schneide und Trefflichkeit des Stahls; er beklagt sich, daß das Schleifen ihm große Mühe verursache, während die Central-Eskimos ihre Messer, und zwar Schneide gegen Schneide, gegeneinander schlagen, um die Güte des Stahls zu prüfen. Nach Schießgewehr, das seit einiger Zeit eingeführt ist, herrscht großer Begehr. Alle Männer tragen jetzt Pulver und Kugeln bei sich, wenn sie auch keine Flinte besitzen; sie geben davon einem glücklichen Inhaber dieses Kleinods und erhalten einen verhältnißmäßigen Antheil der Jagdausbeute. Derselbe Brauch ist auch bei den Hundsrippen üblich.

Die Männer sind bei den Kutschin sehr eifersüchtig auf die Frauen, behandeln jedoch dieselben im Allgemeinen sehr gut, ganz im Gegensatze zu ihren Nachbarn. Die Tschippewayans behandeln die Frauen nicht so gut und sind eifersüchtig; der Eskimo behandelt sie sehr gut und ist nicht eifersüchtig. Die angesehenen Männer unter den Kutschin besitzen jeder zwei oder drei Frauen; ein alter Häuptling hatte deren sogar fünf. Arme Männer, die keine geschickte Jäger sind und keine Mittel besaßen, sich Glasperlen und Muscheln zu verschaffen, bleiben unverehelicht; wer sich aber im Ringen auszeichnet, kann immer eine Frau bekommen, wenn er auch im Uebrigen arm ist; im Winter liegt alle schwierige Arbeit den Frauen ob; sie sammeln Brennholz, helfen den Hunden beim Schlittenziehen, bringen Schnee, der zu Wasser geschmolzen wird; dagegen muß der Mann kochen; die Frauen essen erst, wenn der Gemahl sich gesättigt hat. Im Sommer arbeiten die Frauen nur wenig, und trocknen nur Fische oder Fleisch. Selbst das Rudern ist nicht ihres Amts; sie bleiben ruhig im Fahrzeuge sitzen, und wenn gelandet wird, trägt wohl auch der Mann die Frau auf den Armen, damit sie sich die Füße nicht naß mache. Dagegen rudern die Weiber der Eskimos ihre eigenen Umiaks, und jene der Tschippewayans rudern gemeinschaftlich mit den Männern. Im Ganzen haben die Frauen der Kutschin ein besseres Loos als jene der zuletzt genannten, aber bei weitem kein so beneidenswerthes wie die Eskimodamen.

Die Kutschinfrauen tragen ihre Säuglinge nicht wie die Eskimos in den Pelzstiefeln oder in Kappen; auch thun sie ihre Sprößlinge nicht, wie die Tschippewäyans und Krihs in einen mit Moos gefüllten Beutel, sondern setzen sie in einen kleinen aus Birkenrinde verfertigten Sessel, der Rücklehne und Seitenlehne und vorne, da wo er offen ist, eine Art von Sattelknopf hat. Dieser Sessel hängt auf dem Rücken der Frau, und ist auf ihren Schultern befestigt wie eine Kiepe, wie ein Tragkorb, und in demselben sitzt das Kind, dessen Beine in gefütterte Lederhosen gesteckt sind, und zu beiden Seiten des Sattelknopfes herabhängen. Man schnürt dem Kinde die Füße mit Binden ein, um sie am Wachsen zu verhindern, denn ein kleiner Fuß gilt für eine

Digitized by Google

große Schönheit. Mißgestaltete Füße sind daher für dieses Volk charakteristisch. „Ein solcher Brauch, welcher jenem der Chinesen gleicht, mag für den Ethnologen von Interesse sein; doch muß bemerkt werden, daß er nicht auf die Frauen allein beschränkt ist, wie bei jenen Asiaten.“

Die Kutschin leben bei weitem besser als die Hundsrippen- und die Hasen-Indianer. Sie sind ein lebhaftes fröhliches Volk; in ihren Lieblingsbelustigungen, nämlich Tanzen und Singen, thun sie es anderen Indianern zuvor; auch Springen, Ringen und andere Leibesübungen sind bei ihnen beliebt; besonders wenn eine befreundete Horde mit einer andern zusammentrifft. Sie schwatzen außerordentlich gern und viel. Wenn ein Kutschin in einem Handelsposten ankommt, bleibt er vor der Hausthür stehen und hält eine Rede. Er berichtet sehr ausführlich wo er gewesen ist, was er gethan hat, wie große Mühe es ihm gemacht hat Pelzwerk zu erhalten, und bemerkt, daß es eine Pflicht sei ihn für seine Anstrengungen gut zu belohnen. Nachher erzählt er alle Neuigkeiten, die er von anderen Stämmen erfahren hat, und was er unterwegs gesehen, ja sogar was er gedacht hat, seit er nicht mehr in der Faktorei war. Hergebrachte Sitte und Höflichkeit gestatten nicht, den zungenfertigen Redner zu unterbrechen.

Ueber ihre religiösen Vorstellungen ist man noch im Unklaren. Indessen reden sie von guten und bösen Geistern, und glauben wie die Eskimos und Tschippewäyans an Zauberer, in deren Macht es steht, den bösen Geist zu sühnen. Die Zauberer allein haben die Macht sich mit der unsichtbaren Welt in Verbindung zu setzen; sie sehen Sterbefälle voraus und können prophezeien. Hat ein Kutschin Streit mit Leuten aus einem andern Stamme und stirbt er während des Zwistes, so ist der Tod ihm angezaubert worden. Sogleich findet sich eine Schaar von Kriegern zusammen, sucht die vom Zauberer bezeichnete Horde auf, und verlangt Blutgeld für ihren Angehörigen. Wird dasselbe verweigert, so nimmt man Rache. Die Forderung richtet sich nach dem Range des Verstorbenen. Im Jahre 1847 ereignete sich Folgendes. Eine Frau aus dem Stamme der Kutscha-Kutschi starb plötzlich. Anfangs glaubte man, ihr Tod rühre daher, daß weiße Männer ins Land gekommen seien; indessen kam man bei näherer Erwägung von dieser Ansicht zurück, und einigte sich darüber, daß die Schuld auf eine weiter stromab lagernde Horde, die Teytse-Kutschi, falle; denn einige zu derselben gehörende Krieger hatten mit dem Manne der Verstorbenen sich gezankt. Nun griffen etwa dreißig Krieger zu den Waffen, um Blutgeld zu fordern. Sie fanden vier von den gar nichts Arges ahnenden Teytse-Kutschi im Schlafe. Sie wurden sogleich getödtet; der fünfte, der sich in einem Nachen befand, ruderte nach einer Sandbank und fragte die Krieger, weshalb sie in feindseliger Absicht kämen. Während des nun folgenden Hin- und Herredens, brachten zwei seiner Gegner einen Nachen durch das Weidengebüsch, stiegen hinein und ließen ihn ruhig den Strom hinabtreiben; sie stellten sich als gehörten sie zu einer ganz andern Horde. Als sie bei der Sandbank ankamen, riefen sie dem Teytse-Kutschi zu, sie wollten noch weiter stromab rudern, und hätten Platz für ihn. Als er arglos in den Nachen trat, warf der eine ihn nieder und der andere stach ihm den Dolch ins Herz! Einst verlangte ein Kutschin vom Peel River Blutgeld von den Eskimos für einen seiner Landsleute, der angeblich von jenen ermordet war; er erhielt dasselbe auch mehre Jahre hintereinander. Endlich brachten aber die Eskimos heraus, daß der Mann noch frisch am Leben sei, und schlugen drei Kutschin todt, als sie kamen, um das Blutgeld abzuholen.

So kann denn Herr Murray mit Recht behaupten, die Kutschin seien ein verrätherisches Volk. Sie greifen ihre Feinde nie offen an, wenn sie nicht in

Digitized by Google

Betreff der Stellung und der Zahl ganz überwiegend im Vortheil sind. Von ihren gelungenen Thaten machen sie großes Aufheben, reden aber selten von ihren Niederlagen. Fehden haben sie fast nur mit ihren eigenen Stammverwandten, und sie fallen so blutig aus, daß während der letzten fünf und zwanzig Jahre wohl die Hälfte der Bevölkerung am Yuken zu Grunde gegangen ist. Auf das Menschenleben legen sie nur geringen Werth, und da sie mit Recht überall Feinde im Hinterhalt vermuthen, ziehen sie nur in ziemlich starken Abtheilungen durch das Land. Europäisches Blut klebt noch nicht an ihren Händen. Die Beamten der Hudsonsbay-Compagnie haben viele Geschenke vertheilt und ihren ganzen Einfluß aufgeboten um Frieden zu stiften; bisher ist ihnen das aber immer nur auf kurze Zeit gelungen. Die Herren Priester, d. h. die Zauberer, finden ihren Vortheil dabei die Uneinigkeiten zu schüren.

Begreiflicherweise führen die Kutschin ein sehr unbehagliches Leben, weil sie immer vor ihren Feinden auf der Hut sein müssen. Hier ein Beispiel. Im Jahre 1845 kamen vier Fremde in das Zelt eines alten Mannes, der krank lag, und zwei Söhne bei sich hatte. Der eine davon war noch ein Knabe. Jene vier traten friedlich und als Freunde ein, und legten sich schlafen, als die Zeit der Ruhe gekommen war. Die Söhne indessen schöpften Verdacht, argwöhnten Böses, und verließen die Hütte unter dem Vorwande nach den draußen gelegten Schlingen sehen zu wollen. Pfeile und Bogen hatten sie mit sich genommen. Statt aber in den Wald zu gehen, schlichen sie nach dem Zelte zurück, horchten von Außen und glaubten aus dem Gespräche der Fremden abnehmen zu können, daß das Leben ihres Vaters in Gefahr sei. Da sie sich die Schlafstelle der Fremden genau gemerkt hatten, so schossen sie Pfeile durch die lederne Zeltwand, und tödteten zwei jener Männer auf dem Flecke, die beiden übrigen wurden von Pfeilen durchbohrt als sie aus dem Zelte heraussprangen. Dieser Mord wird im Stamme als eine ganz außerordentliche Heldenthat hoch gepriesen.

Im Sommer trocknen die Kutschin am Yuken den Weißfisch (Coregonus) zum Wintervorrath. Sie fangen ihn auf sehr geschickte Weise in Fischkörben, welche sie ganz in derselben Weise aufstellen wie die Indianer in Oregon und Neu-Caledonien; im Osten der Felsengebirge ist diese Art des Fischfangs nicht bekannt. Dagegen kennen die Anwohner des Yukon keine Fischnetze, obwohl die Tschippewäyans und Krihs sich derselben bedienen. Das Moosethier fangen sie in Schlingen, und im Frühjahr ziehen sie ins Gebirge, um Rennthiere zu jagen, deren Fleisch sie trocknen.

Glasperlen gelten bei den Kutschin für einen großen Schatz; sie sind auch das Hauptaustauschmittel für die ganze Länderstrecke zwischen dem Mackenzie und der Westküste, indem andere Gegenstände nach der Anzahl von Perlenschnüren abgeschätzt werden, die man sich dafür verschaffen kann. Kein Volk im Osten der Felsengebirge hat irgend etwas das dem Gelde so nahe käme; durch die Pelzhändler ist aber im Felle des Bibers ein Werthmesser aufgestellt worden. Die Rechnung der Indianer in den Handelsposten wird nach Biberfellen geführt, deren Werth im Tarif der Hudsonsbay-Compagnie bestimmt worden ist. Wer unter den Kutschin für einen Häuptling gelten will muß Perlen zum Betrage von zweihundert Biberfellen im Besitz haben. Die Perle welche am werthvollsten erachtet wird, ist groß, hat weißen Schmelz und kommt aus Italien, von wo man sie nur mit Mühe in hinlänglicher Anzahl zu beziehen vermag; doch ist auch nach blauen und rothen Perlen von verschiedener Größe, so wie nach gewöhnlichen weißen, viel Nachfrage, weil die Kleider damit verziert werden.

Digitized by Google

Muscheln, wie Dentalium und Arenicola, welche auf dem Wege des Handels von der Westküste kommen, werden sehr geschätzt. Von den Tschippewäyan-Stämmen trägt kein einziger Nasenschmuck, auch legen sie auf Perlen gar keinen Werth, während der Kutschin sein Pelzwerk nicht weggiebt, ohne den größten Theil desselben in Perlen bezahlt zu erhalten. Er trägt noch seine Lederkleidung, und hat noch keinen Sinn für wollene Decken und Tuche. Pulver und Blei vertauscht man ihnen gegen Lebensmittel, giebt sie ihnen auch wohl, wenn diese letzteren knapp sind, umsonst.

Jede Familie hat ein Zelt aus Thierfellen, das im Sommer nur selten, während des Winters aber in einem Nadelholzwalde aufgeschlagen wird. Man schaufelt den Schnee weg und spannt die Felle über biegsame Stangen von Weidenholz, so daß das Zelt halbrund aussieht, gleich den Schwitzbadhütten der Tschippewäyans und Krihs. Doch sind die Wohnzelte dieser beiden letzteren Völker kegelförmig und laufen oben spitz zu, während die Zelthütten der Kutschin beinahe dieselbe Gestalt haben wie die Schneehütten der Eskimos oder die Jurten der Asiaten am Anadyr. Die Winterhütte wird auf der Außenseite zur Hälfte ihrer Höhe mit Schnee belegt, inwendig aber eben so hoch mit Tannenzweigen ausgekleidet, der Eingang mit doppelten Fellen verhängt, und sie ist auch bei gelinder Feuerung sehr warm.

Herr Murray war Zeuge einer Zusammenkunft zweier Stämme, die mit einander Fehde gehabt hatten. Ehe sie aus ihren Nachen ans Land stiegen hielten sie lange Wechselreden, dann landete die eine Partei, bildete einen Kreis, nahm eine stolze, herausfordernde Haltung an, und schrie ganz entsetzlich. Die andere Partei stieg nun etwas weiter entfernt gleichfalls ans Land und kam im sogenannten Gänsemarsch heran, so daß der Häuptling voran ging, und die Krieger, dann zuletzt die Weiber und Kinder in einer langen Reihe ihm folgten. Sie tanzten langsam vorwärts bis dicht an den Kreis der Feinde heran, und nun sprangen beide Theile unter gräßlichem Geschrei wohl eine halbe Stunde lang herum. Die beiden Anführer standen in der Mitte. Der eigentliche Tanz ist immer ringförmig, aber die Gebehrden und Gesänge bei demselben sind verschieden. Springen und Ringen dürfen bei keiner Lustbarkeit fehlen.

Die Zahl der Anwohner des Yukon läßt sich nicht genau bestimmen, doch schätzt Murray, der bei den Eingeborenen Erkundigungdn einzog, die Zahl der zum Jagen fähigen Männer und Knaben auf etwa eintausend. Die Stämme sind in folgender Weise vertheilt. Zwischen den oberen Zweigen des Stroms und der Küste des stillen Weltmeeres, etwa unter dem 62° N. Br. hausen die A r t e z K u t s c h i oder „das zähe und harte Volk“, etwa 100 Münner. Die T s c h u - K u t s c h i, das „Volk des Wassers“ und etwa eben so zahlreich, leben am Deep River, einem westlichen Zuflusse des Yukon, gegenüber der Comptrollers-Bay. Die T a t h z e y - K u t s c h i, das „Volk der Ramparts“ sind bei den Pelzhändlern und canadischen Reisedienern als Gens du Fou bekannt und zählen etwa 250 Männer. Diese winzige Menge ist obendrein in vier Banden getheilt; die am höchsten stromauf wohnende ist jene der T r a t z e K u t s c h i, das „Volk der Stromgebiete“. Die Tathzey Kutschi bewohnen die weite Strecke von den Quellen des Porcupine und Peel bis zu jenen des River of the Mountain Men, besuchen die Russen an der Meeresküste und handeln mit den zwischen inneliegenden Stämmen. Den Yukon weiter abwärts leben die Z e k a t h a k a oder Z i - u n k a - K u t s c h i das „Volk auf dieser Seite“, oder das „Mittelvolk“; sie zählen nur z w a n z i g Männer! Westlich von ihnen findet man das „Volk der Uferhügel“, T a u n a - K u t s c h i, etwa 100 Männer! Und weiter abwärts, an der Mündung des Russian-River die T e y t s e-

Kutschi, d. h. „Volk des Schattens oder Schutzes"; gleichfalls ungefähr 100 Mann. Näher der Mündung des Yukon trifft man zwei Banden, die gewöhnlich Tlagga-Silla d. h. „kleine Hunde" genannt werden. Doch nennen sie selbst sich nicht so. Das Land am Porcupine, namentlich auf der Nordseite gehört den Wanta-Kutschi, dem „Volk des offenen Landes", 40 Männer.

Aus einem kurzen Vocabularium, das Herr Murray zusammengestellt hat ergiebt sich daß die Sprache der Kutschin zwar einige Eskimowörter enthält, wie das bei dem gegenseitigen Verkehr zwischen beiden Völkern erklärlich ist, daß sie aber in der Hauptsache Verwandtschaft mit den Sprachen der Tinne (der Tschippewayans, überhaupt der sogenannten Athabaska Völker) aufweist. Höchst wahrscheinlich gehören sie zur Gruppe dieser letzteren, und wir halten für sehr gewagt, was Richardson bemerkt: „Aus der großen Aehnlichkeit in Sitten, Gebräuchen und der Gestalt, welche vorhanden ist zwischen den Tnaina oder Kenayiern an Cooks Inlet, den Ugalakmutsi oder Ugalents am König Williams Sund, den Atnaern an der Mündung des Kupferflusses, den Koltschanen oder Galtzanen an der Quelle dieses Stromes, und den übrigen Koluschen-Stämmen bis zum Lynnskanal, 54° N. Br. 105° W. L., einerseits, und den Kutschin andererseits, — bin ich sehr geneigt sie insgesammt als zu einem Hauptstamm gehörig zu betrachten." Jene Völker leiten alle ihre Abstammung von einem Raben her, was bei den Kutschin nicht der Fall zu sein scheint; wenigstens weiß man nicht ob sie es thun; die Eskimos an der Westküste und die Tschippewayanstämme haben zum Urvater einen Hund. Wir wenigstens glauben, daß die Kutschin zu den Athabaskavölkern gehören. Dafür spricht die Aehnlichkeit der Sprache z. B. mit jener der Hundsrippen-Indianer. Hier einige Beispiele.

Deutsch.	Kutschin.	Hundsrippen.
Eins.	Tech-laggo.	Inch-lagga.
Zwei.	Nack-heiy.	Nak-he.
Hase.	Ke.	Ka.
Feuer.	Kon.	Khu oder Kun.
Holz.	Tutschun.	Tutschin.
Decke.	Tschatte.	Tsathe.
Rennthierbock.	Batzeytscho.	Bettsichtscho.
Hund.	Chlien.	Chli od. Thling.
Mein Land.	Gunnun.	Sanunna.
Moos.	Nien.	Ni.
Gans.	Chre.	Chra.
Schneegans.	Kuke.	Koka.
Donner.	Nachthun.	Nachthun.
Weide.	Khyi.	Khyi.
Schneeschuhe.	Aii.	Ah.
Pappel.	Tho.	Thoe.
Weiss.	Takyne.	Tekkynne.
Mann. Mensch	Tingi.	Dinneh, Tenneh.

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google

Digitized by Google

299962

Das Westland.

Magazin
zur
Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben
von
Dr. Karl Andree.

Zweiten Bandes, erstes Heft. Januar 1852.

Inhalt.

Die Patagonier.
Die Deportationen nach Cayenne und Sinnamary.
Die elektromagnetische Telegraphie in den Vereinigten Staaten.
Die russisch-amerikanische Handelscompagnie.
Großartige Taucherversuche bei Neuyork.
Brasseur de Bourbourgs Briefe über die alte Geschichte der civilisirten Urvölker von Nordamerika.
Erdbeben in Peru.
Die Gründung von Kolonien.
Die Mormonen im Utahgebiete.
Notizen.

Bremen, 1852.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
Neu-York: G. & B. Westermann Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google

Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Zweiter Band.

Bremen 1852.

C. Schünemann's Verlagshandlung.

Neu-York: G. & B. Westermann Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Westland.

Magazin
zur
Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben
von
Dr. Karl Andree.

Zweiter Band.

Bremen 1852.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
Neu-York: G. & B. Westermann Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Patagonier.

Der südlichste Theil Südamerika's, abwärts etwa vom 35. Breitengrade, wird von vier besonderen Völkergruppen bewohnt. Die Indianer im Westen der chileniſchen Gebirge, und in den Andes selbst, die tapferen Araukaner, sind ein seßhaftes Volk. Sie zerfallen in die Chonos, im Süden von Valdivia; in die eigentlichen Araucaner, im Lande Arauco, und in die Pehuenchen oder Gebirgsbewohner. Die übrigen araucanischen Stämme streifen im Osten der Andes in den Pampas umher, und werden unter dem Namen Aucas zusammengefaßt. Sie sind gegenwärtig getheilt in Ranqueles, welche in den Pampas leben, und in Chilenos an den Quellen des Rio Negro, wo sie unter dem chilenischen Häuptling Pincheira wohnen. Im Ganzen genommen hausete ursprünglich das araucanische Gesammtvolk von Coquimbo, 30° s. Br., bis zu Chonos Archipel, 50° s. Br., und von einem Weltmeer zum andern, das heißt vom 60 bis 76° westl. L. von Paris. Ihre Zahl wird zusammen auf 30,000 Seelen geschätzt.

Stammverwandt mit ihnen sind die Feuerländer, an den Küsten des Feuerlandes, und zu beiden Seiten der Magellansstraße, von der Insel Elisabeth bis Port Famine nach Osten, bis zu dem Gewirr von Inseln in den westlichen Theilen jener Straße. Von den Patagoniern sind sie durch das Meer und eine Gebirgskette getrennt, welche als Isthmus die Halbinsel Braunschweig mit dem Festlande verbindet. Sie sind ein armseliges Fischer- und Jägervolk, das familienweise an den Küsten umherstreift. Ihre Zahl mag sich auf etwa 4000 belaufen.

Einem ganz andern Stamme, jenem der Pampas-Indianer, gehören die Puelchen an, 600 Köpfe, die früher ihre Jagdgründe in der heutigen Provinz Buenos Ayres hatten. Seit etwa hundert Jahren besitzen sie das Land zwischen 39° und 41° s. Br., die Ebene zwischen dem Rio Negro und Colorado; namentlich hausen sie an den Ufern des letztgenannten Flusses und unterhalten lebhaften Verkehr sowohl mit den Araucanern als mit den gleichfalls zu den Pampas-Indianern gerechneten Patagoniern, deren Anzahl sich noch auf 10,000 Köpfe belaufen soll.

Das Wort Patagonier bedeutet Menschen mit großen Füßen. Diesen Namen legte Magellan ihnen 1520 bei. Von den Spaniern am Rio Negro werden sie Tehuelche genannt, von den Aucas und Araukanern Huiliche, d. h. Leute im Süden; sie selbst nennen die ihnen angehörenden Stämme im Norden Tehuelche, und jene im Süden Inaken.

Digitized by Google

Die Patagonier wohnen von der Magellansstraße im Süden bis zum Rio Negro, 40° s. Br., streifen aber auch oft viel weiter nördlich bis zu dem Ventanagebirge; sie reichen von Osten nach Westen, vom Meeresufer bis an den Fuß des Andes, 65 bis 74° w. L. von Paris. Nirgends drangen sie ins Gebirge hinein. Als Jäger und Nomaden durchstreifen sie dieses Land in allen Richtungen, ohne eigentlich eine festbestimmte Oertlichkeit zu haben, wo sie ansäßig wären. Ans Meer gehen sie ungern und nur zu gewissen Zeiten, wenn sie dort Wild zu finden hoffen. Ihr Gebiet hat einen Flächeninhalt von mehr als 15,000 deutschen Geviertmeilen, so daß ungefähr 6 Seelen auf die Quadratmeile kommen.

Bekanntlich ist viel über ihre Riesengröße gefabelt worden. Pigafetta sagt in seiner Beschreibung der Reise Magellans: „Wir reichten ihnen mit unseren Köpfen kaum bis an den Gürtel“; Sarmiento versicherte sie seien über neun Fuß hoch; Knivet, der 1592 mit Cavendish die südlichen Küsten besuchte, behauptet ihre Füße seien vier Mal so groß als jene der Engländer; Carman, 1704, sagt: sie sind 9 bis 10 Fuß hoch; Byron reducirt 1764 diese Höhe schon auf 7 Fuß für die Größten; Bougainville kommt 1767 der Wahrheit schon näher, denn er giebt ihnen 5 Fuß 8 Zoll bis 6 Fuß 4 Zoll; King, 1826, nimmt für die Höchsten 6 Fuß englisch an, für die übrigen 5 Fuß 10 Zoll. Keiner hat die Patagonier so aufmerksam beobachtet als Alcides d'Orbigny, der sich acht Monate unter ihnen aufhielt und Leute aus den verschiedensten Stämmen kennen lernte. Er sah keinen einzigen Patagonier der höher gewesen wäre als 1 Metre 92 Centimeter, d. h. fünf Fuß 11 Zoll pariser Maaß. Damit ist diese vielerörterte Frage entschieden.

Die Patagonier sind ein in mannigfacher Beziehung eigenthümliches Volk; wir glauben daß eine getreue Schilderung desselben vielen Lesern willkommen sein werde. Wir nehmen den eben genannten Reisenden zum Führer. Er hatte sich einige Zeit zu El Carmen und am Rio Negro aufgehalten (1829); auf der Südseite oder dem rechten Ufer dieses Stromes standen drei Tolderias oder Zeltdörfer von einander gesondert. In dem einen hauseten Puelches und Patagonier, in einem zweiten Aucas, in einem dritten größeren Patagonier oder Tehuelches allein, unter ihrem Häuptling — Kaziken — Churlakin. Jene erste Tolderia bestand aus dreißig bis vierzig Zelten in zwei Gruppen. Die Zelte bestehen aus Pfählen von 5 bis 7 Fuß Höhe; sie sind mit Häuten von Pferden oder von Guanacos bespannt, und geben nur nothdürftig Schutz gegen den Regen; oben sind sie offen, damit der Rauch entweichen kann. Sie sehen in der That höchst armselig aus, und man begreift gar nicht, wie eine ganze Familie in ihnen hausen kann. Die Lanzen sind so lang, daß sie im Zelte nicht untergebracht werden können; man lehnt sie also draußen an; das Zelt des Kaziken erkennt man auf den ersten Blick, weil es größer ist als die übrigen; auch sind seine Lanzen mit dem Zeichen der Häuptlingswürde geschmückt, nämlich mit Federn. Die Lanze wird aus einem sehr festen Rohr bereitet, das aus

Digitized by Google

der Gegend von Valdivia in Chile kommt; sie ist sechszehn bis achtzehn Fuß lang, sehr leicht und biegsam, und hat eine eiserne Spitze, welche die Indianer selbst schmieden; sie ist wohl einen Fuß lang und mit Leder an den Schaft befestigt, das bei den Häuptlingen allemal eine rothe Farbe hat; etwa zwei Fuß niedriger bringt man ein Büschel rothgefärbter Straußenfedern an. Die Häuptlinge geringern Ranges haben weiße Büschel, und das rothe Lederband mit einem schwarzen Streifen bemalt; der gemeine Mann hat weder Büschel noch bemaltes Leder. Auch hier in diesen dürren windgepeitschten Einöden Rangunterschied mit Abzeichen! Diese verschiedenartigen Verzierungen sind aber nur Abzeichen bei den Aucas; die Puelches haben zwar die Lanze, aber nicht die Abzeichen von jenen angenommen, und die Patagonier bedienen sich dieser Waffe gar nicht.

Der Ausgang des Zeltes ist nach Osten hin. Der Indianer wirft alle Morgen etwas Wasser gen Sonnenaufgang, um den bösen Geist oder Gualichu zu sühnen, damit er ihm ja nichts Böses zufüge. In der Mitte des Toldo brennt das Feuer zum Kochen und da und dort steht ein Topf, den die Patagonier selbst bereitet haben; zum Schöpfen bedienen sie sich der Meermuscheln, die sie Kepuer nennen. An einem Pflock hängen Schutz- und Trutzwaffen, namentlich die Bolas oder Wurfschnuren mit den Kugeln; an einem andern Pflock hängt ein Sattel, neben demselben ein Beutel mit allerlei Siebensachen, z. B. silbernen Nadeln oder Spangen, mit welchen sie den Mantel vorne am Halse befestigen, silbernen Ohrringen, allerlei Glasschmuck für die Frauen und etwas Zeug. In den Zelten sitzen Männer, Weiber, Kinder mit untergeschlagenen Beinen; Alles ist höchst unsauber. Als ich, sagt d'Orbigny, mit meinem Begleiter, der die verschiedenen Indianer bei Namen kannte, in die Hütte trat, antworteten die Patagonier zuweilen auf seine Fragen, aber um mich bekümmerten sie sich gar nicht, es sei denn daß es sich gerade um Geld gehandelt hätte. Sie schienen um Alles was nicht gerade unmittelbar sie berührte, ganz und gar nicht bekümmert, es ließ sie vollkommen gleichgültig. Wenn sie mich ja einer Antwort würdigten, so war ich erstaunt über die Naivetät und lakonische Kürze derselben. In einem Toldo fand ich eine Frau Namens Lunareja, die so viel spanisch sprach, daß sie mir als Dolmetscher dienen konnte; sie war eine Puelche, mit einem Patagonier verheirathet, und verstand außer jenen drei Sprachen auch das Araucano. Mich hat immer die Leichtigkeit in Erstaunen gesetzt, mit welcher die Wilden amerikanische Sprachen lernen; jene Frau konnte deren drei, die völlig von einander unterschieden sind. Dagegen lernen sie das Spanische nur schwer, wahrscheinlich weil zwischen den amerikanischen und den romanischen Sprachen eine so große Verschiedenheit in den grammatikalischen Formen herrscht. In Moxos hatte ich Dolmetscher die vier bis fünf amerikanische Sprachen redeten, aber nie ein spanisches Verbum richtig gebrauchen konnten, obwohl sie täglich in die Schule gingen.

Digitized by Google

Die Lage der mit den Weißen befreundeten Indianer ist von jener ihrer nomadischen Stammesgenossen ganz verschieden. Es ist für sie nothwendig, in der Nähe der Wohnplätze weißer Menschen zu leben, weil sie nun Bedürfnisse haben, welche die ganz wilden Stämme nicht kennen. Sie dienen gleichsam als Vermittler zwischen den Spaniern und den Nomaden. Je nachdem die Umstände sind verrathen sie ihre Landsleute und geben den Spaniern Kunde von drohenden Ueberfällen, oder plündern gelegentlich ihre Verbündeten. Sie sind immer von Allem was vorgeht genau unterrichtet, da sie mit den Wanderstämmen Verbindungen unterhalten. Den Bewohnern von Carmen dienen sie als Couriere, Spione, Unterhändler, und sind auch als Dolmetscher unentbehrlich. Von den eigentlich wilden Stämmen werden sie verachtet, um so mehr wenn sie Frauen aus einem andern Volke heirathen, was für einen argen Verstoß gilt. Diese Indianer alle sind sehr schweigsam, nicht etwa aus Schüchternheit, sondern aus Gleichgültigkeit oder Stolz; jeder Freie glaubt sich weit erhaben über die Christen, welche er tief verachtet. Diese obigen Bemerkungen gelten vornehmlich von den Aucas.

Was die Patagonier anbelangt, so sind sie im Durchschnitt nicht größer als fünf Fuß vier Zoll, selten unter fünf Fuß zwei Zoll. Die Frauen sind fast eben so groß und stark wie die Männer. Was aber die Patagonier von den übrigen Indianern und den Europäern unterscheidet, das sind die breiten Schultern, der robuste Körper, wohlgenährte Gliedmaßen und massive, fast herkulische Formen. Der Kopf ist dick, ein wenig nach hinten abgeplattet, das Gesicht breit und viereckig; die Backenknochen treten nur wenig hervor, die Augen sind klein und liegen horizontal; sie sind nicht schräg geschlitzt, wie bei den Botocudos. Ihr Profil hat das für Amerikaner Eigenthümliche, daß Stirn und Augenknochen weit hervortreten, gleich den dicken Lippen des großen Mundes. Zieht man aber eine perpendikuläre Linie von der Stirn zu den Lippen, so wird sie kaum die Nase streifen und selten darüber hinausreichen; sie ist eingedrückt und die Nasenlöcher sind weit geöffnet. Diese gesammten Züge geben dem ohnehin verhältnißmäßig breiten Gesichte etwas Ungeschlachtes; doch findet man hin und wieder auch ein hübsches Antlitz, namentlich bei den jungen Frauen, unter denen manche eine lebhafte und zugleich sanfte Physiognomie haben. Alle haben kleine Hände und Füße. Im Uebrigen gehören die Patagonier zu den am besten geformten Indianern, und bis ins hohe Alter behalten sie ganz herrliche Zähne und schwarzes Haar. Ihre Hautfarbe ist so braun, daß man sie gar nicht mehr kupferfarbig nennen kann, sondern russig, mulattenartig.

Was die Tracht anbelangt, so haben die Männer ein am Gürtel befestigtes Stück Leder, von welchem ein spitz zugeschnittener Theil zwischen den Beinen durchgeht und hinten befestigt wird. Sodann tragen sie einen viereckigen Mantel (Manuhe), der etwa acht Fuß lang und eben so breit ist; diesen werfen sie in antiker Weise um sich, und ein Theil schleppt auf der Erde. Dieses Kleidungs

Digitized by Google

stück wird aus verschiedenen Arten von Thierfellen gemacht, welche sie sehr künstlich zusammennähen, und zwar mit Sehnen vom Strauße, die ihnen statt des Zwirns dienen. Bei kaltem Wetter tragen sie das Haar nach inwendig und den unbehaarten Theil bemalen sie. Dieser Mantel wird zugleich als Decke benutzt. Zuweilen tragen die Patagonier auch Stiefeln, wie die Gauchos; bevor sie das Pferd kannten verfertigten sie Sandalen aus Guanacohäuten. Das Haar ist schwarz und hängt lang hinab; zuweilen wird es oben auf dem Kopfe mit einem ledernen Riemen oder wollenen Bande zusammengeknüpft. Das Gesicht behält nur selten seine natürliche Farbe; meistentheils bemalen sie es roth, schwarz oder weiß, und zwar nach herkömmlichen Regeln. Das Roth füllt beinahe immer den Raum zwischen den Augen und dem Munde, mit Ausnahme eines zollbreiten Raumes am untern Augenlide; über jedem Auge wird ein weißer Fleck angebracht. Die Frauen haben kein Weiß, das eine den Kriegern vorbehaltene Farbe zu sein scheint. Nie wandert ein Patagonier ohne daß er mehre kleine Ledersäcke bei sich hätte, in welchen seine Farben aufbewahrt werden. Die Tracht der Frauen gleicht im Wesentlichen jener der Männer; das Haar fällt bald locker, bald in zwei Flechten auf die Schultern hinab.

Auch die Patagonier rupfen sich mit großer Sorgfalt das Barthaar aus, und die Männer tragen zu diesem Behufe stets eine kleine silberne Zange bei sich. Derselbe Brauch herrscht auch bei den Tobas im Gran Chaco und bei den Völkern in Bolivia. Im Privatleben wie in der Religion haben viele amerikanische Völker, obwohl weit von einander entfernt wohnend, manches Uebereinstimmende.

Eines Tages, so erzählt d'Orbigny, kamen sechs Jünglinge von etwa zwanzig Jahren ins Dorf, legten auf einem von Gestrüpp freien Platze ihre Kleider ab, mit Ausnahme des schon erwähnten Gürtelleders. Dann begannen sie ein Spiel, das die Aucas Pilma nennen. Die Theilnehmer stellten sich in zwei Reihen einander gegenüber; einer auf jeder Seite hat einen aus Leder bereiteten, mit Luft gefüllten Ball; der eine hält denselben rechts, der andere links; dann wirft man die Bälle gegeneinander, aber nicht nach vorne, sondern hinten über. Man fängt den Ball auf, schickt ihn so rasch als möglich dem Gegner zu, bückt sich, windet sich, und bedarf bei diesem Spiele großer Körpergewandtheit. Beim Pilmaspiele geht es so lustig und lärmend her, wie bei den Spielen europäischer Knaben; es ist ein ununterbrochenes Lachen und man kennt die sonst so verschlossenen und schweigsamen Indianer dabei gar nicht wieder. Der Ball ist als Spielzeug über alle Erdtheile verbreitet; als Guatoroch kommt er auch in der Provinz Chiquitos in Bolivia vor, wo die eine Hälfte der Bewohner eines Dorfes sich der andern gegenüberstellt. Bei dem Spiele wird dort großer Pomp getrieben; es darf dabei an Trompetenblasen nicht fehlen und man bestellt eigene Kampfrichter, welche den Siegespreis austheilen.

Im Februar 1829 war d'Orbigny Zeuge einer großen Feierlichkeit. Es

Digitized by Google

handelte sich um eine Beschwörung des Achekenat-kanet der Patagonier, den die Puelches Gualichu, die Araukaner Quecubu nennen; denn alle diese Australvölker fürchten denselben Götzen, der zugleich guter und böser Geist ist. Befindet sich Jemand unwohl, so ist der Geist ihm in den Leib gefahren; verliert er etwas, so ist der Geist schuld daran. Begegnet ihm etwas Erwünschtes, so ist wieder derselbe Geist die Ursache. Doch wird das Gute vom Bösen bei Weitem überwogen; diese Menschen fürchten mehr als daß sie lieben, und alle ihre Beschwörungen haben den Zweck, zu verhindern daß der Geist dem, was sie wünschen, nicht entgegentrete. So gehen sie Morgens nicht aus ihrem Zelte ohne, wie schon früher bemerkt wurde, etwas Wasser gen Osten in die Luft zu sprengen, damit der Tag ein glücklicher sei. Sie haben bei den geringfügigsten Dingen Ceremonien. An jenem Abend wollte man erfahren, ob die Indianer von Pinchrira einen Angriff auf die Ortschaft Carmen unternehmen würden, oder ob sonst ein feindlicher Ueberfall bevorstehe; sodann wollte man auch den Götzen fragen, ob der Fluß wieder hoch anschwellen und ob es eine Erndte geben werde. Doch war diese letztere Frage von geringerer Bedeutung als die erstere, denn jene Indianerstämme liegen mit einander in unaufhörlicher Fehde. Um das Orakel wirksam zu machen, hatten sie von den Weißen Nahrungsmittel und Branntewein zusammengeholt. Der zuschauende Europäer mußte sich in seinen Mantel verhüllen, um nicht die besondere Aufmerksamkeit der Indianer auf sich zu lenken, da sie bei dergleichen Feierlichkeiten nicht gern Fremde sehen.

Gegen Abend waren sämmtliche Bewohner der Tolderia bei einander, das Gesicht festlich bemalt, und so geputzt und geschmückt als irgend möglich. Mädchen und Jünglinge stellten sich außerhalb auf, die Männer setzten sich in einen Kreis, das Gesicht nach Osten gekehrt, die Frauen stellten sich hinter ihnen auf. Dann erschien eine alte Indianerin, die zugleich Dolmetscherin der Götter und Arzt (Kilmalanchel) war. Sie trat vor den beinahe geschlossenen Kreis, wandte den Männern den Rücken zu und blickte nach Osten, wo ihr Zelt stand. In diesem befanden sich mehrere Kalebassen nebst anderen Beschwörungswerkzeugen. Zuerst machte die Alte viele Bewegungen; dann stand sie wie nachdenkend still, und redete in gesteigertem singenden Tone den Achekenat-kanet mit Heftigkeit an. Beim Ende eines jeden Abschnittes der Beschwörung wechselte sie die Tonart. Das dauerte so wohl anderthalb Stunden lang ohne Unterbrechung. Dann hielt sie plötzlich inne und erholte sich. Alle blieben in Schweigen versenkt, und hielten starr die Augen auf die Beschwörerin gerichtet. Nach einer langen Pause wandte diese Pythia sich um, und verkündete den Anwesenden, der Gott werde erst am andern Morgen antworten. Darauf erhoben sich Alle.

Durch seinen Dolmetscher, der ein Puelche war, konnte d'Orbigny erfahren, was die Alte gesagt hatte. Sie eröffnete ihre Rede mit einer Aufzählung des Mißgeschickes, das seit langer Zeit ihren Stamm heimgesucht hatte, zählte die

Digitized by Google

Verluste auf, welche er durch Kriege und Krankheiten erlitten; nach Aufzählung jedes einzelnen Unfalles hatte sie dann gebeten, daß derselbe sich nicht wieder erneuern möge. Dann war sie auf die gegenwärtigen Verhältnisse des Stammes und seiner Feinde übergegangen, und hatte von dem Geist Offenbarungen darüber verlangt, ob die Feinde einen Ueberfall beabsichtigten. Die Frau war wie in Schweiß gebadet als sie ihr Werk gethan hatte; sie ging zum Kaziken Churlakin und forderte von diesem Branntwein, der ihr auch in einer Muschel gereicht wurde. Zuvor nahm er jedoch etwas mit seinen Fingern heraus, und hielt sie schüttelnd über seinen Kopf, um so den bösen Geist zu beschwören, daß er kein Uebles thue. Dieser Brauch ist besonders häufig bei den Aucas und erst seit kurzer Zeit bei den Patagoniern eingeführt, welche erst weit später als die übrigen Völker geistige Getränke kennen gelernt haben. Der europäische Reisende bemerkte auch, daß mehre von ihnen gar keinen Branntwein tranken, und offenbar unzufrieden waren, daß andere es thaten. Die meisten genossen aber von dem mit Wasser gemischten Branntwein eine solche Menge, daß sie bald in ihre Zelte taumelten. Doch kam unter so vielen Betrunkenen keinerlei Art von Drohung vor; diese Australindianer begnügen sich mit einem eintönigen Gesang und werden nicht zornig oder wüthend.

Während die alte Patagonierin den Geist beschwor, gab es in den benachbarten Tolderias der Puelches und Aucas eitel Spiel und Festlichkeiten; denn auch sie hatten ihr Orakel befragen lassen. Die Aucas tanzten und tranken die ganze Nacht hindurch bis nach Sonnenaufgang.

Im Dorfe der Patagonier waren nun die Indianer wieder im Kreise versammelt und die Alte begann abermals ihr Werk. Diesmal fragte sie nicht; sie schwieg erst, schien sich zu sammeln und war sehr niedergeschlagen. Dann hob sie ihre Augen gen Himmel, ihre Gesichtszüge erhielten einen ganz andern Ausdruck, ihre Glieder zuckten, sie war in der allergrößten Aufregung und sah aus wie eine Fallsüchtige. Doch bald hörten die Zuckungen auf; sie war wie von übernatürlicher Kraft durchdrungen, aus ihrem Munde hauchte sie leise ungegliederte Töne, und diese waren eben das Orakel. Es war günstig ausgefallen. Deshalb zogen sich denn auch Alle sehr befriedigt zurück, um wieder zu trinken. Die Pythia ging in ihr Zelt, wohin ihr einige Männer folgten. Das Priestergeschäft muß aber bei den Patagoniern nicht viel eintragen, denn die Wahrsager und Beschwörer sind sehr arm und schlecht gekleidet.

Im Wesentlichen ist die Religion der Patagonier dieselbe wie jene der Aucas und Puelches; die Gottheit straft und lohnt, ist zugleich gut und böse. Sie glauben auch an ein zukünftiges Leben, in welchem Alles herrlich und in Freuden zugehen wird. Sie finden dort Alles wieder, was sie in dieser Welt besaßen, deshalb werden auch auf dem Grabe eines Gestorbenen alle Thiere getödtet, welche ihm gehörten, und mit ihm eingescharrt. Der Götze, als guter Geist, schuf die Patagonier unter der Erde und gab ihnen ihre Waffe; auch ist die ganze belebte Welt durch ihn entstanden. Ihre Zauberer erklären das

Digitized by Google

Erscheinen des Pferdes und des Rindviehes, die ja aus einem fremden Erdtheile nach Amerika gelangten, auf eine eigenthümliche Weise. Sie nehmen an, daß nach der Erschaffung des Menschen die Thiere alle aus denselben Höhlen hervorkamen; als aber der Stier herauskommen wollte, geriethen die Menschen dermaßen in Schrecken über seine Hörner, daß sie sogleich den Eingang mit mächtigem Felsgestein versperrten. Nur allein die Spanier ließen für sich ein Loch offen, aus welchem der Stier zu ihnen herauskam, und sie brachten ihn mit nach Amerika. Die Patagonier glauben auch, daß die Schöpfung noch ununterbrochen neue Wesen bildet. Es giebt auf der weiten Erde keine Völker die abergläubischer wären, als alle diese Austral-Indianer. Außer dem Hauptgötzen haben sie auch noch eine Menge sehr bösartiger Geister, vor welchen sie große Furcht hegen; sie glauben, daß die Zauberer mit denselben auf vertraulichem Fuße stehen, und da jede Krankheit von einem bösen Geist herrührt, so ist der Zauberer auch Arzt. In ihrer Medicin spielt das Aussaugen einzelner Körpertheile eine große Rolle. Fühlt ein Indianer auf einer Reise sich matt und müde, so ist ein Geist daran schuld; dieser weicht, wenn man sich Wunden an den Knieen, auf den Schultern, oder am Arme beibringt. Dieser Brauch ist aber in Amerika vielfach verbreitet, namentlich in Bolivia. Der Patagonier schneidet nur selten sein Haar ab; thut er es aber, so wirft er Alles vorsichtig in einen Fluß oder verbrennt es, weil sonst die Hexen ihn damit zu Tode zaubern, oder Blut aus allen Schweißlöchern hervorlocken könnten. Wenn sie während der Reise auf einem Flusse Holzstücke schwimmen sehen, so sind diese letzteren nichts anders als böse Geister. Man bleibt also stehen, redet sie mit lauter Stimme an, beschwört sie, und trifft es sich etwa, daß solch ein Baumstamm in ruhigerm Wasser langsamer schwimmt und wohl gar in einem Wirbel sich drehet, so glauben sie er halte an um zuzuhören. Dann versprechen sie ihm Allerlei, um ihn gut zu stimmen; diese Versprechungen halten sie auch, und werfen z. B. ihre Waffen, Schmucksachen, ja ihre Pferde, denen sie die Füße zusammenbinden, ins Wasser. Andere Arten von Opfer kennen sie nicht; sie haben auch keine Götzenbilder, und lachen über die Christen, welche vor Heiligenbildern beten. Aber der äußere Pomp der Processionen macht auf sie allerdings Eindruck.

Die Süd-Indianer bezeichnen die verschiedenen Sternbilder am Himmel sehr genau. Es ist möglich, daß auch die Sterne in ihren religiösen Vorstellungen eine Rolle spielen; d'Orbigny meint aber, daß jene Völker eine Art von astronomischem System hätten. Nomadenvölker widmen überall den Körpern und Erscheinungen des Himmels große Aufmerksamkeit. Bei den Austral-Indianern ist (wie bei manchen Stämmen Nordamerikas) die Milchstraße der Pfad eines Jägers, und zwar eines solchen welcher den Strauß verfolgt. Die drei Könige waren einst Wurfkugeln, Bolas (Tapolec), welche er nach diesem Vogel (Ilhui) warf, dessen Füße das südliche Kreuz bilden; die südlichen Nebelflecke, welche die Milchstraße begleiten, sind Anhäufungen von Straußen-

Digitized by Google

federn, welche der Jäger gesammelt hat. Wenn die Austral-Indianer eine Richtung andeuten wollen, gleichviel ob nach Süd oder Nord, Ost oder West, so bezeichnen sie dieselbe nach Sternbildern. Bei den Patagoniern zerfällt das Jahr, Sura, in zwölf Monate, Kechnina, d. h. Monde; im Frühjahre, wenn die Pflanzen hervorsprießen, rechnen sie die einzuschaltenden Tage hinzu. Den Tag bezeichnen sie als eine Sonne.

Ihre Sprachen sind sehr bildlich. Man merkt daran wie sie im Spanischen sich ausdrücken, daß ihre Sprachen wenig verschiedene Tempora haben; sie gebrauchen fast nur den Infinitiv der Hülfsverben. Wenn sie ausdrücken wollen, daß sie etwas nicht haben, so sagen sie: no tener, nicht haben. Sie sprechen wie bei uns die kleinen Kinder. Ein Indianer klagte über seine zänkische Frau, die ihm vielen Verdruß machte; er sagte: prava coma aji, d. h. sie ist schlecht wie Pfeffer. Um die Macht des großen Häuptlings der Patagonier zu bezeichnen, bemerken sie: Cacique grande como tierra larga, er ist so mächtig wie die Erde groß ist. Um zu bezeichnen daß sie viel getrunken haben, sagen sie: beber largo como lazo, trinken lang wie eine Wurfschnur; denn für sie ist diese Fangschnur das längste Maaß. Nie sagen sie, ein Indianer sei arm, sondern er sei häßlich; bei ihnen gilt nur Armseligkeit und Bedürftigkeit für häßlich. Von einem Menschen, der sich im Reden falsch zeigt, sagen sie, er habe zwei Zungen; ist er falsch in seinen Handlungen, so hat er zwei Herzen. Ein Kazike, von dem man wissen wollte, ob ein benachbarter Stamm feindselige Absichten gegen die europäischen Reisenden hege, drückte sich in gebrochenem Spanisch folgendermaßen aus: Caciques todos, corazon dos no tener, uno, no mas, d. h. Caziken alle, Herz zwei nicht haben, eins, nicht mehr. Von einem Furchtsamen sagen sie: er habe ein Flohherz, während sie den tapfern Mann immer mit dem stärksten Thiere vergleichen. Seit Spanier im Lande sind drücken sie sich in jener Beziehung immer durch „Stierherz“ aus. Ein Sinnbild der Kraft und Stärke ist ihnen ein mit Ochsen bespannter Wagen. Um anzudeuten, daß sie sich an einem Orte aufgehalten haben, bedienen sie sich des Wortes Sitzen, und sagen: der Stamm hat da oder dort gesessen. Ein Indianer erzählte das feindliche Zusammentreffen eines Häuptlings der Puelchen mit den Patagoniern. Um anzudeuten, daß jener Furcht gehabt habe, rief er: „seine Sporen zitterten!“

Es ist schon oben bemerkt worden, daß die Patagonier in zwei Gruppen zerfallen; die nördlichen oder Tehuelche und die südlichen oder Inaken. Diese letzteren sind das südlichste Volk auf dem amerikanischen Festlande; sie reichen vom Rio Negro, 41° n. Br. und selbst weiter nördlich vom Colorado bis an die östlichen Gestade der Magellansstraße, wo sie seit Magellan von den Schiffern vielfach beobachtet worden sind, und zwar beim St. Julianshafen oder Port Desiré, und am östlichen Eingange der Straße, aber nur in den Sommermonaten, nämlich von December bis April. Denn sie sind lediglich ein Jägervolk und können sich in einer bestimmten Gegend nur so lange aufhalten,

als sie ihnen Ausbeute verspricht, und sind daher stets auf der Wanderung. Alljährlich ziehen sie einmal bis in die Quellgegend des Rio Negro, um dort Körner der Araucaria und Aepfel einzusammeln. Apfelbäume sind an den östlichen Ausläufern der Andes in ganz ungeheurer Menge vorhanden, und zwar seit der Eroberung von Chile durch die Spanier, welche dieselben anpflanzten, später aber diese Gegenden wieder den siegreichen Araucanern überlassen mußten.

Meyen hat in seiner Pflanzengeographie (Berlin 1836, S. 157 und 408) hervorgehoben, daß die Araucarien Südamerika's zu den ausgezeichnetsten Pflanzenformen gehören, besonders die Araucaria imbricata mit ihren großen, horizontal ausgebreiteten Aesten. Die hier in Rede stehende chilenische Araucaria wächst auf der Cordillere von Süd-Chile; in der Breite von Concepcion ist ihr nördlichster Standpunkt; sie geht vielleicht tief nach Süden hinab, doch ist die Gränze unbekannt. An der Magellansstraße fehlt sie. Poeppig hat in seiner vortrefflichen Reise durch Chile (I. S. 403) diesen Baum meisterhaft beschrieben. Die kugelrunden Früchte der Araucaria erreichen die Größe eines Menschenkopfes und sitzen an den Enden der Zweige; jede Frucht enthält zwei- bis dreihundert Saamen, welche doppelt so groß wie Mandeln sind und eine wohlschmeckende Nahrung geben. Man findet nicht selten zwanzig bis dreißig Früchte auf einem Baume, welche bei ihrer Reife, zu Ende März, zerfallen und dann die Saamen ausstreuen. Die Ansicht Poeppig's, daß die Araucarienwälder nur auf der Westseite der Cordillere des südlichen Chile vorkommen, scheint nicht recht richtig zu sein, da nach d'Orbigny's Angabe der Baum in der Quellgegend des Rio Negro, also am Ostabhange der Andes gleichfalls vorhanden ist. Die Araucaria spielt allerdings eine sehr wichtige Rolle in dem rohen Haushalt dieser Indianer. Die Zeit der Erndte ist für sie eine Art von Faschingszeit, und es herrscht ein solcher Reichthum an diesen Früchten, daß dieselben für manche Stämme die einzige vegetabilische Nahrung bilden. Zur Erndtezeit kommen, wie wir aus d'Orbigny ersehen, alle südlichen Patagonier mit ihrem Pelzwerk an den Rio Negro, welcher etwa 80 Stunden oberhalb seiner Mündung die Insel Cholechechel bildet. Hier ist der Sammelplatz wohin die Patagonier Guanacofelle bringen, die Aucas und Puelches Alles das, was sie auf ihren Raubzügen den christlichen Bewohnern der Pampas abgenommen haben, und so beginnt ein auf Austausch begründeter Handelsverkehr, der seit Jahrhunderten regelmäßig um dieselbe Zeit und an derselben Stelle betrieben wird, wenn die Völker nicht gerade Krieg mit einander führen. Auf dem Wege des Tausches und Handels erhielten die Patagonier Pferde und Rindvieh.

Die Patagonier zerfallen in eine große Menge kleiner umherschweifender Stämme, welche sich über die weiten Ebenen zerstreuen, wie im Meere die Trümmer eines zerschellten Fahrzeuges. Eine Horde besteht aus allerhöchstens dreißig bis vierzig Familien, deren jede ihr eigenes Zelt hat. Da diese Menschen

Digitized by Google

in Betreff ihres Lebensunterhaltes auf die Jagd, noch dazu in einem offenen Lande, angewiesen sind, so können begreiflicherweise nicht viele von ihnen beisammen leben, und von festen Wohnsitzen kann keine Rede sein. Der Patagonier nimmt sein Toldo mit sich, wie der Araber sein Zelt. In den Jahren 1809 bis 1820 haben unter ihnen die Blattern große Verheerungen angerichtet. Patagonien ist eine dürre Einöde, und wird es immer bleiben müssen, weil in vielen Gegenden das Wasser völlig mangelt. Es scheint, daß jede Tolderia, d. h. eine Horde welche gemeinschaftlich wandert und ihre Zelte neben einander aufstellt, einen gewissen Landstrich hat, innerhalb dessen sie sich bewegt und den sie als ihr Eigenthum betrachtet. Aber auf ihren weiten Wanderzügen kommen diese Jägerhorden häufig in Gemeinschaft mit einander und zwar in zwei verschiedenen Linien. Alle Indianer, welche in der Nähe der Andes leben, halten sich auf ihren Zügen am östlichen Fuße des Gebirges, weil sie dort überall Wasser finden, was an der Küste keineswegs der Fall ist. Deswegen kommen jene Patagonier, welche die Gestade der Magellansstraße verlassen und sich an den Rio Negro begeben, am Ostabhange des Gebirges herauf, und ziehen erst später stromabwärts nach Osten hin. In der Einöde selbst haben sie, gleich den Karawanenzügen in Asien und Afrika, bestimmte Haltplätze allemal da, wo sich Wasser befindet, und sie reisen oft Tag und Nacht ununterbrochen, um solche Stellen zu erreichen.

Die Patagonierhorden, obwohl sie hunderte Meilen von einander entfernt hausen, leben doch mit einander in gutem Einvernehmen; sie sind wirklich »Brüder« wie sie selbst sagen; und während andere Wilde von einerlei Stamm häufig einander befehden, halten jene zusammen, und darin liegt ihre Stärke. Die Puelches sind ihre nächsten Nachbarn und mit ihnen treiben sie auch den meisten Tauschhandel. Mit den Araucanern hatten sie früher Fehde, doch haben beide Frieden geschlossen, um in Gemeinschaft die Ansiedelungen der Christen zu plündern.

Die Regierungsform ist sehr einfach. Die Nation hat einen Oberkaziken, der Caraskén genannt wird; seine Machtbefugniß ist aber sehr eng begränzt. Während eines Krieges an welchem die ganze Nation betheiligt ist, führt er im Rathe der Unterkaziken den Vorsitz, und hat den Oberbefehl; im Frieden ist er lediglich Häuptling seines besondern Stammes, und seine Macht ist mehr eine väterliche als despotische. Die Indianer achten ihn, aber von Untergebensein oder Unterthänigkeit ist keine Rede. Auch ist er eben so arm wie alle Anderen; wenn er nicht auf die Jagd geht, so giebt ihm Keiner Fleisch, und sein einziges Vorrecht besteht darin, daß er auf Raubzügen einen etwas größern Antheil von der Beute bekommt, und zwar deshalb, weil er mehr Frauen und Kinder hat, als die Uebrigen. Dafür muß er aber auch den Aermeren etwas mittheilen, um sich Freunde zu machen. Der Caraskén hat nicht nothwendig seinen Sohn zum Nachfolger. Will der Sohn die Würde erben,

Digitized by Google

so muß er tapfer, ein guter Redner und möglichst freigebig sein; mangeln ihm diese Eigenschaften, so wird ein Anderer gewählt.

Gesetze und Strafen sind den Patagoniern unbekannt; jeder lebt nach seinem Gutdünken. Wer am besten stehlen kann, wird seiner Gewandtheit wegen hoch geachtet. Der Patagonier wird unter allen Umständen ein Dieb bleiben, und sich nie zu einem seßhaften Leben bequemen. Das hat seinen Grund in religiösen Vorstellungen, denen zufolge alle Habe, welche ein Verstorbener hinterläßt, vernichtet werden muß. Ein Mann mag noch so viel zusammengeraubt oder eingehandelt haben, — seinen Nachkommen bleibt davon nichts. Mit seinem Athem verschwindet auch Alles was er besaß. Seine Kinder müssen von vorne anfangen. Dasselbe ist, beiläufig bemerkt, auch der Fall bei den Tamanaken am Orinoco, welche das Lager des Verstorbenen zerstören und die von ihm gepflanzten Bäume niederhauen, und bei den Yuracares, über welche wir im vorigen Bande dieser Zeitschrift ausführlich gesprochen haben. So sorgt der Patagonier nur für sich allein; er besitzt keinen Ehrgeiz, der über sein Leben hinausreicht. Ihm ist der Augenblick, die Gegenwart Alles, und jedes Interesse ein individuelles. Der Sohn kümmert sich nicht um die Heerde des Vaters, denn was geht sie ihn an? Sie wird doch nicht sein eigen.

Der Patagonier hat kein Geschick für den Fischfang und bedient sich auch keiner Netze; in seinem Lande ist wenig Wasser und ans Meer kommt er nur selten. Ehe er Pferde hatte, deren Gebrauch die Puelches ihn kennen lehrten, jagte er zu Fuß. Die Jäger versammelten sich, trieben die Guanacos, Hirsche und Strauße zusammen und erlegten sie vermittelst der Wurfschnüre oder der Pfeile. Die Hunde leisten ihnen dabei noch jetzt vortreffliche Dienste. Wenn es an Wild fehlt, suchen sie eine kleine Wurzel, welche sie roh und gekocht essen. Die südlichsten Patagonier fürchten sich noch vor dem Stier und halten daher kein Rindvieh. Dem Fleische von diesem ziehen sie Alle das Pferdefleisch vor, und das Roß ist diesem nomadischen Volke in jeder Hinsicht weit nützlicher, sie kommen damit rascher durch die Wüste. Ursprünglich hatten sie nur ein einziges Hausthier, den Hund; er hat in seiner Gestalt Aehnlichkeit mit unserm Windhunde; nur ist sein Haar länger.

Häusliche Beschäftigungen haben sie nur wenige. Sie verfertigen Waffen und Geschirr für die Pferde; das ist so ziemlich Alles. Sie können nicht einmal weben, wogegen die Araucaner treffliche Wollenzeuge bereiten. Die Patagonier bereiten nur ihr Pelzwerk, mit dem sie allerdings sehr gut umzugehen wissen; sie nähen es vortrefflich zusammen, und zwar mit Sehnen vom Strauße, die ihnen als Zwirn dienen. Sie lassen dieselben trocknen, kauen sie, spinnen die Fasern zusammen und bereiten so einen ausgezeichnet starken Faden. Die Zeichnungen oder Malereien welche sie auf Fellen und Leder anbringen, stellen niemals ein Thier dar; auch kommt nie eine gekrümmte Linie vor; alle Verzierungen sind viereckig und äußerst regelmäßig,

Der Schmutz ist bei den Patagoniern kolossal. Nie wird ein Zelt ausge-

Digitized by Google

fegt. Die in demselben sich anhäufende Unreinlichkeit wird ihnen zuweilen unbequem; aber dann räumen sie dieselben nicht etwa fort, sondern rücken etwas weiter. Sie baden sich nur sehr selten, und lediglich bei heißem Wetter, um sich abzukühlen, nicht um sich zu säubern. Nur auf Gesicht und Haar wenden sie Sorgfalt; das erstere beschmieren sie mit einem Gemisch aus Farben und Pferdefett, und das zweite striegeln sie mit einem aus Wurzeln bereiteten Kamme und scheiteln es.

Die meiste Zeit verbringen sie in Müssiggang, und auf die Jagd gehen sie nur, wenn der Hunger sie dazu zwingt. Die Weiber kochen, bereiten die Kleider, Zelte und Sättel; der Mann kümmert sich lediglich um die Waffen. Auch ihre Belustigungen sind sehr eingeschränkter Art; außer dem schon erwähnten Ballspiel der Jünglinge haben sie noch ein Würfelspiel. Sie können bis zu 100,000 zählen; doch gehören die Zahlen hundert und tausend nicht ihrer Sprache an. Da die Puelches und Aucas dafür dieselben Ausdrücke haben, und diese letzteren von den Incas unterworfen worden waren, welche gleichfalls hundert pataca und tausend guaranca nennen, so kann man wohl annehmen, daß diese Benennungen von den Peruanern zu den Araucanern und von diesen zu den Puelches und Patagoniern gekommen sind. Alle Jägervölker im Süden haben diese Art zu zählen angenommen, während ihre Nachbarn im Norden, welche in den Wäldern leben, z. B. die Guaranis und Tobas, ein sehr beschränktes Zahlensystem haben; dem großen Volke der Chiquitos fehlt sogar jede Bezeichnung für Zahlen und Ziffern.

Die Grundzüge des Charakters der Patagonier in ihrem Verkehr mit den Spaniern sind Falschheit und Verstellung, und man darf sich darüber nicht wundern; denn diese Europäer betrachteten die Wilden nicht wie Menschen und behandelten sie auch nicht so; im Handelsverkehr wie beim Abschluß von Verträgen werden sie unverschämt übervortheilt. Nun glaubt sich der Indianer zu gleicher Handlungsweise berechtigt; er stiehlt wo er kann und betrügt die Christen nach Herzenslust; er ist nicht mehr dankbar für das was er bekommt, will immer noch mehr haben und wird verdrießlich wenn ihm etwas verweigert wird. Er ist rachsüchtig und treulos. Untereinander bestehlen diese Indianer sich nicht; aber von der zartesten Kindheit an wird den Kindern Beraubung des Feindes als eine nützliche und verdienstliche Handlung eingeprägt, welche ohnehin der böse Geist gebietet. Wirft man ihnen vor daß sie gestohlen haben, so entgegnen sie ganz trocken: das hat Achekenat-kanet befohlen. Sie sind wie die Kinder. Alles was sie sehen, wollen sie haben. Manchmal schmeicheln sie den Christen, um etwas zu erlangen; im Uebrigen sind sie stolz und anmaßend, wie sie sich denn auch über die Weißen ganz erhaben glauben; diese erscheinen ihnen als verächtliche Menschen, die weder Treue noch Glauben halten. Der Patagonier ist Meister in der Kunst sich zu verstellen; er stellt sich äußerst gleichgültig, wenn er etwas auch noch so gierig begehrt; man kann ihm den Tod androhen, und er wird ein Geheimniß doch nicht verrathen, besonders

Digitized by Google

wenn es sich um die Sicherheit seiner Nation handelt. Sein Charakter ist mit einem Worte ein wunderbares Gemisch von Seelengröße, unbändigem Stolze, wildem Muthe, gepaart mit abgefeimtester Schlauheit, und einer Gewandtheit und Geschicklichkeit, die bei einem so rohen Volke in der That überraschen.

Wir schließen diese Bemerkungen über die Patagonier mit einer Schilderung eines heiligen Baumes, der in diesen Einöden dasteht, und nehmen d'Orbigny zum Führer.

Am 14. April 1829 verließ der Reisende den mehrfach erwähnten Ort El Carmen am untern Cusu Levu oder Rio Negro und nahm seinen Weg nach Norden. „Welche trostlose Einförmigkeit! Der mit feinem Kies und groben Kieselsteinen bedeckte Boden war brennend heiß; stachelige Pflanzen und Dorngestrüpp zeugten von der Magerkeit des Erdreichs. Ich ritt vier bis fünf Stunden Weges, ohne daß irgend etwas meinen Blick fesselte. Wäre nicht ein betretener Pfad in dieser Wüstenei zwischen dem Rio Negro und dem Colorado vorhanden, so hätte ich mich auf einen Ocean versetzt geglaubt, in welchem ich eines Compasses mich hätte bedienen müssen. Je weiter ich vorwärts kam, um so häufiger wurde das Gestrüpp, aber der lebenden Wesen wurden weniger. Kein Vogel war zu sehen oder zu hören, nicht einmal der wandernde Caracava oder der unheimliche Urubu. Wir hörten nur den Tritt unserer Pferde. Nachdem wir etwa acht Wegstunden zurückgelegt, machte mich mein Begleiter darauf aufmerksam, daß wir die ersten Pozos erreicht hätten. Die ganze Strecke zwischen dem Negro und Colorado ist ohne Wasser; man hat daher Becken ausgehöhlt, in welchen sich das Regenwasser sammelt. Solcher „Brunnen“ giebt es zwei auf diesem Wege. Wir waren beim ersten und fanden in dessen Nähe vier Bomberos, merkwürdige Leute, wie sie in keinem andern Lande vorkommen. Seit die Spanier in Patagonien eigene Niederlassungen gegründet haben, leben sie mit den Indianern zumeist in Feindseligkeit und sind vor Ueberfällen nicht sicher. Um von allen Plänen und Bewegungen ihrer Gegner unterrichtet zu sein und sich immer auf der Hut halten zu können, haben sie, z. B. in El Carmen, eine Anzahl Späher, eben jene Bomberos, kühne, verwegene Gesellen, welche freiwillig in Dienste treten, für welche sie monatlich siebenzehn Piaster Sold beziehen. Sie bilden eine Anzahl kleiner Abtheilungen, beobachten den Feind, stehen unter sich in Verbindung, streifen am Tage durch die Ebene und finden sich Abends an einem bestimmten Orte zusammen. Sobald sie Verdächtiges merken, geben sie gleich davon Kunde. Ihrem gefährlichen Dienste sind sie mit Leidenschaft ergeben, obgleich alljährlich viele von ihnen von den Wilden erschlagen werden. Ich blieb nur eine kurze Zeit bei diesen Bomberos und ritt drei Stunden weiter zu einem kleinen jetzt trocken liegenden See, der Laguna de la Guerencia; noch zwei Stunden weiter fand ich mehr und mehr Gestrüpp und gewahrte endlich am fernen Horizonte den Baum des Gualichu, der einsam, wie verloren, in der Wüste dasteht, über alle Um-

Digitized by Google

gebungen emporragt und dem Auge einen Ruhepunkt bietet; denn weit und breit ist kein anderer Baum zu sehen.

Schon oben ist bemerkt worden, daß die nomadisirenden Austral-Indianer denselben bösen Geist unter verschiedenen Benennungen verehren. Die Wüste zwischen dem Negro und Colorado ist eigentlich Gebiet der Puelches, und deshalb führt der, dem bösen Geist geweihete Baum auch den Namen welchen dieses Volk dem Gefürchteten beilegt, Baum des Gualichu. Er ist eine Gottheit des Weges, der großen Straße; man muß ihn versöhnen, um Unglück abzuwenden. Der Gegenstand der Furcht und Verehrung ist ein verkrüppelter Baum, der anderwärts nicht die mindeste Aufmerksamkeit erregen würde; er ist zwanzig bis dreißig Fuß hoch, gekrümmt, der Stamm halb faul und hohl; er gehört zu den mit Stacheln versehenen Akazien. Seine Zweige sind mit Opfergaben behängt; hier hängt ein Mantel aus Fellen, dort einer von Wolle; hier flattern Bänder, dort bunte Fäden; das Ganze sieht aus wie ein Trödelladen, in welchem ein Sturmwind Alles durch einander geworfen hat. Hier bringt jeder vorüberziehende Indianer ein Opfer, und wer sonst nichts besitzt, schneidet wenigstens dem Pferde Haare aus der Mähne und hängt sie an den Baum. Der hohle Stamm ist gefüllt mit Taback, Papier zum Cigarrenmachen, Glasperlen, und sogar Geldstücke sind geopfert worden. Rings umher liegen Gerippe von Pferden, welche man dem Gotte zu Ehren abschlachtete, gewiß bedeutende und werthvolle Opfer, wenn man bedenkt was dem Indianer das Roß werth ist. Es gilt ihm für das höchste, und wird daher lediglich dem Gualichu und den Flüssen geopfert, denn auch diese fürchtet er wegen ihrer Tiefe und des reißenden Stromes. Der Nomade will den Geist, welcher die Wüste beherrscht, für sich günstig stimmen, denn er kann in ihr vor Hunger oder Durst umkommen; der Geist der Flüsse muß ihm gnädig sein, sonst versinkt er im Wirbel."

Die Deportationen nach Cayenne und Sinnamary.

Der nordöstliche Theil Südamerikas soll wieder der Schauplatz politischer Deportationen werden. Der Neffe des Oheims tritt in die Fußstapfen des Direktoriums. Er bereitet vielen seiner Gegner dasselbe Loos, welches den Opfern des achtzehnten Fructidor zu Theil wurde. Er „guillotinirt sie auf trockenem Wege". Die Scenen, welche vor einem halben Jahrhundert Europa in Schauder und Staunen versetzten, sollen sich 1852 wiederholen!

Die französische Presse ist geknebelt, sie darf keine Zeile drucken, welche dem Helden von Straßburg und Boulogne anstößig erscheinen könnte; Niemand darf in Paris an das Schicksal der früher Deportirten erinnern, man muß dort so schweigsam sein, wie die Gräber der Hunderte, welche an der Teufelsküste, in Konanama, Sinnamary und Cayenne als ein Opfer des Klimas und der Barbarei habsüchtiger Beamten fielen. Diese Deportationen spielen eine

Digitized by

Rolle in der Geschichte Guyanas; aber das jüngere Geschlecht kennt sie nur von Hörensagen und weiß wenig von ihnen. Man hatte die Zeit, in der solche Grausamkeiten möglich waren, längst vorüber geglaubt. Aber sie ist wiedergekommen in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Es wird viele unserer Leser interessiren, zu wissen welches Loos den Deportirten zu Theil wurde. Ob das Schicksal der Opfer des zweiten Decembers ein günstigeres sein werde, muß die Zukunft lehren. Aber so viel bleibt gewiß: läßt man diese Opfer ein Jahr in Cayenne schmachten, so kann es nicht fehlen daß die Hälfte derselben dort den Geist aushaucht.

Die große Landschaft, welche man mit einem indianischen Namen als Guyana bezeichnet, wird vom Orinoco, dem atlantischen Ocean, dem Amazonenstrom und im Innern vom Rio Negro begränzt, der vermöge einer durch den Cassiquiare gebildeten Gabeltheilung eine Wasserverbindung zwischen dem Orinoco und Amazonas bildet. Der vom Orinoco bewässerte Theil gehört zur Republik Venezuela; zwischen diesem und der Mündung des Corentyn gehört das Land den Engländern; vom Corentyn bis zum Maroni dehnt sich niederländisch Guyana, Suriname, aus; vom Maroni bis zum Oyapok das französische, und von dort bis zum Amazonenstrom das brasilianische Guyana.

Wir werfen einen Blick auf das französische Guyana; ein ächtes Tropenland, das etwa 5400 Quadratlieues umfaßt. Auf diesem weiten Raume wohnten 1831 nur 23,047 Seelen; unter diesen nur 1280 Weiße; 19,261 waren Sklaven, 2506 freie Farbige. Das Verhältniß hat sich seitdem nicht wesentlich geändert. Diese Bevölkerung besaß im Ganzen 120 Pferde, 280 Maulesel, 65 Esel und 6910 Stück Hornvieh. Sie producirte in dem genannten Jahre etwas über 2 Millionen Pfund Rohzucker, 200,000 Pfd. Baumwolle, 1½ Mill. Pfd. Rocou (Orleans), 200,000 Pfd. Kaffe, 83,000 Pfd. Nelken, 10,000 Pfund Kanehl und etwas Pfeffer. Damals betrug die Einfuhr nur 1,715,000, die Ausfuhr 1,633,294 Francs. Vor uns liegt das Pariser Annuaire de l'économie politique et de la Statistique pour 1851; diesem zufolge nimmt das französische Guyana für das Mutterland, in Bezug auf dessen Handelsbewegung, erst den 42sten Rang ein; 1850 hatten Einfuhren und Ausfuhren von Cayenne sich zusammen auf 3,700,000 Fr. belaufen.

Es ist, wie gesagt, tropisches Land; die Hauptstadt Cayenne, ein armseliger Ort, liegt unter dem fünften Grade nördlicher Breite und hat nur 3000 Einwohner; die übrigen Ortschaften, Oyapok, Sinnamary, Remiré und Kouru, erscheinen noch unbedeutender.

Die Franzosen sind ohne Begabung für das Colonialwesen; sie haben das in Asien, in Nordamerika und in Südamerika bewiesen. Surinam und Berbice-Demerara sind vor Cayenne weit voraus; Holländer und Briten wissen aus ihren Ansiedelungen ganz andere Vortheile zu ziehen. Schon vor 1550 handelten französische Schiffe am Amazonenstrome; 1555 wurde Hans Staden, ein Deutscher aus Hanau, der fünf Jahre als Gefangener unter den Indianern lebte,

Digitized by Google

durch die Bemannung eines französischen Schiffes befreiet. Kaufleute aus Rouen gründeten 1624 am Flusse Sinnamary eine Niederlassung, die nicht gedieh; 1631 holten andere Franzosen Pfeffer aus jener Gegend; 1626 wurde eine größere Kolonie am Konanama begonnen, welcher das Mutterland Soldaten zur Verfügung stellte. Auch auf der Insel Cayenne bauete man 1635 einige Häuser; die Kolonisten wurden aber von den durch willkürliche Behandlung aufs Aeußerste gereizten Indianern vertrieben. Neue Ansiedler, welche 1643 aus Rouen anlangten und mit gleicher Härte gegen die Eingeborenen verfuhren, wurden von diesen erschlagen. Royville, ein Edelmann aus der Normandie, erschien mit einer Anzahl streitbarer Männer, zum großen Mißvergnügen der Compagnie von Rouen, welche sechszig Bewaffnete nach Guyana sandte. Aber als Compagnie vom Kap Nord wirkte die neue Gesellschaft ein Privilegium vom König Ludwig dem Dreizehnten aus, und fuhr 1659 mit 800 Kolonisten ab; Royville sollte zunächst auf drei Jahre Statthalter der Kolonie sein, wurde aber während der Reise ermordet. In Cayenne folgten Reibungen zwischen den beiden Parteien; eine Verschwörung zog Enthauptungen und Verbannungen nach sich. Die Exilirten schaffte man auf eine wüste Insel, wo sie die Ortschaft Cayenne gründeten. Bei diesen Zwistigkeiten, auf welche Fehden mit den Holländern folgten, konnten die Ansiedelungen nicht gedeihen. Aber die Franzosen verloren doch ihr Guyana nicht aus den Augen. Sie gründeten unter le Fevre de la Barre 1663 die französische Aequinoctial-Compagnie und rüsteten im folgenden Jahre fünf Schiffe aus. Diese Compagnie wurde 1665 mit der großen westindischen Handelsgesellschaft vereinigt. Kaum war Cayenne zu einiger Blüthe gelangt, als es von den Engländern überfallen, ausgeplündert und zum Theil niedergebrannt wurde. Später war es ein Zufluchtsort der Buccaniere und Flibustier, welche dort ihre den Spaniern abgenommene Beute verkauften; 1746 wurde am Oyapok ein Fort gegründet. Die Zahl der Ansiedler war aber nie beträchtlich; denn das grauenvolle Klima raffte die Mehrzahl der Weißen bald hinweg. Durch eben diese Eigenschaft empfahl sich Guyana den jeweiligen Machthabern, welche ihrer Feinde sich entledigen wollten, ohne sie unter die anrüchig gewordene und aus der Mode gekommene nasse Guillotine zu bringen.

Wir haben eine Anzahl von Beschreibungen der „Deportationsreisen“ durchgelesen und wählen zwei derselben aus, weil sie die Verhältnisse der Deportirten und das Land selbst in lebhafter und im Ganzen auch treuer Weise schildern. Die eine ist von Ramel, der als Befehlshaber der Garde des gesetzgebenden Körpers, diesen nicht an das Directorium verrathen wollte; die andere ist Voyage à Cayenne, dans les deux Ameriques et chez les Anthropophages, par Louis Ange Pitou, Paris 1805.

Ramel war ein verständiger Mann von klarem Urtheil; er mißfiel natürlich den extremen Parteien. Es ist hier nicht der Ort, die Ereignisse des Fructidor 1797 zu schildern. Ramel wurde in Folge derselben mit Pichegru,

Bourdon von der Oise, Barthelemy, Marbois und anderen hervorragenden Männern zur Deportation nach Rochefort abgeliefert. Derselbe lächerliche Wankelmuth, dasselbe Ueberspringen von einem Extreme zum andern, welches wir eben jetzt wieder an den Franzosen bemerken, zeigte sich auch damals. Als Augereau, einst ein wilder Jakobiner, nachher serviler Marschall Bonapartes, den Director Barthelemy nach dem Tempelgefängnisse abführte, sagte der Polizeimeister Sotin zu letzterm: „So geht es in den Revolutionen. Heute triumphiren wir; vielleicht wird einst die Reihe an Sie kommen.“ Auf die Frage, ob Alles ruhig geblieben sei, entgegnete derselbe Sotin: „Ja wohl, es war eine gute Dosis, und das Volk hat die Pille verschluckt.“ Gerade wie heute. Aber wie lange?

Die Gewalthaber sperrten die zur Deportation Auserkorenen in vergitterte Wagen, und gaben sie unterwegs dem Hohne des Pöbels Preis, der sie auspfiff und mit Koth bewarf. Ducoudray, Abgeordneter des Seine- und Oise-Departements, wird in Etampes, derselben Stadt, die ihn gewählt hatte, zur Schau ausgestellt und ausgelacht. Er ruft der Menge zu: „Ich bin Euer Vertreter! Erkennt Ihr ihn in diesem eisernen Käfig an? Mir hattet ihr die Aufrechterhaltung Eurer Rechte übertragen; in meiner Person seht Ihr sie verletzt; man schleppt mich zum Tode, ohne daß ich angeklagt, geschweige denn gerichtet worden war. Mein Verbrechen besteht darin, daß ich Eure Freiheit, Euer Eigenthum geschützt, daß ich unserm Vaterlande den Frieden zu verschaffen gesucht habe. Mein Verbrechen ist, daß ich der von uns beschworenen Verfassung treu war. Und für den Eifer, mit welchem ich Euch diente, belohnt Ihr mich dadurch, daß Ihr Euch mit meinen Henkern verbindet!“ Der Pöbel stutzte und lachte.

Nachdem die Unglücklichen während der Reise nach Rochefort Hunger und Schmach aller Art erlitten, bringt man sie auf ein Kriegsschiff; Ramel wird mit Pichegru, Willot und Dossonville in die „Löwengrube“, d. h. den untersten Raum geworfen, wo es finster war, wo sie weder Hangematten noch Decken hatten und nicht aufrecht stehen konnten. Durch die Luke wirft man ihnen Schiffszwieback zu. Achtundzwanzig Tage lang durfte Ramel die Löwengrube nicht verlassen. Niemand an Bord durfte mit den Deportirten irgend welche Gemeinschaft unterhalten. Man ließ sie so entsetzlich hungern, daß Pichegru zuweilen Anfälle von Wuth bekam. Dasselbe war der Fall mit Marbois, Willot und Dossonville. Als der Kapitän einst an Marbois auf dem Verdecke vorbei ging, rief dieser mit zitternder Stimme: „Mich hungert, mich hungert! Laß mir zu essen geben oder wirf mich ins Meer!“ Willot kaufte heimlich von einem Matrosen ein Pfund ungesalzenes Schmalz und verschluckte es auf einmal. Dossonville biß vor Hunger nach seinen Gefährten; man warf ihm Seehundsfleisch vor, wovon er in einer halben Stunde sechs Pfund verschlang. Natürlich wurde er todtkrank.

Am 10. October warf das Schiff Anker auf der Rhede von Cayenne.

Digitized by Google

Dort mustert sie der Commandant, oder wie Ramel sagt, der Proconsul Jeannet, ein Neffe Dantons. Dieser Proconsul war kurz vor dem Zusammentreten des Convents zum Statthalter von Cayenne ernannt worden, hatte sich geweigert, die Freilassung der Neger zu proclamiren und war nach den Vereinigten Staaten geflüchtet. Nach dem neunten Thermidor, kurz vor Einsetzung des Directoriums, hatte man ihn in seine Stelle wieder eingesetzt. In Cayenne empfingen ihn die Pflanzer mit Freuden; wie Ramel erzählt, hatten die Neger eine von dem deportirten Terroristen Collot d'Herbois geleitete Verschwörung angezettelt, um alle Weißen in der Colonie zu ermorden. Aber eine Schwarze verrieth das Geheimniß. Auf Jeannets Befehl wurde er mit Billaud Varennes nach dem Fort Sinnamary gebracht und die Rebellion der Neger, welche wirklich ausbrach, in Blut erstickt. Aber Jeannet war raubsüchtig und grausam.

In Cayenne nahm sich nur eine menschenfreundliche Mulattin der Deportirten an; im Hospitale wurden sie von einigen barmherzigen Schwestern verpflegt. Jeannet will die Unglücklichen, nachdem sie von ihrer Krankheit einigermaßen genesen sind, in die Wohnung bringen lassen, welche einst den Jesuiten gehörte, aber die Terroristen in der Kolonie verlangen unter Drohungen, nun auch dieselbe Vergünstigung für Billaud Varennes, und der Proconsul deportirt Ramel nebst einigen anderen nach Sinnamary, das dreißig Stunden östlich von Cayenne liegt. Dort ist die Besatzung nicht von der Ankunft des mit den Deportirten befrachteten Schiffes unterrichtet, und diese werden mit Kanonenkugeln empfangen. Der Befehlshaber des Geleits stellt sie am andern Morgen dem Befehl habenden Offizier, einem Elsaßer, vor und sagt: „Hier sind die Verurtheilten.“ Der Offizier entgegnet: „Die Verurtheilten, sagen Sie. Diese Herren sind nicht verurtheilt worden. Es ist schändlich, daß man sie hierherschickt.“ Für diese Worte wurde er cassirt und aus der Kolonie verbannt.

Ein anderer Elsaßer, Kormann, der am Sinnamary eine Hütte bewohnte, gab den Unglücklichen auf ihre Bitten ein Glas Wasser. Er sprach dabei: „Ach, meine Herren, Sie kommen in ein Grab.“ Einer der Deportirten, General Murinais, entgegnete: „Wir wissen es; und je eher desto besser.“

Fort Sinnamary war aus Planken gebaut, mit Pfählen umgeben, aber ohne Außenwerke; ein Viereck von etwa hundert Klaftern, mit einer Bastion an jeder Seite und von einem breiten Graben umringt. Die Besatzung war 80 Mann stark und bestand zum Theil aus Trümmern des Regimentes Elsaß, von dem die meisten Soldaten gestorben waren. Die 16 Gefangenen erhielten in Schuppen ihre Wohnung. Der eben genannte General verlangte den, welcher dem Kirchhofe am nächsten lag. „Er ist für mich der beste,“ sagte er. In keiner einzigen Hütte war irgend ein Geräth; „weder Bretter noch Tische, noch Stühle; nur eine Hangmatte erhielten wir. Unsere ganze Nahrung bestand in einer Ration Zwieback, einem Pfunde gesalzenen Fleisches und einem Glase Rum zur Verbesserung des sehr schlechten Wassers. Zuweilen gab man uns etwas Brot, das wir aber nicht essen konnten, weil es

Digitized by Google

von Würmern und Ameisen wimmelte, und ließ uns einige Rationen Wein austheilen, der in den Magazinen sauer geworden war.“ Ein einziger Neger kochte die Suppe für vier Tischgesellschaften; er drohete immer, die Deportirten zu vergiften. Die Hütten wimmelten von schädlichen Insekten, von Skorpionen und Asseln. Auch kamen oft Schlangen hinein. Pichegru fand eine, die dicker als sein Arm war, in seinem Mantel; er tödtete sie. Am lästigsten war die Vignas, eine Art Insekt, das sich in die Poren einfrißt. Die Gefangenen waren bald mit Knoten und Blasen bedeckt und verbrachten schlaflose, qualvolle Nächte. Die Tiger wagten sich Nachts bis auf Flintenschußweite heran und brüllten. Die Affen ließen ein durchdringendes Geschrei hören, und in den sumpfigen Gegenden waren die Frösche nach Anbruch der Dunkelheit niemals ruhig. Es war den Soldaten bei Todesstrafe verboten, mit den Gefangenen zu sprechen; auch wenn einzelne von diesen schon am Tode lagen, wurde doch Morgens vor den Hütten der Wirbel getrommelt. General Murinais war der erste, welchen das Klima hinwegraffte. Dann wurde Barthelemy krank und nach Cayenne geschafft. Barbé Marbois bewahrte eine Seelenruhe, welche auf die Soldaten und Neger tiefen Eindruck machte. Jeannet erließ einen Befehl: „daß Jeder, der die Soldaten oder Neger zu Gunsten der Deportirten mitleidig stimme, auf dem Fleck erschossen werden solle.“ Auch Pichegru war standhaft. Bourdon starb bald am Fieber.

„Im Monat April, um die Zeit der Wahlen, sahen wir etwa 1500 Neger mit 30 bis 40 Weißen versammelt. Nachdem sie eine Ration Rum erhalten hatten, wählten sie auf Befehl des Directoriums den damals als Kommissär zur Plünderung Italiens angestellten Monge zum Repräsentanten des Volkes von Cayenne.“

Um diese Zeit bildete sich unter acht der Gefangenen eine „Verschwörung“; sie wollten entfliehen. Man brachte die Kranken nicht einmal in das Spital Troncon-Ducoudray schrieb vom Bette aus an Jeannet. Dieser antwortete seinem Bevollmächtigten Aimé: „Ich weiß nicht, wie diese Herren mich unaufhörlich plagen können. Sie sind doch wahrhaftig nicht nach Sinnamary geschickt worden, um ewig zu leben!“

Laffon und Ducoudray, beide todtkrank, lagen in derselben Hütte, in zwei Hangmatten einander gegenüber. Das Geschrei, welches der Schmerz ihnen auspreßte, drang weithin; sie mußten sich unaufhörlich erbrechen. Laffon schrie um Weib und Kinder. Und diese Todesqual dauerte fünfundzwanzig Tage.

Die Ueberlebenden wußten, daß die Holländer in Surinam lebhaften Antheil an ihrer Lage nahmen, sie hatten sogar dem General Pichegru Brot und Bier geschickt, die freilich nicht an die rechte Adresse gelangten, sondern von den Matrosen unterschlagen worden waren. Aber die Thatsache stand fest, daß die Holländer Sympathie mit den Gefangenen hatten. Wenn diese auf den Wällen umhergingen, blickten sie sehnsüchtig nach der westlichen Küste. Außerhalb des

Digitized by Google

Forts lag am Ufer des Flusses Sinnamary ein kleiner Nachen (Pirogue), in welchem die Wachtmannschaft nach einer an der Landspitze stehenden Redoute fuhr; sie war deshalb immer segelfertig. Die Verschworenen entdeckten sich endlich einem ungenannten Manne im Fort, der zwar schwieg, ihnen aber die Schwierigkeiten der Flucht schilderte. Von der Mündung des Sinnamary bis zum Fort Oranien in Surinam habe man hundert Stunden zu fahren und könne vorher nicht mit Sicherheit irgendwo landen; auch lasse man Fremde ohne Pässe nicht ans Land. Diese letztere Schwierigkeit wurde beseitigt; ein Freund der Gefangenen in Cayenne besorgte ihnen von dort her acht falsche Pässe. Zuletzt fehlte es nur noch an einen Steuermanne.

Ein französischer Kaper hatte auf der Höhe von Sinnamary einen amerikanischen Kauffahrer weggenommen und diesen vor Anker gebracht. Den Kapitän, Tilly, brachte er nach dem Fort. Und gerade dieser Mann hatte von den Familien der Depotirten Auftrag, sie zu befreien, und war deßhalb in jene Meeresgegend gesteuert. Sie weiheten ihn in ihren Plan ein; er hielt die Pirogue für zu klein, wollte sie aber doch steuern. Das lehnten sie ab; aber seinen Steuermann, Barrick, nahmen sie an. Dieser verbarg sich, als alles zur Flucht bereit war, im Gehölze, wo er sich gegen Schlangen und Kaymans nur dadurch schützen konnte, daß er anderthalb Tage lang auf einem Baume blieb, unter dessen Zweigen Tiger brüllten. Während der Kommandant des Forts mit dem Kapitän des Kapers zechte, erhielt die Besatzung aus dem Vorrath des geraubten amerikanischen Schiffes schweren Bordeauxwein; ein in den Plan eingeweihetes Mädchen, das einige Tage vorher von Freunden aus Cayenne nach Sinnamary geschickt worden war, schenkte tapfer ein; auch die Depotirten wurden mit Wein bedacht und erhoben unter sich einen wilden Zank, um ihre Wächter sicher zu machen.

Jetzt kam die Nacht. Der Kommandant wurde völlig berauscht in seine Wohnung getragen; Neger und Soldaten lagen trunken in ihren Barracken; auch die Schildwachen schliefen. Dieser Augenblick wird benutzt, die Wache auf der Bastion entwaffnet und die Pirogue bestiegen, in welcher Barrick schon bereit ist. Und bald war das „Grab Sinnamary“ den Augen entschwunden. Auch die Wachtmannschaft auf der Redoute liegt berauscht und in tiefem Schlafe, die Pirogue wird also nicht angerufen und treibt weiter stromab. Die Luft war kühl, das Meer still und der aufgehende Mond leuchtete zur Fahrt.

Bis dahin ging alles glücklich. Aber nach zwei Stunden deuteten Kanonenschüsse an, daß die Flucht entdeckt war. Die Männer in der Pirogue waren entschlossen, der Besatzung des Forts Jrocombo, das an der Mündung des Sinnamary liegt und an welchem sie vorüber mußten, Widerstand zu leisten. Als der Tag anbrach befanden sie sich unbelästigt in See. Jetzt begannen neue Sorgen; die Pirogue war so flach, daß die Meereswellen hineinschlugen, und so leicht, daß die geringste Bewegung sie erschütterte. Pichegru war Kapitän dieses Fahrzeuges, Barrick steuerte. Aber sie hatten weder einen Kom-

Digitized by Google

paß noch nautische Instrumente; sie liefen Gefahr bei Nacht auf dem Meere verschlagen zu werden, denn der geringste Wind konnte sie von der Küste wegreißen, welcher sie doch der vielen Felsenriffe wegen auch nicht allzu nahe kommen durften. Dabei waren sie ohne Brot und Wasser; nur etwas Rum hatten sie mitnehmen können. Sie steuerten muthig vorwärts; aber am 6. Juni wurden sie von einer Windstille überfallen; seit drei Tagen hatten sie nichts gegessen; sie waren von der Sonne, deren Hitze nicht durch den Landwind gemildert wurde, gleichsam ausgedörrt. Erst am 8. Juni bekamen sie das holländische Fort Oranien zu Gesicht, wurden aber hier von mehreren Kugeln großen Kalibers begrüßt, weil sie keine Flagge aufzogen, und mußten wieder in die hohe See hinaus. Endlich wurde die Pirogue ans Land geworfen, im Schiffbruch gingen Waffen und Schießbedarf verloren; die von Hunger und Anstrengung Erschöpften mußten in einem Walde Zuflucht suchen, in welchem Tiger sie bedrohten und zahllose Insekten peinigten. „Welche schreckliche Nacht war das! die Winde entfesselt, ein Sündfluthregen, eine durchdringende Kälte. Wir arbeiteten trotzdem abwechselnd, uns unsere Pirogue, die beim Stranden schwer beschädigt worden war, zu erhalten. Aber nach einem Fasten von fünf Tagen und sechs Nächten waren wir sehr schwach. Am 9. Juni sahen wir bei Tagesanbruch in der Ferne ein Schiff, das Barrick als einen englischen Kaper erkannte. Wir hatten uns unter den Bäumen eine Art von Hütte gemacht. Ich wollte früh sechs Uhr nach dem Wetter auslugen, da sah ich in einer Entfernung von einigen hundert Schritten zwei Männer. Ich rief: da sind Menschen! Alle springen auf, auch Barrick, den die beiden Soldaten zuerst erblicken. Sie bleiben stehen und schlagen auf ihn an; er fällt auf die Kniee, hebt flehend die Hände empor, deutet auf die Pirogue hin und die Soldaten kommen näher. Es waren zwei Deutsche von der Garnison des Forts Montecrick, das nur drei Stunden weit entfernt lag.“ Dorthin gingen die Flüchtlinge; sie wurden freundlich aufgenommen und gut verpflegt. „Wir kamen aus der Hölle in ein Elysium. Wir konnten nicht müde werden, diese großen Gärten, die schönen Lauben, das reinliche Haus, eine wohlbesetzte Tafel, prächtige Zimmer und endlich auch die Betten zu bewundern. Nach dem Abendessen tanzten Neger und Negerinnen vor uns. Am 14. schifften wir den Fluß hinab und verwunderten uns über den Reichthum der Pflanzungen an beiden Ufern und die Menge und Sauberkeit der Kanäle. Dann liefen wir in den Fluß Suriname ein.“ Der holländische Gouverneur empfängt sie mit Auszeichnung, die Forts Nassau und Amsterdam feuern ihnen zu Ehren jedes fünfzig Schüsse ab, und die Batterien von Paramaribo antworten auf die Salve. Abends wird die Stadt beleuchtet, die Besatzung und die Colonialmiliz tritt unter das Gewehr und das zahlreich versammelte Volk jubelt.

Am 30. Juni verließen Pichegru, Willot, Larue, Aubry, Dossonville und Ramel die Stadt Paramaribo. Barthelemy war krank und mußte zurückbleiben. Sie schifften zuerst nach Berbice und Demerara; während dieser Fahrt

wurden Willot und Ambry vom Fieber ergriffen; sie verfielen in eine Art Wahnsinn. Von den acht Deportirten, welche sich in der Pirogue gerettet hatten, konnten sich nur vier: Pichegru, Ramel, Larue und Dossonville, auf der englischen Fregatte la Grue einschiffen. Am 27. Juni waren sie bei St. Christoph, dem allgemeinen Sammelplatz der Antillenconvoye. Dort wurde Ramel vom gelben Fieber ergriffen; erst am 22. August, also etwa nach einem Monate, kam er wieder zum Bewußtsein. Nach einer Seereise von 64 Tagen befand er sich im Kanal und traf in London den amerikanischen Seemann Tilly, welchem er seine Rettung zu verdanken hatte.

Zu einer andern Klasse von Deportirten gehörte Pitou, ein lockerer Gesell, der das Leben von der lustigsten Seite nahm und mit ein paar witzigen Versen sich über viele Schwierigkeiten hinweghalf. Am 30. August 1797 wurde er verhaftet, weil er einige Couplets gemacht hatte, in welchen man Anspielungen auf das Directorium und die Jakobiner zu finden glaubte. Im Oktober wurde er deßhalb erst zum Tode verurtheilt, darauf zur Deportation begnadigt. Im Januar 1798 schleppte man ihn nach Rochefort, wo er seine beklagenswerthe Lage sich dadurch zu erleichtern suchte, daß er den Behörden lachend einige Entrechats vortanzte. Von den Gefangenen wurden die meisten auf das Schiff „Decade", andere auf die „Charente" gebracht.

In der Mitte des Juni kam Pitou in der Decade, zu Cayenne an, als eben Ramel mit seinen obengenannten Gefährten nach Surinam entflohen war. Deshalb war jetzt die Aufsicht um so strenger über die eben angekommenen 193 Deportirten. „Amerika ist seit seiner Entdeckung bestimmt gewesen, ein Schauplatz der Ruhmsucht zu sein, ein Zufluchtsort für Ueberwundene, ein Kirchhof für Neger, eine Hekatombe für verbannte Europäer. Wir Deportirte haben hier Vorgänger gehabt; gebe Gott, daß wir keine Nachfolger haben!" Unter den Verwiesenen befanden sich auch fünf Diebe. Der Witz der Uebrigen nannte diese das Directorium, und der Winkel, in welchem sie sich abgesondert hielten, hieß der Palast.

Die Franzosen haben mehrmals Versuche gemacht, das innere Land anzubauen. Auch die Deportirten der Decade sollten nicht in Cayenne bleiben, und der Regierungsagent hatte eine Zahl Arbeiter ausgeschickt, um ihnen einige Hütten zu bauen. Sie gaben bei ihrer Rückkehr folgenden Bericht über die ausgewählten Oertlichkeiten: „Die Mackis und Maringuins haben uns weder Tag noch Nacht Ruhe gelassen. Dornengestrüpp, Sümpfe, Wälder, Moorgründe, und die Schlangen, welche jene Einöden so gefährlich erscheinen lassen, haben uns nicht erlaubt, in die Gegend zu kommen, welche uns bezeichnet wurde. Die Indianer wollten uns nicht führen. Wir waren unserer zwanzig Leute als wir abgingen, Alle gesund; jetzt liegen noch zehn am Faulfieber danieder, und die übrigen sind in der Genesung. Unter die Plagen jener Gegend rechnen wir blutgierige Moskitos, die so zahlreich sind wie Regentropfen,

Digitized by Google

und so erpicht auf den Menschen, wie die gewöhnliche Fliege auf das Pferd. Sie durchbohren sogar die Kleider."

Die Insel Cayenne ist vom festen Lande nur durch einen schmalen Kanal getrennt; sie mag etwa vier Landmeilen lang und etwas über fünf Wegstunden breit sein. Die gleichnamige Stadt liegt an der nordöstlichen Spitze, an der Mündung des Cayenneflusses. Die meisten Wohnungen waren armselige Hütten mit Fensterlöchern ohne Glasscheiben; die Straßen eng und schmutzig, namentlich in der Altstadt; die Neustadt war etwas reinlicher. „Die Hütten werden größtentheils von farbigen Leuten bewohnt, die nichts haben, nichts thun, und sich um nichts kümmern. Alles handelt, tauscht, verkauft, verdient Geld, er weiß nicht wie. Denn die Kolonisten verschwenden die Summen, welche sie ohne Mühe gewinnen. Ihre Trägheit geht so weit, daß sie sich einen Diener dazu halten möchten, um die Früchte, welche ihnen vor der Nase hängen, abzupflücken, und einen andern, um sie sich in den Mund schieben zu lassen. Haben sie nichts, so borgen sie, denn in Kleinigkeiten geben die Insulaner einander leicht Credit. Bekommen sie nichts geborgt, so essen sie ein Stück Wurzelbrot, gehen spazieren, schlafen und machen sich keine Sorgen. Diese Klasse von Müssiggängern wird von den reichen Kaufleuten ernährt, welche die Negerinnen verhandeln wie eine Waare; und die Negerinnen treiben wieder Handel mit Allem, was sie ihren Liebhabern abnehmen. Die Ankömmlinge aus Europa bezahlen Alles, und wenn lange kein Schiff dagewesen ist, herrscht große Noth, ohne daß jedoch irgendwer dadurch aus seiner Fassung gebracht würde."

Aus einer Handschrift des Commandanten Prefontaine entlehnt Pitou folgende Schilderung der Creolen von Cayenne, die allerdings etwas stark aufgetragen sein mag, aber doch sicherlich auch viel Richtiges enthält: „In unseren Creolen leben die Sybariten wieder auf. Als ich hier ankam, brachte ich einen Freundschafts- oder Liebesbrief an eine hiesige Dame mit, deren Anbeter nach Frankreich zurückgekehrt war. In der Hoffnung ihre Hand zu erhalten, hatte er ihr sein Bildniß zurückgelassen. Ich lasse mich melden. Madame ruhet auf einer Schaukel; auf einer dicht gegenüberstehenden liegt einer ihrer Verehrer. Dieser hat ihr einen Blumenstrauß zugedacht. Sie möchte ihn wohl gern haben, allein es fehlt ihr an Lust, die Hand weit genug auszustrecken, und der Herr liegt gar zu bequem, als daß er aus seiner Hangmatte heraussteigen sollte. Neben der Göttin steht ein Sklave und kitzelt ihr die Füße, um den Schlaf herbeizurufen, indeß ein anderer mit einem Qualy-Qualy, d. h. einem Fächer von Palmblättern den leisen Hauch des Zephyrs nachahmt. Jetzt untersteht sich eine Katze, zu miauen, und nun hat die Gebieterin Kraft genug, der Negerin eine Ohrfeige zu geben, weil sie das überlästige Thier nicht zu rechter Zeit weggeschafft hat. Ich trete nun näher; Madame sieht mich nicht, sie scheint zu schlummern. Der Herr öffnet die Augen, gähnt wie ein Mönch, bewegt sich allmälig, hustet, macht einen Versuch meinen Brief zu nehmen, und bittet mich, Madame zu wecken, wahrscheinlich weil es ihm selbst zu schwer fällt. Sie erwacht und

Digitized by Google

nimmt den Brief. Plötzlich verschwindet die Indolenz. Jetzt malt sich in ihrem Gesicht und in ihrem Auge das Feuer der Hebe. Sie ist lebhaft, zuvorkommend, liebenswürdig. Sie schwebt in das Nebenzimmer, holt das Bildniß ihres Liebhabers, vergießt einige Thränen, geht fort, kommt wieder, und lacht darüber, daß sie hat weinen können.“

So bequem wurde es freilich den Deportirten nicht. Der Staat hatte sie tausend Meilen weit in die Verbannung geschickt, ihre Habe mit Beschlag belegt, verbot ihnen den Umgang mit Menschen und gab ihnen doch keine Mittel zum Unterhalt. Und in welch ein Land hatte man sie deportirt! Pitou schreibt: „Aus dem Boden in Guyana steigen schädliche Dünste empor, die den tödten, welcher ihn zuerst bearbeitet, falls er nicht besondere Vorsicht gebraucht. Die Bäume sind groß und dick, weit stärker als die europäischen, und sehr schwer zu fällen. Wenn ein einzelner Mann in diesen Wäldern sich aufhielte, so würde er an der einen Seite kaum fertig sein, während an der andern schon wieder dickeres Gesträuch wüchse als unser Unterholz, denn so gewaltig ist hier die Kraft der Vegetation. Auch mit dem Ausbrennen der Waldungen kommt man nicht viel weiter. Es bleibt also nichts übrig, als unablässig das junge Holz zu schlagen. Hat man nicht genug Leute, um zu gleicher Zeit auch die großen Bäume schnell umhauen zu lassen, so gewinnt man ebenfalls nichts. Die nicht mit Wald bewachsenen Gegenden sind zumeist nicht fruchtbar, oder Teiche, oder Savannen, d. h. Wiesen, welche während der nassen Jahreszeit vier bis fünf Fuß unter Wasser stehen. Wir waren 193 Deportirte. Von diesen sollte die Hälfte über 65 deutsche Meilen Landes vertheilt, und sich selber überlassen werden; die andere Hälfte wollte man strenger bewachen und in eine Wüste verbannen. Ein Drittheil von uns waren sechzigjährige Greise, ein anderes Drittheil war ohne jede Habe; alle ohne Ausnahme waren krank und elend. Einer nach dem andern kam ins Spital. Heute war mein Nachbar gesund, morgen hatte er das hitzige Fieber, übermorgen wurde er begraben.“

„Man hätte glauben sollen, Allen wäre Gift eingegeben worden; aber das Gift, welches in Guyana die Europäer hinrichtet, ist die Luft. Der geschickteste europäische Arzt würde hier von Neuem erst lernen müssen. Im Sommer herrschen hitzige Fieber und Faulfieber, an denen gewöhnlich die Hälfte der Kranken stirbt, nachdem Schlagfluß mit Bewußtlosigkeit und Schlafsucht vorhergegangen sind. Bei Vielen, welche scheinbar genesen, bleibt eine kranke Leber zurück und der Tod erfolgt dann im nächsten Sommer. Für alte und für engbrüstige Leute ist besonders die nasse Jahreszeit, der Winter, gefährlich; sie werden durch Nebel und kühle Nächte hinweggerafft.“ Als unterm 4. Februar 1794 den Negern die Freiheit decretirt worden war, arbeiteten sie natürlich nicht. An ihrer Stelle versuchten Soldaten des Regiments Elsaß auf den Pflanzungen die Aecker zu bauen. Nach Verlauf eines Monats waren sie sämmtlich krank; die Hälfte starb. Und doch hatten sie nicht erst Land urbar gemacht, sondern auf schon angebauten Plantagen gearbeitet.

Digitized by Google

„Auf der Insel Malingre,“ schreibt Pitou weiter, „an der wir bei unserer Ankunft vorbeifuhren, ist eine Anstalt für Kranke die an einem dem Aussatz ähnlichen Uebel leiden, das man hier die rothe oder arabische Krankheit nennt, in Guinea die rothen Piawes. Sie hat ihre Quelle in einer schändlichen Ausschweifung. Zeigt sie sich schon an den äußeren Theilen, so ist sie unheilbar: sie besteht dann in einem langsamen Brande, bei welchem die Glieder ohne Schmerzen abfallen. Ein solcher Aussätziger kann sich verbrennen, ohne daß er es fühlte; man kann ihm mit Nadeln in Arme und Füße stechen, ohne daß er aus dem Schlafe aufwachte. Diese Pest soll ansteckend sein. Es ist ein gräßlicher Anblick diese lebendigen Leichname zu sehen; dem einen fehlt ein Arm, dem andern fehlen die Fußzehen, der dritte ist mit bösartigen Geschwüren bedeckt, Alle wissen, daß jene Insel auch ihr Grab ist. Der Starrkrampf ist sehr gewöhnlich, an ihm sterben viele neugeborene Kinder in den ersten sieben Tagen; bei Erwachsenen kommt er leicht zu jeder Verletzung. Sehr viele leiden an Fußgeschwüren, welche unheilbar werden, wenn man sie vernachlässigt.“

Pitou wurde mit sechs anderen Deportirten nach Kourou, südöstlich von Cayenne verwiesen. Sie legten ihre Habseligkeiten zusammen, verkauften Uhren, silberne Schnallen und entbehrliche Kleider, um einen Laden zu eröffnen. Der Chevalier Givry und der Pfarrer Margarita sollten auf die Jagd gehen, Saint Aubert sollte im Garten graben und Bäume fällen, Pavy und der Geistliche Cardina hatten die Küche zu besorgen, Pitou sollte in der Umgegend mit Waaren hausiren gehen und auf den Zuckerpflanzungen Liqueur und Syrup einkaufen. Gegen Ende Juli 1798 führte man sie nach Kourou ab. Im Namen der großen Nation wurde Jedem eine Hangmatte und etwas Kochgeschirr geborgt, auch erhielten sie etwas Segeltuch zu Decken, und man schaffte sie dann in eine flache Barke. „Mit Verwunderung sah ich mir dieses Kourou an. Kräuter von einigen Fuß Höhe wuchsen auf dem schmalen Fußsteige, der die Landstraße vorstellte. Und welch eine Einöde ist dieses Kourou! Auf einem Raume von etwa zwei Büchsenschüssen fand ich nur acht elende Hütten. Eine einzige derselben war mit Blumen und Zierbäumen umgeben.“ Eine dieser armseligen Hütten, von Kokospalmen und Citronenbäumen umgeben, war die Wohnung der sieben Verbannten.

Ihre ganzen Habseligkeiten hatte ein einziger Neger auf dem Rücken herbeigetragen. Anderthalb Pfund Brot, zwei Käse, sechs Flaschen Wachholderbranntwein, eben so viel Zuckerbranntwein, funfzig Pfund Cassonade, einige Kessel, zwölf Flaschen Baumöl, zwei Schinken, ein Centner Reis, — darin bestanden ihre Lebensmittel, und ihr Waarenvorrath in vier Stücken Zitz, eben so viel Leinwand, zwei Stücken blauen Kattuns und drei Pfund farbigen Zwirns. In der Hütte standen Bänke und Tische; sonst nichts. Gegen Westen wurde der Wohnplatz von dichtem, morastigem Walde begränzt, gegen Osten nach dem Seeufer hin standen Bäume, gegen Süden floß der Strom Kourou, und im Norden stand ein Palmenwald. Und hier hauseten 1763 mehr als funfzehn-

Digitized by Google

tausend Menschen, „aber nur ihre nahe liegenden Gräber erinnerten uns an sie.“

Ein blinder Mann aus Caen in der Normandie nahm sich Pitou's und seiner Genossen freundlich an, so arm er auch selbst war. Er hatte jene Zeit erlebt und war Augenzeuge von dem Unverstande gewesen, mit welchem man von Seiten der französischen Regierung die Kolonisirung betrieben hatte. Der Commandant Presontaine hatte vom Minister Choiseul dreihundert Weiße und eine verhältnißmäßige Anzahl Negersklaven verlangt, um für spätere Ansiedler die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Aber in Paris wollte man die Sache gleich ins Große treiben, und erndten, ehe man noch gesäet hatte. In Guyana ereignete sich etwas dem bekannten Law'schen Mississippischwindel Aehnliches. Man versprach jedem Privatmanne so viele Aecker Landes als er mit Hülfe der Vorschüsse des Staats anbauen könne; dem letztern sollte er dagegen sein Eigenthum in Frankreich überlassen oder in Cayenne eine Summe auszahlen. Gedieh die Colonie, so war vorauszusehen daß Tausende ihr gutes Geld in den königlichen Schatz liefern würden, um dafür Ländereien in Guyana zu bekommen. Die Regierung verkaufte in einem solchen Falle eine Wüstenei um hohen Preis. So schiffte man nicht weniger als funfzehntausend Köpfe an den Teufelsinseln aus, wo sie sich an das Klima gewöhnen sollten, um später zu arbeiten. Diese „Kolonie Kourou“ kostete dreißig Millionen Livres, die völlig weggeworfen waren. Der Wald, erzählte der nun blinde Colin, welcher dort liegt, war damals bis an die Felsen hin durchlichtet. Ich bin dabei gewesen als diese Wüsten so stark besucht waren wie der Garten des Palais Royal; Damen mit Robe und Schleppen, und Herren mit Federhüten lustwandelten bis zur Bay, und Kourou war vier Wochen lang ein höchst eleganter und prächtiger Platz. Selbst sittenlose Frauenzimmer hatte man aus Paris mitgebracht. Allein es fehlte an Wohnungen, weil Alles übereilt worden war; so mußten drei bis vierhundert Menschen beisammen wohnen. Die Folge davon war, daß eine Art Pest ausbrach; dazu kamen die hier einheimischen Fieber, und der Tod würgte ungeheuer, denn nach Verlauf eines halben Jahres waren schon zehntausend gestorben. In den Jahren 1763 und 1764 starben hier am Orte dreizehntausend und sechszig Personen; etwa zweitausend hatten sich wieder eingeschifft Es wurde damals gar keine Sterbeliste geführt, weil die Beamten, denen dieses Geschäft übertragen war, immer so entsetzlich rasch hinter einander wegstarben. Das war eine wilde, böse Zeit!

Täglich, früh und Abends, fuhr ein Leichenkarren mit vier Aufladern umher; voran ging ein Mann, schellte mit einer Glocke und rief: „Legt Eure Todten vor die Thür!“

Das waren keine aufmunternde Nachrichten für die Deportirten, die nach schweren Tagen traurige Nächte verlebten. In der Regenzeit kommen nämlich Insektenschwärme in die Häuser, Küste, Moore und Flußufer sind ganz schwarz von kleinen Würmeln, die sich in geflügelte Insekten mit blutsaugendem Rüssel

Digitized by Google

verwandeln. Die Wunde schmerzt, juckt auch sehr stark und wird leicht bösartig; die Luft ist voll von leuchtenden Käfern wie von Feuertropfen, und stechende Insekten waren eine Plage bei Tag und bei Nacht. Man kann alles dieses Ungeziefer nur durch Rauch aus den Wohnungen vertreiben.

Im August ging Pitou auf die Jagd in den Wald. Nur mit großer Mühe konnte er vordringen, weil Dornen und armdicke Lianen ihm den Weg versperrten. Das dichte Laub ließ keinen Sonnenstrahl einfallen. Er suchte Früchte, und um nicht an giftige zu gerathen, ließ er sich bei seiner Auswahl von Affen oder Vögeln lenken. Ganze Schaaren Sapajous schaukelten sich auf den Aesten. Als der Jäger eben einige Früchte auflas, wurde er von einem starken schwarzen Faden aufgehalten, den er anfangs für eine Lianenranke hielt. Er zog daran, um weiter zu kommen, und sogleich schlüpfte eine große Spinne mit Geräusch hervor. Durch einen ihn begleitenden Neger wurde Pitou auf das Gewebe dieses Thieres aufmerksam gemacht. Die Spinne hatte dasselbe an drei Bäumen befestigt, und die Querfäden so künstlich mit den Zweigen verflochten, daß kleine Vögel sich darin fangen mußten. Auf einem großen Kurbaribaume flog ein Schwarm von Vögeln auf und ab, ein junger fiel zur Erde. Pitou bemerkte eine Bewegung im Grase und sah zwei wie Diamanten funkelnde Augen einer Raspelschlange, welche das befiederte Thierchen fraß. Bald nachher mußte er einem Zuge von Ameisen ausweichen, die zahlreich waren „wie Sand am Meere“; eben durch ihre ungeheure Menge sind sie im Stande jene Schlange zu verzehren. Sie sind braun und klein, aber ihr Biß schmerzt und zieht Blasen auf die Haut. Man könnte den Weg in den Wäldern, den die Züge dieser Ameisen machen, für eine besuchte und betretene Straße ansehen. Das waren die Jagdfreuden der Verbannten! An jenem Tage als Pitou aus dem Walde zurückkam, etwa zwei Stunden von Kourou entfernt, hörte er ein ängstliches Gebrüll. Es kam von einer Kuh, welcher eben ein Tiger die Weichen aufgerissen hatte. „Er sprang nicht weit von uns vorbei, nahm einen unserer Hunde mit, und verschwand wie ein Blitz.“ Am Abend fand er, daß ein rother Wurm in Menge sich tief in seine Haut eingebissen hatte. Dieser Agouti ist in der heißen Zeit eine wahre Geißel. Man ist überall seinen Stichen ausgesetzt und muß das Insekt vorsichtig herausziehen, sonst hat man weder Schlaf noch Ruhe und wird gefährlich krank. Er ist besonders dem Geflügel höchst nachtheilig.

„Ich konnte des Nachts vor dem abscheulichen Geschrei der Kouakas nicht schlafen. Es sind häßliche aber sehr gutmüthige Affen. Als ich aus dem Bodenfenster herausguckte, bemerkte ich eine schwarze Tigerin, welche mit zwei Jungen um unsere Hütte herumpatrouillirte. Man kann kaum etwas Schöneres sehen, als dieses Thier, wenn es ohne Furcht einhergeht, mit dem Schweife schlägt und seiner Beute auflauert. Ein Rascheln im Gesträuch machte sie aufmerksam; sie legte sich zum Sprunge nieder. Eine junge Kuh, die am Abend nicht mit den übrigen heimgekehrt war, nahete; sie erwürgen und fortschleppen war das Werk eines Augenblicks. Ehe der Hirt seine Thür geöffnet hatte, war

Digitized by Google

das Raubthier schon weit unter den Palmen. Das ganze Dorf wurde munter, Alles ergriff Waffen und folgte den blutigen Spuren. Wir kamen der Tigerin auf zwei Flintenschüsse nahe; sie hatte das Eingeweide ihrer Beute verschlungen und wollte das andere unter Zweigen einscharren. Die Jäger ließen die Kuh liegen und verfolgten das Raubthier. Ich aber ging heim und fand Givry in einem tiefen Schlafe. Auf meinen Zuruf hörte er nicht. Ich fühlte nach ihm und fand zu meinem Schrecken seine Hangematte naß. Als ich Licht angezündet hatte, sah ich daß er im Blute schwamm. Zwei Fledermäuse hatten ihm Blut ausgesogen. Er erwachte allmälig wie aus einem Scheintode. Unsere Jäger kamen vom Anstande zurück; die Tigerin war über den Fluß gegangen und am andern Ufer desselben mit einem Kaiman in Kampf gerathen."

Am andern Tage speiseten die Deportirten Affenbraten; aber ihre Freude über diese Delikatesse wurde sehr gedämpft, als sie fanden, daß die weißen Ameisen ihnen ihre ganze Wäsche zerfressen hatten. Auch fanden sie im Koffer viele kleine Thiere mit hellbraunen glänzenden Flügeldecken, Ravecks genannt. Diese schleichen sich überall ein, zernagen und verderben Alles und hinterlassen einen süßlichen, moschusartigen Geruch. Aber auch Spinnen waren im Koffer; sie sind die ärgsten Feinde der Ravecks und der weißen Ameisen. Zum Ueberfluß fiel noch aus einem Hemde ein Scorpion, der die aufwartende Negerin stach; doch hatte sie ein Gegenmittel. "Ich warf eben einen Blick auf meinen alten Hut, der in einem Winkel der Stube hing, und fand, daß ein kleiner Singvogel sein Nest in ihm aufgeschlagen hatte. Die Creolen nennen ihn Boudieu; er hat in Gefieder und Gesang Aehnlichkeit mit unserm Zaunkönig, ist gern in der Nähe von Menschen, setzt sich wohl auf die eine Seite des Tisches und frißt Brotkrumen weg, während am andern Ende Leute speisen. Ich wollte sehen, wie es mit der Brut unseres Tischgenossen stand. Als ich mit meinem Kopfe die Decke streifte fühlte ich auf meiner Stirn die abgelegte Haut einer Schlange. Eben jetzt rief mich einer unserer Gefährten in die Niederlage. Dort zogen große, rothe Ameisen in gedrängten Haufen wie Soldatencolonnen einher. Nach fünf bis sechs Tagen zogen sie wieder fort. Givry war ohne Hut gegangen; bald stellten sich bei ihm Symptome des Sonnenstiches ein. Er bekam eine brennende Fieberhitze mit unerträglichem Kopfweh. Die Negerinnen heilten ihn mit landesüblichen Mitteln.

"Das Hornvieh artet in Kourou sehr leicht aus; seine Milch taugt nichts; es liegt immer im Freien in verzäunten Wäldern; in der Regenzeit steht es bis an die Brust im Wasser oder im Schlamme. Man muß es einhegen, um es vor den Tigern zu sichern, und im Freien muß es bleiben, damit es von den Fledermäusen nicht allzusehr belästigt werde. In manchen Gegenden, z. B. in den Ebenen von Kau, sind diese Thiere so häufig und so groß, daß das Rindvieh ihrer sich nicht erwehren kann. Sie bohren ihm das Fleisch auf dem Rücken an; die Fliegen saugen auf den Wunden und legen ihre Eier hinein; es kommen Wunden hinzu, denn alle Würmer werden hier binnen vier und

zwanzig Stunden voller Würmer. Kaum ist das Wasser geschöpft, so fängt es auch gleich an zu riechen; das Brot ist kaum kalt geworden, so fängt es an zu schimmeln, und das Fleisch zeigt sehr bald Spuren von Fäulniß. So kündigen hier Himmel und Erde dem Menschen den Krieg an."

Einzelne Europäer ertragen diese Landplagen mit großem Gleichmuthe. Ein gewisser Lahaye, der 1763 nach Guyana gekommen war und 1798 noch lebte, schlief eines Tages in einem Kahne, als ihn eine Schlange aufweckte, die an seinem Halse sich wärmte. Er warf sie ins Wasser und schlief wieder ein. Aber die Schlange war wiedergekommen und hatte sich um seine Beine gewickelt, ohne ihn zu stechen. Bekanntlich sind dergleichen Vorfälle auch in Ostindien gar nicht selten.

Interessant ist, was Pitou über die beiden Schreckensmänner Collot d'Herbois und Billaud Varennes erzählt. Diese Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses waren im Juli 1795 als Deportirte in Cayenne eingetroffen. Collot schlug dem Statthalter vor, Zuchthäuser für die aufrührerischen Neger zu bauen und jeden Ankömmling in denselben mit hundert Hieben zu begrüßen. Beide erkrankten bald, genasen aber. Als der Gouverneur Cointet abging und Danton's Neffe Jeannet an seine Stelle trat, mußten beide Schreckensmänner die Insel Cayenne verlassen. Er ließ sie fortschaffen, und zwar unter Bedeckung; er haßte sie persönlich, weil er sie für Mitschuldige an Danton's Tode hielt. Das Volk hatte sich am Ufer versammelt, und es klatschte und jubelte. Billaud schritt durch die Menge ruhig, mit abgemessenen Schritten und offenem Blicke. Auf seiner Hand trug er einen Papagey, den er neckte; von Zeit zu Zeit wandte er sich mit bitterm, spöttischem Lächeln zur Volksmenge, und entgegnete auf deren Verwünschungen weiter nichts als: „Armes Volk". Dann sprach er mit seinem Jakob, dem Papagey. „Ihr zertrümmert Eure Götzen, weil man es Euch befiehlt!" rief er beim Abschiede, und einigen seiner Anhänger sagte er: „Laßt Euern Muth nicht sinken. Unsere Partei wird wieder triumphiren; diese Verwünschungen werden sich in Lobeserhebungen verwandeln". Collot galt ihm für einen Feigling. Dieser hatte angefangen eine Geschichte der Revolution zu schreiben und setzte diese Arbeit auch auf der Zuckerpflanzung fort, wohin Jeannet ihn verwiesen hatte. Zuweilen stellte er Betrachtungen über sein Schicksal an. „Ich werde hart bestraft; diese Einöde ist eine Hölle." Er erwartete entweder Zurückberufung oder die Ankunft seiner Gattin. Seine Ungeduld zog ihm ein hitziges Fieber zu. Der Chirurg verordnete ihm beruhigende Mittel. Als aber einst der ihn bewachende Neger eingeschlafen war, sprang Collot im Phantasiren auf und trank, um seinen Durst zu stillen, eine Flasche starken Weins aus. Nun brannte sein Körper wie eine glühende Kohle und der Wundarzt wollte ihn nach Cayenne schaffen lassen. Aber die Neger, welche ihn dorthin tragen sollten, warfen ihn unterwegs in der stärksten Sonnenhitze auf den Boden und erklärten einigen Soldaten, sie wollten diesen Frevler gegen Gott und Menschen nicht weiter tragen. Der Wundarzt wurde geholt,

Digitized by Google

und fragte: — „Was fehlt Ihnen?“ — „Ich habe Fieber und brennenden Durst.“ — „Kein Wunder, Sie schwitzen wegen ihrer Verbrechen.“ — Collot wandte sich ab und zerfloß in Thränen, er rief Gott und die heilige Jungfrau um Hülfe an. Ein Soldat, dem er den Atheismus gepredigt hatte, fragte ihn, wie er denn diese anrufen könne. Er antwortete: „Damals betrog meine Zunge mein Herz. Mein Gott, mein Gott, kann ich noch Verzeihung hoffen? Ach, holt mir einen Tröster; wer wendet meine Augen ab von der Gluth die mich verzehrt. Mein Gott, schenke mir Frieden.“

„Seine letzten Augenblicke waren so fürchterlich, daß man ihn allein legen mußte. Während man einen Priester aufsuchte, starb er, am 7. Juni 1796, mit halb offenen Augen, verdrehten Gliedern, Blut und Schleim auswerfend. Jeannet spielte gerade Billard, als man ihm diesen Todesfall berichtete. „Man mag ihn begraben; er soll noch mehr Ehre haben als ein Hund!“ rief der Proconsul, ohne im Spiele sich stören zu lassen. Sein Begräbniß fiel auf einen Feiertag. Die Neger, welche ihn beerdigen sollten, konnten die Zeit nicht erwarten, um auf den Tanzplatz zu kommen, und scharrten ihn nur halb ein. Die Raubthiere fraßen ihn auf. Während Collot krank lag, wurde Billaud nach Sinnamary geschafft, funfzehn deutsche Meilen nordöstlich von Cayenne. Die Bewohner behandelten ihn wie ein reißendes Thier; aber 1800, als Hugues Kommandant wurde, verfuhr man gegen ihn mit großer Rücksicht und Aufmerksamkeit.“

Die meisten Neger waren gegen die Deportirten eingenommen. Folgende Schilderung, welche Pitou entwirft, ist von Interesse: „Am 25. September wachten wir gegen Mitternacht auf und bemerkten, daß Leute um unsere Wohnung schlichen. Ganz leise äußerte Einer: sie schlafen; sie lachen über Zaubereien; wir wollen doch sehen, ob sie jetzt denselben entgehen. — Sie begaben sich nun auf den Kirchhof und gruben den Deportirten Leroux aus, der vor einigen Tagen vor Gram gestorben war. Sein Leichnam verbreitete einen entsetzlichen Geruch. Wir versteckten uns hinter den Citronenbäumen, welche unsern Garten vom Kirchhofe trennten. Beim Scheine des Vollmondes sahen wir deutlich, was vorging. Die Neger rissen der Leiche die Haut vom Kopfe und von den Fußsohlen, nahmen Zähne, Nägel und Haare, und machten aus den einzelnen Stücken kleine Päckchen. Wir wollten sie umstellen und gefangen nehmen, aber sie flohen in den Wald.“

Was Pitou bis jetzt erfahren hatte, waren nur „Rosen“ gewesen; die „Dornen“ kamen erst. Er lag vom 1. Oktober bis zum 10. November bewußtlos am Faulfieber, welches um dieselbe Zeit viele Deportirte hinwegraffte. Man bekümmerte sich kaum um die Kranken, welche von den Soldaten schlecht behandelt wurden. Am Ende mußten sie betteln. „Uns blieb nichts mehr übrig als am Stocke von Haus zu Haus zu gehen, und zu Leuten die selbst Mangel litten, zu sagen: Habt Erbarmen; stillt unsern Hunger oder tödtet uns! Vier-

Digitized by Google

zehn Tage irrten sie wie Gespenster umher; nur einen einzigen Freund hatten sie, Colin, und dieser war blind und selbst arm.

Hier ei i Beispiel wie zähe der Körper einzelner Menschen ist, und was derselbe zu ertragen vermag. Saint Aubert fand Unterkommen bei einer Wittwe, die vier Stunden weit von Kourou in der Einöde wohnte. Am 23. December kam er von dort, um seine wenigen Habseligkeiten abzuholen. Der Winterregen hatte große Lachen gebildet, welche er durchwaten mußte. Durch Erkältung und Genuß von ungesunden Früchten hatte er sich eine Krankheit zugezogen. Beim alten Colin schlief er plötzlich ein, sprang aber bald nachher wie ein Besessener auf. Er geberdete sich als hätte er geschmolzenes Blei verschluckt. Der Schaum trat ihm vor den Mund, er brach Ströme geronnenen Blutes und Eiter aus, fiel dann wieder in Schlaf und lag ohne Bewußtsein zwischen Leben und Tod. Er lebte noch am andern Tage, lag mit offenen Augen da, klagte nicht, sah nichts, fühlte nichts. Aber schon roch er wie eine Leiche; Zunge und Lippen waren schwarz. Nach zwei Tagen nahm er einige Nahrung und fiel gleich darauf wieder in tiefen Schlaf. Am Weihnachtstage war er wieder bei vollem Verstande, und wußte nichts von Allem was mit ihm vorgegangen war. Am Neujahrstage 1799 machte er sich auf den Weg zu seiner Wittwe. Unterwegs verirrt er sich, verliert sein Bewußtsein, und schläft an einem Kreuzwege ein. Als er erwacht, geht er in einen dicken Wald, und befindet sich bei Nacht in einem Teiche. Vergebens ruft er um Hülfe, und um sich vor den Reptilien zu retten, klettert er auf einen Acajoubaum. Erst am andern Abend findet er zufällig einen Indianer, der ihn verpflegt und zur Wittwe Simmer bringt. Als er späterhin Pitou und Givry wieder besuchte und ihnen seine Leiden erzählte, weinten alle drei bitterlich.

Am 6. Oktober (15. Vendemaire des Jahres VII.) brachte die Corvette Bayonnaise 120 Verwiesene, oder eigentlich 113, da 7 unterwegs gestorben waren.

Wir wollen nicht weiter ins Einzelne eingehen in iese Geschichte der Deportirten zu Konanama und Sinnamary, vom August 1798 bis zum November 1799, sie nicht im Einzelnen schildern. Nur mag gesagt werden, wie sie Konanama fanden, wo jeder von ihnen zwanzig Morgen Landes zum Anbau erhalten sollte. „Hier gaben uns keine dichten Wälder Schatten. Von acht Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends wird man von der Sonne gebraten. Das Flußufer ist schlammig, die Savanne oder Ebene hat einen höckerigen Boden, Gesträuche kommen nicht gut fort. Doch sind in dem dreischneidigen Grase viele Schlangen. Elende wilde Acajous und Dornen streiten mit einander um den Vorrang. Wir fanden nicht einmal einen Brunnen.“ In diese Wüstenei hatte man 93 Deportirte geschickt; dort sollten sie sich ansiedeln. Nur ein einziger Mensch, William, hatte diese Einöde freiwillig zu seinem Wohnort erkoren. Schon nach vierzehn Tagen war die Spitalhütte mit Kranken überfüllt. Die Nägel fielen ihnen ab, Beine und Leib schwollen auf; ihre Ausdünstung

Digitized by Google

vergiftete die Luft. Als Kost erhielten sie eingesalzenes Fleisch in Seewasser gekocht. Die Aufseher unterschlugen Alles und schwelgten mit Negerinnen. Nach einem Monate waren alle Verwiesenen krank; die meisten wurden von Würmern angefressen; die Neger wollten für jeden Wurm, den sie ausdrückten, vierzig Sous bezahlt haben. Die Armen baten flehentlich um etwas Essig, um das abscheuliche Wasser trinkbar zu machen, sie wünschten statt der gesalzenen Fische ungesalzene, und verlangten in diesem zuckerreichen Lande etwas Syrup, um sich Limonade bereiten zu können. Der Aufseher Beccard erklärte das Alles für „absurde Forderungen." Jeder der ohne Erben starb wurde geplündert, und die Leiche in die Hütte geworfen. Für das Begräbniß verlangten die Neger zwölf bis achtzehn Francs, welche die übrigen zusammenbringen mußten. Im Hospital lagen einst über hundert Kranke; die Selbstmorde nahmen überhand. Oft hatten die Siechen Abends um fünf Uhr noch keinen Tropfen Wasser erhalten. Während der Abwesenheit des Oberaufsehers Prevost drangen eines Abends berauschte Neger in das Spital, warfen die unglücklichen Kranken in den Hangematten herum und plünderten sie.

Amtlichen Berichten zufolge starben in Konanama vom 11. August bis 25. November 1798 nicht weniger als 66 Deportirte; am Leben waren noch 113, davon etwa 40 todtkrank, 30 an die Hütten gefesselte Genesende; die übrigen konnten wenigstens umhergehen, wenn auch mit Mühe. Nun sollte die Kolonie verlegt werden; die sogenannten Gesunden sollten zu Lande nach Sinnamary gehen; dort fanden sie aber nur eine einzige große Hütte, in welcher sie dicht zusammengedrängt lagen; nachher wurden sie vertheilt und von zwei Offizieren aus dem Elsaß, Freytag und Morgenstern, gut behandelt.

Pitou theilt folgende Statistik der Deportirten mit: „Auf dem Schiffe Vaillante waren 16 Verwiesene; davon starben 6, entflohen 8; am Leben blieben 2.

Auf der Decade waren 193 Verwiesene; davon starben zu Konanama 36, zu Sinnamary 28, zusammen 64; blieben am Leben 129.

Auf der Bayonnaise waren 120 Verwiesene; davon starben zu Konanama 30, zu Sinnamary 17, unterwegs 9; zusammen 56; blieben am Leben 64.

Im Ganzen waren von 329 Verwiesenen gestorben 126; am Leben in Sinnamary blieben 195; entflohen 8. Dieses Sinnamary lag, gleich Konanama, am Eingange einer großen Savanne und am Ufer eines schlammigen Flusses. Das Dorf bestand aus zwölf bis funfzehn schlechten Hütten armseligster Art. Dort lebten acht Creolen; das übrige waren Neger. In Cayenne und anderen Cantons starben 63; im Ganzen entflohen 29.

Pitou's Leiden ging noch nicht zu Ende. Man schleppte ihn an Armen und Beinen gefesselt von Kourou nach Cayenne, wo er, der Todtkranke, Sümpfe austrocknen mußte. Nach dem 18. Brumaire wurden die Deportirten besser behandelt; am 24 December 1800 lief in Cayenne das Schiff ein, welches ihre Rückberufung verkündigte.

Digitized by

Der Sieger von Marengo erlöste die Deportirten; der Mann von Straßburg und Boulogne, aber der Gefangene von Ham schickt nach seinem achtzehnten Brumaire, nämlich dem 2. December 1851, seine politischen Gegner auf die trockene Guillotine. So lange sie in Cayenne sind, wird die Welt nichts Zuverlässiges über sie erfahren; Enthüllungen werden erst kommen, nachdem das Glücksrad einen Umschwung genommen hat.

Die elektromagnetische Telegraphie in den Vereinigten Staaten.

In Bezug auf dieses Verkehrsmittel sind die Vereinigten Staaten allen übrigen Ländern weit voraus. Gerade in einem so weit ausgedehnten Staatenbunde, der von einem so rührigen und geschäftsthätigen Volke bewohnt wird, trat das Bedürfniß einer möglichst schnellen Communication stärker hervor, als anderwärts. Die Amerikaner haben längst Dampfschiffe zu vielen Hunderten vom Stapel gelassen und ein Netz von Eisenbahnen zu bauen begonnen; aber die Schnelligkeit des Dampfwagens verschwindet in nichts gegen die Blitzesraschheit des elektrischen Telegraphen. Sie begriffen von vorne herein, von welch ungeheurem Nutzen derselbe ihnen für den Geschäftsbetrieb werden könne, und schon am 1. September 1849 waren nicht weniger als 11,607 englische Meilen Telegraphen in Wirksamkeit, welche sämmtlich nach dem Systeme des Professor Morse arbeiteten.

Seitdem hat die Zahl sich noch sehr bedeutend vermehrt; und das Netz elektromagnetischer Telegraphen, mit welchem Ende März 1850 das Gebiet der Vereinigten Staaten von Canadas Gränze bis zum Delta des Mississippi überzogen war, umfaßte nahezu 14,000 Meilen und verband alle wichtigen Städte der großen Union untereinander. Bis jetzt sind noch etwa 1000 Meilen mehr hinzugekommen. Man benutzt in den Vereinigten Staaten die Telegraphen stärker und mehr als in irgend einem andern Lande. Sie sind ein gewöhnliches und wohlfeiles Communicationsmittel geworden, und auch bei ihnen hat die Concurrenz verschiedener Linien und Mittheilungssysteme ungemein anregend gewirkt.

Im November des vorigen Jahres wurden den Vorstehern der verschiedenen electromagnetischen Telegraphen-Linien sechzehn Fragen vorgelegt, die von denselben in nachstehender Weise beantwortet sind.

I. Was ist die größte Entfernung, in welcher dermalen in der Union telegraphische Mittheilungen gemacht werden?

Antwort O'Reilly's. Die Entfernung, in welcher zur Stunde auf der O'Reilley'schen Linie Neuyork-Louisville Meldungen gemacht werden, ist

1100 (engl.) Meilen. Es sind dazu außer den an beiden genannten Endpunkten der Linie befindlichen Batterien noch zwei unterwegs, in Distanzen von 400 M. von einander, aufgestellte Batterien nöthig. Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß bei einem fortgeschrittenen Zustande der Telegraphie, welcher binnen Kurzem eintreten dürfte, Neuorleans und Neuyork in augenblicklichem Verkehr mit einander treten werden.*)

Es sind nun gerade zwei Jahre, daß in der Union eine 300 (engl.) Meilen lange ununterbrochene Lauflinie als etwas Außerordentliches angesehen wurde; zur Stunde aber fällt in Folge der seitdem stattgefundenen Verbesserungen, der Verkehr auf einer 1100 M. langen Linienstrecke leichter als damals auf 300 M. In unserm Bureau zu Cincinnati mußte bis noch vor Kurzem für jede Linie eine eigene Batterie gebraucht werden; jetzt dagegen verrichtet dort eine einzige Batterie von nicht größerer Stärke den Betrieb von acht verschiedenen und besonderen Linien, ohne alle sichtliche Kraftverminderung, und natürlich mit einer ungemeinen Kostenersparniß.

Antwort auf dieselbe Frage seitens des House'schen Druck-Telegraphen-bureau: Die längste Linie, die wir in Betrieb haben, ist 500 Meilen. In dieser Entfernung werden tagtäglich Meldungen gemacht und könnten es noch um 2 bis 300 Meilen weiter.

II. Wie sind die Tarife beschaffen?

Antwort O'Reilly's. Die Tarife hängen großentheils von der Konkurrenz ab, die wir mit anderen Linien zu bestehen haben. Von Neuyork bis Pittsburg ist der Tarifsatz für 10 Worte auf 400 Meilen 60 Cents; für 10 Worte bis Cincinnati, eine Strecke von 780 Meilen, aber nur 75 Cents, und in Folge der Konkurrenz, welche zwischen den fünf verschiedenen Neuyork-Cincinnati-Linien stattfindet, ergeben sich als Durchschnittssätze derselben: Für 10 Worte einer Meldung (die Adresse und Unterschrift vom Aufgeber und Empfänger werden in den telegraphischen Depeschen der Union nicht gerechnet) entfällt auf langen Distanzen von über 400 Meilen für 10 Meilen 1 Cent; auf 300 M., für 6 M. 1 Cent; auf 200 M., für 5 M. 1 Cent; auf 100 M., für 4 Meilen 1 Cent.

Antwort des House'schen Telegraphen. In der Distanz von unter 150 M. für 10 Worte 20 Cents, und 2 für jedes weitere Wort bis 20 1 Ct.; von 150 bis 300 M. 30 Cents, und 2 für jedes weitere Wort; von 300 bis 500 M. 40 Cents, und 3 Cents für jedes weitere Wort.

*) Diese Vorhersagung war vor kaum fünf Wochen geschehen und schon wird aus Neuyork vom 23. Decbr. berichtet, daß mittelst einer vom Oberaufseher einer Neuyork-Neuorleans-Linie erfundenen Vorrichtung, von ihm „Connector" genannt, beide über 2000 Meilen Luftdrathlinie von einander entlegenen Städte bereits im augenblicklichen Wechselverkehr stehen!

Digitized by Google

III. Welche Depeschenklassen sind zum Vorausgang berechtigt?

Antwort O'Reilly's. Erstlich Regierungs-, Justiz- und Polizeidepeschen; nach diesen Todesfallmeldungen mit Einschluß der Erkrankungsmeldungen, wofern in beiden Fällen die Gegenwart des oder der Empfänger erheischt wird; drittnächst kommen wichtige Zeitungsnachrichten, sind sie jedoch nicht von außerordentlichem Belange, gehen ihnen bei früherem Einlauf die Handelsnachrichten vor.

Antwort des House'schen Telegraphen. I. Regierung (taxfrei), II. Polizei, III. Todesfall, IV. Presse, alle anderen nach Maßgabe des Einlaufs.

IV. Welches ist die (abgesehen von Unfällen) durchschnittliche Zahl von Worten, welche entlang eines einzigen Drathes in der Minute expedirt werden? Wenn die nach verschiedenen Systemen betriebenen Telegraphen in der Expeditionsschnelle von einander abweichen, wie sind diese Abweichungen beschaffen?

Antwort O'Reilly's. Die Durchschnitts-Wortzahl ist beiläufig 20 bis 25 in der Minute. Es könnte wohl eine größere Zahl erzielt werden, doch wird die obige Durchschnittsschnelle für hinlänglich erachtet, da ohnehin ein geschickter Operator seine Morse'schen Charaktere schneller auf sein Register „einzahnen“ kann (ident), als die Meisten mit Feder oder Stift zu schreiben vermögen. Das Morse'sche Instrument ist das schnellste, Bain's steht in der Beziehung etwas zurück, und House's Instrument hinter beiden.

Antwort von House. 30 unabbrevirte Worte. Wird jedoch Abbreviation angewendet, dann 50 Worte in der Minute.

V. In welcher Schnelle können Depeschen, welche in telegraphischen Chiffern, wie die von Morse oder Bain geschrieben, anlangen, in gewöhnliche Schrift umgewandelt werden?

O'Reilly'sche Antwort. So schnell als Depeschen da wo es auf die höchste Eile ankommt, in der einen Endestation von einem Operator geschrieben werden, geschieht auch in der andern End- oder Abgabsstation deren Abschrift auf einen schon eigens dazu hergerichteten gedruckten Papierstreifen, worauf die Kouvertirung und Abfertigung augenblicklich erfolgt.

House'sche Antwort. Nach unserm System kann von Abschriften gar keine Rede sein, da die Streifen gleich vom Instrument gedruckt werden. Eine Probe liegt dieser Antwort bei.

VI. Wie groß ist die durchschnittliche Masse telegraphischer Expeditionen, welche in einem Tage geschehen?

O'Reilly'sche Antwort. Diese Frage kann eigentlich nur von einem Bureau zur Genüge beantwortet werden, welches wie dasjenige zu Pittsburg, den Hauptknotenpunkt bildet wo sich alle Meldungen von Neuyork, Philadelphia, Baltimore u. s. f. kreuzen. Dem letzten Bericht zufolge, welcher seitens

Digitized by Google

des Oberaufsehers der Louisville-Pittsburg-Linie über die Gebarung derselben den Aktieninhabern erstattet wurde, ist folgendes die Statistik dieses Punktes.

Zahl der in 1850 beförderten Wörter 3,602,760; Zahl der Depeschen 364,559. Die in 1850 auf das Papier des registrirenden Instruments kopirten Depeschen nehmen eine Länge von 1704¼ Meilen ein.

Fragen 7 und 8 und die darauf ertheilten Antworten betreffen Congreßdepeschen und sind ohne Belang.

IX. Welche Uebereinkunft oder Vereinbarung besteht zwischen den Blättern der Neuyorker Tagespresse hinsichtlich der telegraphischen Depeschen?

Auch betreffs dieser Frage ist weder eine O'Reilly'sche noch House'sche Antwort angegeben, dagegen im „New-York Herald" ein ganzer Artikel über die „in der nordamerikanischen Union bestehenden Verbindung zwischen der Tagespresse und den Telegraphen" mitgetheilt worden.

X. In welchem Umfange wird in der Union der Telegraph zur Handelskorrespondenz benützt? Am besten würde sich derselbe durch die Angabe der Kosten herausstellen, welche zwei oder drei der größten Handelshäuser darauf verwenden.

O'Reilly'sche Antwort: In einem äußerst großen Umfange. Er dient unter anderen zur Meldung von Geheimnissen der Markt- und Preisschwankungen. Z. B. Jemand kauft zu Neuyork Waaren, meldet dies dem oder jenem 7—800 Meilen von ihm wohnhaften Kaufmanne, dessen Bedarf und Begehr er noch vor völligen Abschluß des Geschäfts erfahren kann. Es giebt in der Wallstraße zu Neuyork Großhändler, Mäkler u. dgl., welche durchschnittlich im Tage 6 bis 10 die ganze Union durchfliegende Meldungen senden und empfangen!

House'sche Antwort: Die Quittungen von 20 großen Handelsfirmen, welche ihre telegraphischen Korrespondenzen durch uns besorgen, zeigen einen durchschnittlichen Kostenaufwand von 500 Doll. jährlich für jedes derselben.

XI. In welchem Umfange wird der Telegraph zum gesellschaftlichem Verkehr benutzt?

O'Reilly'sche Antwort: Ebenfalls in großem Umfange. Es geschieht oft, daß eine Person oder eine Gesellschaft mit einer andern 3 bis 500 Meilen weit entfernten ein Zwiegespräch zu pflegen wünscht. Es wird eine Stunde verabredet, wo sich beide in den bezüglichen Telegraphen-Bureaus einfinden und nun erfolgt die Conversation mittelst des operirenden Telegraphisten. Es sind mir Fälle vorgekommen, daß zwischen Personen, wovon eine in Pittsburg, die andere in Cincinnati wohnte, ein Verkauf und Kauf von Dampfschiffen mittelst der Drathleitung abgeschlossen worden ist. Eben so oft wird der Telegraph zum Verkehr von Abwesenden mit ihren Angehörigen benutzt. Im Anfang des laufenden Jahres 1851 wurden zwischen Astor-House allhier zu Neuyork

Digitized by Google

und dem Burnett-House in Cincinnati auf einer Drathstrecke von 750 Meilen, also der Doppellänge von ganz Irland, eine ganze Reihefolge von geselligen Conversationen gepflogen, und der Inhalt einer davon in der „Cincinnati Gazette“ veröffentlicht. *)

XII. Geben Sie die Punkte an, wo mit einander konkurrirende Linien bestehen, und erläutern Sie die Wirkungen der Konkurrenz durch Beispiele.

O'Reillys Antwort: Wo zwei scharf mit einander wetteifernde Linien in Einer Stadt sind, werden von beiden die äußersten Anstrengungen aufgeboten, einander den „Vorgang“ abzugewinnen, zumal bei Ankunft eines, wichtige politische oder Handelsnachrichten bringenden, Dampfers. Folgender Vorfall mag als Beispiel dienen: Vor einigen Monaten langte der Dampfer „Asia“ um 8 Uhr Abends bei der Quarantäne zu Neuyork an, und wurde vom Sanitätsbeamten über eine Stunde aufgehalten. Der Agent der Neuyorker vereinigten Presse, hielt, um dem Dampfer nur einige Minuten abzugewinnen, eine Schnelljolle in Bereitschaft als die „Asia“ beilegte, von deren Bord ein kleines die neuesten Nachrichten enthaltendes Portefeuille in die Jolle hinabgereicht wurde. Mittelst großer Anstrengungen erreichte sie Neuyork eine halbe Stunde vor der „Asia.“ Das Portefeuille wurde rasch geöffnet, eine stenographische Abschrift der darin enthaltenen Nachrichten uns eingehändigt und blitzschnell gings an die Arbeit.

Bei diesem Anlasse darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß die Telegraphen von der Handelswelt in noch größerem Maße benützt werden würden, wenn deren Korrektheit und Genauigkeit verbessert würde. Die Schnitzer, deren sich die telegraphischen Meldungen in so hohem Grade zum Mißfallen Aller, die sich dieses Verkehrsmittels bedienen, schuldig machen, entspringen sammt und sonders aus der Nachlässigkeit der operirenden Telegraphisten, keineswegs aber aus irgend einem Gebrechen des Instruments. Diese lästigen Uebelstände würden aber durch die Handhabung einer strengeren Disciplin und einer größeren Verantwortlichkeit der Telegraphisten leicht beseitigt

*) Es folgt nun die Mittheilung dieser Konversation sammt allen dabei ausgebrachten Wechseltoasten, woraus wir der Merkwürdigkeit halber, da die Sache in Europa bei weitem nicht so weit gediehen ist, eine Stelle ausheben wollen:

„Nachdem seitens der Operatoren der beiden Mittelstationen Philadelphia und Pittsburg, welche mittlerweile an der mit einem Gelage verbundenen Unterhaltung von Neuyork und Cincinnati theilgenommen hatten, die Weisung zu beiderseitiger Herbeischaffung von Champagner erfolgt war, geschah von Seiten Cincinnatis die Frage: „Seid Ihr in Bereitschaft? worauf von Pittsburg der Bescheid erfolgte: „Die Gläser sind gefüllt und schäumen,“ und von Philadelphia: „Eben springen die Pfröpfe,“ von Neuyork aus hieß es darauf: „Angestoßen und geleert,“ und an allen vier, Hunderte von Meilen von einander entlegenen Orten wurden nun gleichzeitig die Gläser geleert.“

Digitized by Google

werden können. Diejenige Linie, welche diese so sehr ersehnte Reform zuerst bewerkstelligte, würde sich ein sehr großes Verdienst um das Telegraphenwesen der Union erwerben.

In der That hat bereits eine Newyorker Morse'sche Linie mit der Einführung der Punktation, der Bildung von Perioden-, Paragraphen- und Fragezeichen begonnen, wodurch den Depeschen ein größerer Grad von Deutlichkeit verliehen wird.

Antwort Houses: Es findet auf nahebei allen Routen Konkurrenz statt. Der Tendenz derselben zur Herabdrückung der Preise wird andererseits durch eine Vermehrung der Geschäfte die Waage gehalten, wie z. B. zwischen Neuyork und Philadelphia, wo dermalen drei Linien mit einander konkurriren. Wahrscheinlich haben jetzt alle drei mehr zu thun, als weiland die eine, als sie noch allein da war.

XIII. Entstehen häufig Unterbrechungen durch die atmosphärische Elektricität?

O'Reilly's Antwort: Derlei Unterbrechungen ist in neuester Zeit bedeutend gesteuert worden, und man darf zuversichtlich hoffen, daß sie in Kurzem gänzlich verhütet werden dürften. Eines von den dermalen angewandten Gegenmitteln besteht in der Aufstellung eines Blitzableiters in der Nähe des Instruments. Derselbe besteht aus einer kleinen von einem Halbkreise winziger nadelgleicher Spitzen umgebenen Messingkugel. Diese Spitzen leiten den Blitz in den Boden bevor er das Instrument erreicht, so daß nur eine augenblickliche Pause erfolgt.

House's Antwort: Ein heftiges Gewitter in der unmittelbaren Nähe einer Linie verursacht Unterbrechung durch die Ueberladung der Dräthe mit Electricität, wodurch diejenige, die von unseren Batterien ausgeht, zerstört wird. Anderweitige Unterbrechungen geschehen durch Baumstürze, namentlich in den Waldungen u. s. f.

XIV. Wie viele Bruch- oder Wiederholungsstationen giebt es im Verkehr zwischen den von einander entlegensten Endstationen?

O'Reilly'sche Antwort: Wenn eine Linie wohl „isolirt" ist, kann sie 500 Meilen weit ohne eine einzige Wiederholungsstation arbeiten. So giebt es in Neuyork zwei Linien, welche die ungefähr 500 Meilen lange Strecke bis Buffalo in Einem Zuge telegraphiren. Einige in schlechtem Zustande befindliche Linien aber können nur mit Mühe 300 Meilen weit ohne Umschreibung telegraphiren.

House's Antwort: Unser System erfordert einen vollständigen, d. h. unwiederholten Meldungslauf, indem die Unterwegsstationen nur Theile der Hauptlinie, keineswegs aber Bruch- oder Wiederholungsstationen derselben bilden.

Digitized by Google

XVI. Ist es für Korrespondenten thunlich, den Gegenstand und Inhalt ihrer Depeschen den Telegraphisten geheim zu halten, und wird dies oft oder immer erreicht?

O'Reilly's Antwort: Ja, dies ist ganz thunlich und kommt auch täglich mehr in Gebrauch. Ein Achtel der zwischen Neuyork und Neuorleans beförderten Depeschen sind bereits in Chiffern. So sind mir häufig auch in deutscher und französischer Sprache abgefaßte Meldungen vorgekommen, welche den stockenglischen Telegraphisten, die jedoch derlei unverständliche Depeschen nicht leiden mögen, chinesisch waren. Während der Geschäftssaison in Neuorleans laufen ganze Massen in Chiffern geschriebene Depeschen hier in Neuyork ein, wenn eben ein Packetdampfer nach England abzufahren auf dem Punkte steht. Sie werden so versandt, und die in gleicher Chiffernsprache abgefaßten Antworten aus Europa werden dann von Halifax wieder nach Neuorleans befördert.

Die House'sche Antwort lautet ungefähr eben so.

Die Antworten der Morse'schen Betriebsdirecktionen auf die XVI Fragen lauten: Auf Frage I. Telegraphische Depeschen sind wörtlich in Einem Zuge ohne alle Umschreibung auf einer Drathstrecke von 1500 Meilen expedirt worden. Tagtäglich werden deren auf 540 Meilen langen Drathstrecken in Einem Zuge ohne alle Wiederholung befördert.

II. Die Tarife haben keinen unverbrüchlichen Berechnungsmaßstab, sondern die Säze schwanken je nach der Konkurrenz. Die Durchschnittsschätzung kann für 10 Meilen in Lokalgeschäften zu 1 Cent, und für die gleiche Strecke bei Durchwegsmeldungen (d. h. von einer Endstation einer Linie bis zur andern) zu $\frac{7}{10}$ Cents gestellt werden. Der beiliegende Tarif (woraus ein Auszug unten folgt) besagt übrigens das Nähere.

III. Berichte für die Tagespresse, Meldungen in Bezug auf Erkrankungs- und Sterbefälle, dann Polizeimeldungen sind zum Vorzug berechtigt.

IV. Wenn die Depeschen abgekürzt sind, können zweitausend Wörter in der Stunde expedirt werden; nicht abgekürzt ungefähr 10 Wörter in der Minute. Ich habe vierzig Depeschen in vierzig auf einander folgenden Minuten befördert.

V. Morse'sche und Bain'sche telegraphische Chiffern werden im Augenblicke, wo sie einlaufen, auf gewöhnliche Schrift zurückgebracht, indem ein Kopiist die ihm vom Operator nach den Papierstreifen diktirten Worte niederschreibt. Es erfordert eine gewandte und rasche Feder, Schritt mit der telegraphischen Beförderung und Ablesung von Seiten des Operators zu halten.

VI. 3000 Wörter öffentlicher Geschäftssachen, eben so viele von Berichterstattungen, und ungefähr 1000 Wörter in Bezug auf die Bahnlinie, können schon als ein stattliches Tagewerk gelten.

VII. Während der Sitzungen von Konventen, während Wahloperationen oder bei der Ankunft von transatlantischen Dampfern werden öfter 2000 bis

Digitized by Google

8000 Wörter berichtet. Bei manchen außerordentlichen Gelegenheiten wird die Zahl der Privatdepeschen beinahe verdoppelt.

VIII. Kongreßdebatten werden durchschnittlich zu 4500 Wörtern des Tages empfangen, und zu 1600 Wörtern in der Stunde befördert.

IX. Zwischen den Hauptblättern der Neuyorker Tagespresse und zwar 7 Morgenblättern einerseits, und 2 bis 3 Abendblättern anderseits, bestehen zur Stunde zwei Vereine, welche behufs der Sammlung und Beförderung der Nachrichten Korrespondenten an wichtigen fernen Plätzen unterhalten und außerdem Lokalagenten besolden, welche von den Nachrichten für jedes der bezüglichen Blätter eines der Vereine eine Kopie anfertigen.

X. Die Ausgabeberechnung der Telegraphenkorrespondenz zweier bis dreier Häuser, die wir erforderlichenfalls nennen könnten, beläuft sich für jedes auf ungefähr 1200 Doll. jährlich (Nr. XI. fehlt.)

XII. Zwischen Neuyork-Boston, Neuyork-Buffalo und der Neuyork-Philadelphia-Südbahn bestehen drei konkurrirende Telegraphie-Gesellschaftslinien, und zwar für jede Route 6 Drathleitungen. — Der Tarif der Linie Neuyork-Boston ist von 50 auf 20 Cent. für 10 Worte Privatdepeschen ermäßigt worden. Dies ist die größte durch Konkurrenz veranlaßte Reduction.

XIII. Zur Sommerzeit ereignen sich ungefähr zwei Unterbrechungen in der Woche durch die atmosphärische Electricität; manchmal jedoch wird die dadurch verursachte Unregelmäßigkeit der Strömung durch das Geschick des operirenden Telegraphisten gänzlich überwältigt Zuweilen während eines Ungewitters ist die Handhabung des Instrumentes mit Gefahr verbunden.

XIV. Zwischen Neu-Orleans und Quebec finden bei günstiger Witterung nur 4—5 Umschreibungen statt.

XV. Die Geheimhaltung des Depescheninhalts vor den Telegraphisten ist thunlich; doch obschon die Meldungen in den Fällen, wo sie nicht in vereinbarten Chiffern geschrieben sind, den Operatoren und Kopisten der Gesellschaft nothwendigerweise bekannt werden, ist es doch noch selten vorgekommen, daß sie verlautbart wären.

III. Die Bain'schen Antworten.

Auf Frage I. Die größte Strecke, auf welcher bislang Depeschen durch den Telegrapen befördert werden, ist die ungefähr 500 Meilen lange Linie Neuyork-Buffalo; die Morse- und die Bain-Drathleitungen dieser Linie befördern tagtäglich Depeschen ohne Umschreibung und ohne einen sogenannten Repetirmagnet. Verschiedene Linien haben mittelst der Anwendung von Repetirmagneten auf noch längeren Strecken ohne Umschreibung befördert.*)

*) Die Definition des Repetir-Magnets theilen wir in der Originalsprache mit: „the repeating of magnets is done by making an electro-magnet in one circuit break and close the next circuit, making the same vibrations on every magnet in the second circuit as made by the operator in the first circuit.

Digitized by Google

Mittelst der repetir-magnetischen Operation können beliebig lange Ketten von ununterbrochenen Strömungslinien (Circuits) gebildet; ja es könnte ein derlei Gürtel um den Erdkreis gezogen werden, und die Telegraphirung im letzten Glied der Linienkette wäre noch so vollkommen als im ersten. Auf diese Weise sind bereits Depeschen auf tausend Meilen lange Strecken ohne Umschreibung befördert worden.

II. Die Tarife weichen in den verschiedenen Unionsgebieten stark von einander ab, so daß es schwerer halten würde, einen Durchschnittspreis für die Meile in den Vereinigten Staaten aufzustellen. Jede Linie stellt 10 Worte als ihr Maximum für einen Preissatz auf, und so werden auf der 240 Meilen langen Linie Neuyork-Boston für die ersten 10 Worte 20 Cents, und für jedes weitere Wort 2 Cents entrichtet, während der Tarifsatz auf der 280 Meilen langen Linie Neuyork-Washington 50 und 5 Cents beträgt. Die Konkurrenz hat viel zur Ermäßigung der Preise auf jeder Linie beigetragen, welche letztere ihre Sätze sowie sie von Anbeginn bei Errichtung der ersten Telegraphenleitungen gestellt worden waren, unverbrüchlich behauptet hat. Der Tarif der 500 Meilen langen Neuyork-Buffalo-Linie ist 40 und 3 Cents.

III. Bain wie die andern.

IV. In Bezug auf Schnelle ist der Unterschied zwischen den in Gebrauch befindlichen Instrumenten (d. h. Telegraphiesystemen), wenn überhaupt irgend einer vorhanden ist, bei Annahme eines ganzen Tags als Maßstab sehr unerheblich. Das House'sche Instrument ist, nach meinem Erachten, im Stande, mehr Worte in einer Minute befördern, als irgend eines von den anderen; die Balanzirung desselben erheischt jedoch einen großen Zeitaufwand in Folge der erforderlichen Adjustirung des Instruments, da die empfangenden und entsendenden Instrumente gleichzeitig in Betrieb sein müssen. Die wahrscheinliche Durchschnittszahl der in einer Minute im gewöhnlichen Geschäftsbetrieb telegraphirten Buchstaben kann zu 75—100 angenommen werden. Die von Bain erfundene sogenannte „Schnellmethode“ ist 1000 Buchstaben in der Minute korrekt zu telegraphiren im Stande. Das Verfahren, welchem die zu telegraphirende Meldung vorher unterworfen werden muß, erheischt jedoch einen Aufwand von Zeit, während welcher dieselbe Zahl mittelst der gewöhnlichen Methode telegraphirt werden kann.

Bain auf Frage X: Von der Handelswelt der Union wird der Telegraph schon fast in gleich großem Maße benutzt als die Briefpost. Am besten läßt sich dies aus der Zahl der Depeschen entnehmen, die zwischen Städten, welche in einem schwunghaften Geschäftsverkehr mit einander stehen, in der Tageszeit zwischen 10 Uhr Vormittags und 5 Uhr Nachmittags gewechselt werden. Zum Beispiel zwischen Neuyork und Boston werden täglich 500 — 600 Depeschen ausgetauscht, wovon $^{2}/_{3}$ — $^{3}/_{4}$ auf die eben genannten 7 Tagesstunden entfallen. Ich selber kenne Handlungshäuser welche monatlich 60—80 Dollars Telegraphenporto bezahlen. Es giebt jedoch manche, welche noch mehr bezahlen.

Digitized by Google

Auf Frage XII: Auf jeder Route von irgend einem Belange giebt es jetzt in der Union konkurrirende Linien, ausgenommen von Neuyork nach Neuorleans über Charleston und Savannah. Diese Konkurrenz hat auf manchen Routen eine Verdoppelung ja Verdreifachung der Geschäfte bewirkt. In 1849 wo es zwischen Neuyork-Boston keine konkurrirende Linien gab, beförderte die damals allein arbeitende Morse-Linie täglich im Durchschnitt zwischen 200 — 300 Depeschen, während jetzt, wo es 3 Linien giebt, die Durchschnittszahl zwischen 500 — 600 beträgt. Dasselbe gilt mehr oder weniger von allen anderen Konkurrenzrouten wo in Folge der Mitbewerbung die Portosätze ermäßigt worden sind.

Antwort auf XIII und XIV. Seit der Erfindung von verschiedenen sinnreichen „Schutzwehren" (protectors), welche zur Stunde bereits gang und gäbe sind, kommen mehrstündige Unterbrechungen, die früher in der heißesten Sommerzeit durch die atmosphärische Electricität sehr häufig verursacht wurden, jetzt selten vor. Diese Schutzwehren sind derart eingerichtet, daß mehrere mit dem Erdboden in Verbindung befindliche scharfe Metallspitzen in möglichst nahe Berührung mit einer an die Dräthe befestigten Platte gebracht werden, so daß die atmosphärische Electricität, von welcher die Dräthe zu Zeiten überladen werden, in die scharfen Spitzen überspringt und von diesen in den Boden geleitet wird.

XV. Zwischen hier (Neuyork) und Neuorleans werden die Depeschen 4 bis 5 Mal umgeschrieben; zwischen hier und Halifax und hier und St. Louis 4 Mal.

XVI. Die zur Geheimhaltung des Depescheninhals dienende Chiffernschrift wird allerdings, zumal von der Handelswelt, sehr stark gebraucht, doch glaube ich daß dieselbe, wo in der Regel mit Einem Wort eine ganze Phrase ausgedrückt wird, mehr der Kostenersparniß als des Geheimhaltens wegen angewendet wird. Denn die Telegraphisten werden durch die unausgesetzte Beschäftigung mit der Lesung und Beförderung von Meldungen gewissermaßen gänzlich gleichgültig und abgestumpft in Bezug auf den Inhalt. Innerhalb eines vierjährigen Zeitraums, wo ich den Betrieb von einer oder mehrerer Linien leitete, ist mir kein Fall von Verlautbarung einer Depesche vorgekommen.

Dem Vorstehenden lassen wir folgenden Auszug aus den 531 Ortschaften enthaltenden Tarif des House'schen Druck-Telegraphen, und aus dem neuesten Tarif der Morse'schen Linien (413 Ortschaften) folgen. Der erstere expedirt bekanntlich die Depeschen gleich gedruckt, wodurch der bei Abschriften unvermeidliche Zeitverlust und die dabei häufigen Irrthümer verhütet werden.

Digitized by Google

	10 Worte Doll.	10 Worte Cents.	Jedes weitere Wort Cents.
Von Neuyork nach Albany (Neuyork)	—	30	2
" " " Baltimore (Maryland) . . .	—	50	4
" " " Boston (Massachusetts) . . .	—	20	2
" " " Buffalo (Neuyork)	—	40	4
" " " Cincinnati (Ohio)	—	—	—
" " " Detroit (Michigan)	—	—	—
" " " Halifax (Neu-Schottland) . .	1	65	10
" " " Lexington (Kentucky)	1	20	8
" " " Lowell (Massachusetts) . . .	—	45	4
" " " Marengo (Illinois)	1	30	8
" " " Milwaukie (Wiskonsin) . . .	1	30	7
" " " Mobile (Alabama)	2	7	12
" " " Montreal (Canada)	—	85	7
" " " New-Haven (Connecticut) . .	—	20	2
" " " Neuorleans (Louisiana) . . .	2	40	14
" " " Niagara Fall (Neuyork) . .	—	45	4
" " " Philadelphia (Pennsylvanien)	—	25	2
" " " Pittsburg "	—	60	4
" " " Quebeck (Canada)	1	10	9
" " " Saratoga (Neuyork)	—	55	4
" " " Savannah (Georgia) . . .	1	46	9
" " " Toronto (Canada)	—	63	5
" " " Washington	—	50	5

Auszug aus dem neuesten ermäßigten Tarif der Morse'schen, mit den West- und Canada-Linien verknüpften Neuyork-Buffalo-Linien.

	10 Worte Doll.	10 Worte Cents.	Jedes weitere Wort Cents.
Von Neuyork nach Albany (Neuyork)	—	30	2
" " " Buffalo (Neuyork)	—	40	3
" " " Cincinnati (Ohio)	—	75	5
" " " Detroit (Michigan)	—	70	4
" " " Lexington (Kentucky)	1	15	8
" " " Lowell (Ohio)	—	80	4
" " " Marengo (Illinois)	1	30	7
" " " Milwaukie (Wisconsin) . . .	1	10	5
" " " Niagara-Fall (Neuyork) . . .	—	45	3
" " " Quebeck (Canada)	1	20	9
" " " Saratoga (Neuyork)	—	55	4
" " " Toronto (Canada)	—	63	5

Digitized by Google

Die russisch-amerikanische Handelscompagnie.

Der nordwestliche Theil Amerikas war schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von russischen Seefahrern, namentlich von Behring und Tschirikoff besucht worden; sie fanden, daß der nordöstliche Landvorsprung des asiatischen Continentes nur durch einen schmalen Meeresarm von Amerika getrennt werde. Indessen schenkten die Russen der neuen Entdeckung anfangs weiter keine besondere Aufmerksamkeit; nur einzelne Abenteurer fuhren in gebrechlichen Fahrzeugen vom Peterpaulshafen in Kamtschatka, um in dem gegenüberliegenden Amerika Füchse und Ottern zu jagen, deren Pelz ihnen reichlichen Gewinn abwarf. Erst nach 1760 traten einige sibirische Kaufleute zusammen, um auf gemeinschaftliche Rechnung die Jagd und den Pelzhandel regelmäßig betreiben zu lassen. Sie legten an der Westküste einzelne Stationen an, welche alljährlich zu bestimmten Zeiten von Schiffen aus Sibirien und Kamtschatka besucht wurden. Die Pelze wurden nach Petropawlowsk oder Ochotsk und von da nach Irkutzk gebracht, von wo man sie theils nach Moskau, theils nach Kiachta schaffte. Dieses amerikanische Pelzwerk bildete und bildet noch einen wichtigen Gegenstand für den Handel Rußlands mit China.

Unter der Kaiserin Katharina wurde der Verkehr der Russen mit der amerikanischen Nordwestküste lebhafter; sie zogen aus den Entdeckungen und geographischen Ortsbestimmungen Cooks ihren Nutzen und gründeten mehrere neue Handelsposten unter der Leitung Schelikoffs. Dieser trat mit anderen sibirischen Kaufleuten in eine Gemeinschaft, um dem Handel größern Aufschwung zu geben, für welchen die Niederlassung auf Kadjack eine Hauptstation wurde. Auch am Cooksflusse legten die Russen 1787 einen Posten an; Ismailoff und Betschareff drangen in die Admiralitätsbay. Die Russen besaßen 1790 schon acht Niederlassungen an der Nordwestküste mit 252 russischen Bewohnern. Mit der eben erwähnten Handelsgesellschaft vereinigte sich unter Kaiser Paul eine andere, und beide wurden unter dem 8. Juli 1799 als russisch-amerikanische Compagnie mit großen Privilegien begabt. Diese Gesellschaft ist in ähnlicher Weise wie die Hudsonscompagnie, auch politisch Gebieterin über das gesammte russische Amerika, also vom 55. Breitengrade bis zur Behringsstraße; ihr gehören das Festland wie die Inseln, mit Einschluß der Aleuten und Kurilen. Sie gebietet völlig unumschränkt; die Oberleitung befindet sich in den Händen des Directoriums zu St. Petersburg, das im Einverständniß mit dem kaiserlichen Handelsministerium endgültige Entscheidungen ausspricht. Der Statthalter der Compagnie hat seinen Wohnsitz in Neu-Archangel (Sitka); er ordnet Alles was auf die örtlichen Angelegenheiten der einzelnen Handelsposten Bezug hat; die Aufseher dieser letzteren sind ihm untergeben. Die Compagnie wurde ausdrücklich ermächtigt, Entdeckungsreisen auszurüsten, und solche Gegen-

Digitized by Google

den Amerikas, welche nicht einem Gebiete civilisirter Völker angehören, der kaiserlichen Krone zu unterwerfen, dort die Eingeborenen mild zu behandeln und sie zum griechischen Christenthum zu bekehren. Kaiser Alexander leistete der Compagnie großen Vorschub, und unter der Leitung einsichtiger Männer gewann ihr Geschäftsbetrieb immer größere Ausdehnung. Sie befolgte ein sehr kluges Verfahren, indem sie an die einzelnen Stationen Eingeborene verschiedener Völkerschaften brachte, die mit dem Volke, in dessen Gebiet der Posten lag, keine Gemeinschaft hatten. In Kamtschatka und Sibirien warb sie damals schon wie noch heute sogenannte Promuischlenniks, welche sich auf eine bestimmte Reihe von Jahren der Compagnie zum Dienste verpflichten, entweder als Soldaten, Matrosen, Fischer, Jäger oder Handwerker.

Wie wichtig die Nordwestküste für die Compagnie wurde, ergiebt sich aus dem Umstande, daß im Jahre 1814 der Schiffslieutenant Lazareff von Sitka nach Kronstadt eine Ladung Pelzwerk im Werthe von mehr als einer Million Silberrubel zurückbrachte. Seitdem findet jährlich eine regelmäßige Verbindung zwischen Petersburg und Neu-Archangel statt. Das Privilegium der Compagnie wurde 1839 bis zum Jahre 1859 verlängert. Ihr Fort Slawinskoi Roß, welches sie 1812 an der Bodegabay in Obercalifornien, mit Erlaubniß des spanischen Statthalters gegründet, verkaufte sie 1841 für 30,000 Dollars an den bekannten Kapitän Sutter. Jene Niederlassung sollte eine Ackercolonie werden, von welcher aus sie die Stationen im hohen Norden mit Mehl und Fleisch versorgen zu können hoffte; sie gab dieselbe auf, nachdem sie für diese vertragsmäßig die nöthigen Vorräthe von der Hudsonsbaycompagnie erhielt. Ihre Niederlassungen liegen theils auf dem Festlande, theils auf den Inseln; die Anzahl der Posten belief sich 1850 auf sechsundzwanzig, doch giebt es auch sogenannte wandernde Stationen, welche von einer Insel der Aleuten und Kurilen zur anderen ziehen. Die Haupthandelsniederlage ist, wie schon bemerkt, Neu-Archangel, am Sitka- oder Norfolksunde, auf der Insel Baranoff, 57° 2′ 57″ n. Br. 135° 29′ 8″ w. L.

Ueber den ausgedehnten Handelsbetrieb der Compagnie finden wir einen Bericht für das Jahr 1849 bis 1850 in Ermans Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland, 1851, im neunten Bande. Wir heben aus demselben Folgendes hervor.

Die Einnahme betrug 717,965 Silberrubel und 65 Kopeken; die Ausgaben in den Colonien und in Rußland 593,918 R. 30 K., der Ueberschuß der Einnahme 124,047 R. 30 K. Dieser wurde verwendet zur Auszahlung einer Dividende von 15 R. auf jede Aktie; zur Einverleibung von 10 Procent desselben in das Reservekapital, und von 0,5 Procent in ein Kapital für die Armen. Der ursprüngliche Werth der Aktien betrug 150 R., sie stehen aber jetzt auf etwa 270 R.

Zur Versorgung der Colonien wurden 1849 direkt nach denselben an die Factorei auf Ajan oder nach Kamtschatka, theils zur See, theils durch Sibirien abgefertigt an russischen und englischen Manufacturwaaren, Vorräthen und

Digitized by Google

anderen Materialien für 180,122 R. 55 K.; im Jahre 1850 an russischen Waaren für 76,519 R. 59 K. Zu Anfang des letzten Jahres befanden sich in den Niederlassungen im Solde der Compagnie ein Staatsoffizier und drei Oberoffiziere der kaiserlichen Marine, ein solcher vom Bergingenieurcorps, vier Civil-, 28 kirchliche Beamte, und zusammen 697 Beamte. Die eigentliche Bevölkerung der Colonien betrug zu derselben Zeit 10,091 Köpfe beiderlei Geschlechts, nämlich: Russen 485, Kreolen 1636, Aleuten 4084, Kenaien 2078, Tschugatschen 1711, Kurilen 97. In Neu-Archangel wohnten an Russen, Aleuten und Kreolen 959 Köpfe.

Folgende Notizen sind geeignet, einen Theil der Art und Weise des Geschäftsbetriebes der Compagnie zu erläutern. Das in San Francisco gekaufte Schiff Schelechow, von 234 Tonnen, ging nach demselben californischen Hafen mit einer Ladung von Colonialprodukten und russischen Manufakturwaaren, die entweder dort oder auf den Sandwich-Inseln verkauft werden sollten. Es holte von diesen letzteren Salz und ging damit nach Neu-Archangel. Das Schiff Knjas Menschikow besuchte gleichfalls Californien und die Sandwich-Inseln. Vom 19. Juli bis 29. August ging dasselbe Fahrzeug mit dem Hauptverwalter der Colonie nach Unalaschka, den Pribylow-Inseln und Kadjack, zur Besichtigung dieser Gegenden. Die Brigg Großfürst Constantin wurde an die Hudsonsbay-Compagnie vermiethet, welche durch dieselbe Häuser und andere Lasten aus der von den Engländern aufgegebenen Stichiner Faktorei nach der Vancouver-Insel bringen ließen. Die Brigg Baikal wurde im April 1849 zu einer Kreuzfahrt bei den Inseln des Atchaer-Bezirks gegen fremde Walfischfänger ausgesandt. Die Brigg führte außerdem Vorräthe für jeden Bezirk, und ihre Mannschaft hatte in Petropawlowsk ein Compagnie-Magazin aufzuführen, welches man in Sitka vorgerichtet hatte. Die Brigg Ochotsk wurde am 28. April 1849 nach Petropawlowsk abgesandt mit einer Ladung von Waaren und Vorräthen, die auf Kamtschatka verkauft werden sollten, so wie auch mit den jährlichen Vorräthen für die Kurilischen Inseln und zur Abführung der Pelzwaaren von diesen Inseln nach dem Ajaner Hafen. Von diesem letztern fuhr sie abermals nach Kamtschatka mit Waaren und Vorräthen, welche von dort durch Sibirien weiter gingen. Die Brigg Promysel fuhr vom 20. Juni bis 8. Oktober mit den jährlichen Lebensmitteln, Waaren und Vorräthen nach den Inseln Pribylow, Unga und Unalaschka, und nach der Michail-Redute. Von dort führte sie die seit einem Jahre angesammelten Pelzwaaren nach Neu-Archangel. Der Schooner Tungus ging am 1. Mai nach Kadjak mit Vorräthen und Waaren für den dortigen Inselbezirk, und kehrte am 19. Oktober mit dem Ertrage der Kadjaker Pelzjagd zurück; ging abermals dorthin mit Erzeugungsvorräthen, und brachte nach seiner dortigen Ueberwinterung abermals Pelzwerke zurück; die Dampfer Nikolai und Baranow besorgten die Hafengeschäfte, indem sie namentlich ein- und auslaufende Schiffe bugsirten, so wie Flösse nach Neu-Archangel und nach den Sägemühlen, ferner Transportschiffe mit Bohlen und anderm bearbeiteten

Digitized by Google

Holze führten. Der Nikolai ging außerdem in die Koloschen-Straße zum Handel mit den Koloschen, und zu geognostischen Untersuchungen über die dortigen Steinkohlenschichten.

In Neuarchangel wurde am 30. Mai 1850 die neugebaute Hauptkirche zu Ehren des Archistrategen Michael durch den Bischof Innocentius eingeweiht. Außerdem wurden im Laufe des Jahres 1849 vier zweistöckige, zerlegbare Häuser gebaut, von 28 bis 32 Fuß Länge, bei 22 bis 30 Fuß Breite. Drei davon wurden zum Verkauf nach Californien geschickt, eins nach Kamtschatka. Die Knaben- und die Mädchenschule in Neuarchangel hatten 1850 jede 39 Zöglinge; das Seminar hatte 38, wovon 5 Ureingeborene. In jener Stadt starben 1849 23, geboren wurden 28; ins Krankenhaus kamen 622, davon starben 6. Ins Pawlower Spital auf Kadjak kamen 288; davon starben 8.

Die Jagd der Pelzthiere war in allen Bezirken sehr ergiebig. Von Seeottern lieferten die meisten: eine Aleutenabtheilung, welche bei Unga, bei Sanacha und den Semenowsinseln jagte; sodann eine andere von Atcha auf der Insel Atta. In Walrossen war ein Ausfall, weil diese Thiere ihre gewöhnlichen Lagerplätze nur in kleiner Zahl und zu ungünstiger Jagdzeit besuchten. Die Schonung der Füchse auf Kadjak in 1848 und der Polarfüchse auf der Komandorskie Ostrowa seit 1847 hatten sehr günstig auf deren Vermehrung gewirkt. Bei Neuarchangel wurden Kalksteinlager gefunden, so daß man jetzt Mörtel zum Bauen bereiten kann.

Als man in der oben genannten Stadt im December 1848 die Nachrichten von dem Goldreichthum Californiens erfuhr, schickte man sogleich eine Ladung Waaren dorthin ab, welche einen Reingewinn von 125,000 Rubel Papier ergab; auch wurden vom Kapitän Sutter 15,000 Dollars einkassirt. Der auf demselben Schiffe befindliche Bergingenieur Doroschin war beauftragt, in Californien versuchsweise Gold zu waschen. Es wurden ihm 4 Russen und 6 Kaljuschen (Koloschen) mitgegeben. Er grub vom 10. Februar bis 28. April 1849 am Flusse Juba, mußte dann aber seine Arbeiten einstellen, weil der Fluß zu hoch stieg. Er hatte 9700 Pud Sand verwaschen und daraus $11,_{33}$ Gold gewonnen. Von dem Gesammtertrag dieser Expedition wurden alle Kosten derselben gedeckt, für 110,000 R. Papier ein dreimastiges eichenes Schiff gekauft, und außerdem nach Neuarchangel verschiedene Gold- und Silbermünzen im Werth von 39,300 R. P. und $157,_{609}$ Pfund Waschgold gebracht. Das letztere ging 1850 nach Petersburg und wurde im dortigen Münzhofe verschmolzen zu $128,_{8463}$ Pfund reinem Gold und $16,_{1669}$ reines Silber. Die Direction hat dafür eingenommen 44,220 R. S. 54 Kopeken.

Die Handelsexpeditionen nach den Sandwichsinseln hatten ähnliche Erfolge wie in früheren Jahren. Man führte dorthin Hölzer, Holzwaaren und verschiedene russische Fabrikate, und brachte zurück Salz, Melasse, Nahrungsmittel, fertige Kleider, Zeuge und andere Waaren, die man bisher aus England verschrieben hatte. Der Bezug von Salz ist durch einen Vertrag gesichert.

Digitized by Google

Großartige Taucherversuche bei Neuyork.

Vor etwa siebenzig Jahren, während des Krieges der dreizehn Vereinigten Kolonien gegen das englische Mutterland, versank in East River, oberhalb Hellgate, die britische Fregatte Hussar. Sie führte vier und vierzig Kanonen und war ein Vorrathsschiff das eben aus England Waffen, Schießbedarf und eine beträchtliche Summe Geldes gebracht hatte. Als sie am 13. December 1780 den Long Island Sund hinaufsegelte, rannte sie im Hellgate auf den Potfelsen, steuerte dann gleich nach der Küste, welcher sie eine Meile weiter aufwärts bei Stoney Island bis auf etwa anderthalb hundert Fuß nahe gekommen war, und versank in fünf und achtzig Fuß Wasser. Officiere und Bemannung fanden kaum Zeit die Boote auszusetzen und sich zu retten; siebenzig amerikanische Gefangene, welche man in den Raum gesperrt hatte, gingen mit zu Grunde. Die Taucher haben vor einigen Monaten mehrere Gerippe mit Eisenfesseln gefunden. Der Hussar hatte, wie gesagt, eine Summe Geldes am Bord, die auf etwa zwei Millionen Dollars geschätzt wird.

Man begreift daß die Yankees den Wunsch hegten, diesen Nibelungenhort aus der nassen Tiefe hervorzuziehen. Nachdem schon vor etwa vierzig Jahren ein Bevollmächtigter der englischen Regierung vergebliche Versuche gemacht hatte, ging 1819 ein Herr Davis und 1825 Major Baird ans Werk. Auch bildete sich eine Compagnie, welche 30,000 Dollars zusammenschoß, um den Schatz zu Tage zu fördern. Alle diese Anstrengungen hatten keinen Erfolg. Zwar kannte und benutzte man die Taucherglocke, aber das Arbeiten in ihr ist eine sehr mühsame und beschwerliche Sache. Ein unter derselben eingeschlossener Mann kann im Wasser nicht viel arbeiten, und in sehr tiefem Wasser so gut wie gar nichts, weil er sich nicht frei zu bewegen vermag und nicht völlig Herr seiner Hände ist. Seit aber der verstorbene Kapitän Taylor die unterseeische Rüstung, Submarine Armour, erfunden hat, sind die Aussichten günstiger geworden. Dieser Mann arbeitete mit seinem Apparat kurze Zeit vor seinem Tode sehr eifrig an dem Wrack. Er war vorher nach England gereist und hatte sich durch Nachforschungen in den Registraturen und Archiven genaue Kunde über alle Gegenstände verschafft, welche in der Fregatte Hussar befindlich waren. Aber was seither geschah, war gleichsam nur Dilettantismus; die rechten Leute, welche die Sache mit Ernst anfassen, sind die Herren Pratt, Howe und Compagnie aus Boston. Pratt ist Taylor's Nachfolger und hat sich das Anrecht auf den Gebrauch der Rüstung erworben; er ist ein erfahrner Taucher. Vermittelst der unterseeischen Rüstung ist ein solcher im Stande sich in eine beliebige Tiefe hinabzulassen und auf dem Meeresgrunde sich mit Leichtigkeit zu bewegen.

Digitized by Google

Der Apparat ist nämlich dergestalt eingerichtet, daß eine beliebige Menge frischer Luft zuströmen und eine Person vier Stunden lang in der Tiefe bleiben kann; sie kommt dann so trocken wieder ans Tageslicht wie sie hinabsank. So haben denn Pratt und Howe in zwei Tauchercampagnen mehr geleistet als bisher in einem halben Jahrhundert geschah. Im Jahre 1850 förderten sie einen großen Theil des Wracks, Waffen, Schießbedarf und andere Sachen herauf; 1851 ging die Arbeit noch besser von Statten. Alle Verdecke sind nun entfernt, bis auf das Unterdeck, unter welchem das Geld liegt. Auch dieses Deck ist schon durchbrochen und die Taucher waren auch schon im Unterraume; es handelt sich aber jetzt darum, dieses Unterdeck gänzlich wegzuschaffen und das Wrack so weit aufzuräumen, daß eine heftige Wasserströmung die in demselben aufgehäufte Masse von Schlamm wegspült. Die Taucher können im Jahre höchstens sechs Monate lang arbeiten, nämlich vom Mai bis November, und auch nur bei Ebbe oder hoher Fluth, das heißt bei todtem Wasser, denn zu anderen Zeiten ist die Strömung so stark, daß sich nichts schaffen läßt. Wenn die Tage lang sind, können sie dreimal sich hinablassen, gegen den Herbst aber nur zweimal. Das Wrack liegt nun auf einer Stelle, wo unterhalb Hellgate zwei verschiedene Fluthen zusammenstoßen, nämlich jene welche aus dem Long Island Sund und die welche um Sandy Hook herum kommt. Die eine Strömung zieht in einer Richtung auf dem Boden, und die andere zu gleicher Zeit in einer entgegengesetzten Richtung auf der Oberfläche.

Stoney Island, in dessen Nähe der Hussar versank, war einst, wie der Name andeutet, eine Insel, aber von Manhattan nur durch einen schmalen Wasserarm getrennt, der jetzt mit Erde ausgefüllt ist. Da, wo das Wrack liegt, ankert ein Schooner, von welchem aus die Arbeiten betrieben werden. Die Unternehmer beschäftigen sieben oder acht Mann. Die submarine Rüstung ist aus Kautschuck verfertigt und zerfällt in zwei Abtheilungen; die eine besteht aus Hosen und Stiefeln, die andere aus einer Jacke. Wenn der Arbeiter beide angezogen hat, werden sie vermittelst zweier kupferner Reifen verbunden; man schiebt nämlich die Ränder beider Kleidungsstücke zwischen dieselben. Alles wird mit eingeschraubten Knöpfen zusammengefügt, und ist vollkommen luftdicht. Auch die Handgelenke sind wasserdicht umwickelt. Am Hinterkragen der Jacke ist eine Art Helm von Kupfer angebracht, welcher den Kopf vor dem Druck des Wassers schützt. In ihn mündet zugleich eine Röhre, welche frische Luft zuläßt, und er hat eine Klappe, durch welche die verdorbene Luft ausgelassen werden kann. Der Vordertheil des Helms ist mit einer starken Glasscheibe versehen, damit der Taucher seine Augen benutzen kann; aber in dem Falle um welches es sich hier handelt, erscheint diese Glasscheibe überflüssig, weil die Strömung zu stark und das Wasser zu tief ist; denn tiefer als vierzig Fuß kann man nicht gut mehrsehen. Ein Taucher in seiner unterseeischen Rüstung bietet einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Man muß ihm, wenn er in die Tiefe fährt, Gewichte von hundert Pfund Schwere anhängen, um die Wirkung der Luft,

Digitized by Google

welche man in die Rüstung einpumpt, zu neutralisiren, und das Hinablassen geht nur langsam. Ist Alles bereit, so wird in einen am Helme angebrachten Ring ein Haken eingehängt, der sich an einem Tau befindet, das über eine Winde läuft; man hißt den Taucher mit den Füßen voran, über Bord, und so fährt er hinab. An dem linken Handgelenke hat er eine dünne Leine, welche ein Mann am Bord hält und stets sorgfältig beobachtet, denn mit ihr giebt der Taucher Zeichen; in seiner rechten Hand hält er ein Seil mit einem Ringe und einer Kette, um damit Bestandtheile vom Wrack wegzuziehen, und überhaupt das fortzuschaffen, was ihm für seine Hand zu schwer ist. Die Taucher versichern, es sei ganz auffallend, wie leicht sich schwere Massen in großer Tiefe fortbewegen ließen, wenn sie einmal losgemacht seien. Die Luftröhre besteht aus Kautschuk, ist inwendig mit gesponnenem Drath ausgekleidet, damit sie nicht zusammenschrumpfe, und auswärts mit Bindfaden bewickelt. Das eine Ende steht mit der Luftpumpe in Verbindung, das andere mit dem Helme. Die hineingepumpte frische Luft schwellt die Rüstung auf. So wird zweierlei erreicht; einmal hält diese den Kautschuk am Zusammenziehen verhindernde Luft den Druck des Wassers auf den Körper des Tauchers ab; sodann ist immer die nöthige frische Luft vorhanden. Die Stärke der eingepumpten frischen Luft treibt die verdorbene Luft aus, und zwar vermöge einer Klappe; da der Druck von innen stärker ist als jener von außen, so wird das Eindringen des Wassers verhindert. Wenn der Druck des Wassers von außen aber stärker wird als die innere Luft, so schließt derselbe die Klappe. Während der Taucher arbeitet, kann man über der Stelle wo er sich befindet, die Luftblasen bemerken. Eine solche unterseeische Rüstung kostet 150 Dollars und ist in 6 Wochen abgenutzt.

Uebrigens eignet sich nicht Jedermann zum Taucher; die Kunst will gelehrt und gelernt sein, und paßt nicht für jede Leibesbeschaffenheit. Nur wenige Menschen können in einer Tiefe von mehr als vierzig Fuß ausdauern; einigen tritt schon bei einer Tiefe von fünfzehn Fuß das Blut zu Kopfe, und Personen mit schwachen Lungen können sich von einmaligem tiefen Tauchen den Tod holen. Selbst kerngesunde, starke Leute müssen sich langsam gewöhnen, bevor sie in einer beträchtlichen Tiefe sich halten können, denn der Druck des Wassers wird immer stärker.

Kurz vor Ende der Tauchercampagne sah ein Berichterstatter eine Anzahl von Planken und allerlei Takelwerk am Strande liegen, das eben an's Licht geschafft worden war. Zum Theil war das Holz angefault, theilweise aber so gesund, als wäre es eben erst ins Wasser gelassen worden, namentlich galt das von Stücken der sogenannten Lebenseiche. Man schaffte eben eine Anzahl Musketenkugeln und die Kompase herauf; Alles war trefflich erhalten. Auch Kanonenkugeln, einige Zwölf- und Sechspfünder, eine Kiste mit, natürlich eingerosteten, Bomben, Kartätschen, Pistolen, Bayonetten, ein Topf von Metall, Bratpfannen, Flaschen, irdenes Geschirr und dergleichen mehr. Die Flaschen waren noch verkorkt, doch war der Inhalt durch Eindringen des Salzwassers

Digitized by Google

verdorben. Sobald sie an die Luft kamen, flog allemal der Kork heraus. Auch eine Anzahl dreieckiger Filzhüte hat man zu Tage gefördert.

Das Beste fehlt freilich noch, der Schatz. Derselbe soll aber jedenfalls im Laufe der diesjährigen Campagne gehoben werden.

Brasseur de Bourbourgs Briefe
über die alte Geschichte
der civilisirten Urvölker von Nordamerika.

Unter dem Titel Cartas para servir de introduccion a la historia primitiva de las naciones civilizadas de la America setentrional sind zu Meriko 1851 von Brasseur de Bourbourg, Prediger der französischen Gesandtschaft in der genannten Hauptstadt, vier Briefe über die Urgeschichte der alten Culturvölker Merikos und Mittelamerikas erschienen, als Vorläufer einer „Historia primitiva de las naciones civilizadas de la America setentrional. Im verflossenen Herbst war Abbe Bourbourg auf seiner Rückreise von Meriko einige Zeit in Neuyork, wohin er, wie ein gelehrter Freund uns im December meldete, von Paris demnächst zurückkehren will, um seine amerikanischen Studien auf amerikanischem Boden fortzusetzen. „Das ist von Bedeutung, da er sich mehr wie jeder andere in die Urgeschichte hinein gearbeitet hat.“

Wir sind der Meinung, daß Herr Bourbourg für diese letztere sehr viel zu leisten im Stande sein werde, wollen hier aber rund heraus eine Ansicht aussprechen, die viele hegen, obwohl nur wenige den Muth haben, sie offen zu äußern. In die Urgeschichte Amerikas kann gar keine Klarheit kommen, so lange man von der platterdings nichtigen, völlig in der Luft schwebenden Voraussetzung ausgeht, daß die alte Cultur Asiens, Afrikas und Europas mit jener des amerikanischen Continentes auch nur das mindeste gemein habe. Man häuft nur Verwirrung auf Verwirrung, so lange man die jüdischen Geschichtsbücher, die Aegypter, Karthager, Phönicier 2c. herbeiholt, um etwas zu erläutern, das nur aus sich selbst erläutert und begriffen werden kann. Es war der Gipfel des Unverstandes, mosaische Traditionen auf Meriko, Yucatan, Cundinamarca und Cuzco zu übertragen. Wir sehen darin eine intellectuelle Barbarei, die uns nicht minder anstößig ist, als der abscheuliche Fanatismus der spanischen Mönche, welche mit Feuer und Schwert die amerikanischen Denkmäler vernichteten. Wer die uramerikanischen Verhältnisse begreifen will, muß absolut von allem Jüdischen oder gar Christlichen Umgang nehmen; zwischen Palästina und Palenque, zwischen Meriko und Memphis, zwischen Tyrus und Urmal, zwischen Moses und Quetzalcoatl ist keinerlei Art von Verbindung vorhanden, keinerlei Zusammenhang; sie haben nichts was ihnen gemeinsam wäre

Digitized by Google

außer dem allgemein Menschlichen oder Natürlichen. Die Amerikaner sind eben Autochthonen, Ureingeborene, und stammen eben so wenig aus Asien oder Europa, wie die Europäer und Asiaten aus der sogenannten Neuen Welt.

Die Schwierigkeiten in der Erklärung der alten amerikanischen Geschichte, Mythologie &c. rühren vorzüglich daher, daß die älteren Schriftsteller über Mexiko und Peru zum Theil spanische Geistliche ohne wissenschaftliche Unbefangenheit waren, welche zu Ehren ihrer religiösen Vorurtheile sich offenbare Fälschungen erlaubten, den Amerikanern biblische Vorstellungen unterschoben, und sich unfähig zeigten, vorurtheilsfrei zu beobachten oder darzustellen. In dieser Beziehung hat die Kritik noch eine große Aufgabe zu lösen, wenn sie endlich aufräumen und den Wust ungehöriger Zuthaten hinwegräumen will, welcher die wahre Gestalt des amerikanischen Alterthums oft geradezu nicht erkennen läßt. Aber die Arbeit wird schwierig sein, weil den amerikanischen Anschauungen so vielfach europäische Auffassungen untergeschoben worden sind. Indessen darf man nicht verzweifeln, daß endlich noch Licht in das Chaos falle, und daß es einst gelingen werde, über die Ruinenstädte Mittelamerikas und ihre Hieroglyphen eben so ins Klare zu kommen, wie z. B. über die Trümmer von Ninive. Die Aufmerksamkeit vieler Gelehrten wendet sich dem interessanten Gegenstande mehr und mehr zu, wissenschaftlich gebildete Reisende lenken ihre Schritte zu den geheimnißvollen Stätten, und eben jetzt wandert, wie man uns aus Neuyork schreibt, ein Graf Alexander von Medem nach Yucatan und Chiappas, um die bekannten Ruinenstädte auf's Neue zu untersuchen und die noch wenig bekannten näher zu erforschen und zu beschreiben.

Bourbourgs Briefe sind ein schätzbarer Beitrag zur alten Geschichte Amerikas. Zwar ist auch dieser Geistliche von den oben gerügten Fehlern nicht frei und parallelisirt auf eine ungehörige Weise, aber er zeigt andrerseits vielfach einen scharfen Blick und ist reich mit Kenntnissen ausgerüstet. Wir wollen uns hier aller ins Einzelne gehenden Kritik seiner Ansichten enthalten und uns damit begnügen, den wesentlichen Inhalt seiner vier Briefe mitzutheilen. Das in Mexiko gedruckte Buch, welches wir der Güte eines Freundes in Neuyork verdanken, ist in Europa wohl nur sehr wenig bekannt, und es wird daher für manche Leser von Interesse sein, den Inhalt desselben zu kennen. Wir bemerken noch, daß Bourbourg diese Briefe nach Paris an den Herzog von Valmy schrieb.

Erster Brief.

Derselbe ist datirt aus Mexiko vom 15. Oktober 1850. Bourbourg bemerkt, daß er weitschichtige Arbeiten und Untersuchungen vornehmen mußte, um zu den Ergebnissen zu gelangen, welche wir nachstehend mittheilen. „Indessen war ich glücklicher als andere Reisende, welche vor mir die Hochebene der Azteken besuchten, und die mit aller Mühe über den Ursprung und die Geschichte der Völker, welche zuerst in diese herrlichen Lande einwanderten, nur dürftige

Resultate erzielten. Mir dagegen gelang es, vermöge des geistlichen Standes und des Wohlwollens welches mir der französische Gesandte Levasseur bethätigte in Archive zu dringen, die man bisher geheim gehalten, und Schleier zu lüften, welche man seit Anbeginn der spanischen Herrschaft nicht angerührt hatte. Allerdings traf ich manchmal auf Schwierigkeiten, wenn ich Einsicht in Dokumente nehmen wollte, deren Dasein mir bekannt war, aber fast immer fand ich auch bei den Mexicanern freundliches Entgegenkommen, und den Wunsch mir bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten förderlich zu sein. Zuerst untersuchte ich das von Don Isidro Gondra gegründete Museum*) in der Stadt Mexico, und begann an den dort aufbewahrten Ueberbleibseln mehrerer verschwundener Civilisationen meine Studien. Der eben genannte Gelehrte stellte zwei Handschriften zu meiner Verfügung, welche ich während der ersten Monate meines Aufenthalts copirte. Sie schienen mir um so werthvoller, da sie manche so lange Zeit dunkel gebliebene Fragen aufklärten, die heute noch ein Räthsel für die Gelehrten und Alterthumsforscher sind. Ich meine den Ursprung und den wahren Namen der Trümmer von Palenque.

Verfasser dieser beiden Handschriften, welchen Hauptmann Dupaix in der Beschreibung seiner dritten Reise als den einzigen Mann nennt, der im Stande gewesen sei, ihm Nachweisungen über den Zweck seiner Reise zu geben, und an welchen er Empfehlungen mitbrachte, ist Don Ramon de Ordoñez y Aguiar, Canonicus in Ciudad Real de Chiappas, wo er auch geboren war. Von frühester Jugend an hatte er über die Trümmer von Palenque reden hören. Die erste seiner beiden Handschriften hat keinen Titel; sie scheint aber eine dem Bischof des Sprengels überreichte Denkschrift zu sein. Don Ramon erzählt darin den Antheil, welchen er an der Entdeckung der Ruinen hatte, und die Umstände, welche ihn bewogen sich eifrig mit den Sprachen und den Traditionen seines Landes zu beschäftigen.

Sein Oheim nämlich, Don Antonio de Solis, Pfarrer zu Tumbala**), zu dessen Kirchenbezirke Palenque gehörte, hatte etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts***) sich mit seiner Schwester, drei verheiratheten Brüdern und einigen Neffen in diesem letztgenannten Orte niedergelassen. Dort fanden sie auf ihren Wanderungen durch die Wälder, Ruinen, welche seit Jahrhunderten begraben waren, und deren Großartigkeit und Pracht sie in Erstaunen ver-

*) Das Museum der Alterthümer zu Mexiko wurde 1824 vom Pater Don Isidro Icaza und Don Isidro Gondra gegründet. Der letztere ist noch jetzt Aufseher dieser Schätze.

**) Tumbalá ist ein großes Dorf im Partido von Ciudad Real de Chiappas, dessen gleichnamiges Gebirge die Provinz Palenque von der Provinz Ococingo de los Tzendales schied.

***) Die Briefe haben einen spanischen und einen französischen Text, welche oft nicht genau mit einander übereinstimmen. So sagt der eine: vers le milieu du dernier siècle; der andere: à fines del siglo ultimo. (A.)

Digitized by Google

setzte. Die aus gebildeten Spaniern bestehende Familie beschloß weitere Nachforschungen anzustellen. Allein plötzlich starb der Pfarrer, ihre einzige Stütze an jenem Orte. Sie mußten die Pfarre verlassen und die Ruinen von Palenque wären der Vergessenheit anheimgefallen, wenn nicht einer der Neffen des Verstorbenen, Don Jose de la Fuente Coronado auf die Schule nach Ciudad Real gekommen wäre, wo er mit Ramon de Ordoñez Umgang pflog, der damals erst sieben Jahr alt war. Beide waren Verwandte, und Coronado der ältere von ihnen. Er erzählte seinem Gefährten von den wundersamen Gebäuden, die er in den Wäldern bei Palenque gesehen hatte, und so erwachte eine lebhafte Theilnahme für diese Ruinen in Ordoñez. Diese machte sich, wie er selbst schreibt, eine so hohe Vorstellung von den Wundern, von welchen sein Vetter so viel sprach, daß er nichts sehnlicher wünschte, als dieselben mit eigenen Augen zu sehen. Geldmangel hinderte ihn seinen Wunsch zu befriedigen, doch trieb er seinen Bruder und einige Beamte eifrig an, die Reise zu unternehmen, und ihm nähere Kunde über die Ruinen zu geben. Das geschah 1773. Ich, meinerseits, schreibt er, unterhielt den innigsten Verkehr mit den Indianern und ließ mir ihre Sagen und Ueberlieferungen erzählen, um vielleicht dadurch etwas über den Ursprung dieser Stadt, ihre Gründer und die Ursache ihrer Verödung zu erfahren.

Durch Ausdauer gelang es ihm etwas von dem zu erforschen, was er zu wissen wünschte, und sein Studium der Aztekas und des Tzendal, mit welchen Sprachen die meisten Idiome verwandt sind, welche man in den Provinzen Chiappas, Yucatan und Guatemala redet, war ihm dabei in nicht geringem Grade behülflich. Gegen Ende des Jahres 1784 sandte er durch seinen Bruder Joseph, der Vicar zu Chamulá *) war, einen Bericht über Alles was er in Betreff der Ruinen von Palenque erfahren hatte, an Don José de Estacheria, Gerichts-Präsidenten zu Guatemala. Dieser beauftragte einen italienischen Baumeister, Benasconi, die Lage der Ruinen zu erforschen, was denn auch 1785 der Fall war. In Folge dieser Untersuchung schickte der Präsident einen Bericht an den König von Spanien ein, welcher das Dekret vom 15. Mai 1786 erließ. Demgemäß sollte Don Antonio del Rio die Ruinen von Palenque genau erforschen. Die Expedition dieses letztern begann am 6. Mai 1787 und dauerte bis zum 24. Juni desselben Jahres. Als del Rio durch Ciudad Real kam, ließ er seinem Bekannten Ordoñez eine Abschrift seines Berichts, mit Zeichnungen, Plänen und Charten. Man glaubt, daß diese sich noch in den Händen des Sohnes von Don Ignacio Armendaris befinden; dieser war Zeichner der Expedition und einer der Testamentsvollstrecker des Don Ramon de Ordoñez.

Auf solche Weise kam der letztere in Besitz von noch mehr werthvolleren Materialien, deren er bereits eine Menge gesammelt hatte. Er schreibt in seinem

*) San Juan de Chamulá ist noch jetzt ein bedeutender Ort im Partido Ciudad Real mit mehr als 10,000 Seelen.

Digitized by Google

ersten Manuscript: „Endlich hatte ich meinen Zweck erreicht, Dank meinen dreißigjährigen Studien und der Mühe welche ich mir gegeben hatte, um die Sprache und den Sinn der Ausdrücke und Redensarten kennen zu lernen, deren sich die Indianer zur Zeit ihres Heidenthums bedienten, und die man besonders in der Geschichte findet, welche Votan schrieb über ihre Ansiedelung in den Gegenden, welche wir Amerika nennen. Diese Geschichte erhielt ich von den Indianern selbst. Ich verglich die Lage dieser Stadt, die Disposition und Architektur ihrer Gebäude, das Alterthum ihrer Hieroglyphen, die Erzeugnisse des Gebietes, mit den Ansichten, welche sich mir aus meinem eifrigen Studium ergeben hatten. Ich kam dadurch wieder auf die Ansicht derer zurück, welche zuerst über die amerikanischen Alterthümer geschrieben hatten, die man aber in Vergessenheit hatte fallen lassen, nicht sowohl wegen ihres Alters, sondern vielmehr um nicht die selbstsüchtige Eitelkeit der Eroberer zu kränken, welche dieses uralte Land eine Neue Welt nannten." *)

Die erste Frucht seiner Arbeiten war eben die erwähnte Denkschrift, welcher die vorstehenden Zeilen entlehnt sind. Er sucht in derselben durch eine große Menge gelehrter Citationen und interessanter Thatsachen zu beweisen, einmal daß Palenque mehrere Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung von einem großen amerikanischen Volke erbaut wurde; sodann daß die Gegend in welcher die Ruinen dieser Stadt liegen, das Ophir der Bibel sei (!!!). Ferner daß durch die Reisen der Phönicier (!!) sich in der palencanischen Stadt, die eine Wiege der altamerikanischen Civilisation gewesen, sich Tempel und Paläste erhoben. Ich kann die Gründe, welche Ordoñez beibringt, so weit es sich um Ophir handelt, nicht absolut gelten lassen; aber nachdem ich die Thatsachen, welche zur Unterstützung dieser Ansicht hervorgehoben werden, mit der Lage der Ruinen von Palenque verglichen habe, kann ich nicht umhin als richtig anzuerkennen, daß offenbar jene Stadt zur Zeit ihrer Blüthe der Stapelplatz für einen weit ausgedehnten Handelsverkehr gewesen sein muß; und sie könnte heute dasselbe werden, vermittelst der mannichfachen Verästungen des Tabasco und des Uzumacinta, obwohl der Boden in der Provinz Tabasco, in der Nähe von Palenque, nun höher liegt. Von der großen Lagune, von welcher als Ueberrest nur noch die Terminoslagune übrig blieb, ist jetzt noch ein Alluvialboden von ganz ungemeiner Fruchtbarkeit vorhanden.

Die zweite Arbeit des Don Ramon de Ordoñez ist bei weitem wichtiger als jene erste. Sie enthält eine vollständige Geschichte der alten Mythologie der Tzéndales, und der Gründung der vier ersten amerikanischen Städte. Doctor Paul Felix Cabrera, welchem Ordoñez während eines Aufenthalts in Guatemala einen Theil seiner Ausarbeitungen mitgetheilt hatte, mißbrauchte das

*) Diese Worte des Ordoñez deuten auf die Hartnäckigkeit mit welcher die spanische Regierung darauf bestand, Amerika als Neue Welt zu bezeichnen, und ihren Widerwillen gegen alle Denkmäler, welche auf ein hohes Alterthum hinweisen.

Digitized by Google

Vertrauen des Gelehrten, eignete sich mehrere seiner Ideen an und benutzte diese in mehreren Reden und Abhandlungen. Eine davon wurde 1822 ins Englische übersetzt und in London gedruckt. *) Aber er entstellte in demselben das Werk des Ordoñez, welches er nicht hinlänglich kannte und welchem er außerordentlich gewagte Meinungen hinzufügte. Don Ramon beklagte sich bitter über dieses Plagiat und die falschen Ideen welche Cabrera ihm untergeschoben, erhielt auch gegen denselben einen gerichtlichen Spruch der Audiencia von Guatemala, unterm 30. Juni 1794, durch welchen der Plagiarius verurtheilt wurde. Nichts desto weniger ließ Cabrera dem Talent und den Verdiensten des Don Ramon volle Gerechtigkeit angedeihen. „Dieser ist ein Mann von ungewöhnlicher Begabung, und jetzt mit der Abfassung eines Werkes beschäftigt, dessen Titel ich gesehen habe; er heißt: Geschichte des Himmels und der Erde**). Dasselbe behandelt nicht bloß die eingeborene Bevölkerung von Amerika, sondern weist auch den Ausgang derselben aus Chaldäa nach, von wo sie unmittelbar nach der Verwirrung der Sprachen abzog; sondern auch ihre mystische und moralische Theologie, ihre Mythologie und die wichtigsten Thatsachen aus ihrer Geschichte. Die umfassenden Kenntnisse dieses Mannes, sein mehr als dreißigjähriges Studium des Gegenstandes, sein gründliches Verständniß der Tzendalsprache, in welcher Votans Geschichte verfaßt wurde, die große Anzahl

---

*) *Teatro critico americano*, or solution of the grand historical problem on the population of America; by the Dr. Don Paul Felix Cabrera, London 1822. Das Museum in Mexico besitzt eine Abschrift vom spanischen Texte dieses Werkes. (— Deutsch ist dasselbe, Berlin 1832, vom General Minutoli herausgegeben worden, unter dem Titel: Beschreibung einer alten Stadt, die in Guatemala (Neuspanien), unfern Palenque entdeckt worden ist. —)

**) Der Titel ist bezeichnend und mag daher vollständig mitgetheilt werden: „Historia de la creacion del cielo y de la tierra, nach dem Systeme des amerikanischen Heidenthums. Theologie der Schlangen (de los Culebras, — als Volk genommen), abgebildet in sinnreichen Hieroglyphen, Symbolen, Emblemen und Metaphern; allgemeine Sinthfluth; Zerstreuung der Völker; wahrhaftiger Ursprung der Indianer; derselben Ausgang aus Chaldäa; ihre Wanderung nach diesen westlichen Landen; ihre Fahrt über den Ocean und den Weg welchen sie bis zu ihrer Ankunft im mexikanischen Meerbusen nahmen; Beginn ihres Reiches; Begründung und Zerstörung ihrer alten und ersten Hauptstadt, die vor kurzem entdeckt worden und bekannt ist unter dem Namen Ciudad del Palenque: abergläubischer Cultus, unter welchem die alten Palenkauer den wahren Gott verehrten, dargestellt in diesen Symbolen und Emblemen, welche auf den Altären in ihren Tempeln standen und zuletzt in abscheuliche Idole ausarteten; — Bücher vom ehrwürdigsten Alterthum, von welchen einige aus der Vergessenheit hervorgezogen, andere erst vor kurzem entdeckt worden sind; nebst Erläuterung und Erklärung aller dieser Symbole, Embleme und Metaphern, gemäß der richtigen Bedeutung der amerikanischen Ausdrucksweise (conforme al genuino sentido del phrasismo americano) von D. Ramon de Ordoñez y Aguiar, Priester zu Ciudad Real de Chiappas und wohnhaft in Goathemala.“

Digitized by Google

der von ihm gesammelten Bücher, lassen von ihm ein Werk erwarten, das in seiner Art vollkommen sein und die Welt in Erstaunen setzen wird.“

Dieses Werk des Ordoñez bestand aus zwei verschiedenen Abtheilungen, einer mythologischen und einer historischen, und umfaßte zwei starke Quartbände; aber nur das Concept des erstern ist vorhanden. Dieses Werk erläutert und commentirt eine bis auf den heutigen Tag so gut wie völlig unbekannte Theogonie, (denn man weiß und kennt nicht viel mehr als einige Namen, die in Torquemadas Monarquia indiana vorkommen, in des Juarros Geschichte von Guatemala und Cogolludo's Geschichte von Yucatan), — nämlich jene der alten Chanes und Tzendales, und im Allgemeinen jene sämmtlicher Völker von Chiappas, Yucatan und Mittelamerika. Der Pater Ximenez, dessen Werke unglücklicher Weise niemals erschienen sind, *) war ein gründlicher Kenner der Sprachen, welche man in jenen Ländern redet; er war auch der erste welcher diese Theogonie aus dem Tzendal übersetzte, Erläuterungen und etymologische Anmerkungen hinzufügte, auch mehrere andere Dokumente über die alte Geschichte der Quichés, **) Tzendales 2c. beigab. Das Ganze stellte er zusammen unter dem Titel Libro de Gentilidad. Auf dieses gestützt schrieb er dann sein

*) Pater Francisco Ximenez, Provinzial des Dominikanerordens in der Provinz Guatemala und Chiappas, verfaßte eine Geschichte des Alterthums jener Gegenden. Sie ist in der Handschrift und unbekannt geblieben. Ordoñez citirt sie in seinem Werke öfters, und ich habe in dem Concepte den Titel gefunden. Derselbe lautet: Titulo del libro de la Gentilidad. Historia de la Provincia de San Vincente de Chiappas y Goathemala. Orden de predicadores: compuesta por el R. P. provincial general Fr. Francisco Ximenez. No dice el año. No concluyó la obra. Está escrita en cuatro tomos en folio. Dieselben Bruchstücke aus den Concepten des Ordoñez enthalten auch die Nachricht, daß dieser Pater Ximenez ein Worterbuch der Quiché-, Tzendal-, Tzotil- und anderer Sprachen zusammengetragen hatte.

**) Quiché. Ordoñez mag selbst die Bedeutung dieses Wortes erklären: Er bemerkt im Anfang seines großen Commentars über die tzendalische Theogonie: „Unter alten Historias del Kiché verstanden die Indianer jene, welche sie von den Palenkanern erbten. Aber obwohl wir heutzutage unter dem Namen Kiché nur ein einziges Volk, oder wenn man lieber will nur eine einzige Provinz kennen, so geht doch aus dieser Geschichte mit Gewißheit hervor, daß in der Sprache selbst, welche diesen Namen trägt, das uranfängliche Reich der Schlangen (— el primitivo imperio de los Culebras; Culebra ist die genaue Uebersetzung des Tzendalwortes Chánil; hebräisch Hivin; und Culua oder besser Cohuatl im Mexikanischen) unter dem Namen Kiché bekannt war, bis zu jener Zeit, wo diese von den Karthagern (!!!) unterjocht worden waren. (Mit diesen letztern Namen bezeichnet Ordoñez die fremden Stämme, die „Väter“, von welchen die Tolteken und Mexikaner abstammten, welche Sahagun von Osten her über Panuco nach Amerika kommen läßt). Er nahm allmahlig im Wechsel der Zeiten die verschiedenen Namen an, unter welchen er späterhin im mexikanischen Reiche bekannt war. — Ein Franciskaner, Pater Florez, schrieb eine Arte de la *lengua kakchiquel*, y parallelo de las cuatro lenguas metropolitanas que hoy integran en el reino de Goathemala, escribé *Kiché*; aber unser Uebersetzer, Pater Ximenez, spricht nicht *Kiché*, son-

Digitized by Google

großes Geschichtswerk, von welchem ich in dem Concepte des Ordoñez einige Bruchstücke gefunden habe. Aber auch diese Geschichte ist so wenig in die Oeffentlichkeit gelangt wie viele andere Werke, deren er erwähnt. Sie wurden von den Vicekönigen, Generalkapitänen oder durch den Rath von Indien unterdrückt, auch wohl durch die Furcht oder Besorgniß der geistlichen Oberen, wie das namentlich mit dem Werke Sahagun's der Fall gewesen. *)

Wenn man diese Kosmogonie, welche Ordoñez in seinem ersten Bande vollständig mittheilt, durchliest, so überzeugt man sich, daß sie nicht der ersten Epoche der amerikanischen Religion und Civilisation angehört, sondern der zweiten oder dritten, und daß sie von den Priestern des damals bestehenden Cultus zusammengeschmiedet wurde aus den Trümmern eines weniger götzendienerischen Cultus und der Geschichte der Heroen, Priester oder Könige, welche einer frühern Zeit angehören. Sie kennt ein höchstes, allmächtiges Wesen, das Himmel und Erde schuf; dasselbe hieß Huracan oder das Herz des Himmels (Corazon del Cielo); sie kennt ferner Götter und Geister niederer Art; davon erscheinen jene anfangs nur als Personificationen der vorzüglichsten göttlichen Attribute; sie kennt die Existenz zweier Principien, eines guten und eines bösen; diese werden personificirt unter dem Namen Hunapu (tirador de Cerbatana) und Ucub-Caquix (Guacamaya siete veces color de fuego) d. h. der siebenmal feuerfarbene Altar; beide leben ununterbrochen in Streit und Kampf, wie Ormudz und Ahriman der Perser. Man findet endlich eine Anzahl Mithriakengebräuche, magische Formeln und Combinationen, deren Kenntniß ehemals in den obengenannten Ländern in großer Ehre gestanden zu haben scheint. Es gab auch Mysterien, welche den alten Einweihungen der Mager in Chaldäa, den Mysterien der Isis und den eleusinischen Geheimnissen analog waren. Die ersten Seiten dieser Theogonie geben einen neuen Beweis für die Wahrhaftigkeit der mosaischen Bücher, und selbst die Eigenthümlichkeit

dern *Quiché*, was mir auch mehr der indianischen Wurzel zu entsprechen scheint, nämlich *Quitz-té*, d. h. viele Bäume, oder *Utz-té*, was in der Ursprache besagen will: Berg der Bäume. Diese Namen gaben die Schlangen (Chanes oder Culhuaques) dem primitiven palenkanischen Reiche. Diese Wörter waren die Metapher und zugleich der hieroglyphische oder symbolische Buchstabe, vermittelst dessen die unzähligen Nationen bezeichnet werden, welche dem alten Reiche von Culhuacan (der Stadt oder dem Aufenthalt der Schlangen) unterworfen waren und welche sie so unter dem Bilde vieler Bäume darstellten. So alt ist in der Welt der Gebrauch, metaphorisch durch einen Baum die genealogische Nachfolge und die Familie darzustellen.

*) Das Werk des Paters Francisco de Sahagun: Historia de las cosas de Nueva España, gab den Oberen des Ordens Anstoß und blieb im Staube der Archive verborgen, bis Don Carlos Maria de Bustamante es zu Mexiko 1829 und 1830 herausgab. Lord Kingsborough hat in seinem großen Werke über Mexiko eine englische Uebersetzung desselben mitgetheilt. Prescott hat in seiner Geschichte der Eroberung von Mexiko dem tüchtigen Sahagun Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Digitized by Google

gewisser Umstände, so daß z. B. in Darstellung der Sinthfluth Noah fehlt, haben mich mehr als alles Andere überzeugt, daß diese Geschichte nicht in den ersten Zeiten der Eroberung von den Mönchen geschmiedet sein kann. Alle diese verschiedenen Dogmen und Gebräuche sind ausführlich beschrieben; auch findet sich eine Menge interessanter Angaben, die sich auf besondere Gebräuche und östliche Sitten beziehen. Diese Angaben finden übrigens ihre Bestätigung durch verschiedene andere Dokumente, welche mit der Handschrift des Ordoñez nichts zu schaffen haben, und von denen später die Rede sein wird.

Auf die sehr ausführliche Kosmogonie folgt ein von Ordoñez geschriebener weitläufiger und sehr gelehrter Commentar, in welchem dieser fleißige Geschichtschreiber umfassende Kunde der kirchlichen und weltlichen Wissenschaften bethätigt, besonders aber in der Linguistik Mexicos und Central-Amerikas. Dieser Commentar giebt eine Menge Etymologien aus dem Tzendal, Maya, Tzozil, Quiché, Azteka u. s. w.; er ist gleich den meisten von Spaniern geschriebenen Werken durchspickt mit Citaten aus der Bibel, den Kirchenvätern und den alten Klassikern.

Der zweite Band des Werkes umfaßte die Geschichte der Vorfahren Votans, die von Ham abstammen (!!) in der hebreo-phönicischen Linie. Er schildert ihre Wanderung aus dem Osten nach dem Westen, die Reise der Chanes*) mit ihrem ersten Gesetzgeber über den Fluß Uzumacinta und seine Nebenströme bis in die Ebene von Palenque, die Gründung der großen Monarchie der Quichés und der Erbauung der Hauptstadt Nachan**), so wie jene dreier anderer großen Städte, nämlich Mayapan, Tulha und Chiquimula***). Von

*) Die Chanes, Cocomes oder Culhuaques, so genannt in den verschiedenen Idiomen, in welche dieser Name übersetzt worden ist, waren für Chiappas und die zuerst civilisirten Länder etwa dasselbe, was für Peru die Incas. Die Geschichte dieses Stammes, deren Patriarch Votan war, wird nachher entwickelt. Es giebt noch heute einen Chanesstamm in den Gebirgen der Lacandones.

**) Na-Chan oder Stadt der Schlangen (Culebras) Chanes oder Culhuaques, im Mexikanischen Culhuacan genannt, war der Name der Hauptstadt der Chanes und des Reiches der Quiches, deren Ruinen gegenwärtig unter dem Namen Palenque bekannt sind. Juarros irrte nicht als er den Namen Culhuacan auf Palenque übertrug, was auch Waldeck dagegen sagen mag.

***) Maayhapan oder Mayapan, die alte Hauptstadt von Yucatan, heißt so von Ma Ay Ha, Land ohne Wasser, non adest aqua. Diesen Namen gab ihm Zamna. Yucatan ist allerdings wasserarm. Fügt man zu Maya noch pan hinzu, d. h. Stadt, so hat man Mayapan. — Tulha bedeutet Wasser der Kaninchen (Agua de Conejos), welche allerdings am Flusse Tulha, jetzt Tulija, sehr häufig sind. Am Ufer desselben sind noch die Trümmer dieser Stadt, bei Ocoingo, dem Hauptorte der Provinz Tzendales; es ist ein ansehnlicher Flecken im Staate Chiappas. — Chiquimulhá, oder besser Chiquin Muc Há nach der Etymologie des Ordoñez, bedeutet Fuente del tumulo de Chiquin, Springquell am Grabmal Chiquins. Dieser war ein Fürst im Lande der Quiches, und kommt in der Liste der von Nuñez de la Vega aufgezählten Könige vor. Es ist wahrscheinlich daß er bei seinem Sterben der Stadt jenen Namen gab. Sie liegt noch jetzt in der gleichnamigen Provinz, im Nordosten der Republik Guatemala, in den Gebirgen des Golfo Dulce.

Digitized by Google

diesem Bande konnte ich mir nur das Concept einiger weniger Seiten verschaffen; das Uebrige ist verloren. Aber mit Hülfe dieses Conceptes und der Angaben welche der erste Band enthält und durch Vergleichung mit dem Inhalt der ersten Denkschrift des Ordoñez, den Angaben in der Einleitung zu den Diöcesanverfassungen des Nuñez de la Vega, der gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts Bischof von Chiappas war; — sodann durch Vergleichung mit den Traditionen, welche sich bei Sahagun und Torquemada, Juarros, Cogolludo und Lizana finden, ist es mir gelungen, diese Geschichte, deren Verlust ganz unersetzlich wäre, wieder herzustellen*). Ordoñez hatte seinem Werke die

*) Don Francisco Nuñez de la Vega wurde in Neu-Granada geboren, wurde Dominikaner und Calificador des heiligen Officiums, nachher Procurator seiner Provinz und jener von Santa Cruz auf der Insel Domingo; ging nach Spanien, wurde 1683 zum Bischof von Chiappas und Soconusco vorgeschlagen und kam gleich nachdem er gewählt worden war, nach Amerika zurück. Er war ein ausgezeichneter Mann, aber man kennt weder sein Geburts- noch sein Sterbejahr. Unter seinen Werken ist das bedeutendste Constituciones diocesanas del obispado de Chiappas. Es ist dem Papst Clemens XI. gewidmet, zu Rom 1702 gedruckt und zerfällt in eine Einleitung und zwei Theile. In historischer Beziehung ist nur die Einleitung von Interesse; sie enthält Notizen, welche der Verfasser aus alten Büchern der Tzendales und anderer Völker seines Kirchensprengels gezogen hat. Es scheint daß er diese Bücher und Sammlungen (er war der indianischen Sprache vollkommen mächtig) in den Archiven des Bisthums Ciudad Real deponirte. Er veröffentlichte davon nur Einiges zum Gebrauch der Pfarrer seiner Diöcese. Nachdem er kurz die wichtigsten Thatsachen aus der Geschichte Votans und einiger Nachfolger desselben erzählt hat, bemerkt er in dem folgenden Paragraphen: „Und damit die Pfarrer nicht das Andenken an die Heiden verlieren, und gegen sie und ihren Aberglauben predigen zu können, geben wir ihnen hier dieselben der Reihe nach wie sie aufgeführt stehen in ihren Jahrzeitbüchern (Calendarios) gemäß den zwanzig auf einander folgenden Generationen, zu welchen diese Fürsten gehören. — Und obgleich eine Menge (Muchisimas) anderer Nachrichten und Dinge des frühern Heidenthums vorhanden sind, in anderen Schriftwerken und geschichtlichen Sammlungen, so reden wir doch von ihnen in diesem Abriß nicht, damit man nicht Gelegenheit aus dieser Kenntniß nehme, sich in dem Aberglauben der Abgötterei noch mehr zu befestigen. Und wenn wir überhaupt diese Abschweifung uns erlaubt haben, so ist es geschehen, damit das Volk den Ursprung seiner Götzenbilder und das Wesen der alten Irrlehre, welche seine Vorfahren es lehrten, einsehe. Es geschieht ferner damit die Pfarrer nicht schläfrig werden, sondern im Gegentheil ihre ganze Wachsamkeit aufbieten, um die Irrthümer auszurotten. Denn sie sollen wissen daß nicht nur in diesem Sprengel sondern in ganz Neuspanien und bis nach Mexico hin, man die Kunst das Nagual zu geben in den Sammlungen und Calendarien der verschiedenen Sprachen findet.“ Der erste Theil des Werkes selbst enthält eine Art Ritual, der zweite Hirtenbriefe. Der elfte dieser letzteren enthält eine Ermahnung an die früheren Götzendiener ihrem Aberglauben gründlich abzusagen, namentlich dem Nagualismus. Er beschreibt die seltsamen Gebräuche der Nagualisten, giebt ausführliche Einzelheiten über diese merkwürdige Sekte, die auch heutigen Tages noch ebensowohl im Schwange geht wie zu Vegas Zeiten. In den Anmerkungen zum dritten Briefe, wird weiter von ihnen die Rede sein. Vegas Werk ist jetzt sehr selten geworden.

Digitized by Google

letzte Zeile gegeben, und es am Ende des vorigen oder zu Anfang des letzten Jahrhunderts nach Spanien geschickt, wo es gedruckt werden sollte. Man darf nämlich annehmen, daß es dasselbe ist, von welchem Bustamante in einer Anmerkung zu dem Supplemente redete, welches er dem dritten Buche Sahaguns anhängte. Er sagt nämlich daß jenes den Ursprung von Palenque behandelnde Werk, das in Guatemala geschrieben worden sei, sich 1803 in den Händen eines Herrn Gil Lemos zu Madrid befand, der es drucken lassen sollte. Aber der Rath von Indien fand den Inhalt bedenklich, und er hielt es für angemessen, das Buch gleich so vielen anderen über Amerika zu unterdrücken. Don Ramon de Ordoñez lebte noch manches Jahr lang; er starb erst vor etwa zehn Jahren in Ciudad Real als Kanonikus an der dortigen Kathedrale. Er erlebte die Freude nicht, sein Werk gedruckt zu sehen.

Zweiter Brief.

Unter den seltenen Handschriften welche ich in der Stadt Mexico fand, hebe ich ganz besonders eine hervor, ein anonymes Manuscript in der Bibliothek des Nationalcollegiums von San Gregorio *), welches der Rector dieser Anstalt, Dr. J. M. Diaz de Sollano auf die willfährigste Weise mir zur Verfügung stellte. Es ist in mexicanischer Sprache geschrieben: die erste Seite fehlte, aber aus dem folgenden Texte ergiebt sich glücklicherweise, daß das Abhandengekommene von geringem Belang war. Die drei und vierzig Blätter in klein Quarto, woraus die Handschrift besteht, sind sehr fein und eng geschrieben; nur dadurch wurde es möglich, auf so geringem Raum ein sehr beträchtliches Material zusammenzudrängen. Sie zerfällt in drei Abtheilungen, von welchen namentlich die erstere von großer Wichtigkeit erscheint. Sie enthält nämlich die Geschichte des Chichimeken-Volkes, und der Völker welche nach demselben sich im südlichen Theile der gegenwärtigen Republik Mexico niederließen. Die zweite enthält eine kleine Abhandlung in spanischer Sprache über die abergläubischen Meinungen und alten Gebräuche in Mexico. Sie scheint von einer andern Hand geschrieben zu sein, ist aber wohl gleichzeitig mit der ersteren verfaßt worden, und ist zwischen dieser und der dritten von Leuten eingeschaltet worden, welche weder ihren Sinn noch ihre Bedeutung begriffen. Die dritte ist, gleich der ersten, in mexicanischer Sprache geschrieben, und behandelt kurz die Geschichte der wichtigsten Revolutionen der Monarchie der Chichimeken und jene, welche dem Reiche der Tolteken ein Ende machte. Durch den Schleier der Allegorie und astronomische Symbole werden oft die Personen (heroes) dieser Geschichte verhüllt, aber so leicht und durchsichtig, daß man ohne große Mühe das Richtige herausfindet.

*) Die berühmte Bibliothek der Jesuiten zu Mexico, bekannt unter dem Namen der Bibliothek von St. Paul und St. Peter, kannte auch Alexander von Humboldt. Er bemerkt, daß sie sehr viele und werthvolle Werke enthält; sie ist jetzt mit jener des Gregorio-Collegiums vereinigt worden.

Digitized by Google

Auf den ersten Blick erkannte ich die Wichtigkeit dieser Handschrift, und theilte sie daher dem gelehrten Professor der aztekischen Sprache, Herrn Galicia Chimalpópoca mit. Wir gingen sogleich an die Uebersetzung. Er versicherte mich, daß der Styl ganz ausgezeichnet correct und rein sei; nur vermißte er eine regelmäßige Betonung oder Punktirung, woraus ihm anfänglich einige Schwierigkeiten entstanden. Da das Manuscript keinen Titel oder Namen hatte, so nannte ich es den Codex Chimalpópoca *). Der gelehrte Professor stammt, beiläufig bemerkt, von alten einheimischen Fürsten ab.

Dieser Codex ist aus dem Jahre 1558, also etwa sieben und zwanzig Jahre jünger als die Einnahme der Stadt Mexico durch die Spanier **). Der ungenannte Verfasser giebt zu verstehen, daß er lediglich eine getreue Copie der hieroglyphischen Berichte liefert, die er vor Augen hatte ***). Er bemerkt in der dritten Abtheilung sie seyen „die Geschichte aller Dinge, welche sich vor alten Zeiten begaben; jene der Vertheilung der Erde, welche ein Eigenthum Aller sei †), ihres Anfangs und ihrer Begründung, wie der Art und Weise,

---

*) Dieses Manuscript scheint im Besitze des Don Fernando de Alva Ixtlilxuchitl gewesen zu sein. Darauf deutet wenigstens ein den ersten Blättern beigefügtes genealogisches Concept. Es bleibt auffallend daß dieser Geschichtschreiber dasselbe nicht ins Spanische übersetzte und seinen Relaciones beigab. Ixtlilxuchitl vermied es sorgsam, etwas bekannt zu machen, was die Würde oder das Ansehen seiner Familie irgendwie verkleinern zu können schien. Er rechnete auf die Unkunde der Spanier und stellte den Stamm der Acolhuaques von Tetzcoco als den ältesten auf der aztekischen Hochebene hin, in welchem sich auch das Blut der alten chichimekischen Monarchen unvermischt erhalten habe. Es scheint aber im Gegentheil, daß diese Fürsten gewöhnlich den Sitz ihres Reiches in den Städten Techichco und Quauhtitlan hatten, und daß die Größe der Könige von Tetzcoco aus derselben Zeit datirt, wie jene der Herren von Azcapotzalco und Tenochtitlan, welche die den Chichimecas-Imperatoren abgenommene Beute unter sich theilten.

**) Nach Ixtlilxuchitl wurde die Stadt Mexico am 18. August 1521, am Tage des heiligen Märtyrers Hippolyt eingenommen. Dieser ist auch jetzt noch der Schutzheilige der Stadt.

***) Die meisten Documente welche Sahagun, Gomara, Torquemada und Ixtlilxuchitl beim Abfassen ihrer Werke benutzten, waren bekanntlich ins Mexicanische übersetzte Abschriften der hieroglyphischen Gemälde, die man so zu sagen nur aus einer Form in die andere übertrug.

†) Dieser Ausdruck hat etwas Communistisches, er ist aber sehr alt, und bezeichnet genau etwas, das lange Zeit unter der Quichemonarchie und den folgenden Dynastien in den Gegenden, welche ihnen unmittelbar untergeben waren, existirte. Alle hatten bei diesen alten Völkern Anrecht auf Grundbesitz, etwa wie bei den Israeliten; ein verschuldeter Eigenthümer konnte nur auf eine gewisse Zeit seines Grundbesitzes beraubt werden. Bourbourg will in seinem Geschichtswerke diesen Gegenstand ausführlich behandeln.

in welcher die Sonne sie theilte *), vor sechsmal vierhundert Jahren, dazu weitere hundert Jahre und noch dreizehn, heute, am 22. Mai des Jahres 1558«, das heißt 955 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung.

Dieses so genau und klar hingestellte Datum wirft ein helles Licht auf die alte Geschichte Nordamerikas. Außerdem wird aber auch die Entdeckung dieser ungemein schätzbaren Handschrift besonders noch dadurch von der größten Erheblichkeit, daß jene Angabe vollkommen mit den Daten übereinstimmt, welche Ordoñez über den Anbeginn des Reiches der Quiches giebt, hier ist die Concordanz dieses erstern Datums mit jenen in der ersten Abtheilung des Codex Chimalpópoca. Die letzte Zeitangabe in demselben bezieht sich auf die Ankunft der Spanier im Jahre 1519.

In der ersten Abtheilung stellt der Annalist den Zeitpunkt der Ankunft der Chichimeken fest, welche aus den sieben Höhlen **) hervorgingen; die Zeit, in welcher die Hauptstadt der Culhuaques gegründet wurde, sodann jene der Erbauung der großen Stadt Tulhá, die er auch Macuexhuacan, oder die Stadt der Edelsteine nennt. ***) Nachher bestimmt er die Zeit, in welcher die wilden Stämme unterworfen wurden, welche er als jagende Chichimeken bezeichnet (Chichimecas Cazadores); und zwar wurden sie bezwungen durch Fürsten welche die Gesittung in die (jene) amerikanischen Gegenden gebracht hatten. In jener ersten geschichtlichen Periode ist noch kein chronologisches Verzeichniß von Jahr zu Jahr vorhanden; es werden nur Epochen von einer bestimmten Anzahl von Jahren aufgezählt. Diese aber stimmen vollkommen überein

*) Sonne, im Mexicanischen Tonatiuh, im Tzendal Kinehahau, war der Titel der obersten Monarchen von Quiche, oder der Chichimecas, wie jener der Phre (Pharaonen) in Aegypten. Es kann nicht überraschen, daß der unbekannte Verfasser der Handschrift ihn dem beilegt, welcher die Länder Amerikas vertheilte. Wir wissen daß Votan als erster Gesetzgeber diese Theilung organisirte, und zwar, wie er selbst sagt, „auf ausdrücklichen Befehl des Himmels«. Er war der erste Monarch der Quiches. Ordoñez hatte, nach Ueberlieferungen der Tzendales, die Gründung von Palenque und des Reiches der Chichimecas etwa in das Jahr 1000 vor Christi Geburt verlegt. Das Zusammentreffen der alten Chronologie der Tzendales mit jener der Mexicaner, von welchem Ordoñez sicherlich keine Kunde hatte, ist von Erheblichkeit für die amerikanische Geschichte, deren erste Epochen auf diese Weise so gut wie unwiderruflich festgestellt werden.

**) Chicomoztok oder die sieben Höhlen. Sahagun schreibt: „Was den Ursprung dieses Volkes betrifft, so sagt der Bericht, welchen die Bregeves geben, daß sie über das Meer her gekommen seien. Gewiß ist daß sie in Schiffen anlangten obwohl man nicht weiß, auf welche Weise dieselben verfertigt waren. Nach der von den Indianern bewahrten Tradition könnte man schließen, daß die sieben Höhlen aus welchen sie hervorgingen, nichts anders sind als die sieben Schiffe oder Galeeren, in welchen die ersten Besiedler dieser Gegend kamen.

***) Es wird sich später ergeben, daß diese Gegend in der That ein Land der Edelsteine ist und daß es diese Benennung mit vollem Rechte führt.

Digitized by Google

mit den chronologischen Tabellen Siguenza's,*) welchen Boturini, in einem großen Theile seiner Berechnungen, gefolgt ist. Dann erst, wenn der Verfasser auf die Gründung des zweiten Reichs der Chichimecas kommt, und auf das zweite Reich der Tolteken, folgen die Jahre regelmäßig auf einander, nämlich von dem Jahre 1, Tecptatl (Stein, pedernal, Silex,) welches dem Jahre 700 der christlichen Zeitrechnung entspricht.

Die Handschrift sagt: „Damals wurde Mixcohuamazatzin**) mächtig und gründete das Reich der Tolteken." Um sich im Besitze der Macht zu befestigen, verfolgte er die zerstreuten Reste der Chichimecas und Olmecas, und zwang ihr Oberhaupt Xiuhuetzin eine Zuflucht in den Gebirgen des Thales von Tenochtitlan zu suchen. Nach Xiuetzin vereinigte ein Mann, von dem Niemand wußte von wannen er gekommen war, Namens Huactli, auf Antrieb eines Orakels, die Reste der im Süden zersprengten Quiche-Chichimecas, stellte sich mit ihnen an die Spitze mehrerer halbwilden Gebirgs-Chichimecasstämme und gründete ein neues Chichimekenreich, das nach Verlauf einiger Jahre einen Theil der Südprovinzen umfaßte, welche späterhin der Herrschaft Moctezumas unterworfen waren. So entstanden zu gleicher Zeit zwei neue Reiche, nämlich jenes der Chichimecas im Süden, das Quauhtitlan hieß,***) und

*) Don Carlos de Siguenza y Gongora entwarf die erste chronologische Tabelle. Sie wurde von Boturini benutzt und von Don Antonio de Leon y Gama berichtigt. Sie steht in Bustamantes Ausgabe der Geschichte Gomaras.

**) Ixtlilxuchitl giebt diesen Namen dem ersten Könige von Tulla nicht; aber die Berichte dieses Schriftstellers enthalten oftmals Widersprechendes und Fabelhaftes, so daß man sich nicht völlig auf sie verlassen kann. Er hat offenbar manche Berichte, welche ihm vorlagen, verfälscht, um seine Geschichte der Chichimecas zu schreiben, und seine Familie als die erlauchteste in ganz Neuspanien darzustellen.

***) Das zweite Reich der Chichimecas führte den Namen Quauhtitlan noch ehe die gleichnamige Stadt vorhanden war. Dieses Wort bedeutet in der mexicanischen Sprache dasselbe was Kiche in jener der Tzendales, nämlich Berg der Bäume (Monte de Arboles). Die Stadt wurde lange nach der Gründung des Reiches erbaut, und wurde erst beim Verfall und Sinken dieses letztern zur Hauptstadt erhoben. Sie lag vier Wegstunden südlich von Mexico. Zum erstenmal wurde sie von Tezozomoc, dem Tecpaneca von Azcapotzalco, erobert, welcher der Monarchie der Chichimecas ein Ende machte; sodann nach dem Tode des eben genannten Fürsten von den Mexicanern, als diese Herren des Reiches wurden. Quauhtitlan war bis zu den Zeiten der Spanier eine reiche und mächtige Stadt, ist aber gegenwärtig ein unbedeutendes Dorf; nur Trümmer bezeugen den ehemaligen Glanz. Dieses zweite Reich der Chichimecas scheint sich südlich des Sees von Tenochtitlan bis zu den Gebirgen von Mixteca erstreckt zu haben, und unter seinen letzten Monarchen bis in die Mitte von Chiappas nach Südosten. Zwischen diesen Gebirgen und dem stillen Weltmeer lag das Land der Mixes, welche das Hochland der Sierra Madre inne hatten und zwar bis zum Lande der Zoques, der Mizitecas und Zapotecas. Diese Völkerschaften waren unabhängig von den miztekischen Königen und lebten unter eigenen Herren, welche in gewisser Hinsicht die Oberherrschaft der Huijatoos (Wigatoos) d. h. Oberpriester von Lyobaa oder Mictlan anerkannten.

Digitized by Google

das von Neu Tulla *) im Nordosten, auf den Trümmern des alten Staates der Olmecas.

Von da ab nimmt die Geschichte ihren regelmäßigen Verlauf; die Könige folgen einander auf den Thronen von Tulla und Quauhtitlan, ohne daß besonders erhebliche Dinge sich ereigneten, ausgenommen Kriege mit den Nachbarn. Nach Ablauf von 339 Jahren erzählt der Verfasser die Ereignisse, welche den Fall des Reiches Tulla herbeiführten, dessen letzter Monarch zu Chapultepec starb. **) Um diese Zeit begannen die verschiedenen Stämme, welche die Nahuatlsprache ***) redeten, aus den Bergen von Tlalocan ihre Einwanderungen nach der azekischen Hochebene. Die Culhuaces, Chalcas, Xochimilcas, Tecpanecas und Mexicanos folgen einander in Zwischenräumen von wenigen Jahren. Der Verfasser des Manuscripts ist ganz außerordentlich klar und genau; Jahr für Jahr erzählt er die Geschichte aller dieser Völkerschaften, stellt die Zeit, in welcher sie ihre Niederlassungen begründeten, genau fest, giebt die Namen ihrer Könige oder Führer an, wie lange sie herrschten, wann sie den Thron bestiegen und wann sie starben. Er faßt sich kurz, vergißt aber keinen Krieg, kein Gefecht, und kommt im Verlaufe seiner Erzählung mit derselben Genauigkeit auf die Zeit der Gründung von Mexico. Man sieht wie die Macht von Tezcoco allmälig immer bedeutender wird, †) so wie jene der Tecpanecas von Azcapotzalco, die sich unter der Regierung von Tezozomok rasch vergrößert. Durch Treulosigkeit und Verrath entledigt sich dieser Fürst der meisten großen Vasallen von Quauhtitlan, welche ihm im Wege stehen. Er endigt mit der Ermordung des letzten Monarchen der Chichimecas, der Belagerung und Einnahme der großen Stadt, ††) wodurch er Herr des Reiches wird. Maxtlaton,

*) Das Königreich Neu Tulla lag im Norden des Sees von Tenochtitlan, dehnte sich von Osten nach Westen, und reichte einerseits bis Michoacan, andererseits bis Panuco, einer Stadt, welche die Toltecas von den alten Olmecas eroberten.

**) In den alten mexicanischen Provinzen gab es mehr als ein Chapultepec, z. B. die gleichnamigen Hügel des Sees von Tenochtitlan; der Berg unweit der Stadt Oaxáca; noch ein Berg etwa eine Stunde von dem alten Guey Zacatlan (dem heutigen Ciudad Real de Chiappas) entfernt, und noch ein Chapultepec auf einer Insel des Nicaragua-Sees.

***) Die Stämme, welche das Nahuatl oder Mexicano sprachen, werden unter dem Namen Nahuatlacas begriffen. Die Bedeutung dieses Wortes wird späterhin ihre Erläuterung finden.

†) Die Acolhuaquesfürsten von Tetzcoco waren Chichimecas, gehörten aber nicht zur kaiserlichen Familie; sie gehörten vielleicht nur einer Seitenlienie an. Der erste dieser Fürsten, welcher in der Geschichte vorkommt, ist Ixtlilxuchitl I. oder der ältere; er war Vater der Nezahualcoyotl, und wurde auf Befehl Tezozomocs ermordet.

††) Das Reich der Chichimecas kam nach dem Tode seines letzten Monarchen Xaltemoctzin des Alten, den Tezozomoc ums Leben bringen ließ, an die Tecpanecas, und von diesen an die Mexicaner, welche dasselbe noch vergrößerten und bis zur Ankunft der Spanier in dessen Besitz blieben.

Digitized by Google

sein Nachfolger, usurpirt den Thron seines ältern Bruders und läßt Chimalpopoca, Herrn von Mexico, tödten. Darüber geräth die ganze mexicanische Bevölkerung in Aufstand, und die Folge ist ein schrecklicher Krieg gegen die Tecpanecas. Nach einem langen und blutigen Kriege, der mit dem Tode Maxtlatons und der Einnahme von Quauhtitlan durch Itzcohuatl endigt, geht das Reich an die Mexicaner über.*) Der Codex schließt mit der Regierung Moctezuma II., und zählt die Namen und Würden aller Fürsten, Feudalherren und Vasallen auf, über welche dieser zur Zeit der Ankunft der Spanier gebot.

Dieses Manuscript enthält somit eine vollständige und regelmäßige Geschichte von Mexico seit Anbeginn des letzten Königreichs Tulla und des zweiten Reiches der Chichimecas. Es ist unbedingt unter allen aztekischen Denkmälern, welche dem unheilvollen Dünkel des Itzcohuatl und dem Fanatismus des Bischofs Zumarraga**) entgingen, bei weitem das wichtigste und schätzbarste. Man kann auf die Treue dieses Manuscripts sich um so mehr verlassen, da dasselbe die Geschichten vollständig giebt, von welchen Gomara und Torquemada nur unvollständige Bruchstücke

*) Der Franciscaner Juan de Zumarraga war aus Durango in Biscaya, und ein in seinen Amtsverrichtungen sehr thätiger Mann. Unglücklicherweise ließ er in seinem wilden Fanatismus die alten indianischen hieroglyphischen Gemälde in Masse verbrennen; sie galten dem beschränkten Priester für Werke des Aberglaubens und der Zauberei. Im Uebrigen war er ein eifriger Vertheidiger und Beschützer der Indianer, deren Rechte er am Hofe Karls des Fünften vertrat. Er starb 1548 als erster Erzbischof von Mexico. Dieser Prälat war übrigens nicht der erste Mann, welcher die geschichtlichen Archive der Mexicaner zerstörte; schon vor ihm verübte Itzcohuatl, der vierte König aus dem Stamme Acamapichtlins, einen ähnlichen Vandalismus. Dieser ließ, wie Sahagun berichtet, im Einverständniß mit seinem Adel alle historischen Gemälde verbrennen, damit sie nicht in die Hände des Pobels fallen und dieser sie beschimpfen könne. — Offenbar wollten der König und seine Edelleute das Andenken an ihre früheren Demüthigungen vertilgen, und den Ruhm der Völker vernichten, welche vor ihnen mächtig gewesen waren. Glücklicherweise konnten sie nicht Alles zerstören.

**) Cuitlahuac, jetzt Tlahuac, einst eine große und volkreiche Stadt des Chichimekenreiches. Sie stand mitten im Chalco-See, galt für eine gelehrte Stadt, und in ihr waren bedeutende Archive historischer Hieroglyphen, welche bis in die frühesten Zeiten der Chichimekenmonarchie hinaufreichten. Als die Spanier an der Küste von Mexico anlangten, sandte Moctezuma zu den Amoxoaques von Cuitlahuac, und ließ bei ihnen anfragen, ob jene Fremden wirklich die in den alten Weissagungen angedeuteten seien. Nach der Einnahme von Mexico wurden diese Archive, welcher der Codex Chimalpópoca häufig als glaubwürdiger Urkunden erwähnt, von den Spaniern verbrannt oder ins Feuer geworfen. Gegenwärtig ist Tlahuac ein unbedeutender Flecken, der allmälig vom Wasser zerstört wird, weil man die alten Dämme nicht ausgebessert hat. Trümmer von Palästen und Sculpturen bezeugen den vormaligen Glanz dieser „Bücherstadt". Ihr letzter Gebieter war Fürst Chimalpópoca, dritter Sohn Moctezuma des Zweiten. Einer seiner Nachkommen ist jetzt der obenerwähnte Professor am Collegio de San Gregorio. Sic transit gloria mundi!

zu sammeln vermocht hatten, der Sinn dieser Fragmente war dunkel und oft widersprechend; wenn man aber den Codex Chimalpópoca liest, so verschwindet jeglicher Widerspruch und die Fackel der Wahrheit breitet das hellste Licht über die so lückenhaft erscheinenden Angaben der beiden genannten Schriftsteller. Ich will noch bemerken, daß höchst wahrscheinlich diese Jahrbücher der aztekischen Hochebene zusammengetragen worden sind durch die alten Amoxoaques von Cuitlahuac, jener Stadt der Archive, die auf einer Insel im Chalco-See lag, und deren in den Geschichtswerken als eines Aufbewahrungsortes der Traditionen von Mexico erwähnt wird.

Erdbeben in Peru.

Die Küste von Peru ist bekanntlich häufigen Erdbeben unterworfen. Bisher hat man sich damit begnügt diese Thatsache hervorzuheben, ohne sich speciell zu bemühen sie wissenschaftlich zu erklären. Herr von Castelnau hat während seiner Reise in Südamerika die Ueberzeugung gewonnen, daß die Erderschütterungen an der Westküste einem regelmäßigen Naturgesetze unterworfen sind; und eine große Menge von Einzelnheiten beobachtet und zusammengetragen, welche seine Ansicht bestätigen. In Arequipa traf er einen Mann, der zwar kein gelehrter Naturkundiger, aber mit scharfer Beobachtungsgabe ausgestattet war. Er hatte seit fünf und dreißig Jahren mit der außerordentlichsten Sorgfalt alle Erdbeben, ihre Dauer, nebst allen eigenthümlichen Vorgängen verzeichnet. Der französische Reisende forschte auch in den Regierungsarchiven nach, zog Alles, was in den Zeitungen über Erdbeben zu finden war, aus, und erhielt auf diese Weise ein Verzeichniß von neunhundert ein und dreißig Erdbeben, welche im südlichen Peru vom 14. November 1810 bis zum 21. November 1845 vorgekommen sind. Auf ein so reiches Material gestützt, untersuchte er zuerst, wie die Erschütterungen sich nach den einzelnen Monaten des Jahres classificiren, um den etwaigen Einfluß zu ermitteln, welchen die Jahreszeiten auf sie ausüben; er überzeugte sich aber bald, daß ein solcher nicht stattfindet.

In den zehn Jahren von 1811 bis 1820 kamen an Erdbeben auf die Monate Januar 24, Februar 19, März 27, April 22, Mai 34, Juni 18, Juli 28, August 31, September 33, October 19, November 13, Decbr. 21. — Im Jahre 1811 hatte der Januar 4, Februar 1, März 2, April 3, Mai 2, Juni 3, Juli 8, August 9, September 4, October 2, Novbr. 1, December 7, somit kommen auf jenes Jahre 46 Erbeben.

Er classificirte sie sodann nach Stunden, und fand, daß z. B. für jenes Jahrzehent, das 262 Erdbeben hatte, dieselben sich folgendermaßen vertheilten: 1 Uhr 7, 2 Uhr 5, 3 Uhr 9, 4 Uhr 8, 5 Uhr 10, 6 Uhr 10, 7 Uhr 15,

Digitized by Google

8 Uhr 17, 9 Uhr 17, 10 Uhr 23, 11 Uhr 16, 12 Uhr 15, 13 Uhr 6, 14 Uhr 8, 15 Uhr 8, 16 Uhr 10, 17 Uhr 15, 18 Uhr 9, 19 Uhr 8, 20 Uhr 7, 21 Uhr 15, 22 Uhr 10, 23 Uhr 6, 24 Uhr 8. Somit haben von diesen 262 Erdbeben 159 stattgefunden von 6 Uhr Abends (einschließlich) bis 6 Uhr früh (ausschließlich), und 102 von 6 Uhr Morgens (einschließlich) bis 6 Uhr Abends (ausschließlich).

Das Jahrzehent von 1821 bis 1830 hatte 243 Erdbeben, wovon 170 von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, wie oben, und 63 in den übrigen Tagesstunden. Von 1830 bis 1840 kamen 213 Erdbeben vor, wovon 142 von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, wie oben, fallen; die übrigen 71 auf die anderen Tagesstunden. Von 1841 bis 1845 wurden 108 Erdbeben beobachtet, wovon 75 von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, wie oben, die übrigen 33 in den anderen Tagesstunden. Von 815 Erdbeben, deren Zeit man genau kennt, kommen 546 auf die Abend- und Nachtstunden, und 269 auf die Tagesstunden.

In den Jahren 1811 bis 1812 kommen die meisten Erdbeben auf die Zeit zwischen 10 und 11 Uhr Abends, die wenigsten fallen zwischen 2 und 3 Uhr Mittags; von 1821 bis 1830 die meisten auf 11 und 12 Uhr Abends, die wenigsten um 1 und 2 Uhr Mittags; von 1831 bis 1840 die meisten zwischen 10 und 11 Uhr Abends, die wenigsten zwischen 2 und 3 Uhr Mittags; von 1840 bis 1845 die meisten zwischen 10 und 11 Uhr Abends, die wenigsten zwischen 2 und 3 Uhr früh. Das Maximum fällt also zwischen 10 und 11 Uhr Abends, das Minimum zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags.

Für fünf und dreißig Jahre stellt sich folgendes Verhältniß heraus:

von Zwölf bis Ein Uhr Mittags	Erdbeben	28.
" Eins bis Zwei	"	15.
" Zwei bis Drei	"	7.
" Drei bis Vier	"	20.
" Vier bis Fünf	"	21.
" Fünf bis Sechs	"	30.
" Sechs bis Sieben	"	33.
" Sieben bis Acht	"	47.
" Acht bis Neun	"	50.
" Neun bis Zehn	"	58.
" Zehn bis Elf	"	75.
" Elf bis Mitternacht	"	68.
" Zwölf bis Ein Uhr früh	"	48.
" Eins bis Zwei	"	38.
" Zwei bis Drei	"	43.
" Drei bis Vier	"	28.
" Vier bis Fünf	"	23.
" Fünf bis Sechs	"	45.

Digitized by Google

von Sechs bis Sieben	Erdbeben	30.
" Sieben bis Acht	"	23.
" Acht bis Neun	"	22.
" Neun bis Zehn	"	27.
" Zehn bis Elf	"	22.
" Elf bis Mittag	"	22.

Ich konnte, schreibt Castelnau, diese Resultate nicht betrachten ohne von der Beziehung überrascht zu werden, welche stattfindet zwischen der Zeit im Stillstande des Minimums der Periode des Tagesbarometers (von 2 bis 4 Uhr Nachmittags, und dem Minimum des Vorkommens von 2 bis 3 Uhr Nachmittags) und zwischen dem Maximum der nächtlichen Periode des Barometersteigens (11 Uhr Abends), und dem Maximum des Vorkommens, welches um dieselbe Zeit fällt. Aber die Tagesmaxima und Minima des Barometers (10 Uhr Morgens und 4 Uhr Nachmittags) scheinen nicht durch correspondirende Bewegungen angedeutet zu werden. Die Tagesperiode der Barometervariation hat einen größern Umfang als jene in der Nacht; bei den Erdbeben trifft das Gegentheil zu. Das Maximum der Temperatur fällt gleichermaßen zwischen zwei und drei Uhr nach Mittag, und würde wohl mit dem Minimum des Vorkommens der Erdbeben correspondiren. Aber das Minimum von 6 Uhr früh hat wieder mit dem Vorkommen nichts gemein. Auch scheint zwischen den Erdbeben und der magnetischen Kraft keinerlei Verbindung stattzufinden, denn der Declinationscompas ist während der Nacht unbeweglich, in der Zeit also in welcher die meisten Erdbeben vorkommen; und die sechs Tagesperioden, welche wir an vielen Punkten des Continentes beobachtet haben, scheinen von einem ganz andern Einfluß abhängig. Außerdem habe ich mich oft überzeugt, daß die Nadel in Folge der Erdbeben keine Abweichung erleidet. Einstmals zur Nachtzeit in Lima war ich mit Herrn d'Osery beschäftigt, die stündliche Variation der Abweichung zu beobachten, oder vielmehr die Unbeweglichkeit der Nadel zu constatiren, als wir eben mehrere leichte Stöße fühlten. Unser Instrument erlitt dadurch gar keine Veränderung, oder wenn das doch der Fall gewesen sein sollte, so war sie doch so unbedeutend, daß sie lediglich von der mechanischen Bewegung des Bodens hätte herrühren können.

Unter jenen 931 Erdbeben hat man Beobachtungen über die Dauer von 546. Davon hielten 145 keine 15 Sekunden an; 281 länger als 15 Sekunden, aber kein einziges über 30; und 17 länger als eine Minute. Aber im Allgemeinen dauerten diese nicht bis 2 Minuten; nur 4 haben überhaupt diese letzteren überschritten; 3 dauerten 4 Minuten, und 1, am 12. Juli 1842, fünf Minuten.

Von 931 Erdbeben hatten 31 verschiedene Bewegungen, das heißt zu dem Stoßen von unten nach oben kam eine schwingende oder drehende Bewegung. Diese letztere ist insgemein die gefährlichste. Man sieht das an mehreren Gebäuden in Lima, namentlich an einem hübschen Springbrunnen, dessen Obelisk

Digitized by Google

in seinem obern Theile völlig von der Stelle gerückt erscheint. Etwa ein Siebentel aller Erdbeben, nämlich 130, waren von Geräusch begleitet; bei vier derselben glich es Kanonenschüssen (3. Januar 1821, am 21. Juni 1835, am 29. September 1837 und 30. August 1845). Das Geräusch hat aber weder mit der Stärke der Bewegung noch mit der Dauer derselben etwas gemein.

Nur ein einziges Mal, am 7. Juli 1812, hat man in Folge eines Erdbebens einen starken Schwefelgeruch verspürt.

Für mich ist es erwiesen daß man mehrfach Erdbeben auf Punkten, die hundert und fünfzig Stunden von einander entfernt waren, in einem Zwischenraum von sechszig bis siebenzig Minuten verspürte, so daß die Bewegung in der Minute etwa 9 bis 10,000 Metres machte, was viermal schneller ist als ein Orkan, der Häuser umwirft, und der 162,000 Metres in der Stunde zurücklegt; es ist fast halb so schnell wie die Geschwindigkeit des Schalls, der 20.232 Metres in der Minute macht. Dagegen scheint in anderen Fällen die Bewegung sehr langsam zu sein, denn während meines Aufenthalts zu Lima wurde ich etwas vor 6 Uhr Morgens durch ein Geräusch aufgeweckt, welches davon entstand, daß alle Gegenstände in einem Nebenzimmer sich bewegten. Ich glaubte es käme daher, daß mein Diener etwa ins Zimmer getreten sei, und ich rief ihn herbei, und nun erst merkte ich, daß jetzt auch Alles in meinem Zimmer sich bewegte. Ich führe das gerade an, um zu beweisen, daß die Bewegung oft so langsam ist. Auch kommt es häufig vor, daß, wenn die Erde durch ein Beben in Bewegung gerieth, an demselben Tage oder an den darauf folgenden Tagen wieder Stöße vorkommen, und in manchen Fällen um dieselbe Stunde oder zwei Stunden später. Sehr oft folgen mehrere Erschütterungen hintereinander.

Die Erdbeben gehören in der Cordillere keineswegs zu den Seltenheiten, kommen aber doch nicht so häufig vor wie an der Westküste des Continents. Am Ostabhange der Andes sind sie äußerst selten und auf den großen Ebenen im Innern so gut wie unbekannt. Die Landeseinwohner behaupten, daß im Allgemeinen die Stöße die Richtung so nehmen, daß sie vom Aequator her nach den Wendekreisen zu ausstrahlen.

Der Umfang der Bodenfläche, welche ein Erdbeben in Bewegung setzt, ist sehr verschieden. Oft bemerkt man sie über außerordentlich weite Strecken, zumeist beschränkt sie sich aber auf einen kleinen Raum, oft sogar auf eine Strecke von ein paar Quadratmeilen. Es unterleidet nämlich gar keinem Zweifel, daß die geologische Zusammensetzung des Bodens auf die Intensität der Stärke dieser Vibrationen von erheblichem Einfluß ist. Giebt es etwa einen Zusammenhang zwischen der Ursache, welche die allgemeinen, so constanten Winde auf der Westküste von Südamerika erzeugen und dem häufigen Vorkommen der Erdbeben eben daselbst? Die Bewohner meinen, daß die Zahl der Erdbeben nach und nach sich verringert habe, und der Durchschnitt der von mir zusammengestellten Zahlen für die ersten drei Jahrzehnte scheint dieser Ansicht das Wort

Digitized by Google

zu reden. Sie verursachen übrigens in Südamerika den Menschen nicht eben besondern Schrecken. In Arequipa, wo sie häufiger als an irgend einem andern Orte sich einstellen, haben eigentlich nur zwei der Stadt Schaden gethan; das eine 1784, das andere im Mai 1845.

Die Gründung von Kolonien.

Es ist ein großer Unterschied zwischen der Gründung von Kolonien im Alterthum und jener in den letzten drei Jahrhunderten. Jene waren von vorn herein in sich concentrirter, sie waren mehr städtischer Natur und dem Princip nach unabhängig von der Mutterstadt, zu welcher sie eigentlich nur in einem Bundes- und Schutzverhältnisse standen. Sie waren in strengem Wortsinne bürgerlicher als die Kolonien der neueren Völker; sie nahmen den Landeseingebornen, auf deren Grund und Boden sie sich niederließen, nicht ihr Eigenthum, sondern begnügten sich zumeist mit einem keineswegs umfangreichen Gebiete, mit so viel Acker als nothdürftig zu ihrem Brotbedarf ausreichte. So erklärt es sich, daß die Ansiedelungen der Phönicier, Karthager und Griechen in Europa, Asien und Afrika so willige Aufnahme bei fremden Völkern fanden, und daß sie Jahrhunderte lang mit diesen in friedlichem Verkehr lebten, zum großen Vortheil des Handels, welchen diese Randvölker mit dem innern Lande trieben.

Die neueren Kolonien sind von ganz anderer Art. Sie werden nicht von Städten aus gegründet, sind nicht Stadtrepubliken in fernen Erdtheilen; sondern sie gehen von ganzen Völkern aus, sind abhängig vom Mutterlande, erwarten von diesem Unterstützung, werden von demselben regiert oder verwaltet, machen Beschwerden geltend, und streben, sobald sie sich stark genug glauben oder fühlen um ganz auf eigenen Füßen stehen zu können, nach Unabhängigkeit, welche sie am Ende auch nach langen Kriegen erreichen. Viele Kolonisten kommen in das neue Land, nicht um sich dort dauernd anzusiedeln, sondern um möglichst rasch möglichst viel Geld zu erwerben, um mit ihrem Reichthum ins Mutterland zurückzukehren. Unsere modernen Kolonien sind, z. B. in Amerika, zumeist Ackerbauniederlassungen. Die Ansiedler gerathen daher mit den alten Eigenthümern des Bodens in Streit, und treiben dieselben immer weiter zurück, oder rotten sie völlig aus. Ihre Aecker werden zu allererst mit Blut gedüngt. Sind die Eingebornen beseitigt oder ungefährlich gemacht, so streben die Sieger zunächst danach, sich so große Landstrecken als möglich anzueignen. Einzelne Spekulanten oder Aktiengesellschaften suchen in den Besitz von Ländereien zu kommen. Sehr oft steht der Umfang derselben in gar keinem Verhältnisse zum Bedürfniß, der physischen Kraft oder dem Kapital derer, welche sich auf denselben ansiedeln. Man macht also da oder dort einen Fleck Landes

Digitized by Google

urbar, sucht demselben möglichst großen Ertrag abzugewinnen, und bricht eine andere Ackerfläche um, wenn die erste erschöpft worden ist. Der Anbau des Landes, auf welchen bei solcher Bewirthschaftung gar keine Sorgfalt verwandt wird, lohnt nur vorübergehend; der Bebauer selbst aber, der auch wohl durch Sklaven die meiste Arbeit verrichten läßt, nimmt an Civilisation nicht nur nicht zu, sondern geht häufig zurück. Oft sind diese Leute vom Hause aus ohne höhere Bildung; sie wohnen zudem weit von einander entfernt; es fehlt ihnen an Lebensmitteln nicht, wohl aber an Manufakturartikeln und oft an Allem was nöthig ist, um das Leben bequemer und angenehmer zu machen. Sie wohnen in einer Art von Wildniß, außerhalb des Bereiches der Gesetze, sind ohne Mittel sich selbst fortzubilden, ihren Kindern den nöthigen Unterricht angedeihen zu lassen. Man denke nur an die Gauchos in den südamerikanischen Pampas, die Portugiesen im Innern Brasiliens, die Buschleute in Australien, die Squatters und Hinterwäldler im Westen der Vereinigten Staaten. Ihre Hauptbeschäftigung und Ergötzlichkeit ist die Jagd und ein starkes Getränk; ihre Schule der Wald oder die Wiesensteppe, und ihr Gerichtsverfahren besteht in den bekannten Lynchen. In der Einsamkeit und Abgeschiedenheit werden sie verschlossen, heftig, oft gewaltthätig, es gebricht ihnen, bei aller Körperstärke, unbändigem Muthe und abentheuerlichem Geiste an höherer Civilisation. Auch haben sie keine Anhänglichkeit an den Boden, auf welchem sie wohnen, wohl aber einen gewaltigen Drang zum Abenteuern und Weiterwandern. Diese Züge passen auch heute noch auf einen beträchtlichen Theil der Bewohner des Mississippistromthals. Manchmal wohnen sie nur ein paar Jahre in den neuaufgezimmerten Hütten, oft nur einige Wochen oder Monate; denn wenn sie eben vom Ohio oder Wabasch am Missouri angelangt sind, fällt es ihnen plötzlich ein an den Sacramento oder Columbia zu ziehen. Ganz derselbe ruhelose Geist, der sie erst über die Alleghanies trieb, drängt sie auch, über die Felsengebirge zu gehen. Wenn man aber aus diesem Wandergeist die Folgerung ziehen will, daß durch denselben die Nordamerikaner in Barbarei zurücksinken würden, so geht man offenbar viel zu weit. Man vergißt nämlich, daß dem eigentlichen Yankee ein Trieb nach Unterricht und Bildung inne wohnt, daß Schulen selbst in den Wäldern entstehen, daß die Deutschen ein vorzugsweise seßhaftes Element abgeben, und daß schon deßhalb die Halbbarbarei unmöglich wäre, weil Landstraßen, Kanäle, Eisenbahnen, Dampfschiffe und elektromagnetische Telegraphen, überhaupt jene Communicationsmittel entgegenwirken, welche auch für das materielle Gedeihen unerläßlich sind. Nirgends hat im Westen der Vereinigten Staaten der primitive Zustand der Backwoodsmen und Squatters auch nur zwei Jahrzehnte gedauert. Mit einer größern Dichtigkeit der Bevölkerung findet sich von selbst überall eine höhere Gesittungsstufe ein.

Merkwürdiger Weise ist in den neueren Zeiten die einzige Kolonie, welche in mancher Beziehung mit den Ansiedelungen Aehnlichkeit hat, jene der Mormonen im Gebiete Deseret oder Utah. Dort, wie früher zu Nauvoo in Illinois,

Digitized by Google

gründeten die Mormonen zuerst eine Stadt, in und bei welcher die gesammte Bevölkerung sich niederließ. So wirkten alle Kräfte zusammen, Ackerbau, Gewerbe und Handel griffen von vorne herein in einander. In ihrem „Neu Jerusalem“ am „Jordan des Westens“, der sich in ihr „Todtes Meer“, nämlich den Salzsee ergießt, haben sie die Häuser so angelegt, daß sie von ihnen aus die umliegenden Felder bebauen können; sie haben Bewässerungskanäle gegraben, Alles lustig und in angemessener Breite gebaut, das gemeinschaftliche Vorrathshaus und die Getreidespeicher so angelegt, daß dieselben von allen Theilen der Stadt gleichmäßig zugängig sind, und, gleich den Völkern des Alterthums, haben sie sogleich auch öffentliche Badehäuser gebaut, in welche sie durch eine Wasserleitung eine warme Quelle von 102° F. leiteten. Das Entstehen von Nauvoo wie Neu-Jerusalem erinnert an die bekannte Stelle im Virgil:

— — — pars ducere muros
Molirique arcem, et manibus subvolvere saxa;
Pars optare locum tecto, et concludere sulco.
Jura, magistratusque legunt, sanctumque senatum.
Hic portus alii effodiunt; hic alta theatris
Fundamenta locant alii; immanesque columnas
Rupibus excidunt, scenis decora alta futuris.

Es wundert uns nicht, daß im verflossenen Jahrzehent sich manche Stimmen erhoben, welche die phönicische und griechische Art, Kolonien zu gründen, der Weise der letzten drei Jahrhunderte vorziehen. Wer mit der Geschichte der Ansiedelungsversuche bekannt ist, weiß daß namentlich Wakefield in seinen Kolonisationsplänen für Neuseeland und Australien sich in diesem Sinne ausgesprochen hat. Er hob hervor, daß ein Land keinen eigentlich schwunghaften, recht ergiebigen Ackerbau haben könne, wenn es nicht eine ansehnliche Städtebevölkerung besitzt, welche die Agrikulturisten mit Erzeugnissen des Gewerbfleißes versorgt und dabei eine stetige, feste Kundschaft für die Ackerbauprodukte bildet. Auf solche Art werde Beiden ein Absatz für ihre überschüssigen Produkte und für den Einkauf des nöthigen Bedarfs gesichert. Er meinte ferner: daß die Ansiedelung einer Anzahl von Familien neben einander, von denen jede auf ihrem Flecke Landes sitzt und dieselbe Beschäftigung treibt wie die Anderen, — Allen wohl, unter übrigens günstigen Verhältnissen freilich einen Ueberfluß von Getreide, Fleisch und dergleichen verschaffen könne, aber einer großen Produktion und einem raschen, vielseitigen Gedeihen nicht günstig sei. Wenn man daran denkt, in welcher Lage, vor der Entdeckung der californischen Goldminen, die Ansiedler in Oregon sich befanden, so muß man allerdings zugeben daß jene Bemerkungen Wakefield's nicht gerade falsch sind. Weil es nämlich an Absatz für die Agrikulturprodukte fehlte, waren die Kolonisten genöthigt ihre Pferde mit dem besten Weizen zu füttern, während es ihnen selbst an vielen zur Anmuth und Bequemlichkeit nöthigem Bedarf mangelte; sie hatten zu essen und zwar reichlich, mehr aber nicht. Wakefield empfahl ein System demzufolge jede Nieder-

Digitized by Google

lassung von vorne herein neben der ackerbautreibenden Bevölkerung auch gleich eine städtische Bevölkerung haben solle, so daß gleich ein sicherer Markt in der Nähe sei und der Einfluß städtischen Lebens auch die Ackerbauer berühre. In Australien war Land in Ueberfluß vorhanden, aber freie Kolonisten waren selten; die englische Regierung verlieh daher einzelnen Personen Strecken von zehntausend bis funfzigtausend Acres Land. Wakefield machte geltend, daß das Gedeihen einer Gemeinheit von einer solchen Theilung der Arbeit bedingt werde, wobei jede Gewerbsart so stark als möglich vertreten, keine aber überfüllt sei. Wenn Land, d. h. Grund und Boden, so billig ist, daß Jeder ein Grundbesitzer werden kann, so wird es an Arbeitern und Handwerkern fehlen, und Alle kommen nur langsam vorwärts. Will man eine fortschreitende, civilisirte Kolonie, so muß man den Preis des Landes so hoch stellen, daß man einen angemessenen Theil der Bevölkerung auf dem arbeitsuchenden Markte zurückhält, aber nicht so hoch, daß dadurch Viele abgehalten würden Land zu kaufen und dasselbe mit Hülfe verfügbarer Arbeiter zu bebauen. Will England also, daß Australien vorwärts komme, so möge es dort Land zu festen Preisen verkaufen und den Erlös dazu verwenden, um freie achtbare Arbeiter dorthin zu schaffen, wo man derselben bedarf. So erhält der Arbeitsmarkt in Neuholland immer Zufluß, die Ausgaben, welche dieser letztere erfordert, werden vom Ertrage des Landverkaufes bestritten; man wird nicht mehr Boden in Angriff nehmen als man bestellen kann, die Bevölkerung concentrirt sich, und die Civilisation wie die Wohlhabenheit werden steigen.

Theoretisch war diese Theorie offenbar sehr gut, aber die Praxis that Einsprache. Die Regierung machte Wakefield's Ansichten zu den ihrigen und stellte für ihre Ländereien hohe Preise. Was geschah aber? Die Einwanderer kauften weder dieselben, noch blieben sie als Arbeiter auf den Gütern Anderer, sondern zerstreueten sich soweit als möglich ins Innere hinein, wurden Buschleute und Squatters, und bezahlten gar nichts. Denn wie wollte oder will in jenen Einöden die Obrigkeit sie controliren? Was demnach Wakefield als zweckmäßiges Mittel vorgeschlagen hatte, um sie zu concentriren und innerhalb des Bereiches der Gesetze und der Civilisation zu halten, wirkte gerade entgegengesetzt und veranlaßte eine weite Zerstreuung und eine Entfremdung von aller Gesetzlichkeit.

Dagegen hat das System welches die Vereinigten Staaten von Nordamerika in Betreff des Verkaufs öffentlicher Ländereien seit etwa einem halben Jahrhundert befolgen, weit zweckmäßiger gewirkt als irgend ein anderer Plan. Die Regierung läßt das Land in Townships von sechs und dreißig englischen Geviertmeilen vermessen, und diese Townships in sechs und dreißig Sektionen, jede von einer Geviertmeile oder 640 Acres unterabtheilen. Für den Acre stellt sie einen Minimumspreis von 1 Dollar 25 Cents, und die Verkäufe geschehen in öffentlichem Aufstrich, je nachdem die anwachsende Bevölkerung einer Gegend dieselbe räthlich erscheinen läßt. Ländereien welche jenen

Digitized by Google

Preis von 1 Dollar 25 Cents nicht ergeben, behält die Regierung und verkauft sie, je nachdem sich die Gelegenheit darbietet, an Privatpersonen. Jeder Einzelne kann eine Viertelsektion, 160 Acres, oder eine Achtelsektion, 80 Acres, erstehen, wo er eine solche schon vermessen und noch unverkauft findet. Indem er zu Protokoll erklärt, daß er beabsichtige, sich auf derselben niederzulassen und sie anzubauen, sichert er sich ein Vorkaufsrecht, demgemäß er den Grund und Boden zu 1 D. 25 C. den Acker zu erstehen ein Recht hat, sobald die Regierung diese Ländereien zum Verkauf ausschreibt. Somit erhält der wirkliche Ansiedler und Bebauer sein Land auf Credit, obwohl der eigentliche definitive Verkauf nur gegen Baar stattfindet. Er hat Credit bis dieser letztere eintritt; er sitzt vielleicht einige Jahre auf dem Lande, das er geklärt und bestellt hat, und gewinnt von demselben genug, um den Kaufpreis für Congreßland zu bezahlen. Ueberbieten kann ihn Niemand. Vom Erlös der Ländereien werden fünf Procent zurückgehalten, und zwar drei Fünftel um Straßen nach dem neubesiedelten Lande anzulegen, und zwei Fünftel für die Lehrerseminarien.

Dieses System hat sich, wie gesagt, im Allgemeinen als zweckmäßig bewährt. Freilich hat es auch den Uebelstand, daß hin und wieder Speculanten große Strecken an sich bringen, auf welchen kein Vorkaufsrecht ruht, und daß sie diese zu dem Minimumspreise von 1 Doll. 50 C. erworbenen Aecker lange Jahre an sich behalten, immer in der Hoffnung, daß in der Umgegend die Bevölkerung dichter werde und dann die Ländereien weit vortheilhafter verkauft werden können. Inzwischen bleiben sie unbebaut, sie sind Wildnisse mitten in cultivirten Gegenden und hemmen, weil sie ohne Verkehrswege sind, die Communication mit der Gegend ringsumher. Doch ist es andererseits als ein Gegengewicht gegen dergleichen Uebelstände zu betrachten, daß solche Ländereien in dem Staate, in welchem sie liegen, abgabepflichtig sind, obwohl sie steuerfrei bleiben, bevor sie von der Regierung der Vereinigten Staaten verkauft wurden. Da nun die Steuern im Verhältniß zu dem Werthe des Grundeigenthums erhoben werden, so liegt es nicht im Interesse der Speculanten, das Land lange Zeit zu behalten.

Die Parteiführer, welche in den westlichen Staaten der nordamerikanischen Union eine Herabsetzung jenes Minimumpreises verlangen, und sogar unentgeldliche Verleihung an wirkliche Ansiedler fordern, haben dergleichen Forderungen schwerlich genau erwogen. Ohne Zweifel wollen sie den Zug der Einwanderung immer noch mehr dem Westen zulenken, damit dieser möglichst rasch eine sehr dichte Bevölkerung erhalte. Kommt diese, so steigt begreiflicher Weise der Werth des bereits besiedelten Grundes und Bodens. Die Sache vorurtheilsfrei erwogen, scheint es übrigens nicht einmal im wahren Interesse von manchen westlichen, jetzt noch dünn besiedelten Staaten, wie z. B. Indiana, Illinois und Michigan zu liegen, daß die mächtige Einwanderungswelle, wenn sie auch von Jahr zu Jahr breiter wird, und tiefer geht, nur über sie hinwegrolle, um erst an den fernen Grenzen von Jowa und Minnisota anzuhalten,

Digitized by Google

oder über die Felsengebirge, bis Californien und Oregon, hinüberzuspritzen. Eine beträchtliche Verminderung der jetzigen Preise würde aber aller Wahrscheinlichkeit zufolge eine derartige Wirkung haben. Das beste Land in den drei zuerst genannten Staaten ist nämlich schon in Privathänden; was die Regierung dort noch zu verkaufen hat ist entweder nicht sehr fruchtbar, oder liegt weit ab von schiffbaren Strömen und anderen Verbindungsstraßen, oder ist nicht so gesund, wie andere Gegenden. Diese Ländereien sind seit langer Zeit ausgeboten worden, ohne daß ein Käufer sich gefunden hätte. Auch jetzt lassen die Einwanderer sie meist bei Seite liegen, und suchen in noch weiterer Ferne Congreßland, in Gegenden welche bisher noch unbesiedelt blieben, und wo sie freie Auswahl finden. Das würde auch der Fall sein wenn in Illinois, Indiana und Michigan jene Ländereien so gut wie umsonst oder auch für gar nichts weggegeben würden. Ohnehin glauben ja viele Einwanderer, welche nach dem Westen ziehen, daß das Dorado um so näher sei, je weiter sie vom atlantischen Ocean fortziehen.

Dem Westen wird es ohne Zweifel sehr förderlich sein, wenn sich die dorthin einströmende Bevölkerung nicht etwa wie bisher weit zerstreuet, sondern auf den bereits in den Händen von Privatleuten befindlichen Ländereien möglichst concentrirt. Von diesen sind noch viele tausend Acker mit Urwald bedeckt. Um den Werth dieser Einöden zu steigern, müssen die Leute sich dichter zusammenhalten, neben dem bloßen Ackerbau muß eine Gewerbsindustrie entstehen, das Hinterwäldlerwesen, so romantisch es auch aus der Ferne erscheinen mag, muß einer civilisirten Gesellschaft Platz machen. Die meisten Einwandrer im Westen haben einen großen Drang Grundbesitzer zu werden und Ackerbau zu treiben, obschon sehr viele von ihnen dazu gar nicht geeignet sind. Diese bebauen den Boden in höchst mangelhafter Weise, und einer nicht geringen Anzahl fehlt es an den nöthigen Geldmitteln, um auch nur den zehnten Theil des Waldlandes urbar zu machen. Getreide, Fleisch, Holz und dergleichen besitzen sie mehr als genug, weil es ohne viel Zuthun von ihrer Seite ihnen gewissermaßen in die Hand wächst. Aber die Menschen leben nicht von Brot allein, sie haben auch höhere Bedürfnisse. Der Mangel an Absatzmärkten und der dadurch entstehende ganz unverhältnißmäßige Ueberfluß an Ackerbauprodukten, halten den Preis dieser letzteren so niedrig, daß viele Familien nicht mehr bauen, als sie zum eigenen Bedarf nöthig haben. So erklärt sich die Hast und Ungeduld, mit welcher jetzt im Westen von allen Seiten Hand angelegt wird, um die Communicationsmittel zu verbessern, um auf ferne Märkte gelangen zu können. Absatzmärkte in der Nähe würden aber noch sicherer das Land in Aufschwung bringen, und sie würden sich von selbst finden, wenn die Menschen sich nicht so planlos zerstreuten und wenn nicht die überwiegend große Mehrzahl sich ausschließlich dem Ackerbau zuwenden wollte. Geschähe dieses, so hätte der Landwirth nicht eine so erdrückende Concurrenz, wohl aber mehr Abnehmer, und obendrein könnte er seine Produkte billiger auf den nahen als auf den fernen

Digitized by Google

Markt bringen. Statt Millionen aufzuwenden, um die gewerbthätigen und commerciellen Staaten des Ostens zu erreichen, sollte der Westen Alles aufbieten, um sich in seinem eigenen Schooße eine solche consumtionsfähige Bevölkerung zu erschaffen. Indiana und Illinois haben zusammen einen Flächenraum von 90,000 englischen Geviertmeilen; sie besaßen 1840 schon 1,200,000 Einwohner, aber nicht eine einzige Stadt von 5000 Einwohnern, und nur zwei mit 4000. Derlei Mißverhältnisse entspringen aus der hier angedeuteten Ursache.

Die Mormonen im Utahgebiete.

Wir haben in der zweiten Nummer unseres amerikanischen Magazins (S. 109 ff.) geschildert, in welcher Weise die Mormonen, diese wunderlichen Heiligen in der Wüste am großen Salzsee, die Jahresfeier des vierten Julius begangen haben. Lange hörte man nichts von ihnen in den alten Staaten, bis plötzlich ein amtliches Aktenstück die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Fanatiker arg mißhandelt worden sind, daß Manches von ihnen behauptet wurde, was nicht erwiesen war, und daß sie mit bitterem Groll gegen die Vereinigten Staaten den Weg nach dem fernen Westen antraten.

In den vorhergehenden Bemerkungen über Kolonisation wiesen wir darauf hin, daß gerade diese Sekte ihre Niederlassungen in ähnlicher Weise begründete, wie es von Seiten der Griechen und Phönicier geschah. Deshalb blühet sie so rasch empor. Vor uns liegen Bemerkungen aus Kelly's Ausflug nach Californien. Der Reisende besuchte die Stadt der Mormonen, die er in folgender Weise schildert: Die Häuser sind klein, meist von Backsteinen, und gelten nur für provisorisch, weil man zunächst auf Dringenderes und Wichtigeres, nämlich den Anbau und die Einzäunung des Landes, Fleiß verwandte. Aber nie habe ich etwas gesehen, das die erfinderische Ausstattung und Einrichtung dieser Häuser, und ihre sorgfältige Sauberkeit und Reinlichkeit überträfe. Ich fand Gewerbsleute aller Art, aber besondere Läden und Werkstätten nur bei den Schmieden. Und doch konnte man vom Beschlagen eines Wagen bis zum Ausbessern einer Uhr Alles eben so gut und wohlfeil gearbeitet bekommen, wie in den Vereinigten Staaten. Trotz der großen Hitze waren alle fleißig bei der Arbeit, sowohl in den Werkstätten wie auf den Feldern. Und es spricht gewiß für die Energie und die Strebsamkeit der Mormonen, daß sie eine so große Masse Landes seit 1847 eingezäunt und urbar gemacht haben. Sie hatten überall Bewässerungsgräben gezogen, erndteten in reicher Fülle Weizen, Mais, Kartoffeln und alle Arten von Gartengemüsen. Sie haben zahlreiche Heerden des schönsten Viehes, eine Menge vortrefflicher Schafe, Pferde und Maulthiere,

Digitized by Google

aber sehr wenig Schweine, weil die Zäune nicht so dicht sind, daß sie diese Thiere von den Saatfeldern abhalten könnten. Dazu besitzen sie unzähliges Federvieh und leben in größtem Ueberfluß.

In unserm Werke über Nord-Amerika haben wir ausführlich über die Mormonen gesprochen, und bemerkt: „es sei auffallend, daß überall die Ansiedelungen dieser Leute so auffallend schnell gedeihen und zu kräftiger Blüthe gelangen. Schon diese Thatsache zeugt für den Fleiß und die Ordnungsliebe der verfolgten Sekte. Wenn die Anhänger des Propheten J. Smith ein so liederliches und verworfenes Leben führten, wie von ihren Gegnern behauptet wird, so ließe sich die Prosperität ihrer Niederlassungen gar nicht erklären. Sie können nur gedeihen durch unablässige Thätigkeit und große Umsicht.“

Bisher hatte man eben nur allgemeine Anklagen gegen die Mormonen; jetzt aber liegen amtliche Berichte vor, deren Wahrhaftigkeit sich gar nicht in Zweifel ziehen läßt. Um so auffallender erscheint eben jenes Gedeihen. Die Mormonen sind in der That wilde Schwärmer, ihr Oberheiliger Brigham Young ist ein Prophet im Style des Johann von Leiden, und die ganze Gemeinschaft spricht Allem Hohn was anderswo für Recht, Sitte und Ordnung gilt. Sie hat einen theokratischen Communismus ins Leben geführt. Wir haben in unserm Buche gesagt: „daß in dem ganzen Wesen und in den Principien dieser Sekte etwas liegt, das die Anhänger derselben unfähig oder wenigstens ungeeignet macht, inmitten anders denkender und anders handelnder Menschen zu leben, scheint klar.“ Und so ist es auch. Selbst in ihrer fernen Wüstenei werden sie schwerlich noch länger unangefochten bleiben; sie ziehen Feindseligkeiten durch ihre eigene Schuld mit den Haaren herbei.

Die Sache verhält sich folgendermaßen. Nachdem die Mormonen 1847 ihr Neu-Jerusalem gegründet hatten, wurden sie am 9. September 1850 als Gebiet, Territorium, in die Vereinigten Staaten aufgenommen. Der Verfassung der Vereinigten Staaten gemäß sind eben diese Constitution nebst den Gesetzen, welche ihr zufolge gegeben werden, das höchste Landesgesetz, und für die Richter eines jeden Staates bindend, wenn auch irgend etwas in der Verfassung oder in den Gesetzen eines Einzelstaates ihr zuwider lauten sollte. Ein neues Gebiet wird von Seiten der Bundesregierung organisirt, welche den Statthalter und die Gerichtsbehörden ernennt. Im neuen Utahgebiete war der oben erwähnte Heilige Brigham Young als geistlicher und geistiger Nachfolger des Mormonengründers Joseph Smith der einflußreichste Mann. Deshalb übertrug die Bundesregierung zu Washington ihm die Stelle eines Gouverneurs. Sodann schickte sie nach Neu-Jerusalem als Oberrichter am Obergerichte der Vereinigten Staaten im Utahgebiete Herrn Lemuel G. Brandeburg, als Beisitzer dieses Gerichts Herrn Perry A. Brocchus, und als Secretär des Utahgebietes Herrn D. D. Harris.

Diese drei Beamten wurden von den Mormonen mit höchstem Widerwillen aufgenommen, ihre Autorität blieb unbeachtet, und sie sahen sich am Ende ge-

nöthigt, Neu-Jerusalem zu verlassen. Unterm 19. December 1851 haben sie dem Präsidenten und dem Congresse eine ausführliche Darlegung der Zustände im Mormonenlande zugehen lassen, die im Wesentlichen Folgendes besagt:

Brigham Young und die Mehrzahl der Mormonen mißachten die Verfassung und die Gesetze der Vereinigten Staaten, sie sind gegen die Bewohner dieser letzteren und namentlich gegen deren Beamten von Haß und Feindschaft erfüllt. Sie haben uns (den drei genannten Beamten) die Ausübung unserer Pflichten unmöglich gemacht, selbst unser Leben war von ihnen bedroht, so daß wir unmöglich länger bleiben konnten. Bei unserm Eintreffen im Utahgebiete fanden wir, daß beinahe die gesammte Bevölkerung aus Mormonen bestand. Die „Mormonenkirche“ war Alles und beherrschte Alles, sowohl die Meinungen wie die Handlungen, das Eigenthum und selbst das Leben ihrer Anhänger. Sie usurpirte und vollzog die Funktionen der Gesetzgebung und des Richteramts; die Kirche organisirte nnd befehligte das Militär; sie verfügte über Ländereien, welche den Vereinigten Staaten gehören nach Gutdünken, machte Geld und erzwang für dasselbe einen Cours, der weit über dessen innerm Werthe stand; genehmigte und vertheidigte öffentlich und unumwunden die Vielweiberei, erzwang Zehnten von ihren Mitgliedern und schwere Steuern von Nichtmitgliedern; mischte sich in alle Gesellschafts- und Geschäftskreise und überwachte dieselben; schärfte ein und verlangte als religiöse Pflicht und als Glaubensartikel unbedingten Gehorsam für Alles was die Kirche anordnet, weil die Gebote der Mormonenkirche weit höher ständen als alle Pflichten, welche Moral, Gesellschaft, Treue und Gesetz auferlegen. An der Spitze dieser formidabeln Organisation, welche sich The Church of Jesus Christ, of Latter Day and Latter End Saints nennt, stand Brigham Young, der Gouverneur, welcher sich ausgab und vorstellte als der Prophet Gottes; seine Aussprüche gelten für unmittelbar vom Himmel kommende Offenbarungen, und durch diese übt er eine unbeschränkte Herrschaft über die Unwissenden und Leichtgläubigen. Seine Meinungen waren ihre Meinungen und seine Wünsche waren ihre Wünsche; seine Zuneigungen oder Abneigungen waren auch die ihren. Mit einem Worte: er herrschte ohne Nebenbuhler oder Opposition, und Niemand wagte seine Autorität in Zweifel zu ziehen.

Bei so bewandten Umständen besorgten wir Conflicte; denn entweder mußten die Verein. Staaten den Ansprüchen der Kirche sich fügen, oder die letztere mußte etwas von ihren ganz außergewöhnlichen Anmaßungen aufgeben. Bei der Einrichtung des Gebiets und der neuen Verwaltung der Gerichtsbarkeit bemüheten wir uns um ein einmüthiges Zusammenwirken aller Beamten, und bestrebten uns bei Ausübung unserer Befugnisse Alles zu vermeiden, was Conflicte hätte herbeiführen können. Da Brigham Young zum Gouverneur ernannt worden war, so erwarteten wir von ihm keine feindselige Gesinnung gegen die Regierung, wohl aber daß er seinen ganz unbegränzten Einfluß anwenden würde, die Anmaßungen der Kirche einzuschränken, und den Gesetzen

Digitized by Google

Achtung zu verschaffen. Allein darin täuschten wir uns. Er ließ uns bald fühlen, daß alle seine Sympathien für die Kirche waren und gegen die Regierung. Als Oberhaupt der Kirche wollte er nicht dulden, daß die Verein. Staaten irgend eine Macht ausüben sollten.

Die drei genannten Beamten schildern dann, wie Brigham Young ihnen planmäßig das Leben sauer machte. Er sagte ihnen, es sei unrecht daß man nicht lauter Mormonen zu Beamten ernannt habe; „nur verdammte Schufte seien nach Deseret gekommen!“ Er benutzte „Sabbath und Kanzel“, um die Beamten der Verein. Staaten in gehässigstem Lichte darzustellen; er erklärte unter Anderem beim „Gottesdienste“: er sei nicht feindlich gesinnt gegen die Verein. Staaten, wohl aber gegen die verdammten, höllischen, niederträchtigen Schurken, welche an der Spitze derselben stehen! In Bezug auf die Regierung des Gebiets sagte er: er habe dieses Volk seit Jahren selber regiert, und könne es auch ferner regieren. Die Verein. Staaten-Richter möchten immerhin im Gebiete bleiben und ihren Gehalt beziehen; es solle aber nie eine Rechtssache bei ihnen anhängig gemacht werden, wenn er das verhindern könne. Ein anderer in der Kirche sehr einflußreicher Redner rief den versammelten Gläubigen von der Kanzel zu: die Beamten der Verein. Staaten möchten immmerhin bleiben, so lange sie Kost und Wohnung bezahlten; thäten sie aber letzteres nicht, so werde man sie in die Hölle hinabstoßen, wohin sie ja doch gehörten.

Bei der Feier des 24. Juli, dem Jahrestage der Ankunft des auserwählten Volkes am Salzsee, war eine große Menge Volkes aus allen Theilen des Gebietes versammelt. Auch die in Neu-Jerusalem anwesenden Beamten der Verein. Staaten glaubten einer an sie ergangenen Einladung Folge leisten zu müssen. Sie saßen auf der Platform neben dem gegenwärtigen Delegaten des Gebiets Utah in Washington beim Congresse, Hrn. Bernhiesel. Brigham Young ergoß sich in bitteren Ausfällen gegen General Taylor, welchen er dem Volke als einen Mormonenfeind schilderte; endlich rief er: „aber Zackary Taylor ist todt und in der Hölle, und darüber freue ich mich.“ Dann hob er sich so hoch als möglich empor, streckte seine Hände gen Himmel und erklärte in noch heftigerm Tone: „Und ich prophezeie im Namen Jesu Christi, und kraft meiner Priestergewalt, daß jeder Präsident der Verein. Staaten, der auch nur seinen Finger gegen dieses Volk erhebt, eines frühzeitigen Todes sterben und zur Hölle fahren soll!“ Das Volk begleitete diese Worte mit dem Rufe: „Gut! gut! Amen!“ Die Beamten wohnten nachher auch dem Festmahl bei. In einer zweiten Rede äußerte Brigham Young abermals: „Ich sagte, daß General Taylor todt und in der Hölle sei; und das weiß ich!“ Ein Anwesender warf die Frage ein: „Wie könnt Ihr das wissen?“ Brigham Young entgegnete rasch: „Weil Gott es mir gesagt hat.“ Ein Kirchenältester legte einem der Beamten die Hand auf die Schulter und sagte: „Und auch Ihr, Richter, werdet es dereinst wissen; Ihr werdet ihn sehen, wenn Ihr auch in der Hölle seid.“ Ein anderer Redner rief: „Die Verein. Staaten

Digitized by Google

gehen darauf aus, die Mormonen zu vernichten; sie haben in grausamer, scheußlicher Weise fünfhundert der Unsrigen ihren Weibern und Kindern, welche an der Gränze elend umkamen, entrissen, und sie unter die Soldaten gesteckt.« Noch ein anderer Redner hob hervor: die Gesetze und die Politik der Verein. Staaten gingen darauf aus, die Armen zu unterdrücken; die Regierung der Union sei »ein Gestank in der Nase Jehovahs«, und es sei daher kein Wunder, daß die Mormonen den Wunsch hätten, sie unterzukriegen. Sie, die Mormonen, könnten die Union durch die Theokratie retten, ehe es aber auf anderm Wege geschehe, möge die Union lieber verdammt sein. »Möge sie je eher je lieber zur Hölle fahren!« rief ein anderer Heiliger, nach welchem wieder ein feuriger Redner hervorhob: »Die Mormonen sind von den Verein. Staaten geächtet. Ich habe zwei Frauen, andere meiner Mitbrüder haben deren mehr, und Bruder Brigham Young hat noch mehr. Keiner von uns darf in die Verein. Staaten zurückkehren, weil dort die schmierigen, elenden, jammervollen Gesetze uns wegen Polygamie ins Gefängniß bringen würden.« Der Bürgermeister der Stadt, Jedediah M. Grant, bemerkte: »Mit den Waffen können die Verein. Staaten uns nicht bezwingen.«

Die Beamten versichern, daß die obigen Ausfälle nur einen geringen Theil der Invectiven bilden, welche bei jeder Gelegenheit und sehr häufig in unflätigen Ausdrücken gegen die Vereinigten Staaten geschleudert worden seien. Man begreift, daß sie sich in einer sehr unbehaglichen Lage befanden. Brigham Young duldete nicht, daß sie Amtsbefugnisse ausüben durften. Sie berichten, daß Diebstähle und Mordthaten unbestraft blieben. Der Congreß hatte dem Gebiete Utah zwanzig tausend Dollars für die Errichtung öffentlicher Gebäude bewilligt. Brigham Young nahm das Geld und bezahlte damit Schulden welche die »Kirche« gemacht hatte. Auch die Summen welche von der Regierung der Vereinigten Staaten bestimmt und dem Sekretär übergeben worden waren, um den Abgeordneten zur Territoriallegislatur ihre Tag- und Reisegelder auszuzahlen, wollte er sich aneignen.

In ihrem Wahnwitz schonen die Mormonen auch den großen Georg Washington nicht. Einer der Beamten hatte in einer Volksversammlung den Vorschlag gemacht, daß auch das Gebiet Utah einen Stein zum Washington-Denkmal schicken möge. In einer ruhigen und sehr vorsichtig abgefaßten Rede suchte er die Vorurtheile der Mormonen gegen die Vereinigten Staaten zu beseitigen und irrige Ansichten zu widerlegen. Nachdem er ausgeredet, erhob sich Brigham Young, und schalt den Redner als einen unwissenden, aus Vorsatz schändlichen Menschen; dabei stampfte er mit den Füßen auf die Rednerbühne, machte allerlei theatralische Gebehrden und rief: »Ich bin ein größerer Mann als Georg Washington; ich weiß auch mehr als Georg Washington; ich verstehe mit dem Schwert umzugehen, und wenn hier noch weiter discutirt wird, so kommt es zum Haarausraufen und zum Halsabschneiden.« Auf die Bemerkung des Beamten: die Regierung der Vereinigten Staaten sei human und wohlwollend gegen das Volk im Gebiete Utah gesinnt, entgegnete er: »Ich weiß, daß nicht die Vereinigten Staaten unsere Weiber und Kinder gemordet haben; sie verbrannten unser Eigenthum nicht, raubten uns unsere Kinder nicht; aber sie verhielten sich ruhig, und ließen es geschehen und sperrten ihr Maul auf, die verfluchten Schurken!

Am Ende reiseten die Beamten ab. Ihr Dokument schließt mit folgenden Worten:

»Wir halten für unsere Pflicht, hervorzuheben in dieser unserer amtlichen Mittheilung, daß Polygamie, daß Vielheit der Weiber im Gebiete Utah öffentlich im Schwange geht, und zwar mit Genehmigung der Kirche, auf

Digitized by Google

deren direkten Befehl. Und so allgemein ist dieser Brauch, daß nur wenige, wenn überhaupt welche, unter den einflußreichen Männern gefunden werden, die nicht mehr als eine Frau hätten. Die vorragenden Männer in der Kirche, deren Beispiel die übrigen in Allem nachzuahmen trachten, haben jeder viele Weiber, und zwar einige, wie man uns berichtet hat und wie wir auch glauben, haben zwanzig bis dreißig Frauen. Brigham Young hat noch weit mehrere. Einige Tage bevor wir das Gebiet verließen, fuhr dieser Gouverneur in einem Omnibus durch die Straßen der Stadt, mit einer großen Compagnie seiner Weiber; mehr als zwei Drittel derselben hatten Kinder auf dem Arm; ein Beweis, daß das Uebel im Wachsen ist. Es kommt gar nicht selten vor, daß derselbe Mann zwei Schwestern zu Frauen hat; wir kennen einen Fall, in welchem ein hervorragendes Mitglied der Kirche neben seinen übrigen Weibern auch eine Mutter nebst zweien ihrer Töchter zu Frauen hat."

Schließlich klagen die drei Berichterstatter, daß alle Nichtheilige von den Mormonen als "Heiden" bezeichnet und daß die Reisenden von ihnen unbarmherzig übervortheilt und theilweise zu Zwangsarbeiten angehalten würden.

Sicherlich wird dieser Bericht, der so merkwürdige Dinge enthält und bestätigt, zur Verhandlung im Congreß gelangen, und wir werden Gelegenheit finden, auf denselben zurückzukommen.

Notizen.

Geschwänzte Menschen in Süd-Amerika?

Kürzlich enthielten deutsche, englische und französische Blätter wieder einmal Berichte über Menschen mit Schwänzen, die im Innern des wunderbaren Afrika hausen sollen. Neger, die zwanzig bis dreißig Tagereisen von der Westküste dieses Erdtheils gefangen genommen, als Sklaven verkauft und nach Brasilien gebracht worden waren, erzählten dort, z. B. in Bahia, es sei eine vollkommen ausgemachte Sache, daß es schwarze Menschen mit Schwänzen gebe; in ihrer Heimath wisse man das und verkehre auch mit solchen Völkern. Die Sache wurde mit solcher Bestimmtheit behauptet, daß ganz intelligente Leute es der Mühe werth hielten, die Aussagen dieser Neger niederzuschreiben und die Naturforscher zu weiteren Nachforschungen aufzufordern. Bekanntlich leiten die Neger ihren Ursprung von den Affen ab, die aber in Amerika nicht jene langen Wickelschwänze haben, wie in Afrika. Fände zwischen Menschen und Affen eine fruchtbare Vermischung in Amerika statt, so ließe sich „der Schwanz" als ein Erbtheil am Affenmulatten, wenn man so sagen dürfte, wohl begreifen, nicht aber in Afrika. Da diese Frage, gleich jener der Seeschlange und der fabelhaften blonden, blauäugigen Indianer in Nordamerika (von welchen immer gesprochen wird, die aber Niemand gesehen hat), wieder angeregt wurde, so mag folgende Notiz hier ihre Stelle finden.

Herr von Castelnau hielt sich während seiner Reise durch Südamerika einige Zeit zu Ega auf, einer kleinen Stadt in der großen Landschaft Solimoes. Sie liegt unweit der Mündung des Tefeflusses in den untern Amazonenstrom, in welchen derselbe von Süden her einfließt. Dort fand er ein, wie er sagt, ganz vortreffliches Itinerarium (Roteiro) des Amazonenstroms, das ein Pater Noronha entworfen hatte. Er war erstaunt, in einem so ernsthaften Werke folgende Stelle zu finden:

„Die Cauamas- und Uginas- (auch Guata Tapaya-) Indianer genannt, leben in der Gegend, wo der Jurua entspringt (der vom Süden her zwischen dem Jutay und Tefe in den Amazonenstrom mündet). Die ersteren sind von kleinem Wuchs, kaum über fünf Palmen hoch. Die letzteren haben, wie man versichert, Schwänze, und

Digitized by Google

stammen aus einer Vermischung der Indianer mit den Quata- (Coati-) Affen. Wie es sich damit auch verhalten möge, ich bin geneigt, der Angabe aus folgenden drei Gründen Glauben beizumessen. Erstens: Weil es keinen physischen Grund giebt, welcher es unmöglich erscheinen ließe, daß die menschliche Gattung einen Schwanz habe. Zweitens: weil viele Indianer, bei welchen ich Nachfrage hielt, mir die Thatsache bestätigt und versichert haben, daß der Schwanz etwa anderthalb Palmen lang sei; und drittens: weil der ehrwürdige Pater Frei Jose de Santa Thereza Ribeiro, Karmeliter und Pfarrer von Castro de Avelaens, mich versichert hat, diese Thatsache bei einem Indianer, der von Yapura gekommen war, gesehen zu haben. Er hat mir darüber folgendes Zeugniß ausgestellt:

„Ich, Jose de Santa Thereza Ribeiro, angehörig dem Orden unserer lieben Frau vom Berge Carmel, bestätige und beschwöre in meiner Eigenschaft als Priester und bei dem heiligen Evangelium, daß ich im Jahre 1755, als ich Missionär in der alten Aldea am Parauari war, wo seitdem das Dorf Nogueira gebaut worden ist, einen Mann Namens Manoel da Silva sah, der in Pernambuco oder Bahia zu Hause war. Er kam vom Rio Japura mit einigen Indianern, unter welchen sich einer befand, ein unvernünftiger Heide, etwa dreißig Jahre alt.

Besagter Manoel versicherte mich, daß dieser Indianer einen Schwanz habe, und als ich etwas so Außerordentliches nicht glauben wollte, ließ er den Indianer holen. Dieser mußte sich entkleiden, unter dem Vorwande, daß er Schildkröten aus einem Loche hervorziehen solle. Ich blieb bei ihm, um mich von der Wahrheit zu überzeugen. Und in der That sah ich, — wobei ein Irrthum ganz unmöglich war, — daß der Indianer einen Schwanz hatte von der Dicke eines Fingers und eine halbe Palme lang, mit nackter, weicher Haut überzogen. Derselbe Manoel versicherte mich, daß der Indianer ihm gesagt habe, er stutze etwa alle Monate den Schwanz ab, damit er ihm nicht zu lang werde, denn derselbe wachse sehr schnell wieder. Ich weiß nicht, zu welcher Nation dieser Mensch gehört, weiß auch nicht ob sein ganzer Stamm einen solchen Schwanz hat. Ich habe aber seitdem erfahren, daß an den Ufern des Rio Jurua ein Indianervolk mit Schwänzen wohnt. Und ich unterzeichne und besiegle diese Aussage, indem ich die Wahrheit derselben hiermit bekräftige." Geschrieben in der Niederlassung Castro de Avelaens, am 14. October 1768. Unterzeichnet Fr. Jose de Santa Thereza Ribeiro. —

Baena, sagt Castelnau, hat diese wundersame Behauptung wiederholt. Wo er vom Jurua spricht bemerkt er: „Es giebt an demselben Indianer, die Cauamas heißen, und nicht höher als fünf Palmen sind; und andere, die Uginas, die einen drei bis vier Palmen langen Schwanz haben, wie das viele Personen versichern. Ich überlasse es aber Jedem, was er darüber denken will."

Ich, schreibt der französische Reisende, will nur Eins bemerken: Als ich den Amazonenstrom hinabfuhr, sah ich bei Fonteboa einen mächtig großen Coatiaffen, der einem Indianerweibe gehörte. Ich bot für das Thier einen sehr ansehnlichen Preis; sie wollte den Affen aber um keinen Preis verkaufen und lachte. Ein Indianer der mit mir in der Hütte war, sagte mir, alle meine Bemühungen würden vergeblich sein, denn: „der Coati ist ihr Ehemann!" (Expedition dans les parties centrales de l'Amerique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima, et de Lima au Para etc. sous la direction de Francis de Castelnau, tome V., Paris 1851, p. 105. s. q. q.)

Digitized by Google

Die Kolonien Petropolis und Neu-Freiburg in der Provinz Rio de Janeiro in Brasilien.

Dem Berichte des Präsidenten der Provinz Rio de Janeiro zufolge, datirt vom 5. Mai 1851, befinden sich jetzt in der Kolonie Petropolis 2565 Ansiedler, von welchen 381 dort geboren sind. Darunter werden 1386 männlichen und 1179 weiblichen Geschlechts gezählt, unter welchen 1280 Katholiken. Im Jahre 1850 wurden 36 Ehen geschlossen und es fanden 124 Geburten gegen 36 Todesfälle statt. Seit 1848 hat sich die Bevölkerung um 344 Köpfe vermehrt. In den sämmlichen 21 Vierteln der Kolonie sind jetzt 571,895 Geviert-Braffen, etwa 28 Millionen Quadratfuß, Land angebaut; bei der vorherrschenden Beschaffenheit des Bodens aber ist keine Aussicht vorhanden, daß diese Ansiedelung jemals in Bezug auf Ackerbau eine wichtige Rolle spielen werde. Dagegen aber wird sie in gewerblicher Beziehung gewiß einen höhern Standpunkt erreichen, und zwar um so mehr, als die Provinzial-Regierung auf diesen Punkt durch Unterstützungen hinzuwirken bemüht ist. Seit die sogenannte Normalstraße von Estrella bis Petropolis hergestellt ist, ist der Andrang von Gästen für den Sommeraufenthalt sehr groß; und außer dem kaiserlichen Palaste sind auch viele schöne Privatgebäude entstanden, so daß jetzt im Ganzen 631 Häuser theils schon fertig, theils noch im Bau begriffen sind. Zur Fortsetzung öffentlicher Arbeiten sind von der Provinz 45 bis 50,000 Gulden jährlich bestimmt, welche ausschließlich den Kolonisten zufallen, während die Ausgaben der Privaten und des kaiserlichen Hauses eine noch bedeutendere Summe betragen. Kutschen und Wagen sind nun zwischen Estrella und Petropolis von den Kolonisten eingeführt worden, womit sie viel Geld verdienen; und bei dem Weiterbau dieser Straße nach Minas wird auch in dieser Richtung, in Folge des bedeutenden Verkehrs zwischen beiden Provinzen, viel Verdienst zu machen sein. In demselben Berichte wird auch der Kolonie Neu-Freiburg gedacht und erwähnt, daß sie gegenwärtig aus 1496 Köpfen bestehe, unter welchen 857 Schweizer und 639 Deutsche, nebst deren Nachkömmlingen, sich befinden. Laut Angabe des daselbst angestellten deutschen Predigers ist das Klima sehr gesund, und es fallen auf 32 bis 36 Geborene nur 5 bis 6 Todte. Alle dortigen Kolonisten leben sehr gut und sind wohlhabend geworden; während andere, die sich gleich von der Heerde trennten, und in Cantogallo dem Kaffeebau sich widmeten, großes Vermögen (zwischen 75 bis 300,000 Gulden) erworben haben. Die früher gebräuchlich gewesene Trinklust ist unter den Kolonisten verschwunden.

Die Gesellschaft zur Beförderung der National-Industrie in Rio de Janeiro hat, wie die Allgem. Auswanderungs-Zeitung meldet, unter dem 15. Octbr. v. J. ein von ihrem Präsidenten, Visconde de Abrantes, unterzeichnetes Umlaufschreiben an die Gutsbesitzer der Provinz Rio de Janeiro erlassen, worin die Letzteren aufgefordert werden, der erwähnten Gesellschaft sich anzuschließen, und die nöthigen Mittel zur Hebung des Ackerbaues, der Viehzucht und Gewerbe herbeizuschaffen. Zu diesem Ende sollen die besten landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen gekauft, in einem besondern Conservatorium zur Untersuchung aufgestellt und darauf eingehende Aufträge in einer zu errichtenden Fabrik ausgeführt werden. Außer diesen gewiß sehr zweckdienlichen Mitteln soll auch eine landwirthschaftliche Normalschule ins Leben gerufen und eine Agricultur-Bank geschaffen werden. Zur Verbesserung der Viehzucht wird beabsichtigt, die besten Thierraçen zu beziehen, die Landwirthe mit den vorzüglichsten Saaten zu versehen, und alle auf diese Zweige bezüglichen Kenntnisse vermöge des Organs der Gesellschaft (Zeitschrift „Auxiliador do Industria nacional") zu verbreiten, wozu eine vollständige landwirthschaftliche Büchersammlung erworben werden soll.

Digitized by Google

Fahrt von San Juan de Nicaragua nach dem See. In der „Newyork Tribune" berichtet ein Reisender Folgendes. „San Juan oder Greytown ist ein Ort von 500 Einwohnern, wovon zwei Drittheile Indier oder Neger sind. Es ist ungesund gelegen und von undurchdringlichen Wäldern umgeben, von denen nicht mehr niedergehauen ist, als eben um den Hütten und einigen größeren Häusern Platz zu machen. Ein englischer Kriegsschoner lag in der Bay und 15 bis 20 schwarze Soldaten in blauen Jacken bildeten die Besatzung. Ich verließ San Juan am 23. Juni mit drei anderen Reisenden in einem Bungo, der meistens aus einem einzigen Baumstamme gemacht ist, und für den wir 100 Doll. bezahlten. Er war etwa 50 Fuß lang und mit 9 Ruderern und dem Capitän bemannt. Der letztere steht auf einer Art Quarterdeck und hält das Ruder zwischen den Beinen, wie ein Knabe, der auf einem Steckenpferd reitet. Die Passagiere befinden sich unter einem kleinen Dach im Hintertheile des Boots, der Raum zwischen den Sitzen der Ruderer ist für die Fracht bestimmt. Diese Ruderer sind meist Zambos, eine schöne kräftige Race, die häufig, um sich zu erfrischen, in vollem Schweiß ins Wasser springen ohne schädliche Folgen. Die Reise ging indeß wegen der bald längern, bald kürzeren Schnellen ziemlich langsam. Am 28. Juni, als am fünften Tage, waren sie an den Machucaschnellen, die drei Meilen lang sind. Hier fanden sie noch zwei andere Boote, und nun wurde eins nach dem andern hinaufgezogen. Dies erforderte jedesmal 20 Mann, die im Wasser standen, während die anderen mit Stangen nachhalfen. Hier sahen wir Hrn. Cropny, den Ingenieur des anzulegenden Kanals, der sich über die Indianer als schlechte Arbeiter beklagte. Von da bis zu den Schnellen von Castillo Viejo fließt das Wasser ruhig, oberhalb derselben abermals bis zum See. Castillo Viejo liegt auf einem Hügel und ist in Ruinen, da es im J. 1848 demolirt wurde; alles ist seit der kurzen Zeit so verwachsen, daß wir keinen Pfad finden konnten. Am 30. kamen wir zu Fort San Carlos an, das mit einem Halbdutzend zerlumpter Soldaten besetzt ist. Die Niederlassung am Fuße des Forts ist nicht mit San Juan zu vergleichen, mag aber mit der Zeit von Bedeutung werden, denn hier beginnt die Seeschifffahrt, die so schön ist, daß man die Mühseligkeiten der Flußschifffahrt bald vergißt."

Das Klima von Cayenne. Die mittlere Temperatur stellte sich für das Jahr 1845 auf $27_{,6855}$ Grad R., für 1846 auf $28_{,0475}$ Grad R.; so daß sich im Durchschnitt $27_{,88}$ herausstellt. Das ist eine *höhere* Mitteltemperatur als in Senegambien (26° 5'), Madras (26° 9') und Cumana (27° 5'). Im Hospital zu Cayenne stellte sich 1845 die Mitteltemperatur in keinem Monate des Jahres unter 26 Grad. Hier eine Tabelle des Thermometerstandes:

	Morgens 9 Uhr.	Mittags.	3 Uhr Nachm.	9 Uhr Abends.	Allgem. Durchschnitt.
Januar	26.55	27.10	27.10	26.60	26.80
Februar	26.80	27.75	27.80	26.85	27.30
März	27.—	27.70	27.63	26.70	27.25
April	26.43	27.13	27.33	26.36	26.80
Mai	26.80	27.70	28.13	26.36	26.96
Juni	26.33	27.33	24.33	26.63	26.90
Juli	26.90	28.50	28.90	27.10	27.80
August	27.90	29.23	28.90	27.52	28.63
September	28.30	30.—	29.95	28.—	29.22
October	28.—	30.—	30.60	27.31	29 —
November	27.60	28.80	29.40	27.50	28.30
December	26.90	27.80	28.—	26.60	27.30

Druck von E. Schünemann.

Digitized by Google

293962

Das Westland.

Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Fünftes Heft,

oder

Zweiten Bandes, zweites Heft.

Inhalt.

Brasseur de Bourbourgs Briefe über die alte Geschichte der civilisirten Urvölker von Nordamerika. (Fortsetzung.)

Ueber antiquarische Forschungen in Mittelamerika.

Materielle Entwickelung der Ver. Staaten.

Amtlicher Bericht über die Einwanderung in Neuyork.

Die Expedition der Ver. Staaten von Nordamerika gegen Japan.

Ein Ausflug nach dem Westen.

Ein Ausflug durch Oregon.

Das Portrait und der Name des Christoph Columbus.

Deutsche Reisende in Amerika.

Bremen, 1852.

C. Schünemann's Verlagshandlung.

Neu-York: G. & B. Westermann Brothers,

290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google

Brasseur de Bourbourgs Briefe
über die alte Geschichte
der civilisirten Urvölker von Nordamerika.

Fortsetzung des zweiten Briefes.

Brasseur de Bourbourg fährt im zweiten Briefe folgendermaßen fort: — In Betreff des Codex Chimalpópoca muß ich noch bemerken, daß in die erste geschichtliche Periode, nämlich in jene, welche auf die Gründung des ersten Chichimecareiches folgt, einige Bruchstücke sich eingeschlichen haben, die mit der Geschichte des Landes in keinem eigentlichen Zusammenhange stehen. Ich meine namentlich jene, welche Traditionen über die große Fluth enthalten, und ihrerseits wieder nur Bruchstücke mosaischer (?) Ueberlieferungen sind. Der Verfasser erzählt: „Die Alten wußten daß Erde und Himmel im Jahre 1 Tochtli oder Kaninchen (Conejo) geschaffen wurde; sie wußten zu welcher Zeit Erde und Himmel entstanden sind; wie der Mensch viermal geschaffen wurde und wie sein Leben sich viermal offenbarte. Denn sie wußten Tag für Tag was die Sonne gethan hatte, *) und sie sagten, sie hätte den Menschen aus Erde gebildet und ihn beseelt, und daß mit ihr der Quetzalcohuatl Alles gemacht habe am siebenten Tage Ehecatl oder Wind, dem letzten von jenen in welchem er alle Dinge schuf und beseelte. Die erste Sonne (oder die erste Epoche) welche auf die Zeit der Schöpfung und Gründung folgte, wurde genannt Atonatiuh oder Sonne des Wassers; denn damals, am vierten Tage Atl oder Wasser, brach herein die große Ueberfluthung in welcher die Menschen wie Fische umherschwammen. **) Der Tag dieser Sonne wurde genannt Nahui Atl oder 4ter Wasser, und zwei und funfzig Frühlinge lang blieb das Wasser auf der Erde. ***) Damals

---

*) In der Azendalmythologie wird die Sonne als Schöpfer der Welt betrachtet, obschon es auch manchmal heißt, daß dieser letztere den Lauf der Sonne lenke. Uebrigens wurde die Sonne als Vater des Königsstammes, der im primitiven Reiche der Quiches oder Chichimecas herrschte, betrachtet. Die Könige betitelten sich: Söhne der Sonne, nannten sich auch wohl in Bezug auf die Ausübung ihrer Herrschergewalt: Sonne.

**) Der aztekische Ausdruck sagt nicht eigentlich schwimmen, sondern bedeutet nur das Nachahmen der Wellenbewegung, gleich den Fischen; — anenezthinà, unduliren.

***) Im aztekischen Texte steht Xihuitl, welches Frühling oder Jahr besagt. Es kann möglich sein, daß dieses Wort durch ein Versehen statt Ilhuitl steht, das Tag bedeutet. In diesem Falle wäre die Uebereinstimmung mit der mosaischen Tradition fast vollständig. Vielleicht drückt der Verfasser die Anzahl von Jahren aus, während welcher das Wasser vor seinem völligen Ablaufen über der Erde stand.

Digitized by

existirte Alles zum vierten Male, als dieser Tag Nahui Atl oder 4ter Wasser kam. Und zu jener Zeit waren vierhundert Frühlinge verflossen, und noch zweihundert, und noch dreißig und noch sechszehn.*) Als aber das Ende der Zeiten kam, sagte Titlacohuan zu Nata und seiner Frau Nena Alles vorher was kommen werde, und sprach: Hört auf an Pulque (das bekannte geistige Getränk) und an Lustbarkeiten zu denken, sondern höhlt einen großen Ahuehuetlbaum**) aus, in den ihr hinein könnt, im Monat Tozcoztli, wenn sich das Wasser dem Himmel nähert.***) Als sie hineingetreten waren verstopfte er alle Oeffnungen und sprach zu dem Mann: Du wirst nur eine Maisähre verzehren; und zur Frau: Du wirst auch nicht mehr genießen. Und als nun Alles auf der Erde zu Grunde ging, wurden die Menschen von den Wassern weggetrieben wie von einem gewaltigen Gebirgsstrom, und wurden in Fische verwandelt. Das Wasser näherte sich dem Himmel und Alles wurde zerstört, und am Tage Nahui Xochitl oder 4. Blume ging Alles zu Grunde was Leben hatte. Und dieses Jahr war 1 Ce Calli oder Haus (Casa), und die Ueberschwemmung hatte begonnen am Tage Nahui Atl oder 4. Wasser. Alle Gebirge verschwanden und das Wasser blieb zwei und fünfzig Frühlinge lang. Als die Fluth aufgehört hatte, stiegen Nata und Nena auf die Erde hinab; denn das Wasser war nun ruhig und der Nachen bewegte sich nicht mehr. Und als sie denselben öffneten, gewahrten sie Fische. Sie rieben zwei Holzstäbe an einander und machten solchergestalt Feuer und brieten Fische. Aber da schaueten der Gott und die Göttin der Sterne, Citlallatonac und Citlallicue, hinab nach unten und riefen: Herren des Himmels! Was wird dort unten verbrannt? Wer verfinstert mit solchem Rauche den Himmel? Als Titlacohuan Tezcatlipoca†)

---

*) Wir wissen nicht, sagt Bourbourg, auf welche Epoche sich diese Angabe bezieht, wenn nicht etwa auf jene des Patriarchen Noah. (!!)

**) Ahuehuetl, Cupressus disticha. Der Gott befahl ihnen, einen Stamm dieses Baumes auszuhöhlen, und aus demselben einen Nachen zu verfertigen, nicht, wie Humboldt behauptet, ein Floß.

***) Am Tage Nahui Xochitl oder 4. Blume wurde Alles vernichtet was lebendig war. Es ist offenbar derjenige, an welchem das Wasser seinen höchsten Stand erreichte und die letzten Menschen und Thiere tödtete. Er entspricht dem achtzehnten Tage des Monats Hueytozcoztli, dem siebenten des mexicanischen Jahres, d. h. dem 19. Juni des Jahres 1 Calli oder Haus; es regnete folglich zwei und neunzig Tage. Der Regen begann zu fallen am Tage Nahui-Atl oder 4. Wasser, 7. des Monats Izcalli, dem dritten des mexicanischen Jahres, d. h. am 20. März. Diese Angaben sind bemerkenswerth; für eine vollständige Zeitbestimmung fehlt aber die Angabe des Jahres, in welchem diese Ueberfluthung stattfand. Tozcoztli bedeutet das Fasten der Mexicaner, und Huey Tozcoztli, was großes Fasten bedeutet, ist der Monat, in welchem, der Tradition zufolge, das Wasser die höchste Höhe erreicht hatte.

†) Tezcatlipoca, ein wiederstrahlender Spiegel, war bei den Mexicanern und Toltecas das Symbol der Vorsehung. Titla-cohuan oder vielmehr Ti-itlacohuan, „wir sind deine Sclaven", war einer der Beinamen für die Vorsehung, gleichsam als

Digitized by Google

sie hörte, rief er verdrießlich: Was geschieht denn dort in dem Feuer? Und dann nahm er die Fische, zerriß sie von unten auseinander, machte ihnen dann Köpfe und verwandelte sie in Hunde."

In der ersten Periode der Geschichte der Chichimecas berichtet der Verfasser des Codex Chimalpópoca über zwei Daten, welche um so interessanter sind, da sie sich auf eine so weit zurückliegende Zeit beziehen. Das eine ist eine Sonnenfinsterniß, deren Tag und Stunde der Geschichtschreiber mit bemerkenswerther Genauigkeit angiebt. „Es war, sagt er, in der zweiten Sonne (der zweiten Epoche der Natur) nach der Schöpfung und am Tage Nahui Ocelotl oder 4ten des Tigers, der deshalb auch Ocelotonatiuh oder Sonne des Tigers genannt wurde. Da geschah die Verdunkelung der Sonne des Himmels;*) denn als sie in ihrem Laufe auf der Hälfte des Tages angekommen war, folgte plötzlich eine Verdunkelung, es wurde finster und die Sonne fraß sich auf. Wie man damals leben konnte, das wissen allein die Alten zu erklären, denn sie allein konnten das Vergangene und Zukünftige voraussagen (pronosticar) und die Ursachen aller Begebenheiten erklären.**) Als damals die Sonne sich aufaß, war das Jahr Ce Acatl oder 1 Rohr (Caña)."

Hier ist offenbar von einer Sonnenfinsterniß die Rede, und den oben angedeuteten Berechnungen zufolge fiel sie auf den Tag Nahui Ecatl des Jahres Ce Acatl, der zusammenfällt mit dem zweiten Tage des Monats Hueymicailhuitl, dem dreizehnten des mexicanischen Jahres; was dem ersten Oktober des Jahres 303 vor der christlichen Zeitrechnung entspricht.

Das zweite Datum ist noch merkwürdiger, und für die Geschichte der Naturerscheinungen in Mexico von größtem Interesse. Es steht nämlich der Ausbruch eines Vulkans in Rede, welcher weit und breit das Land mit Lavaströmen überdeckte, und wahrscheinlich mit beitrug zur Bildung des Thales von Tenochtitlan. „Die Sonne (oder Epoche) genannt Nahui Quiahuitl oder 4. Regen, ist die Dritte in der ternalen Reihe. Denn es war am Tage Nahui Quiahuitl als die Zerstörung durch den Feuerregen kam, und die Menschen in junge Gänse (pipilas) verwandelt wurden."

„Diese dritte Sonne oder Epoche war gekommen am Tage Nahui Quiahuitl und wurde genannt Quiahtonatiuh, oder Sonne des Regens. An diesem Tage fand der Feuerregen Statt und der große Brand. Es fiel ein Schauer (torrente) von Sand und Steinen, die sich über die Erde verbreiteten.

---

wollte man damit sagen: durch dich sind und leben wir. Man nannte sie auch Ipalnoaloni, dasjenige durch welches, in welchem und für welches man lebt.

*) Die Sonne des Himmels ist offenbar ein besonderer Ausdruck, welcher das Gestirn des Tages bezeichnet; so wie Sonne der Erde den obersten Herrscher eines Landes bezeichnet.

**) Diese Worte deuten an, welche hohe Meinung man im amerikanischen Alterthum von den Priestern, Weisen ꝛc. hegte.

Digitized by Google

Damals kam der Stein Tetzontli *) siedend heiß herab und es bildeten sich die Felsen mit rother Farbe. Die Sonne selbst **) kam in dem Brande um, welcher Alles, mit den Häusern und Palästen, zerstörte. Und dieses geschah, nachdem andere dreihundert und zwölf Jahre verlaufen waren. ***) Diese neue Zerstörung geschah innerhalb Eines Tages und wurde verursacht durch den Feuerregen, und alles was Leben hatte wurde vernichtet am Tage 7. Ce Tecpatl. Denn es war wirklich im Jahre 1. Tecpatl, daß an diesem Tage Nahui Quiahuitl, oder 4. Regen, alle Fürsten und Herren ihren Untergang kommen sahen, und deshalb nennt man sie jetzt Pipil-Pipil." †)

Der Tag Nahui Quiahuitl des Jahres 1. Ce Tecpatl entspricht dem zweiten Tage des Monats Cohuailhuitl, dem Fünften des mexicanischen Jahres, oder dem 24. April des Jahres 76 der christlichen Zeitrechnung; und der Tag 7. Tecpatl dem ersten des Monats Micailhuitzintli, dem Zwölften des Jahres, und er ist der 10. September des Jahres 76 unserer Zeitrechnung.

Der mexicanische Text sagt nicht, welcher Vulcan es war, der diese ungeheuern Zerstörungen anrichtete. Nach dem Commentator des Paters Sahagun ††) wäre der Tetzontli Lava aus den kleinen, das Thal Tenochtitlan einschließenden

---

*) Der Tetzontli oder Amygdaloid ist bimsteinartig, hart, porös und dabei sehr leicht. Er kommt in großer Fülle in der Umgegend der Stadt Mexico vor, wo sehr viele Häuser aus demselben gebaut sind. Man fing namentlich unter Axacayatl, dem Vater Moctezuma II. an, sich desselben häufig zu bedienen.

**) Die Sonne, welche in diesem Brande zu Grunde ging, bedeutet offenbar den Monarchen, welcher diesen Titel führte, und der sich ohne Zweifel gerade damals in einer der Städte befand, welche von der Lava bedeckt wurden. Merkwürdig ist an diesen Ausbrüchen der mexicanischen Vulkane, daß sie etwa in dieselbe Zeit fallen, in welcher Plinius der Aeltere beim Ausbruche des Vesuvs sein Leben verlor. So hat auch Mexico sein Herculanum und sein Pompeji. Ein Beweis, daß eine alte Stadt unter der Lava begraben liegt, bot sich vor kurzem dem französischen Gesandten in Mexico dar, und zwar im Thale von Mexico, an der Stelle, welche man als Pedregal de San Agustin bezeichnet. Dieser Pedregal ist ein mächtiger Strom erkalteter Lava, unter welcher ein Bach fließt, der da wo er zu Tage tritt bedeutende Trümmer von Töpfergeschirr und auch Götzenbilder von gebrannter Erde herausschwemmt. Diese kommen ohne Zweifel aus den von Lava verschütteten Häusern. Nachgrabungen würden gewiß interessante Ergebnisse liefern.

***) Diese Angabe bezieht sich auf die großen historischen Epochen, welche auf die Gründung des Chichimekenreiches folgten. Die erste von 676 Jahren, beginnt 955 vor der christlichen Zeitrechnung. Die darauf folgende zählt nur dreizehn Jahre; nach ihr kommt eine andere von 312 Jahren. Von dieser ist hier die Rede; nach derselben kam jene, in welcher die Eruption der Vulkane sich ereignete, nämlich im Jahre 76 nach Christus.

†) Der Licentiat Chimalpópoca übersetzt Pipil-pipil mit Viejitos, d. h. kleine Greise.

††) Don Carlos Maria de Bustamante, in seiner Ausgabe der Geschichte Sahagun's, Note B Theil III. Buch 4. Cap. 12. Par. 6.

Digitized by Google

Vulcanen, und auch der berühmte Pedregal von San Agustin verdanke sein Dasein einem Ausbruche des Vulcans von Axusco; *) ein Gleiches sei der Fall mit den Lavaströmen welche sich bis Acapulco ausdehnen. Demselben Gewährsmann zufolge hätte ein Ausbruch des Cofre de Perote das ganze Land nach Südosten hin bis zum mexicanischen Meerbusen mit Lava bedeckt. Doch diese Frage mag von den Naturforschern beantwortet werden; ich wende mich wieder zu meinen Manuscripten.

Nachdem ich so ausführlich über den Codex Chimalpópoca gesprochen habe, muß ich einiger weniger Seiten erwähnen, welche einen Bericht über die bedeutendsten Revolutionen des ersten Königreichs Tulhá enthalten, und einiger anderen Ereignissen erwähnen, welche für die allgemeine Geschichte Nordamerikas nicht ohne Belang sind. Dieses Manuscript ist die Abschrift einer Uebersetzung welche auf Befehl des Dr. Isidor Gondra nach dem mexicanischen Original veranstaltet wurde. Ich nenne ihn, zu Ehren des fleißigsten und ausdauerndsten Alterthumsforschers den ich in Mexico kenne, den Codex Gondra.

Das Manuscript beginnt mit der Beschreibung der zwanzig Abtheilungen (Barrios, Viertel) der großen Stadt Tollan oder Tulhá, — Huey Tollan; es enthält aber die Namen nur der zwölf ersten; offenbar ließ der Uebersetzer die acht anderen aus, weil ihm dieselben von keiner Erheblichkeit schienen. **) Der Verfasser schildert die Ereignisse welche den Umsturz des Throns herbeiführten. Dieser wurde veranlaßt durch die Minderjährigkeit des letzten Fürsten vom Stamme der Chanes, um dessen Vormundschaft sich zwei angesehene Familien stritten; die eine war jene der Chichimecas-Toltekas, die andere jene der Chichimecas von Nonohualco. Der Streit führte zum Aufstande dieser letzteren und zur Ermordung des jungen Monarchen. Aber das Volk, welches ihn geliebt hatte, erhob sich in Wuth gegen die Mörder, welche mit ihren Anhängern zur Nachtzeit entflohen. Als Xelhua, der erste und angesehenste der Nonohualcos, aus Tulhá entfloh, befragte er das Orakel von Culhuacan, das ihm den Rath gab, sich zu entfernen. Unterwegs kommt Reue wegen seines Verbrechens über ihn; er erleidet von der Bevölkerung, durch deren Gegend er zieht, mehrere Niederlagen, und gründet das Reich der Nonohualcos — dessen Hauptsitz sich in der Stadt Quetzaltepec befand ***) —, in den

*) Axusco ist ein kleines Dorf bei Cuoyacan, ungefähr 7 Leguas von Mexico. Betancourt, auf die Aussagen einiger alter Indianer sich stützend, bemerkt, daß der Pedregal de S. Agustin de las Cuevas gebildet worden sei oder herrühre von einem Vulkan in der Nähe, der damals bekannt war unter dem Namen Quauhnexac oder besser Quauhnexatl, d. h. Berg des Wassers der Asche.

**) Ich habe unglücklicherweise das Original nicht einsehen können. In Betreff der Namen bemerke ich, daß ich einige derselben mit Hülfe der mexicanischen Chronik Tezozomocs herstellen konnte.

***) Quezaltepec oder besser Quetzaltepetl, Berg der Quetzales, war eine sehr feste Position mitten in den rauhen Gebirgen der Mixes; sie beherrschte die Schlucht

Digitized by Google

Gebirgen welche an das Gebiet der Zoques gränzen. Dieses wurde später von seinen Nachfolgern erobert. Der Verfasser schildert darauf die Begebenheiten in diesem Reiche und nennt die Namen der dreizehn Prinzen welche nach Xelhua den Thron inne hatten. *)

Aber während Xelhua ein neues Reich gründete, wurde Jeyrcohuatl, das Oberhaupt der toltekischen Partei, der sich nach dem Tode des jungen Königs von Tulhá der Gewalt bemächtigt hatte — er war Hauptursache am Tode desselben gewesen —, gezwungen die Hauptstadt zu verlassen, um nicht das Opfer der Volksrache zu werden. Er hatte erst einige Jahre regiert. Er ging außer Landes mit den Toltecas, **) deren Reisezug (Itinerario) das Manuscript angiebt, und kam bis Tlachihualtepec oder Chollollan, das damals von den Olmecas und Xicalancos bewohnt war, welche die ganze aztekische Hochebene beherrschten. Der Verfasser schildert die Zwistigkeiten welche damals unter diesen Völkern herrschten; er zeigt, wie die Toltecas aus denselben Vortheil zu ziehen wußten und welche List sie anwandten, zuerst um sich zu Gebietern von Chollollan zu machen, sodann die anderen olmekischen Städte einzunehmen, und wie sie ihre eigene Herrschaft befestigten.

Dies ist in kurzen Umrissen der Inhalt des Codex Gondra, der einige interessante Beiträge zur alten Geschichte der civilisirten Urvölker Nordamerikas enthält, und eine Lücke ausfüllt die man sehr empfindlich spürte. ***) Auch zieht die Geschichte aus diesem Manuscripte noch einen andern Nutzen. Dasselbe weist nämlich nach, durch welche Ortschaften die Toltecas auf ihrer Wanderung zur aztekischen Hochebene kamen, und thut unwiderlegbar dar, daß sie nur aus der Stadt Tulhá gekommen sein können, deren Ruinen in der Nähe von Ocosingo liegen.

---

aus welcher mit Heftigkeit das Wasser des Coazacoalco hervorbricht, der das Land der Mixes von Chiappas und Tabasco trennt. Nach dem Tode Moctezumas griffen die Bewohner zu den Waffen und das ganze Land war im Aufstande gegen die Spanier. Gonzalo de Sandoval bezwang dasselbe. Der genannte Ort ist gegenwärtig nur ein armseliger Flecken in der Präfectur Coazacoalco.

*) Diese Fürsten eroberten später das ganze Zoquesland, welches jetzt einen Theil des Staates Chiappas bildet; ihre Hauptstadt war Zoquiapan oder Tecpatlan; es ist das heutige Tecpatan, im nordöstlichen Theile des Staates.

**) Diese Tolteken bildeten die Partei des Jeyrcohuatl. Sie nannten sich speciell Tultecas, weil sie die aztekische Hochebene eroberten und Neu-Tulla oder Tollan gründeten.

***) Ich übergehe hier einige lose Blätter, welche zu demselben Manuscripte gehören, aber mit dem Zusammenhange desselben weiter nichts gemein haben. Sie geben Einzelnheiten über den Weg und die Richtung, welche die Mexicaner nahmen, ehe sie sich am See von Tenochtitlan festsetzten. Diese Seiten sind unvollständig und von keiner Erheblichkeit.

Digitized by Google

Dritter Brief.

Lägen bloß die Angaben des Don Ramon de Ordoñez als Grundlagen für die alte Geschichte der civilisirten Urvölker Nordamerikas vor, so müßte man allerdings die Thatsachen, welche er in Bezug auf die Wanderung der Chanes oder Culhuaques und die Gründung der Quiché- oder Chichimeca-Monarchie in den Ebenen von Palenque beibringt, der allerstrengsten Kritik unterwerfen. Vergleicht man aber diese Thatsachen mit den verschiedenen Traditionen, welche wir in den mexicanischen Annalen finden, sodann mit jenen der anderen Völker, welche an das Reich Moctezumas gränzten, z. B. einerseits der Tarascas in Mechoacan, andererseits der Zapotecas und der Mistecas in der großen Provinz, welche jetzt Oaxáca heißt *), mit jenen endlich, welche in den Chroniken von Yucatan und Guatemala enthalten sind, — dann zerfließen allmälig die Wolken, welche die alte Geschichte dieser Völker verhüllten. Wir sehen, welchen Zusammenhang dieselbe hat und wie sich eins nach dem andern an die Grundlagen anschließt, welche der obengenannte Forscher legte. Ich kann es nicht genug hervorheben, wie viel Licht er, mitten aus dem Wust seines Commentars über die Mythologie der Tzendales, auf die alte Geschichte seines Landes geworfen hat. Seine archäologischen Studien und seine gründliche Kunde der indianischen Sprachen leuchteten mir wie eine Fackel, in deren Glanz sich das Dasein einer Anzahl civilisirter Völker aus dem hohen Alterthum spiegelt, Völker, deren Namen man bisher in Europa kaum gekannt hat. Ich sah sie nach einander aus dem Dunkel hervortreten; sie gruppirten sich allmälig um das Gebäude, welches er gegründet, und liefern, jedes für seinen Theil, einen Beitrag zu der großen Geschichte dieses Continents, den man gewöhnlich als die Neue Welt zu bezeichnen pflegt.

Ich habe, von Ordoñez geleitet, alle diese Traditionen gesammelt, habe sie auf das Sorgfältigste bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein studirt, habe

---

*) Der Name Oaxáca oder Guaxaca ist vergleichungsweise ziemlich neu; und Pater Burgoa (Descripcion geografica de la America setentrional etc.; situacion astronomica de la provincia de Santo Domingo de Oaxaca. Mexico 1674. Theil I. Cap. XVII., Seite 189) bemerkt: „Als die spanische Armee in dieses Land kam, hatte sie nur einen einzigen Priester bei sich; er war ihr Kaplan und las bei passender Gelegenheit Messe. Die erste Messe in diesem Thale las er in freiem Felde, jenseits des Flusses an dem Berge von Chapultepeque, wo später der Flecken Santa Anna stand. Man verfertigte aus Baumzweigen eine Hütte und stellte den tragbaren Altar unter einen großen Baum, auf welchem rothe Beeren wachsen; in demselben befindet sich ein Kern der sehr übel riecht und sehr erhitzend ist. Die Indianer aßen denselben in Chilewasser und die Mexicaner nennen ihn Guaxe. Nach diesem Kern und dem ersten Orte, wo die Spanier sich niederließen, hat man die Stadt, welche damals nur ein Flecken war, Guaxaca genannt. Späterhin hieß sie Antequera." Man weiß, daß es vor der Ankunft der Spanier keine Stadt dieses Namens gab. Der größte Theil des heutigen Staates Oaxaca war damals in Mixtecapan und Zapotecapan begriffen.

Digitized by Google

die einzelnen Wörter der Tzendalsprache, der Maya und der Azteka etymologisch zergliedert. Diese Einzelnheiten finden sich theilweise in den ersten Schriftstellern nach der Conquista, ohne Urtheil oder Kritik zerstreut; sie legten auf dieselben nicht den gebührenden Werth, sie ließen sorglos die kostbarsten Documente des Alterthums zu Grunde gehen. Ich las über den hier in Frage stehenden Gegenstand die in Europa und Mexico gedruckten Bücher und was ich handschriftlich in den Archiven fand. In diesen liegen, bis jetzt wie vergessen, die Jahrbücher mehrerer großen Nationen, welche billigerweise ihre Stelle unter den ältesten der civilisirten Welt einnehmen müssen.

Ordoñez hat auch einige bisher dunkel gebliebene Punkte der alten Geographie Amerikas in helles Licht gestellt, und gerade solche, welche für die Geschichte vom höchsten Interesse sind. Dieser Umstand hat mich wesentlich bei der Entwirrung des Chaos dieser Traditionen ohne Ordnung und ohne Chronologie, gefördert. Ich meine die Lage der bisher für beinahe fabelhaft erachteten Länder Huehuetlapallan, Tlapallan, Huey-Culhuacan und Huey-Tollan. Diese Namen gehören dem heroischen Zeitalter Mexicos an, und die meisten Stämme von Anahuac betrachteten dieselben stets als die Wiege ihrer Väter und ihrer Civilisation. Die Geschichtschreiber, welche den Ursprung der mexicanischen und toltekischen Nationen nach den hieroglyphischen Annalen behandelt haben, schildern abwechselnd Huehuetlapallan und Culhuacan oder Huey-Culhuacan *) als die Stätte, wo die amerikanische Civilisation zuerst Kern gewann, gleichsam ihren Ursitz hatte, als die Capitale eines großen Reiches, jenes der Chichimecas. Diese verschiedenen Namen erscheinen bald als ein und derselbe Ort, bald als jene verschiedener Plätze, so daß nothwendig Verwirrung daraus entsteht. Aber diese wird beseitigt, sobald man bedenkt, daß die Namen Tlapallan und Huehuetlapallan sich nicht bloß auf eine Stadt beziehen, sondern auf ein ganzes Land, eine Region, gleichsam als ob man sagte: das Land oder das Große Land der Farben, **) oder der Dinge welche Farbe geben; wenn man ferner erwägt daß Culhuacan oder Huey-Culhuacan ganz einfach eine Stadt ist, eine Lage im Besondern, welche nicht immer genau Stadt oder Ort der Schlangen bedeutet, sondern

*) Tlapallan oder Huehuetlapallan sind Benennungen für ein und dasselbe Land. Hue oder Huehue bedeutet groß oder alt; also Huehuetlapallan das Groß- oder Alt-Tlapallan. Es ist als wenn man statt Frankreich sagte: Groß- oder Alt-Frankreich. Diese Qualificationen ändern am Orte selbst nichts. Ein Gleiches ist der Fall mit Culhuacan oder Hueyculhuacan, mit Tollan und Huey-Tollan.

**) Tlapallan kommt von Tlapalli, was nach Molinas Wörterbuche die Bedeutung hat von: Farbe zum Malen, oder gemalte Sachen. Deshalb heißt noch jetzt in Mexico ein Laden in welchem Farben verkauft werden, eine Tlapalleria. Die Endung an oder lan zeigt den Ort oder das Gebiet an. Somit besagt Tlapallan den Ort oder das Gebiet der Farben.

Digitized by Google

vielmehr Derjenigen, welche nach Art der Schlangen gehen. *) Dieses wird deutlich dargestellt durch das Horn, die phonetische Hieroglyphe von Culhuacan; dieses Horn steht auf den altmexicanischen Charten, immer zur Linken des Cerro de Culhuacan. Faßt man also Culhuacan in der Bedeutung einer Stadt oder eines besondern Ortes, so wird es leicht, die Existenz desselben mit jener Huehuetlapallans in Uebereinstimmung zu bringen; dieses letztere war das Gebiet, der Staat oder die Provinz, und jenes die Hauptstadt.

Wenn man von dieser Annahme ausgeht und wirft dann einen Blick auf die hieroglyphische Karte, welche die Wanderung der Mexicaner darstellt, so sieht man neben dem Vogel auf dem Zeichen des Wassers, Atl, das Aztlan bedeutet, ein pyramidenartiges Denkmal mit Stufen, und neben dem letztern einen Palmbaum. Schon Humboldt hat hervorgehoben, daß dieser letztere nicht auf eine Gegend im Norden hinweisen könne. Dieser gelehrte Reisende folgt hier nur dem, was vor ihm schon die spanischen Schriftsteller über diesen Gegenstand bemerkt hatten. Was er aber auch sagen mag, man darf die Urheimath der Völker, welche die Nahuatlzunge**) redeten, nicht

*) Der Name Culhuacan oder besser Colhoacan kommt von Coloa, was nicht genau Schlange (Culebra) bedeutet, die im Mexicanischen Cohuatl heißt; sondern schlängeln (encorvar ó andar rodeando al modo de las culebras). Nach den Traditionen der Tzendales muß man in diesem Worte den Ursprung des Namens suchen. Die Vorfahren der Culhuaques oder Coloaques wohnten anfangs in Höhlen, wohin sie sich zurückzogen wie die kriechenden Thiere, mit welchen ihre Nachbarn sie verglichen. Das Italienische Andar serpeggiando oder che anda serpeggiando, schlängelnd gehen, giebt genau die Bedeutung von Coloa und Coloaque wieder.

**) Nahuatl, im alten Plural Nanahuatl. Unter dieser Benennung begriff man alle Stämme, welche die mexicanische Sprache redeten. Daher kommt der Ausdruck: „die sieben Nahuatlacas-Nationen," von welchen viele Werke reden. Zur Zeit der Eroberung bedeutete Nahuatl im gewöhnlichen Sinne einen hombre ladino, que hablaba bien su lengua, also wohl einen gebildeten Menschen. Im primitiven Sinne kommt es von Nahualli, d. h. geheim, geheimnißvoll, dunkel, verborgen; und wurde im Anfange auf die Stämme von mexicanischer Sprache angewandt, weil deren Priester und Häuptlinge in Tamoanchán odr Chiappas jene gräuelvollen Mysterien einführten, bei denen Menschenblut vergossen wurde. Sie brachten eine Menge abergläubischer Vorstellungen in Schwang, deren Reste man späterhin alle unter der Benennung Nagualismus zusammenfaßte. Unter dem Schleier dieser Geheimnisse conspirirten die Nahuatlacas länger als ein Jahrhundert hindurch gegen die Religion und die Dynastie der Chanes. In Folge einer Revolution, welche diese blutige Sekte durchsetzte, wurde aldann der Sitz des Reiches von Nachan (Palenque) nach Tulha verlegt. Später bedeutete Nahualli, einen Hexenmeister, Zauberer, einen in Künsten und Wissenschaften erfahrenen Mann. Deshalb nennt Nuñez de la Vega in seinen Diöcesanconstitutionen die Zauberer Nagualistas. Die Völker leiteten davon den Ausdruck Nahuatl ab, womit sie Menschen bezeichneten, die mit der Mexicanern Ursprung und Sprache gemein hatten; — geheimnißvolle, mysteriöse Leute, oder Zauberer (Magos) wegen der geheimen Zusammenkünfte, an welchen ihre Vorfahren

Digitized by Google

im **Norden**, sondern muß sie im **Süden** suchen. Das ergiebt sich ganz klar aus den mexicanischen Gemälden, die hier gewiß keinen Irrthum enthalten; mit dem Palmbaume soll angedeutet werden, daß die Völker aus einer tropischen Gegend kamen. Keine mexicanische Geschichte oder Chronik, kein bekanntes hieroglyphisches Denkmal sagt, daß die Nahuatlstämme aus dem Norden heranzogen, mit alleiniger Ausnahme des Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl, der aber erst lange nach der Eroberung schrieb, und hierin nur dem Cortes und den spanischen Schriftstellern vor ihm folgte. Seine Angabe stützt sich auf kein authentisches Zeugniß, und Moctezuma selbst versicherte ja im Gespräch mit Cortes, daß seine Vorfahren von der Seite herkamen, wo die Sonne aufgeht. Der Eroberer bemerkt auch in seinen Briefen, daß er sich diesen vermeintlichen Irrthum des Monarchen zu Nutze machte, und sein Commentator Lorenzano ist in Verlegenheit um eine Erklärung. Beide waren nämlich überzeugt, daß diese Völker nur von Norden her nach Amerika hätten gelangen können. Um nun die Schwierigkeit zu beseitigen, sagt er, die Indianer seien völlig im Irrthum. Als wenn die Mexicaner, welche so großen Werth auf ihre Genealogien und ihre Geschichtsbücher legten, und als ob Moctezuma, der für sehr unterrichtet und belesen in den Annalen seiner Vorgänger galt, *) weniger von der Vergangenheit des Landes und Volkes gewußt hätte als die Spanier. Ich muß noch hinzufügen wie Herrera, Solis, und gegenwärtig

---

Theil nahmen, und der Zauberei, Hexerei, für deren Erfinder man sie hielt. Noch jetzt bedeutet Nagual einen Geist oder Genius (genio ó demonio familiar) und der Nahualismus oder Nagualismus ist eine Zauberei, die noch jetzt im größten Theil der mexicanischen Provinzen bis zur Republik Guatemala hin allgemein im Schwange geht. Ich muß hinzufügen, daß die Macht, welche der Nagualista oder Hexenmeister sich zuschreibt, die nämlich, sich in die Gestalt seines Lieblingsthieres oder Lieblingsgeistes zu verwandeln, so wie viele Gebräuche dieser Sekte, derselben eine große Aehnlichkeit mit der Hexerei und Zauberei im europäischen Mittelalter giebt. In meiner Geschichte werde ich über diesen wundersamen Aberglauben mehr sagen.

*) **Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl**, ein Nachkomme des gleichnamigen letzten Königs von Tetzcoco, schrieb mehrere historische Relationen, von denen manche nur die Wiederholung früherer mit einigen Abänderungen enthalten. Sein Bericht über die Geschichte der Chichimecas und Tultecas enthält, wie schon bemerkt wurde, viele Widersprüche, und wir wissen aus genaueren und zuverlässigeren Dokumenten, daß die Geschichte der Könige von Tetzcoco nicht über die Regierung Ixtlilxochitl des Ersten oder Aeltern, des Vaters von Nezahualcoyotl, hinaufreicht. In Betreff des Ursprungs der Chichimecas und der Nahuatlacasvölker wiederholt jener Schriftsteller nur was Cortes und andere vor ihm gesagt hatten. Er war von den Eroberern seines Vaterlandes abhängig und wagte nicht, ihnen zu widersprechen. Doch sagt er deutlich genug, daß die Xicalancas und Olmecas über See von Osten her kamen, und daß Tlapallan in derselben Richtung lag wie Hibueras, d. h. Honduras, nämlich im Südwesten.

Digitized by Google

Don Isidro Gondra hervorheben, daß Moctezuma sich so ausgesprochen habe, wie Cortes selbst angiebt.

Geht man ferner auf die Etymologie des Wortes Aztlan zurück, so muß man gleichfalls zugeben, daß dieses Land nicht in einer sehr nördlichen Gegend gelegen haben kann. Aztlan bedeutet nämlich Wasser oder Teich der Reiher oder Flamingos (el agua ó pántano de las garzas), und diese Art von Vögeln kommt nur in den tropischen Gegenden vor. Sieht man sich sodann die Benennungen der Nahrungsmittel an, welche die Azteken, nach der Chronik Tezozomoc's *), beim Anbeginn ihrer Wanderung mit sich nahmen, so wird man gleichfalls die Urheimath dieses Volkes ganz anderswo als im Norden suchen müssen. Torquemada, dessen Autorität in Bezug auf den vorliegenden Gegenstand nicht in Zweifel gezogen werden kann, versichert ganz ausdrücklich: die Angabe Derjenigen, welche die Aztecas von Norden herkommen lassen, sei durchaus unbegründet. Er sagt: **) „Ich will nicht von der Meilenzahl sprechen, welche sie auf ihrer Wanderung zurücklegten, denn keiner unter den Alten erwähnt einer solchen. Auch billige ich die Ansicht Acostas und der Uebrigen nicht, welche sagten, der Weg den sie in etwas mehr als einem Monat hätten machen können, sei erst in einem Jahre und länger zurückgelegt worden. Die Behauptung, daß sie aus der erst vor wenigen Jahren entdeckten Provinz, welche wir Neu Mexico nennen, gekommen seien, ist durchaus falsch; denn das Volk dort hat davon nicht die geringste Kunde, und das Volk hier erkennt jenes nicht als Stammväter an. Auch sind die Sprachen Beider so durchaus von einander verschieden, daß sie weder Wörter noch überhaupt Diction gemein haben. ***)

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß weder das Aztecavolk noch irgend ein anderer Nanahuatlstamm von Norden her eingewandert sei; es bleibt aber noch nachzuweisen von woher sie kamen als sie das Tafelland der Azteken bevölkerten. Schon oben ist angedeutet worden, daß sie aus einer südlich oder südöstlich von Tenochtitlan-See liegenden Gegend kommen mußten. Also muß auch die Provinz oder das Reich Huehuetlapallan oder bloß Tlapallan und dessen Hauptstadt Culhuacan in einer südlichen Gegend gesucht werden.

---

*) Ein Augenzeuge, von dem Bernal Diaz redet, sagt: daß Moctezuma ein ganzes Haus voller Bücher besaß. Don Fernando Alvarado Tezozomocs chronica mexicana liegt handschriftlich im Nationalarchiv zu Mexico.

**) Monarquia indiana, Tom I. lib. 2. Cap. 3.

***) Die uncivilisirten Stämme im Norden haben keinerlei Sprach- oder Stammverwandschaft mit den Mexicanern oder Nahuatl, und wenn man sich dem Rio Gila nähert, trifft man kaum noch einige Spuren dieses Idiomes an. Geht man dagegen nach Süden, bis zu den äußersten Gränzen des Staates Nicaragua und bis Honduras, so findet man nicht blos Reste der mexicanischen Sprache, sondern diese wird dort geredet, und wird von den Völkern, welche von dort bis Mexico einander folgen, als ihre eigentliche Sprache betrachtet. Siehe Juarros, Historia de Guatemala, II. 4. 6.

Digitized by Google

Don Fernando de Alva Ixtlilxuchitl spricht in seiner dreizehnten Relation *) von den langen und gefahrvollen Expeditionen, auf welchen sein Vorfahr Ixtlilxuchitl, welcher König der Aculhuaques von Tezcoco war, den Cortes begleitete. Bei dieser Gelegenheit giebt er ein klares Zeugniß über die Lage von Tlapallan. „Es waren auch noch andere Ausgangspunkte (salidas) vorhanden, die hier, weil ich Weitschweifigkeit vermeiden will, nicht erörtert werden, z. B. von Colima, von Hueymolan, von Tlapallan; und dieses ist eine Provinz, welche sich nach den Gesängen und Gemälden in der Gegend von Ibueras **) hin erstreckt, und durch welche Ixtlilxuchitl während jenes Zuges kam.“ Diese Worte sind deutlich. Ibueras ist bekanntlich der Name, welchen man der Provinz Honduras gab. Es war der Zweck der großen Expedition, welche Cortes unternahm um dorthin zu gelangen; während derselben ließ er den unglücklichen Quauhtemoctzin hängen.

In einer bis jetzt ungedruckten Handschrift die ich besitze, wird auf eine bestimmte Weise im Einzelnen nachgewiesen, daß die Mexicaner auf ihrer Wanderung nach Anahuac von Süden herkamen. ***) Aber wo lag diese Region? In welcher von jenen südöstlichen Provinzen, die sich von Mexico bis Nicaragua ausdehnen, muß man Tlapallan oder Huehuetlapallan suchen, und an welchen Zeichen kann man das alte Culhuacan erkennen? Um diese Fragen zu beantworten, nehme ich zum Ausgangspunkte die Stadt Tollan oder Huey Tollan, welche in den Ueberlieferungen gleichzeitig mit Huey Culhuacan und Huehuetlapallan erwähnt wird. Beide werden als unweit von einander entfernt liegend geschildert. Nimmt man auch an, daß Huey Tollan nicht zur Provinz Tlapallan gehörte, so war sie doch nicht weit davon entfernt, und wenn man die alten mexicanischen Geschichten mit Aufmerksamkeit lieset, so findet man, daß Tollan oder Huey Tollan eine beträchtliche Stadt war, die mit Cul-

---

*) Dreizehnte Relation: de la Venida de los Españoles y del principio de la ley evangélica, escrita por D. F. de Alva Ixtlilxuchitl, y publicada con el titulo: Horribles crueldades de los Conquistadores etc., por D. Carlos M. de Bustamante, en el suplemento a la historia del P. Sahagun. Mexico 1829. p. 112.

**) Ibueras der alte Name der Provinz Honduras. „Man nannte es auch Hibueras, wegen der Menge außerordentlich großer Kalebassen, welche man dort fand, und die man so auf der Insel Hispaniola (St. Domingo) nannte. Diccionario geografico historico de las Indias occidentales, por D. Antonio de Alcedo; Artikel Honduras.

***) „Der erste König, welchen es in Mexico gab, nachdem sie angefangen hatten zu regieren und diese Länder zu bevölkern, als sie aus den Gegenden kamen, welche nach Mittag zu liegen, hieß rc.“ Diese Worte stehen in einer Handschrift, die einige Seiten hat und ohne Titel ist. Am Ende befinden sich jedoch folgende Worte: Estos documentos saqué de un libro in folio manuscrito, de las guerras civiles del Peru, escrito por Pedro Gutierrez de Santa Clara. Este libro se halla en la secretaria del gobierno de D. José Gorraez, lo que apunte porque puede servir esta noticia. Mexico y Mayo 22. de 1763. — Francisco Rodriguez.

Digitized by Google

huacan rivalisirte. Der Codex Chimalpopoca sagt, beide seien von ein und demselben Fürsten erbaut worden, und zwar die eine nur vier Jahre später als die andere. Der Verfasser bemerkt, daß einige Jahrhunderte später Huactli, der Zweite seines Namens, ein König des zweiten Reiches der Chichimecas, die Gränzen seines Staates bis in die Provinz Chiappas ausdehnen wollte, und daß damals die Bewohner der alten Hauptstadt Tollan, bis zu welcher er vorgerückt war, ihm vergeblichen Widerstand mit den Waffen zu leisten versuchten.*)

Diese Angabe genügt vollkommen zur Bestimmung der Lage von Tollan. Man hat somit dasselbe in den Ruinen zu suchen, welche Ordoñez, Juarros und andere Schriftsteller mit dem Namen Tulha bezeichnen. Sie liegen bei der Ortschaft Ocotingo, im Staate Chiappas. Und werfe ich einen Blick auf eine Charte, so begreife ich, daß Cortes durch diese Stadt oder was an ihrer Stelle lag, marschiren mußte, wenn er in das Königreich Acallan wollte. Er kam von der Seeküste her, mußte mehrmals die mannigfachen Zweigarme des Flusses Tabasco überschreiten, und gelangte, wie Bernal Diaz sagt, zur Stadt Chilapan (oder besser Chiappan).**) Von dort mußte er, wie gesagt, über Ocotingo und

*) Oncan manca yaoyotl Huecatlan Atlauhco in quix namiquia Altepetl Tollantlaca noyuhqui in Chiappan yaoyotica huelmoquetz in quaxochti. Das heißt: Er führte auch Krieg gegen Huecatlan Atlauhco, welchem sich die Bewohner der großen Stadt Tollan widersetzten, und so breitete er durch Gefechte seine Gränzen in Chiappan aus. — In dem in der Mayasprache verfaßten Manuscripte, welches Don Pio Perez, nebst einer spanischen Uebersetzung Herrn Stephens gab (und das dieser Reisende englisch in seinen Incidents of travel mitgetheilt hat), ist gleichfalls von der Stadt Tulha die Rede, unter der Benennung Tulapan. Es wird der Abreise der vier Tutul Xius aus dem Hause des Nonual erwähnt, im Jahre 144 der christlichen Zeitrechnung, und gesagt: „sie gingen aus dem Lande Tulapan, das im Westen von Zuina liegt," um sich nach Yucatan zu begeben. Vergleichen wir die Stelle des Mayamanuscripts mit den Traditionen, welche Herrera gesammelt hat, so finden wir das von uns über denselben Gegenstand Gesagte bestätigt, daß nämlich Tula oder Tulapan im Staate Chiappas lag. Der genannte Geschichtschreiber versichert: „man hielt es in Yucatan für ausgemacht, daß die Tutul Xius, welche aus den Lacandonesgebirgen herabkamen, aus Chiappas stammten. (Decad. IV. Buch 10. Cap. 2.)

**) Die Einzelheiten, welche in dieser Beziehung Cogolludo anführt, indem er die Stelle aus Bernal Diaz citirt, und das was ich in Ixtlilxuchitl und Herrera finde, überzeugt vollkommen, daß diese Stadt Chilapan an dem gleichnamigen Flusse, keine andere ist als die alte Stadt Chiappan, die auf einem hohen Felsen stand, welcher den gleichnamigen Fluß beherrschte. Sie war gegründet durch das kriegerische Volk der Chiappanecos, welches gegen das elfte Jahrhunderte aus Nicaragua kam, und sich in dieser Provinz niederließ, aus welcher es die Aztamtos, Aztecas oder Mexicaner vertrieb; mit diesen blieben die Chiappanecos bis zur Zeit der spanischen Eroberung im Kriegszustand. Diese Stadt Chiappan wurde zweimal von Don Juan de Mariezgos, einem Statthalter des Cortes erobert; er versetzte den Rest ihrer Einwohner weiter abwärts in die Ebene, wo er für sie die Stadt Chiappa de los Indios gründete, in nur geringer Entfernung von der alten Stadt, an demselben Flusse, zwölf Leguas von Ciudad Real.

Digitized by Google

durch die Provinz Tlapallan ziehen, um nach Acallan zu gelangen, das nach Ixtlilxuchitl *) an dem Großen Flusse, d. h. dem Uzumacinta liegt. Cortes wollte damals nach Honduras. Einige Monate vorher hatte er einen seiner Hauptleute mit den Truppen Ixtlilxuchitls auf einen Zug gegen Chamollan oder Chamula ausgesandt; nach heftigem Widerstande wurde diese Stadt eingenommen. Von dort zogen die Krieger nach Chiappan und von dort nach Huehuetlan. (Vielleicht Huehuetollan oder Tulha de Ococingo.)

Alles hier Gesagte liefert den Beweis, daß das Tollan oder Huey Tollan der alten mexicanischen und toltekischen Ueberlieferungen mit den Ruinen des bei Ococingo gelegenen Tulhá identisch ist, und daß, wie schon bemerkt, die Provinz Tlapallan oder Huehuetlapallan an jene Provinz gränzte, von welcher jene Stadt die Kapitale war. Erwägen wir sodann die Etymologie dieses Wortes: „Land der Farben oder der Sachen welche Farbe geben“, so paßt dieser Name auf kein anderes Land so vortrefflich, als das, welches zwischen den Gebirgen von San Pedro oder Tumbalá und dem Meere liegt. Die Hauptstadt desselben scheint Nachan (Palenque) gewesen zu sein. Das Land ist recht eigenlich eine Heimath der Färbestoffe und Färbehölzer, die einzige aus welcher seit Jahrhunderten **) fremde Völker aus der Nachbarschaft wie aus der Ferne sich mit Färbehölzern und anderen werthvollen Hölzern versorgten; es ist das einzige welches wirklich den Namen Tlapallan verdient. Culhuacan war die Hauptstadt und der Sitz des primitiven Reiches der Chichimecas.

Uebrigens entspricht seine Lage vollkommen jener, wie sie auf den mexicanischen Karten dargestellt wird. Man sieht sowohl das Land, dessen mit einem Gipfel gekrönter Berg sich aus dem Wasser emporhebt, wie die Hügel von Palenque an dem Tage als der erste Gesetzgeber dieses Landes seine Penaten dorthin brachte. Diese glückliche Lage ist jener analog, welche noch heute die Umrisse der Terminoslagune darbieten. Unmittelbar hinter der Stadt erhebt sich das Gebirge. Dort war der rechte Platz für eine große Hauptstadt und für einen

*) Vergleicht man die obengenannten Schriftsteller mit dem Bericht des Villagutierre, so stellt sich heraus, daß das Reich Acallan auf der andern Seite des Uzumacinta gelegen haben muß. Das Wort Acallan bedeutet im Mexicanischen tierra de barcas; Land der Barken oder Canots, von Acalli, Barke. Dieser Name paßt vollkommen auf ein von Strömen und Flüssen durchschnittenes Land, namentlich in der Gegend wo der Uzumacinta sich der Provinz Tabasco nähert.

**) Der Zeichner Armendaris, welcher den Hauptmann del Rio auf seiner Expedition nach Palenque begleitete, erzählte dem Don R. de Ordoñez: „daß er etwa eine Wegstunde von den Trümmern der Stadt, und unweit von der Fähre über einen schiffbaren Fluß (den Rio Michol), der in den Uzumacinta fällt, ein großes Souterrain (cueva) fand, in welchem eine ungeheuere Menge von Färbeholz aufbewahrt lag, das offenbar alt war und Jahrhunderte lang dort gelegen hatte“, gleichsam in einem Magazin. (Memoria sin titulo de D. Ramon de Ordoñez.)

Digitized by Google

ausgedehnten Handel zu Land und See. Auf diese Lage der Stadt und des umliegenden Landes deuten die Mexicaner und Tultecas in den Schilderungen von der Pracht des Landes, welches die Wiege ihrer Vorfahren war. Sie nennen es „ein Land des Reichthums und des Ueberflusses“, wo die Kürbisse sechs Fuß Umfang haben. (— Der spanische Text sagt: á donde las calabazas tenian una braza en redondo; der französische, der vielfach dem spanischen nicht genau entspricht und überhaupt sehr flüchtig bearbeitet zu sein scheint, sagt: où les calebasses ont une brassée de diamètre! —); wo die Maiskolben so dick sind, daß man sie nicht mit der Hand, sondern nur mit beiden Armen aufheben kann; wo die Getreidestengel so hoch und dick werden wie Bäume. Die ausgesäete Baumwolle erndtete man in allen Farben, hellroth, scharlachroth, gelb, violet, weißlich, grün, blau, schwärzlich, grau, orange, falb; alle diese Farben hatte die Baumwolle von selbst; sie wuchs gleich so.*) Dort in Tulha hatten die Vögel das reichste Gefieder und den prächtigsten Farbenschmuck; der Xiuhtototl, der Quetzaltototl, der Saquan und Tlauquechol**) und andere Vögel saugen dort süß und angenehm. In diesem üppigen, an Lebensmitteln aller Art so reichen Lande wächst vortrefflicher Cacao, und die köstlich duftende Rose Teunacatzli; dort findet man das Ulli, ein schwarzes Baumgummi, und die Xiloxu-Chitlrose,***) nebst vielen anderen herrlichen Blumen. Das Land ist die Heimath auch der Papageyen, großer und kleiner. Auch hat es Edelsteine; als da sind Smaragden (Chalchihuites) und Türkise, und viel Gold und Silber. Es ist mit einem Worte das allerfruchtbarste Land, und darum nannten die Alten es Tlalocan, d. h. das Land der Reichthümer, des irdischen Paradieses, und seine Bewohner nannte man Kinder des Quetzalcohuatl.“ †)

Sahagun, der uns diese kostbaren Reste der alten Geographie und Traditionen der Tolteken aufbewahrt hat, bemerkt an einer andern Stelle, daß die Alten mit dem Namen Tlalocan jene ausgedehnte Landstrecke bezeichneten, welche zwischen den drei gegenwärtigen Staaten Oaxaca, Chiappas und Tabasco liegt, und daß aus ihren Gebirgen, wie aus einem großen Becken, alle die

---

*) Sahagun sagt: Estos colores de algodon eran naturales, que asi nacian.

**) Diese Vögel gehören sämmtlich dem heißen Landstriche, der tierra caliente, Mexico's an, und finden sich unbedingt nicht bei dem Tulla auf der aztekischen Hochebene, welche dem gemäßigten Striche, der tierra templada, angehört.

***) Teunacaztli, oder vielmehr Teonacaztli, von Teotl, Gott, und Nacaztli, Ohr, also göttliches Ohr. — Ulli hieß bei den Mexicanern das Gummi oder elastische Harz des Kautschuck; der Baum hieß Olli. — Xiloxuchitl, Rose oder Blume des Mais, so genannt nach ihrer Gestalt, welche der Maisähre gleicht und sehr schön ist.

†) Man nannte sie so wegen der Städte Nachan (Palenque) und Tulha, der beiden Capitalen dieses Landes, wo die Fürsten, welche diesen Titel führten, regiert hatten.

Digitized by Google

großen Flüsse hervorströmen, welche die Erde bewässern. *) Zwischen diesen Gebirgen und dem Meere, welches sie Ilhuicatl oder das Große Wasser nannten, welches sich mit dem Himmel vereinigt, **) lagen die Provinzen, welche sehr wahrscheinlich von den Mexicanern Anahuac genannt wurden, d. h. die am Wasser liegen (junto al agua). Sie unterscheiden übrigens zweierlei Anahuacas, nämlich Anahuac Xicalanco und Anahuac Ayotlan. Die Kaufleute, welche in alten Zeiten von Tlatilulco und Tenochtitlan dorthin gingen um feine Tuche, Edelsteine, Gold und Federschmuck zu kaufen, trennten sich allemal zu Tochtepec, ***) welches am Gebirge der Mixes liegt. Sie war eine neutrale Stadt, welche die Gränze von Chiappan, Mixteca und Zapoteca beherrschte. Die Handelsleute, welche von Tochtepec aus in die Provinz Anahuac Ayotlan reisten, gingen hinab nach Tututepec, †) einer durch den Reichthum ihrer Fürsten und ihre großen Märkte berühmten Stadt. Dort begann die erste Provinz Anahuac, welche das ganze Gestade der Südsee bis zu den Gränzen von Guatemala umfaßte, d. h. bis über die Stadt Xoconochco hinaus. ††) Andererseits gingen die, welche mit Yucatan Handel trieben, dem

---

*) Allerdings kommen die meisten Ströme und Flüsse, welche dieses Land bewässern, aus diesen Gebirgen; sie sind die bedeutendsten von ganz Neu-Spanien.

**) Sie nannten das Meer auch Teuatl, d. h. göttliches Wasser, wunderbar wegen seiner Tiefe und seines unermeßlichen Umfanges. Auch wurde dasselbe bezeichnet als Hueyatl, d. h. großes Wasser, oder Hueyahuecatlan, d. h. hohes und tiefes Wasser.

***) San Juan Bautista de Tochtepec oder Tuxtepec, jetzt ein Flecken im Bezirk Chinantla und der Präfectur Cozamaloapan, liegt in einer weiten Ebene, am Ufer eines sehr reißenden Flusses, der von den Sierras der Mizteca herabkommt und sich bei Tochtepec mit einem anderen Flusse vereinigt; beide fallen dann in den Papaloapan oder Alvarado, unweit von dessen Mündung ins Meer.

†) Tututepec (Vogelberg, cerro de aves), jetzt ein unbedeutender kleiner Ort in der Präfectur Xicayan, im Staate Oaxaca, an der Küste der Südsee. Es war ehemals eine große und prächtige Stadt, deren Fürsten für die reichsten in der Mizteca galten. Man sieht noch Trümmer von Palästen, welche den alten Glanz bezeugen. Sein Markt war vor der Eroberung weit und breit berühmt; auf demselben fanden sich Karawanen und Kaufleute auch aus sehr entlegenen Gegenden ein. Als die Könige von Zapoteca und Tehuantepec sich Cortes unterworfen hatten, führte der Fürst von Tututepec Jahre lang gegen sie einen erbitterten Krieg, um sie wegen ihrer Gefügigkeit zu bestrafen.

††) Xoconochco, d. i. der mexicanischen Etymologie zufolge lugar de los tunales, Ort der Nopals; jetzt Soconusco. Diese Stadt und Provinz liegen zwischen dem stillen Weltmeer, den Staaten Oaxaca und Chiappas und der Republik Guatemala. Die Stadt Xoconochco war vor der spanischen Eroberung eben so berühmt, glänzend und mächtig wie Tututepec, und Stapelplatz für einen ausgedehnten Handel zwischen den verschiedenen Landschaften Guatemalas und Mexicos; jährlich fanden sich viele Karavanen dort ein. Nachdem Alvarado sie erobert hatte, sank sie rasch, und im abgelaufenen Jahrhundert verfiel sie völlig: nur der Name blieb der zur mexicanischen

Digitized by Google

Stromlaufe des Papaloapan entlang, *) an dessen Mündung die zweite Provinz Anahuac anfing, die ihren Namen von der großen und reichen Stadt Xicalanco führte bei welcher sie endete. **) Das Anahuac oder Anahuac-atlalli, d. h. Land Anahuac, begriff somit die ganze Region Tlalocan auf beiden Seiten, und mit Recht sagt Sahagun, der Geschichtschreiber des heroischen Zeitalters von Tulha, daß der Quetzalcoatl auf das Gebirge von Tzatzitepetl einen Herold schicken, und von beiden Seiten seiner Hauptstadt her, auf hundert Wegestunden weit, die Städte von Anahuac zusammenberufen lassen konnte, die er von seinen Palästen in Tulha aus beherrschte.

Tlalocan ist ein Name der aus dem Nahuatl stammt; wahrscheinlich trat er an die Stelle der Benennung Tamoanchan; ***) denn so heißt diese prächtige Region in den Traditionen der Tolteken und Mexicaner, ehe die königliche Macht und Gewalt von Nachán (Palenque) nach Tulha übersiedelte. Dieses letztere geschah zu der Zeit als die Dynastie der Chanes oder Culhuaques gestürzt wurde, und zwar durch die Nanahuatlfürsten und die Tulhaques oder alten Tultecas. In diesen Traditionen bedeutet Tamoanchan dasselbe wie Tlalocan, was die spanischen Schriftsteller mit Irdisches Paradies übersetzten, wegen der Wunder, welche die Alten davon zu erzählen wissen. Aber dieser Name ist in seiner ursprünglichen Etymologie viel bedeutender für die Geschichte, und liefert einen weitern Beweis für das schon von mir Nachgewiesene, wenn

Republik gehörenden Landstrecke, welche sich am stillen Meer in einer Länge von acht und fünfzig Wegstunden hindehnt. Es giebt eine sehr gute Statistik über diese Region von D. Manuel Larrainzar.

*) Der Papaloapan oder Fluß der Schmetterlinge (mariposas) von Papalotl, Schmetterling, und Apan, Strand, Ufer am Wasser, ist der erste Fluß, welchen Cortes auf mexicanischem Gebiete sah; er ist der Rio Alvarado, welcher zwölf Stunden von Vera Cruz mündet.

**) Xicalanco, alte und mächtige Stadt am Meere, in der Provinz Tabasco, liegt auf der Spitze einer Insel, welche von einem Arme des Flusses Xicalanco gebildet wird, an der Mündung in die Terminos-Lagune. Der Name wird abgeleitet von Xicalli, Kürbisschaale (vaso de la calabaza); sie soll von den Xicalancas gegründet worden sein, deren Hauptstadt sie lange Zeit war. Sie war Stapelplatz zwischen Mexico und dem Maayhá-Reiche, und trieb beträchtlichen Handel. Nach Bernal Diaz war die berühmte Marina, Geliebte des Cortes, an Kaufleute von Xicalanco verkauft worden, welche sie dem Batab oder Kaziquen von Tabasco verhandelt hatten. Von der Stadt ist gegenwärtig nichts mehr übrig.

***) Tamoanchan. Man findet dieses Wort auf dieselbe Weise in mehreren alten mexicanischen Werken geschrieben, auch im Codex Chimalpópoca. Es hat im Mexicanischen keine Bedeutung. Möglicherweise hat es seinen Ursprung im Tzendal; wäre dies der Fall, so könnte man glauben daß es gebildet worden sei aus Tamo und Anchan oder Nachan; so daß die erste Sylbe des letztern durch Euphonie umgebildet wäre, wie das in einigen Sprachen vorkommt. Nachan war die Hauptstadt der Region, welche die primitiven Völker Tamoanchan nannten. Temoanchan würde im Altmexicanischen einen Landungsplatz und zugleich eine Zeit der Ruhe bedeuten.

Digitized by Google

es nämlich darauf ankommt, die wahre Ursprungsstätte der Nanahuatlstämme nachzuweisen. Er besagt und bedeutet nämlich ganz einfach Land der Gründung oder der Begründer, weil Tlalocan, d. h. die Gebirge von Chiappas, wahrscheinlich die Wiege der Begründer des Nahuatlstammes war. Von dort stammt auch die Benennung der Tlaloques, welche man als die Götter der Gebirge und des Wassers bei den Mexicanern betrachtet, Aufnahmebecken der Gewässer, Anbeginn der Nahuatlacomacht, aus welcher so viele Reiche entsprangen.

Tlamoanchan war somit ein Land, von welchem Tlalocan einen Theil bildete; es war dasselbe, welches in späteren Zeiten Huehuetlapallan hieß. In seinen Gebirgen wurde der Nahuatlstamm zahlreich und mächtig, und als er sich stark genug glaubte, schüttelte er das Joch der Culhuaques ab. Die Nanahuatl oder Nahuatlaques betrachteten seit einem Jahrhundert Tamoanchan als ihr Vaterland, aber die Väter ihres Stammes waren aus fernen Gegenden im Osten gekommen. Sie seien bei Panuco oder Panotlan aus Land gestiegen, wo auch um dieselbe Zeit die Olmecas und Xicalancas gelandet sein sollen. Diese Angabe findet sich in den Traditionen, welche der Franciscaner Andres de Olmos (in seinem Tractatus de antiquitatibus Novae Hispaniae) gesammelt, dieser wißbegierige Erforscher alter Geschichten, der sein Leben lang als Missionär unter den Chichimekenstämmen des Gebirges bei Tampico und Panuco verweilte. Er hebt hervor daß alle Bewohner der von Cortes eroberten Landschaften aus fernen Gegenden im Osten gekommen seien, über das Meer, in zwölf oder dreizehn Escuadras ó compañias. Die ersten seien die Chichimecas gewesen,*) welche lediglich von der Jagd lebten und gleichsam Wilde waren. Nachher kamen die Culhuaques, von welchen die Chichimeken lernten den Acker zu bestellen, zu säen, das Fleisch zu kochen, und allerlei andere Dinge des civilisirten Lebens. Lange Zeit nachher kamen endlich die Mexicaner, (d. h. Nahuatlstämme); sie führten eine andere Religion ein und mit derselben auch Götzenbilder. Andres de Olmos bemerkt ferner, daß der Anführer der mexicanischen (Nahuatl-) Stämme ein ehrwürdiger Greis gewesen sei, Namens Mixcohuatl.**) Von seinem Weibe Hancueitl hatte er sechs Söhne. Diese waren Xelhua, Stammvater der Tecpanecas;***) Tenuch, jener der Mexicaner;

*) Diese Tradition stimmt mit jener des Ordoñez überein und mit den Tzendales-Ueberlieferungen; ferner mit jenen im Codex Chimalpopoca. Man wird später sehen, wie wichtig dieser Umstand ist.

**) Iztac Mixcohuatl, oder die weiße Nebel-Schlange, (Culebra blanca nebulosa). Dieser Name spielt wahrscheinlich auf das Land an, aus welchem diese verschiedenen Stämme hervorgingen.

***) Die Benennung „Vater“ deutet mehr die hohe Stellung und das Ansehen des Oberhauptes als die Vaterschaft an. Die amerikanischen Völker legten aus Achtung ihren Fürsten dieselbe bei; von diesen wurden sie hingegen Kinder genannt.

Digitized by Google

Ulmecatl jener der Ulmecas; Xicalancatl jener der Xicalancas; Miztecatl jener der Miztecas, und Otomitl jener der Otomites.*)

Diese Ueberlieferungen stimmen vollkommen mit denen überein, welche wir bei Ixtlilxuchitl und Sahagun finden. Der erstere sagt in Betreff der Ulmecas und Xicalancas: „Aus ihren Geschichten kann man abnehmen, daß sie in Schiffen oder Barken von Osten her kamen bis in das Land Papuhá**); sie bevölkerten dieses und die Gegenden, welche der Attohiac***) bewässert; dieser aber fließt zwischen Ciudad de los Angeles und Cholulla. Pater Lizana (in seiner Geschichte unserer Lieben Frau von Izamal, die 1629 oder 1630 in Yucatan gedruckt wurde), spricht von den prächtigen Gebäuden in Yucatan und bemerkt: „Und da die Insel Hispaniola von den Karthagern †) colonisirt wurde, und von ihr aus Cuba und Yucatan, von Osten her, so könnte es wohl sein, daß ein so muthiges und civilisirtes Volk diese prächtigen Gebäude aufgeführt und andere Völker unterjocht hätte.“ (!)

Ixtlilxuchitl bemerkt noch, daß die Vorahnen (antecesores) der Ulmecas und Xicalancas von den Antillen gekommen seien, und sodann dem Gestade Floridas entlang schiffend zum amerikanischen Festlande gelangten. Sahagun

) Torquemada, Monarquia indiana, Tom. I. Lib. I. Cap. 12).

**) Das Wort Papuhá stammt wohl aus dem Tzendal. Nach einem Wörterbuche der Mayasprache würde Papuhá oder vielmehr Pá-puuc-ha bedeuten: Wasser der Städte, oder der Mauern des Gebirges. Wahrscheinlich war jenes Land vor der Herrschaft der Nahuatlacasvölker unter diesem Namen bekannt. In der Uebersetzung der Historia chichimeca, welche Herr Ternaux Compans geliefert, steht Potonchan statt Papuhá.

***) Attohiac, besser Attoyatl ist ein generischer Ausdruck für Fluß, im Mexicanischen.

†) Bourbourg bemerkt: Die Meinung, daß die Karthager Nord-Amerika civilisirt hätten, sei unter den älteren Schriftstellern und Reisenden sehr allgemein. Er meint: die dafür beigebrachten Gründe seien nicht absolut zu verwerfen, obwohl man viel darüber (— mit vollem Rechte —) gespottet habe. Man möge nur erwägen, was der Mönch Gregorio Garzia in seinem Werke: Origen de los Indios sage.

*) Auf keinen Fall ist das Otomi eine Nahuatlsprache, und die Otomis sind von den aztekischen Stämmen ethnisch verschieden. Ein Blick in die Grammatik ihrer Sprache macht das sogleich einleuchtend. Vor mir liegt die Grammatica ragionata della lingua Otomi, con un vocabulario spagnuolo-italiano otomi, del Conte Enea Silvio Vinzenzo Piccolomini, Roma 1841. In der Einleitung, wo er die geographische Ausdehnung dieses Volks näher bestimmt, bemerkt er: La loro lingua, che con nessuna altra del mondo conosciuto antico o moderno ha la menoma analogia, è simplice e poco ricca, però difficile assai in quanto alla pronunzia. — Albert Gallatin hat in den Transactions of the American Ethnological Society, Vol. I. Newyork 1845, von S. 286 an, eine Uebersicht der Otomi-Grammatik, nach Molinas Grammatik, Mexico 1767, und Emanuel Nazeras Abhandlung über diese Sprache, Philadelphia 1835, gegeben. Von S. 298 an bringt Gallatin ein vergleichendes Vocabularum des Otomi, Azteca, Huastecа und Maya. Nazera zufolge ist das Mazahui, eine andere monosyllabische Sprache von Anahuac, eine Schwestersprache des Otomi. Ich werde im zweiten Bande meines Werkes: „Amerika, in geographischen und geschichtlichen Umrissen“, die alte Geographie und Ethnographie von Mexico und Mittel-Amerika, so wie die verschiedenen Idiome in diesen Ländern ausführlich behandeln. Andree.

Digitized by Google

bemerkt da, wo er vom Ursprunge der Völker spricht, welche die Nahuatlzunge reden: „Die Sage weiß, daß sie über See her kamen; gewiß ist, daß sie in Fahrzeugen anlangten; doch weiß man nicht wie diese gebaut waren. Man könnte einer Sage zufolge, welche sich bei den Indianern erhalten hat, annehmen, daß die sieben Höhlen *), aus welchen sie hervorgingen, nichts anderes waren als sieben Fahrzeuge oder Galeeren, in welchen die ersten anlangten, welche dieses Land colonisirten. Die ersten Gründer kamen in diese Gegenden Neu-Spaniens, die gleichsam eine andere Welt sind, vor unzähligen Jahren. Sie waren in Schiffen zur See gekommen, und landeten in einem Hafen im Norden, (östlich von Mexico); und weil sie sich dort ausschifften, nannte man ihn Panutla von Panoaia, d. h. ein Ort wo man ausschifft, wenn man von der Seeseite herkommt. Daraus hat man corrumpirt Pantlan gemacht. Dieses Volk suchte das Irdische Paradies; es nannte dasselbe Tamoanchan**). Von diesem Hafen aus gingen sie dem Meeresufer entlang, sahen die schneebedeckten Berge und die Vulkane, bis sie in die Provinz Guatemala kamen.***) Angeführt wurden sie von einem Priester, der seinen und ihren Gott mit sich führte; diesen fragte er wegen alles Dessen, was sie unternehmen sollten, um Rath, und so bevölkerten sie Tamoanchan.

Diese Traditionen stimmen mit denen überein, welche Cortes und die Spanier aus dem Munde Moctezumas hörten; sodann mit jenen, welche die meisten Geschichtschreiber über die Ankunft und das Verschwinden Quetzalcohuatls erzählen, als dieser nach Tlapallan †) reis'te, welches er suchte; er landete

---

*) Chicomoztoc, (die sieben Grotten oder Höhlen), woraus man eine Stadt oder einen Ort hat machen wollen, bedeutet offenbar die Schiffe, aus welchen die Vorfahren der Nahuatlvölker hervorkamen. Auch der Verfasser des Codex Chimalpopoca spricht von Grotten, Höhlen, aus welchen die Mexicaner hervorgingen; er bemerkt aber dazu, daß sie sich auf dem Wasser befanden, und dort einige Zeit blieben, ehe sie ans Land gingen.

**) Tamoanchan wurde bezeichnet als ein herrliches Land, welches die aus ihrer Heimath vertriebenen Nationen, als ein neues Vaterland, aufsuchten.

***) Der Weg nach Palenque ist hier sehr genau bezeichnet. Die fremden Stämme landeten bei Panuco. Sie fürchteten sich, in das Innere Mexico's einzudringen, dessen Vulkane und Hochgebirge sie zurückschreckten. Sie zogen also dem Gestade entlang, zwischen dem Meere und den Gebirgen, und kamen, gemäß den Nachrichten, welche sie über Tamoanchan erhalten hatten, in das ersehnte irdische Paradies. Sahaguns Bemerkungen sind ganz richtig, denn in der ersten Zeit nach der Eroberung gehörte der gegenwärtige Staat Chiappas, in welchem die Trümmer von Nachan liegen, zum Königreich Guatemala.

†) Humboldt bemerkt: „Die Analogie des Namens Tlapallan mit Huehuetlapallan, dem Vaterlande der Toltecas, scheint nicht bloß zufällig zu sein. Aber wie soll man begreifen, daß dieser weiße Mann, Priester von Tulha, nach Südosten gegangen sei, um in dieses nördlich liegende Land zu gelangen, von wo seine Vorfahren ausgezogen waren?“ Aber wer sagt denn, daß Quetzalcohuatls Vaterland im Norden lag? Die Geschichtschreiber würden sich viele Verlegenheiten erspart haben, wenn sie den Indianern,

Digitized by Google

bei der Mündung des Coatzacoalco. Alle diese Angaben lassen keinen Zweifel mehr über die Gegend, von welcher die Nanahuatlstämme auszogen, als sie nach der aztekischen Hochebene wanderten.

Tamoanchan gränzt gegenwärtig an die Republik Guatemala, und gehörte zu dem vormaligen Königreiche dieses Namens seit der Eroberung. Und damals sammelte Sahagun, der 1529 nach Mexico kam und 1590 starb, mit großer Sorgfalt die Ueberlieferungen der Indianer Mexicos. Das Land war in der That ein irdisches Paradies; und noch heute wird es als ein solches von den Bewohnern und Reisenden in Chiappas und den umliegenden Gegenden geschildert. Es war demnach ein wirkliches Tlalocan für die Völker, welche auf die Chanes oder Culhuaques folgten; gerade in diesem Paradiese gründeten ihre Häuptlinge ihre erste Macht. Als sie späterhin durch die Ereignisse gezwungen wurden, in nördlicher gelegene Gegenden zu ziehen, verweilten sie in Gedanken gern in jener schönen Region, welche eine Wiege ihrer Vorväter war, und deren Andenken ihre Amoxoaques oder Barden in historischen Gesängen ihnen lebendig erhielten.*) In diesen poetischen Erzählungen blieb der Name Tlalocan geheiligt; aber später wurde Tlapallan oder Huehuetlapallan der Name, dessen Symbol in den Hieroglyphen sich leichter ausdrücken ließ, besonders in den Augen der Kaufleute, welche ihre materiellen Interessen der Poesie vorzogen.

Wenn man auf solche Weise die Ueberlieferungen in ihren verschiedenen Phasen auffaßt, und sich über die genaue Bedeutung der in der Geschichte eines Volkes oder Reiches vorkommenden Namen, Rechenschaft ablegt, gelangt man dahin die scheinbar widersprechendsten Dinge mit einander in Uebereinstimmung zu bringen.

Ueber antiquarische Forschungen in Mittelamerika.

Newyork, 30. Januar 1852.

Zu den an romantischem Interesse reichsten Aufgaben wissenschaftlicher Forschung gehören ohne Zweifel die Urgeschichte unseres Continentes vor dessen Entdeckung durch Columbus, und die vielen Denkmäler, welche aus dieser Periode noch vorhanden sind. Unbegreiflich ist es daher, daß gerade diese Aufgabe, im Verhältnisse zur Erforschung morgenländischer Geschichte und Alter-

---

welche ihnen sagten, daß ihre Vorfahren von Südosten kamen, mehr geglaubt hätten, als den Worten des Cortes und der Spanier. Sie hätten nur die Traditionen dieser Völker, welche von Moctezuma und den mexicanischen Großen so gern erzählt wurden, Beachtung schenken dürfen.

*) Amoxoaques, Hüter, Bewahrer, Archivare der Bücher oder Gemälde, von Amoxtli, was in der Sprache der Azteken Buch, hieroglyphische Darstellung bedeutet.

thümer, so wenig beachtet wird und daß von den Vielen, welche Zeit und Geld auf derartige Forschungen verwenden können, so gar Niemand daran denkt, endlich einmal etwas Zusammenhängendes, Größeres darin zu leisten. Wer hier in unserem rastlosen materiellen Ringen und Streben von dem süßen Gifte dieser Forschung gekostet hat, und dann in einem so aufreibenden Geschäftsleben wie das hiesige ist, oft in mehreren Wochen kaum eine Mußestunde finden kann, dem Pfade dieser Forschung zu folgen, der fühlt es doppelt schmerzlich daß im Verhältniß so wenig für letztere geschieht, begrüßt aber auch eben deshalb eine literarische Erscheinung wie das Westland mit um so größerer Freude, weil dasselbe erwünschte Gelegenheit giebt, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die noch immer vom tiefsten Geheimnisse umgebenen Räthsel zu richten, welche namentlich Mittelamerika in so großer Menge bietet.

Alle Entdeckungen in der alten Welt reihen sich als Glieder einer großen Kette ein, sie werden von Bekanntem begränzt, stützen sich auf Bekanntes und erläutern dasselbe; in unserem großen Westlande fehlt dagegen noch jeder Anfang. Die Schritte die wir vorwärts thun, führen uns auch jetzt noch in einem dunklen Labyrinthe herum, und selbst wenn wir uns dabei an den Ariadnefaden asiatischer Abstammung halten wollen, stoßen wir zuletzt doch stets auf Ureinwohner, welche unterjocht und dadurch angeblich höherer Bildung gewonnen wurden. Diese armen Ureinwohner, die Statisten in dem ältesten Trauerspiele — denn was ist Unterjochung wohl anders? — unseres Continentes, haben nach jenen fremden Erscheinungen eben nur abzutreten und in Nichts zu verschwinden; mit den Eindringlingen soll aber erst die wirkliche Geschichte beginnen! Sie sind wenigstens unter dem Hammer der Hypothese fortwährend feil, und was der alte Bernal Diaz im sechsten Kapitel seiner Geschichte von den Gelehrten Spaniens erzählt, die über den Ursprung der armen Teufel, welche Hernandez de Cordova, von seinem Zuge im Jahre 1517, gefangen nach Spanien einlieferte, nach allen Richtungen der Möglichkeit hin träumten und fabelten, das ist heute noch wenig gebessert. Die Gränzlinie zwischen Ureinwohner und Eindringling ist noch immer so unbestimmt wie zuvor, und es ist auch jetzt noch eine unentschiedene Frage an den menschlichen Instinkt, ob derselbe eher der aufgehenden Sonne entgegen, oder der untergehenden Sonne nachführt, und ob wir demnach für unseren Continent einen chinesischen oder phönicischen Bildungszug annehmen sollen? Zu was die neuentdeckte Verwandtschaft der peruanischen Sprachen — Quichua und Aymara — mit dem Sanskrit führen wird, ist noch nicht abzusehen; jedenfalls aber läßt auch sie die nur erwähnte Frage noch unerörtert. *)

*) Es giebt keine andere als nur eingebildete Verwandtschaft zwischen Sanskrit einerseits und dem Aymara und Quichua andererseits. Eben so wenig haben die alten civilisirten Völker Amerikas mit dem chinesischen oder phönicischen Bildungsgange etwas zu schaffen. Phönicier und Chinesen selbst sind himmelweit von einander verschieden. Der asiatische Unsinn muß radicitus aus der amerikanischen Wissenschaft ausgemerzt werden. A.

Die Hypothesen über das „Woher“, zu deren Lösung es immer Zeit bleibt, müssen wir nun freilich der europäischen Gelahrtheit zur Entscheidung überlassen; unsere Aufgabe dagegen sollte es sein, der spätern Entscheidung derselben die Unterlagen baldmöglichst zu geben, welche unser Continent thatsächlich in so großer Menge bietet. Und dazu haben die Forschungen des bekannten Reisenden John L. Stephens und neuerlichst die des E. George Squier die schätzbarsten Beiträge geliefert. Der klare praktische Blick des Yankee ist vorzugsweise geeignet, das ihm Vorkommende verständig und Anderen verständlich aufzufassen, und bei der Mittheilung des so Erfaßten ist es gewiß kein geringer Vortheil, daß wir hier der wissenschaftlichen Nebel beinahe ganz entbehren, welche den europäischen Forscher nur zu oft den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen lassen. Stephens Bücher sind hiervon ein glänzender Beweis, und die Treue mit der er das von ihm Aufgefundene wiedergegeben hat, ist zum wahren Segen für die Wissenschaft geworden. Beiden, Stephens und Squier, wurden übrigens ihre antiquarischen Forschungen in Mittelamerika auf die Weise ermöglicht, wie unsere, vor der Hand noch an so viel materielle Beschaffungen gebundene Regierung der Wissenschaft unter die Arme zu greifen eben vermag; sie wurden als Geschäftsträger nach Mittelamerika gesandt, und ihnen dadurch Gelegenheit geboten sich, neben der unwichtigern Gegenwart, einer geheimnißvollen Vergangenheit vorzugsweise widmen zu können. Die Befähigung des Yankeegeistes zur Erforschung der Urgeschichte unseres Continentes gilt übrigens vorzugsweise nur von den unbelebten Denkmälern dieser Geschichte, denn für die lebenden Ueberlieferungen einer längstverklungenen Zeit, für die Indianer, ist unser Standpunkt weniger günstig. Das angelsächsische Vorurtheil gegen alle farbigen Menschenracen, ein Vorurtheil in welchem zum größten Theile die Magie unseres jede andere Race stets unterjochenden und aufreibenden Fortschrittes liegt, wird wenigstens so lange ein Hinderniß gedeihlicher Forschung in dem Gebiete der farbigen Menschheit sein, als wir von dem Indianer noch Jagderzeugnisse, Land oder was sie sonst noch besitzen, zu erlangen suchen, als wir ihn noch nicht ganz unterjocht, oder, was am Ende gleichbedeutend ist, vertilgt haben. Wir sehen dies deutlich an den Beschreibungen indianischen Lebens und Treibens, die von uns nie so gut und wahr geliefert worden sind als von den französischen Missionären zur Zeit als Frankreich noch Canada besaß. Freilich waren zu jener Zeit die Indianer auch noch in einer viel bedeutendern Stellung als jetzt, wo sie am Ende nur mit Haß und Mißtrauen auf die weißen Männer blicken können, denen sie Alles was sie haben opfern mußten und vor denen ihre Race verschwindet wie Schnee an der Sonne.

Des unaufhaltsamen, keine unüberwindlichen Hindernisse anerkennenden Vordringens, und des klaren Erfassens und Wiedergebens von todten Denkmälern würde es übrigens eben so wie des gemüthvollen Eingehens in Verkehr und Sitte der lebenden Monumente bedürfen, wollte sich ein Reisender wirklich

Digitized by Google

einmal die Aufgabe stellen, das geheimnißvolle Gebiet gedeihlich zu erforschen, welches die Geschichte der spanischen Eroberung mit den beiden widersprechenden Namen des Kriegs- und Friedenslandes (Tierra de Guerra und Vera Paz) bezeichnet, desselben Landstriches in welchen Stephens den Berichten des cura ridente, jenes geistlichen Demokritus zufolge, seine lebende indianische Stadt verlegt, und welchen Señor Eustaquio, alias Velasquez, zur Decoration der Bühne gewählt hat, auf welcher die jetzt im Lande herumziehenden "Aztekenkinder" aufgeführt werden. Stephens Angabe ist vielfach besprochen und fast durchgängig für fabelhaft gehalten worden; dennoch aber dürfte ganz unbezweifelt viel Wahres an derselben sein, wenn auch nicht in der Art und Weise wie in der Aztekenkinder-Fabel, glauben gemacht werden soll. Ausschließlich indianische Dörfer und Gemeinden giebt es in Mexico und Mittelamerika gar viele, und manche derselben mögen sich von dem Eindringen weißer Männer eben so ausschließen wie Brantz Mayer dies von dem Indianerdorfe bei der Hacienda de Temisco, zwischen Mexico und Cuernavaca, erzählt. (Mexico as it was and as is. S. 175.) Unsere Expeditionen gegen die Navajoes im letzten mexicanischen Kriege haben uns mit lebenden, noch dazu in ältester Bauart aufgeführten Indianerstädten mehrfach bekannt gemacht, und es ist nur Schade daß den betreffenden Expeditionen Niemand beiwohnte, der über das ethnologisch Interessante wissenschaftlich befriedigend hätte berichten önnen. Dr. Wislizenus, der Doniphans Corps von Chihuahua aus auf dessen Marsche durch den Bolson de Mapimi nach Saltillo begleitete, war nicht vermögend solche Berichte durch Befragen der Theilnehmer an jener Expedition zu erlangen, und unsere jetzigen, stets nur feindseligen Beziehungen zu den Navajoes scheinen die Möglichkeit friedlicher Forschung ganz und gar abzuschneiden. Auf diese Stadt mag sich übrigens die Trappersage von einer lebenden Indianerstadt im Nordosten Sonoras beziehen, welche Page in seinen: Scenes in the Rocky mountains, and in Oregon, California, New Mexico etc. By a New Englander (Philadephia, Carey & Hart, 1846, 12°.) Seite 200 und 201, erwähnt, die aber sicherlich durch die Tradition nach und nach eben so ausgeschmückt worden ist, wie die Sagen von Cibola zur Zeit der Conquistadoren. Giebt es doch keine überschwenglichere und gleichzeig blinderen Glauben gebietende Ausschmückerei als die Habsucht, jene auri sacra fames, welcher die goldenen Entdeckungen der letzten Jahre in Californien und Australien alle Poesie zu nehmen droht, indem sie selbst das Unglaublichste zur Wirklichkeit macht. Das Eldorado und die Kaiserstadt *) sind schlagende Beweise hier-

*) Ueber Beide geben interessante Berichte: Derroteros y viages a la ciudad encantada ò de los Cesares que se creia existirse en la Cordillera a Sud de Valdivia. Buenos Ayres, imprenta del estado, 1836, Fol. VI. 71 Seiten. (Theil des ersten Bandes der interessanten „Coleccion de obras y documentos relativos a la historia antigua y moderna de las provincias del Rio de la Plata des Dr. Pedro de Angelis.“—

von. Die bisherige Nichtbeachtung der Sage von der centralamerikanischen Indianerstadt aber lehrt uns, daß, wo eine solche Wunderstadt nicht gerade im Golde glänzend gezeigt wird, auch jetzt noch wenig Nachfrage nach den Geheimnissen derselben ist. Materielle Schätze dürften in den Altos (so nennt man die Gebirge der Guatemaltekischen Districte Vera Paz und Las Mojas **) freilich nicht zu heben sein, desto mehr Wissensschätze aber, und wahrscheinlich der Schlüssel zu den Hieroglyphen die wir in Uxmal, Palenque und Copan in Stein gehauen, im Dresdner Manuscript aber jedenfalls in Schriftzügen aufbewahrt finden. Denn daß unter den Indianen jenes Gebietes, den sogenannten Lacandones, die Bedeutung jener Zeichen noch jetzt bekannt ist, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen. Haben sie doch unter sich fast alle ihre alten Gebräuche bewahrt; sind doch die Maja, das Pucktunk und, wie der Abbé Brasseur de Bourbourg versichert, noch mehr das Tzendal, der Sprache der Erbauer von Palenque und Uxmal gewiß ganz genau verwandt, und finden wir z. B. in den seit Jahren schon mit ungleichem Erfolg geführten Indianerkämpfen in Yucatan all die alten Familiennamen wieder, deren die Chroniken des Cogolludo und Villagutierre bei den Ureinwohnern gedenken. Dunlop erwähnt in seinem »Travels in Central America« (London, Longman, Brown & C°., 1847. 12°.) S. 193 des Aufstandes der Indianer von San Juan Ostuncula in Guatemala im März 1836, bei welchem dieselben, als sie flüchtig werden mußten, ihr Götzenbild zurückließen, ein Ideol wie deren von Stephens und neuerlichst von Squier so Viele beschrieben werden. Die Vorstände des indianischen Pueblo Subtiaba, einer Vorstadt von Leon in Nicaragua, theilten Squier, von dem sie gehört hatten daß er Freund der Indianer und ihrer Alterthümer (piedras antiguas) sei, mit, daß sie längst vergrabene Idole aufzufinden wüßten und ihm bringen wollten, was auch kurz darauf geschah. (Squier's Nicaragua, Neuyork, Appleton 1851. II Voll. 8°. 1. Band. Seite 280. 281. 318. 319. 320.) Stephens erzählt, daß, als er bei seinem ersten Besuche in Uxmal einen hölzernen Thürbalken mit darauf geschnitzten Hieroglyphen mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet habe, ein dabei befindlicher Indianer der dies bemerkte, sofort als er, Stephens, den Rücken gewendet, mit seinem Macheto auf diesen Balken losgehauen habe, wahrscheinlich um die Hieroglyphen dadurch unkennt-

---

J. A. van Heuvel Eldorado; being a narritive of the circumstances which gave rise to reports in the 16. century of the existence of a rich and splendid City in South America. Neuyork, (Winchester,) 1844. 8°. VIII. 160 Seiten.

**) Nach dem: Atlas Gualtemalteco en ocho cartas, formadas y grabadas en Guatemala de orden del Gefe del Estado; Doctor Mariano Galvez, año de 1832. Casildo España grab. Guatemala 1832, in kleinem Querfolio. Dieser Atlas, von Don Miguel Rivera y Maestre gezeichnet, enthält eine Uebersichtskarte und sieben Karten der einzelnen Provinzen. Er ist sehr selten, da angeblich nach dem Abzug nur weniger Abdrücke die Platten beschädigt oder vernichtet wurden oder sonst verloren gingen.

Digitized by Google

lich zu machen. (Incidents of travel in Central America, Bd. 2. S. 433.) So lassen sich gewiß noch viele Belege beibringen aus denen sich schließen läßt, daß auch den jetzigen indianischen Bewohnern Mittelamerikas die Bedeutung der Zeichenschrift der Annalen ihres Stammes nicht ganz unbekannt ist.

Wer aber hat sich bisher die Mühe genommen das Vertrauen jener armen hartbedrückten Menschenracen zu suchen und zu bewahren? Welcher in indianischer Archäologie Bewanderte hat bisher Zeit und Mittel gehabt den langsamen Gang der Entwickelung und Ausbeutung dieses Vertrauens zu verfolgen? Boturini Benaducci hatte in Mexico wie noch Keiner vor und wohl auch nach ihm gesammelt und würde, wäre er nicht der tyrannischen Eifersucht der spanischen Colonialregierung zum Opfer gefallen, Vieles haben leisten, noch mehr aber haben anregen können. Humboldt's seine allseitige Bildung und geübter Kennerblick hat in richtiger Anschauung vorhandener Monumente unendlich Dankenswerthes geleistet, und seine Stellung als Reisender war gleichzeitig der Art, daß ihm Vieles zugänglich war, was für weniger Hochstehende verschlossen blieb; allein sein Reiseplan war nicht vorzugsweise antiquarisch angelegt, und so mußten andere Forschungen oft überwiegend erscheinen. Der Abbé Brasseur de Bourbourg hat ein paar Jahre lang vortrefflich gesammelt, und wenn er, wie verlautet, seinen Plan, nach Centralamerika zurückzukehren und von Ocotingo (nach ihm das alte Tulha) aus seine Forschungen fortzusetzen, auszuführen in den Stand gesetzt wird, so dürften sich wichtige Ergebnisse erwarten lassen, zumal wenn sich ihm, dem gebildeten Priester, ein paar tüchtige Yankeekräfte beigesellen wollten, welche in Stephens'schem Geiste*) zu arbeiten befähigt wären. Es fehlte dann nur noch ein Lord Kingsborough, nicht um sich in eitelm Luxus zu ruiniren, sondern um große Mittel einem Zwecke zuzuwenden, dessen Verfolgung gewiß nicht so schwer ist als es nur zu oft hat glauben gemacht werden wollen.

Die neuerlich in Neuyork und angeblich auch in Havana**) zu höherer Verzinsung der centralamerikanischen Zwerge, hier „Aztekenkinder" genannt,

*) Man lese und beherzige was Stephens im 2ten Bande seiner Incidents of travel in Central America, Seite 298—300 zu Widerlegung der von den Herausgebern des Dupaix'schen Werkes ausgesprochenen Ansicht sagt, daß nur Regierungen im Stande seien antiquarische Entdeckungen durch Commissionen zu vermitteln.

**) Ein hiesiger literarische Freund versichert mich daß der Artikel in de Bows Magazine über die „Tierra de guerra" lediglich ein Humbug sei und das spanische Buch gar nicht existire. Nach so eben erhaltenen Briefen aus Havana ist das Buch dort nirgends aufzutreiben und bei Literaten wie Buchhändlern gänzlich unbekannt. (— Das war allerdings klar, da die angebliche havanesische Firma als jene der Buchhändler Nadie und Desconocido, d. h. zu Deutsch: Nirgendwo und Unbekannt, schon von vorne herein den Humbug klar machte. Deshalb nannten wir das angebliche Werk im Westland Nr. 1 einen Roman. A. —)

Digitized by Google

geschriebenen Fabeln können für Erweckung individueller Neu- oder selbst Habgier von Bedeutung sein, zumal da sie eben nur des Gewerbes halber erfunden und geschrieben wurden. Sie entstanden auf folgende Weise: Vor etwa zwei Jahren fand man nämlich in Mittelamerika ein Zwergenpaar — einen Knaben und ein Mädchen — von diminutivster Form und mit in Stirn, Nase und Oberlippe so ausgeprägter Tlappallaphysiognomie, daß sie lebhaftest an die alten Bildwerke von Palenque erinnern. Sie wurden zunächst in Mittelamerika und Westindien als bloße Zwerge gezeigt, und sind gegenwärtig in Neuyork, als Abkömmlinge der Ureinwohner, wo sie durch das wirklich Auffällige ihrer Erscheinung viele Zuschauer an sich ziehen. Die so merkwürdig hervorstechende Gesichts- und Kopfbildung der hier sogenannten „Aztekenkinder" mußte natürlich eine bessere Ausbeute versprechen, wenn sie an außergewöhnliche, geheimnißvolle Umstände und Begebenheiten geknüpft werden konnte, und so entstand die Fabel der Expedition der Herren Huertis und Hammond nach der lebenden Indianerstadt des Cura von Santa Cruz del Quiché, welche den Tod der beiden Genannten zur Folge hatte, den dritten angeblichen Theilnehmer der Expedition aber, Herrn Pedro Velasquez, von San Salvador und aus der Indianerstadt Iximaya zwei Kaanas mitbringen ließ, Abkömmlinge einer seit Jahrtausenden und schon in Assyrien (!!) in sich abgeschlossenen und daher zur Zwerggestalt herabgesunkenen, beinahe ausgestorbenen Priesterkaste, welche in den Tempeln aufbewahrt und gewissermaßen heilig gehalten werden! In Neuyork ist diese Fabel in der an der Eingangsthür zu der Ausstellung der „Aztekenkinder" verkäuflichen Flugschrift: „Memoir of an eventful expedition in Central America; resulting in the discovery of the idolatrous city of Iximaya, in an unexplored region and the possession of two remarkable Aztec children, descendants and specimens of the sacerdotal Caste (now nearly extinct) of the Aztec founders of the ruined temples of that country, described by John L. Stephens Esqr. and other travellers. Translated from the Spanish of Pedro Velasquez of San Salvador." New York, F. E. Applegate, printer. 1850. 8°. 35 S. erschienen, und es bedarf nur einer ganz oberflächlichen Einsicht in diese Flugschrift, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß das Ganze nichts als ein Humbug ist, zu dem, wie bereits bemerkt, nur die eigenthümliche Gesichtsbildung der beiden mittelamerikanischen Zwerge Anlaß gegeben. Jedenfalls hat man die armen kleinen Zwerggestalten immer in einer götzenbildlichen Stellung sitzen lassen (wie die nach auswärts knieenden Gestalten an der Ostseite des großen Hofes im Palaste zu Palenque — Stephens, Central America, Band II. Seite 315) denn ihre Arm- und Beinmuskeln zeigen eine dieser Stellung angemessene Ausbildung; bei der Gesichtsbildung aber ist die Unterlippe zu zurückstehend und unbedeutend um den Bilderwerken von Palenque ganz zu entsprechen. Und so machen die Köpfe der kleinen Wesen eher den Eindruck des Anblickes eines Papageys oder na-

Digitized by Google

mentlich Pfefferfressers, deren Köpfe auch nur des mächtigen Oberschnabels halber da zu sein scheinen. Die „Aztekenkinder“ werden nach beendigter Tour durch die Hauptstädte der Union auch Europa besuchen, und gewiß werden dann die wunderbaren Reisen des Herrn Velasquez gar bald auch in deutscher und französischer Sprache zu lesen sein!

Ganz abgesehen von diesem Humbug aber, der, wie bereits bemerkt, gewiß auch seine guten Folgen haben kann, ist es wohl gar nicht zu bezweifeln, daß die Distrikte Vera Paz und Las Mojas gewiß viele wichtige Ruinen und eine zahlreiche unabhängige indianische Bevölkerung enthalten. Nicht blos der Cura ridente von Santa Cruz del Quiché gedenkt gegen Stephens wichtiger Ruinen in der Nähe von Coban, sondern es ist diese Angabe ziemlich allgemein verbreitet. Und daß die Indianer dieser unbekannten Regionen zahlreich und wohlhabend sind, geht aus den Besteuerungsgelüsten des Staates Guatemala hervor, welcher den diesen Distrikten zunächst stationirten Beamten Auftrag gegeben hat, die Gewerbe und den Viehstand der Lacandones möglichst zur Mitleidenheit bei der Besteuerung heranzuziehen.

Es ist übrigens wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß einzelne indianische Händler auch diese Gegenden durchstreifen, ohne freilich Mittheilungen hierüber machen zu wollen oder zu können. Die Indolenz in Bezug auf urgeschichtliche Ueberreste ist ja in Mittelamerika so groß, daß die Mehrzahl der unmittelbar in der Nachbarschaft wichtiger Ruinen Wohnenden nicht einmal deren Existenz kennen und sicherlich dieselben, wenn sie sie kennten, nicht beachten würden.

Die geeignetsten Punkte, in diese terra incognita einzudringen, sind Belize, Izabal, Santa Cruz del Quiché und Ococingo. Von Belize aus kommt man, wie Oberst Faucourt, der bis vor Kurzem Superintendent von Honduras war, (und wie er wohl bald in einem eigenen Werke des Weiteren berichten wird) versichert, in etwa acht bis zehn Tagen nach Flores im See von Peten Itza und zwar die ersten 5 Tage auf dem Belize-Flusse schiffend, dann aber zu Pferde. Händler von Flores, welche in Belize Salz kaufen, machen diese Reise in der Regel des Jahres ein paar Mal. Patrick Walker, bekannten Mosquitoangedenkens, hat, als er noch Gouvernementssecrtair von Honduras war, mit Capitain Caddy die Reise nach Flores gemacht, und hat, wie wenigstens Oberst Faucourt versichert, von Flores bis Palenque nur vier Tagereisen zu Pferde gebraucht, die Rückreise auch in derselben Zeit von Palenque nach Flores gemacht. In Flores selbst war der bekannte Oberst Galindo früher Commandant, und wie mich ein Freund desselben versichert, hat er den Ritt von da nach Palenque gleichfalls in vier Tagen gemacht, wobei er einen Bergrücken der Altos entlang auf zwanzig Meilen weit fortwährend Ueberreste altindianischer Bauwerke gesehen haben will. Daß solche Ueberreste in Vera Paz und Las Mojas in Menge sich finden, stimmt mit älteren Nachrichten bei Villagutierre vollkommen überein. So fand der Mönch Fray Diego de Ribas,

der im Jahre 1685 von Gueguetenango über Chiantla nach St. Eulalia in den Gebirgen der Lacandones ging, bei Ichachan, Tipench, Lapoconocop und weiterhin viele Ruinen, und der Kapitain Melchior Rodriguez Nazariegas, der 1695 fast denselben Weg machte, kam bis zu dem von ihm sogenannten Pueblo der Lacandones, der etwa 100 Häuser, zwei Gemeindehäuser und einen Tempel mit vielen Idolen enthielt.

Von Palenque aus ist wohl nur William Beanham, dessen Stephens, Centralamerika, Band II. S. 293, gedenkt, auf längere Zeit in das Land der Lacandones gedrungen, ohne daß jedoch Nachrichten von seinen Erlebnissen zurückgeblieben sind. Ein französischer Reisender, Arthur Morelet von Dijon, soll im Frühjahr 1847 von Campeche aus nach Flores gekommen sein, doch ist auch von den Resultaten seiner Reise, wenigstens hier, nichts weiter bekannt geworden.

Wer wird nun der nächste Muthige sein, der sich die Erforschung dieser geheimnißvollen Gegenden zur Aufgabe machen will? Wird nicht auch Deutschland, das ja in keinem wissenschaftlichen Unternehmen zurückzubleiben pflegt, endlich sein Contingent zu diesen Forschungen stellen; Deutschland, mit dessen Reichthume an wissenschaftlich und künstlerisch Befähigten kein anderes Land sich gleich stellen kann? Eine interessantere, abenteuerlichere Aufgabe kann es ja wohl nicht geben; und wem namentlich Mittel zu Gebote stehen sich das Unternehmen so zu erleichtern, wie es eben in tropischen Ländern möglich ist, der wird dasselbe auch keineswegs so schwer oder gefährlich finden, wie es vielleicht von Weitem aussieht. Gerade Europa, welches so viele fertige Vermögen, so viel reiche junge Männer hat, die an Erwerb gar nicht zu denken brauchen, und denen eine nützliche Verwendung ihrer Reichthümer nicht blos erwünscht, sondern selbst nöthig wäre, — Europa sollte uns die Entdeckungsreisenden liefern, die an Amerikas Urgeschichte wieder gut machten, was ihre Väter an Amerikas eingeborner Raçe gethan haben; Europa sollte seine an Amerika im 15. und 16. Jahrhundert begangenen Sünden wenigstens im Reiche des Wissens zu sühnen suchen, denn auf eine andere Weise ist an eine solche Sühne doch wohl nicht mehr zu denken. Das Feld, welches sich der Forschung in diesem Reiche bietet, ist unendlich, und schon jetzt würde man in einem „Corpus antiquitatum americanarum" achtungswerthe Materialien zusammenstellen können.*) An Material fehlt es also schon jetzt nicht; wohl aber an einer kritischen Sichtung und fleißigen Zusammenstellung des Vorhandenen (wozu Mc. Culloch und Bradford bereits Dankenswerthes geliefert). Es fehlt an Liebe zur Sache unter denen, die von dem Schicksal mit Glücksgütern so freundlich bedacht worden

*) Wollte man nur einmal die sich auf Felsen gemalt oder eingehauen findenden Hieroglyphen zusammenstellen, so würde sich vom Dighton Rock bis zu den Fällen des Columbia, und von den Savannen Canadas bis zu den Hügeln von Mendoza und nach Chile, eine gar reiche Sammlung von „Inscriptiones Americanae" aufmachen lassen.

Digitized by

sind, daß die Wissenschaft, wenn nicht fordernd, so doch hoffend auf sie blicken darf; mit einem Worte es fehlt solchen Studien, die vor der Hand auf dem Markte des Lebens noch immer nur zum Verhungern berechtigen, ein Mäcen mit mindestens eben so vielem Geld und Enthusiasmus, aber jedenfalls mehr ächtem Wissen als Lord Kingsborough.

Möge sich in Deutschland bald ein solcher Mäcen finden, der den dortigen Ueberfluß an künstlerischen und Wissenskräften auf diesen Gegenstand der Forschung leite und anwende.

Hermann E. Ludewig.

Materielle Entwickelung der Vereinigten Staaten.

Im Jahre 1850 wurde zum siebenten Male eine allgemeine Zählung der Bewohner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika veranstaltet, und zugleich eine Menge von Material für die Gewerbs-, Handels-, Ackerbau- und Kulturstatistik gesammelt. Ueberblickt man diese Regimenter von Zahlencolonenn, so kann man nicht umhin über einen materiellen Aufschwung zu erstaunen, der ohne Beispiel in der Geschichte ist, und man wird es dem Volke, das in kurzer Zeit so Großes erreichte, nicht verargen können, wenn es stolz auf sich selber ist.

Seit der Zählung von 1840 hat sich das Gebiet der großen transatlantischen Union durch Anknüpfung, Länderkauf und Eroberung um nicht weniger als 824,969 Quadratmeilen vergrößert. Gegenwärtig begreift das Gebiet der Vereinigten Staaten einen Flächeninhalt von 3,221,595 engl. Geviertmeilen, die großen Seen an der Nordgränze und die Buchten an der Küste des atlantischen Oceans und des Stillen Weltmeeres nicht mit eingerechnet.

Texas hatte im Jahre 1840 höchstens 75,000 Bewohner; auf Californien, Neu-Mexico und Oregon kamen 1846 nur 97,000; die Union hat durch diese vier Länder also einen Bevölkerungszuwachs von etwa 172,000 Seelen erhalten. In der Mitte des Jahres 1850 schätzte man die Volksmenge von Californien auf ungefähr 165,000 Seelen; jene des Gebietes Utah auf ungefähr 15,000. Aus beiden Ländern war noch keine specificirte Aufzählung eingegangen, doch werden die angegebenen Ziffern annähernd richtig sein. Somit würde sich für die Mitte des Jahres 1850 für das Gesammtgebiet der Vereinigten Staaten eine Volksmenge von 23,246,301 Seelen ergeben. Der absolute Anwachs seit dem 1. Juli 1840 beträgt somit 6,176,848 Seelen oder 36,18 Procent.

Die Summe der weißen Bevölkerung betrug 1850 schon 19,619,366 Seelen; die Zahl der Sklaven 3,198,298 oder einen Zuwachs von 711,085, oder 28,58 Procent; der freien Farbigen in 1840 nur 386,245, in 1850 schon 428,637; also Zunahme 10,95 Procent. Der relative Anwachs der verschiedenen Racen und Klassen der Bevölkerung ergiebt sich, nach Procenten, aus folgender Uebersicht.

Digitized by Google

Klassen	1790 bis 1800	1800—10	1810—20	1820—30	1830—40	1840—50
Weiße	35,08	36,18	34,30	34,52	34,72	38,20
Freie Farbige	82,28	72,00	27,75	34,85	20,88	10,95
Sklaven	27,96	33,40	29,57	30,75	23,81	28,58
Total Farbige	32,3	37,58	29,33	31,31	23,40	26,16
Total, Bevölkg.	35,02	36,50	33,35	33,92	32,67	36,18

Vor 1830 wurde der Census am 1. August geschlossen. Seitdem begann die Zählung am 1. Juni. Nachstehende Tabelle giebt eine allgemeine Uebersicht der Bevölkerungszahl:

	1790.	1850.	Absoluter Zuwachs in 60 Jahren.	Zuwachs binnen 60 Jahren in pCt.
Weiße	3,172,464	19,630,019	16,457,555	527,97
Freie Farbige	59,466	428,637	369,171	617,44
Sklaven	697,879	3,184,262	2.486,365	350,13
Freie Farbige u. Sklaven	757,363	3,612,899	2,855,536	377.
Gesammtbevölkerung	3,929,827	23,246,301	19,316,474	491,52

Vor sechszig Jahren stellte sich das Verhältniß zwischen Weißen und Schwarzen, Sklaven und Freien, wie 4,2 zu 1; in 1850 war es 5,26 zu 1, und das Verhältniß zu Gunsten der Weißen ist im Anwachsen. Hätte die Zahl der Schwarzen während dieser Periode so schnell zugenommen, wie jene der Weißen, so müßte sie sich im Juni 1850 auf 4,657,239 gestellt haben. Sie verloren gegen die Weißen 1,035,340; die Weißen behaupten dieses Uebergewicht namentlich auch durch die Einwanderung, durch welche sie, nach einem Aufsatze des Dr. Chickering in Boston nicht weniger als 3,922,152 Seelen gewonnen haben. Bis 1820 wurden in den Vereinigten Staaten keine regelmäßigen Register über die Einwanderung in den Vereinigten Staaten geführt. Erst 1829, im März, waren die Collectors angewiesen worden, vierteljährlich Bericht über die Anzahl der in ihren respectiven Bezirken ankommenden Einwanderer abzustatten. Dr. Chickering nimmt an, daß von den 9,431,088 Bewohnern der Vereinigten Staaten (— nach dem American Almanac waren es 9,638,920 —) im Jahre 1820 nicht weniger als 1,430,906 Ausländer und Kinder von solchen waren, die nach 1790 in's Land kamen. Nach einer Berechnung des Dr. Seybert betrug die Anzahl der aus fremden Ländern Eingewanderten von 1790 bis 1810 etwa 120,000, von 1810 bis 1820 etwa 114,000; so daß demnach auf die dreißig Jahre vor 1820 ungefähr 234,000 Einwanderer kämen. Kennedy bemerkt in seinem Berichte an den Congreß: — Veranschlagen wir den Anwachs dieser Einwanderer durchschnittlich nach demselben Verhältniß, wie jenen der vorhandenen weißen Bevölkerung während jener drei Jahrzehnte, so würde sie und ihre Abkömmlinge sich 1820 auf die Zahl von etwa 360,000 Seelen belaufen haben. Von 1820 bis 1830 kamen nach den Berichten der Zollhäuser 135,986 fremde Einwanderer, und von 1830 bis 1840 schon 579,370, was für zwanzig Jahre 715,356 ergiebt. Das gilt von den Seehäfen. In derselben Zeit kamen aber auch viele Tausende aus

Digitized by Google

England, Schottland und Irland über Canada; die Zahl derselben schätzt Dr. Chickering auf 67,993 für das Jahrzehnt bis 1830, auf 199,130 für jenes von 1830 bis 1840; für diese zwanzig Jahre zusammen auf 267,123.

Von 1840 bis 1850 kamen in den Hafenplätzen der Vereinigten Staaten fremde Passagiere an:

1840—41	83,504.	1846	202,157.
1842	101,107.	1847	234,756.
1843	75,159.	1848	226,524.
1844	74,607.	1650	173,011.

Zusammen in den letztverflossenen Jahrzehent 1,552,850. Die Angaben für 1846 beziehen sich auf den Zeitraum vom 1. Juli 1845 bis 30. Sept. 1846; für 1850 ergiebt der Bericht an den Congreß 315,333 als die Totalsumme der in den Vereinigten Staaten angekommenen Passagiere. Von diesen waren aber 30,023 Bürger der Vereinigten Staaten, welche aus den atlantischen Staaten zur See nach Californien gingen, und 5320 welche aus fremden Ländern zurückkehrten. 106,879 müssen für den Theil des Jahres vom 1. Juni bis 30. September in Abzug gebracht werden.

Während der letzten zehn Jahre sind nicht sehr viele Fremde über die canadische Gränze her eingewandert, weil die direkte Fahrt aus Europa nach den atlantischen Häfen der Union bequemer ist als jene nach Quebec; die Zahl der über Canada Eingewanderten wird im Allgemeinen wohl durch diejenigen ausgeglichen, welche über Neuyork nach Canada gingen.

Die **Vertheilung der Bevölkerung** ergiebt sich aus folgender Tabelle, welche sich auf die Mitte des Jahres 1850 bezieht:

Staat.	Engl. []Meil.	Volkszahl.	A. d. []Meile.
Maine	30,000	583,188	19,44
Neu-Hampshire	9,280	317,964	34,26
Vermont	10,212	313,611	30,07
Massachusetts	7,800	994,499	126,11
Rhode Island	1,360	147,544	108,03
Connecticut	4,674	370,791	79,33
Neu-York	46,000	3,097,394	67,66
Neu-Jersey	8,320	489,555	60,04
Pennsylvania	46,000	2,311,786	50,25
Delaware	2,120	91,535	43,64
Maryland	9,356	583,035	62,31
Virginia	61,352	1,421,661	23,17
Nord-Carolina	45,000	868,903	19,30
Süd-Carolina	24,500	668,507	27,23
Georgia	58,000	905,999	15,65
Alabama	50,722	771,671	15,21
Mississippi	47,156	606,555	12,86

Staat.	Engl. []Meil.	Volkszahl.	A. d. []Meile.
Louisiana	46,431	511,974	11,02
Texas	237,321	212,592	00,89
Florida	59,268	87,401	1,47
Kentucky	37,680	982,405	26,07
Tennessee	45,600	1,002,625	21,98
Missouri	67,380	682,043	10,12
Arkansas	52,198	209,639	4,01
Ohio	39,964	1,980,408	49,55
Indiana	33,809	988,416	29,23
Illinois	55,405	851,470	15,36
Michigan	56,243	397,654	7,07
Jowa	50,914	192,214	3,77
Wisconsin	53,924	305,191	5,65
California	188,981	......	....
Minnisota	83,000	6,077	00,07
Oregon	341,463	13,293	00,03
Neu-Mexico	210,744	61,505	00,28
Utah	187,923	......	....
Nebraska	136,700	......	....
Indianergebiet	187,171	......	....
Nordostgebiet	587,564	......	....
Distrikt Columbia	60	51,687	861,45

Nach Lage, Klima, Landeserzeugnissen und Hauptbeschäftigung der Bewohner lassen sich die verschiedenen Staaten der Union füglich in nachstehende Gruppen theilen:

	Quadratmeilen.	Volksmenge.	Auf die Quadratm.
1. Staaten von Neu-England: — Maine, Neu-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island und Connecticut	63,226.	2,727,597.	43,07.
2. Mittlere Staaten: — Newyork, Neu-Jersey, Pennsylvania, Delaware, Maryland und Ohio	151,760.	8,653,713.	57,02.
3. Pflanzerstaaten an der Meeresküste: — Süd-Carolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi und Louisiana	286,077.	3,537,089.	12,36.
4. Centrale Sklaven haltende Staaten: — Virginia, Nord-Carolina, Tennessee, Kentucky, Missouri, Arkansas	308,210.	5,168,000.	16,75.

	Quadratmeilen.	Volksmenge.	Auf die Quadratm.
5. Nordwestliche Staaten: Indiana, Illinois, Michigan und Iowa . . .	250,000.	2,735,000.	10,92.
6. Texas	237,000.	212,000.	00,89.
7. California	189,000.	165,000.	00,87.

Maryland und Ohio haben wesentlich dieselben Interessenkreise wie die vier übrigen mittleren Staaten, und sind deshalb jener Gruppe zugetheilt worden. Die centralen Staaten im Süden des Potomac unterscheiden sich mehrfach von den Pflanzerstaaten an der Küste; diese letzteren bauen vorzugsweise drei große Stapelartikel: Baumwolle, Reis und Zucker. Die Beschäftigung der centralen Staaten ist schon mannigfaltiger, und sie haben auch weit mehr kleinere Ackergüter. So weit Texas überhaupt schon bevölkert ist, fällt das Interesse der Mehrzahl seiner Bewohner mit jenem der südlichen Küstenstaaten zusammen. Californien hat eine ganz besondere und eigenthümliche Stellung.

Faßt man die ein und dreißig Staaten zusammen, so ergiebt sich, daß sie einen Flächeninhalt von 1,485,870 Geviertmeilen haben und daß auf jede derselben 15,18 Einwohner fallen. Der Gesammtflächeninhalt des Gebietes der Union beträgt 3,220,000 Geviertmeilen, und die mittlere Dichtigkeit der Bevölkerung 7,219 Seelen.

Aus den Berichten an den Congreß ersehen wir, daß in dem mit dem 30. Juni 1850 abgelaufenen Jahre 1011 Sklaven ihren Eigenthümern entliefen, und 1467 freigelassen wurden. Die Colonisationsgesellschaft sandte in derselben Zeit 562 freie Farbige nach Liberia.

Die Sterblichkeitsstatistik ergiebt für jene zwölf Monate 320,194 Todesfälle, also 10 auf je 726 Köpfe.

Innerhalb der letztverflossenen funfzig Jahre hat die Volkszahl in der oben angedeuteten Weise zugenommen; die Staatseinnahme ist um 700 Procent gewachsen, die Ausgabe nur um 400 Procent. Der Ausfuhr- und Einfuhrhandel wuchs um mehr als 600 Procent; die Schifffahrt um mehr als 700; die Zahl der Postämter stieg hundertfältig, die Poststraßen wuchsen sechs und dreißigfältig. Das Volk der Vereinigten Staaten hat in derselben Zeit eine Kanalschifffahrt hergestellt, die unmittelbar an einander gereiht einer Wasserverbindung von London nach Calcutta gleichkommen würde, und ein System von Eisenbahnen, das von Bremen bis Vandiemensland reichen würde. Diese Fahrt ließe sich zu kaum anderhalb Silbergroschen per englische Meile binnen drei Wochen zurücklegen.

Vor funfzig Jahren war die Gewerbsindustrie in den Vereinigten Staaten völlig unbedeutend; die Entwickelung in derselben hat aber gleichfalls eine staunenswerthe Höhe erreicht.

Das Gesammtcapital der am 1. Juni 1850 in den verschiedenen Manufacturen angelegten Kapitalien (nicht gerechnet die Etablissements, welche einen Werth von weniger als 500 Dollars jährlich producirten) belief sich in

Digitized by Google

runder Summe auf	533,000,000 D.
Werth des verarbeiteten Rohmaterials	550,000,000 "
Arbeitslohn	240,000,000 "
Werth der fabricirten Artikel	1,020,300,000 "
Zahl der beschäftigten Personen	1,050,000 "
In der Baumwollenmanufactur angelegtes Kapital	74,501,031 "
Werth des Rohmaterials	34,835,056 "
Arbeitslohn	16,286,304 "
Werth der fabricirten Artikel	61,869,184 "
Zahl der beschäftigten Arbeiter	92,286 "
In der Wollenmanufactur angelegtes Kapital	28,118,650 "
Werth des Rohmaterials	25,755,988 "
Arbeitslohn	8,399,280 "
Werth der fabricirten Artikel	43,207,555 "
Zahl der beschäftigten Arbeiter	39,252 "

In folgender Tabelle sind die Angaben über 1) in Eisengießereien, 2) in der Roheisenfabrikation angelegte Kapitalien, beschäftige Arbeiter, Umfang der Produktion, monatliche Löhne und Werth des Produkts enhalten:

I.

Staaten.	Kapital.	Tonnen.	Arbeiter.	Löhne.	Werth der Produktion.
Neuyork	4,622,482 D.	104,588	5,925	2,748	5,921,980 D.
Pennsylvanien	8,422,972 "	57,810	4,782	2,755	5,354,881 "
Ohio	2,063,650 "	37,399	2,758	2,732	3,069,350 "
Massachusetts	1,499,050 "	32,072	1,596	3,090	2,235,635 "
Connecticut	580,800 "	11,210	942	2,702	981,400 "
Kentucky	502,200 "	5,888	558	2,489	744,316 "
Neu-Jersey	593,250 "	10,259	803	2,409	686,430 "
Staaten unter ½ M. Kapital	4,131,987 "	63,516	6 177	—	6,114,063 "
Zusammen	17,416,061 D.	322,745	23,541	—	25,108,155 D.

II.

Staaten.	Kapital.	Tonnen.	Arbeiter.	Löhne.	Werth der Produktion.
Pennsylvanien	8,570,425 D.	285,702	9,285	2,115	6,071,513 D.
Ohio	1,503,000 "	52,658	2,415	2,448	1,255,850 "
Maryland	1,420,000 "	43,641	1,370	2,127	1,056,400 "
Tennessee	1,021,400 "	30,420	1,713	1,282	676,100 "
Neu-Jersey	967,000 "	24,031	600	2,120	560,544 "
Kentucky	924,700 "	24,245	1,845	2,023	604,037 "
Missouri	619,000 "	19,250	334	2,428	314,600 "
Neuyork	605,000 "	23,022	505	2,496	597,920 "
Virginia	513,800 "	22,163	1,115	1,267	521,924 "
Staaten unter ½ M. Kapital	1,202,100 "	39,623	1,516	—	1,080,889 "
Zusammen	17,346,425 D.	564,755	20,298	—	12,748,777 D.

Werth des Rohmaterials und Brennstoffs	7,005,289 D.	
Löhne, 411,435 Doll. monatlich	5,057,220 "	
		12,062,509 D.
Nettoverdienst, gleich 3,96 % vom Kapital		686,268 "

Baumwollenwaaren-Manufaktur in den Vereinigten Staaten.

Diese Tabelle zeigt das angelegte Capital, sowie die Zahl der beschäftigten Arbeiter, ihrer Löhne, sowie den Werth des verarbeiteten Materials und der gelieferten Fabrikate.

Staaten:	Betrieb-Capital.	Ballen Baumwolle.	Werth des sämmtlichen rohen Materials.	Zahl der beschäftigten Arbeiter. Männl.	Zahl der beschäftigten Arbeiter. Weiblich.	Ganze Löhne pr. Monat. Männl.	Ganze Löhne pr. Monat. Weiblich.	Durchschn. Löhnung pr. Monat. Männlich.	Durchschn. Löhnung pr. Monat. Weiblich.	Werth der Gesammtprod.
Maine	3,329,700	3,531	1,573,110	780	2,959	22,895	35,973	$ 29 35	$ 12 15	2,596,356
Neu Hampshire	10,950,500	83,026	4,830,429	2,911	9,211	75,713	124,131	25 45	13 47	8,830,619
Vermont	202,500	2,243	114,415	94	147	1,460	18,061	15 55	12 67	596,100
Massachusetts	23,455,630	223,607	11,289,309	9,293	19,437	212,892	264,514	23 01	13 55	19,712,461
Rhode Island	6,675,100	50,713	3,484,379	4,959	5,916	92,282	76,656	18 61	12 95	6,447,120
Connecticut	4,219,100	39,483	2,500,062	2,708	3,478	51,679	41,060	19 08	11 81	4,257,522
Neuyork	4,176,920	33,775	1,985,973	2,632	3,688	48,244	35,699	18 33	9 68	3,591,989
Neu-Jersey	1,482,500	14,437	666,645	616	1,096	11,078	10,487	17 98	9 56	1,109,524
Pennsylvanien	4,528,925	44,162	3,152,530	3,564	4,099	63,642	40,656	17 26	9 91	5,322,262
Delaware	460,100	4,730	312,068	413	425	6,326	4,926	15 55	11 59	538,439
Maryland	2,236,000	23,325	1,165,579	1,008	2,014	15,546	19,108	15 42	9 53	2,120,504
Virginien	1,908,900	17,785	828,375	1,275	1,688	12,983	11,791	10 15	6 98	1,486,384
Nord Carolina	1,058,800	13,617	531,903	442	1,177	5,153	7,216	11 66	6 13	831,342
Süd Carolina	857,200	9,929	295,971	399	620	5,565	5,151	13 94	8 30	748,338
Georgia	1,736,156	20,230	900,419	873	1,399	12,725	10,353	14 57	7 39	2,135,044
Florida	80,000	600	30,000	28	67	900	335	32 14	5 00	49,920
Alabama	657,900	5,208	237,086	346	369	4,053	2,946	11 71	7 98	382,260
Mississippi	38,000	430	215,00	19	17	270	101	14 21	5 34	30,500
Arkansas	16,500	170	8,975	13	18	190	106	14 61	5 88	16,637
Tennessee	669,600	6,411	297,500	310	581	3,394	3,730	10 95	6 42	510,624
Kentucky	239,000	3,760	180,907	181	221	2,707	2,070	14 62	9 36	273,439
Ohio	297,000	4,270	237 060	132	269	2,191	2,534	16 60	9 05	394,700
Indiana	43,000	675	28,220	38	57	495	386	13 00	6 77	44,200
Missouri	102,000	2,160	86,446	75	80	820	800	10 94	10 00	142,900
Distrikt Columbia	85,000	960	67,000	41	103	575	825	14 02	8 01	100,000
Total	74,501,031	641,240	34,835,056	33,151	59,136	653,878	703,414			61,869,184

Wollenmanufaktur in den Vereinigten Staaten.

Diese Tabelle zeigt das angelegte Capital, Anzahl der beschäftigten Arbeiter, ihre Löhne, den Werth des rohen Materials, und der Fabrikate.

Staaten.	Betriebscapital.	Gebrauchte Wolle pr. Pfund.	Werth des sämmtlichen Rohmaterials.	Zahl der beschäftigten Arbeiter. Männlich.	Weiblich.	Ganze Löhne pr. Monat. Männlich.	Weiblich.	Durchschnittliche Löhne pr. Monat. Männlich.	Weiblich.	Werth der Gesammtprod.
Maine	467,600	1,438,434	495,940	310	314	6,998	3,697	$ 22 57	$ 11 77	753,300
Neu Hampshire	2,437,700	3,604,103	1,267,329	926	1,201	21 177	17,415	22 84	14 51	2,127,745
Vermont	886,300	2,228,100	830,684	638	710	16,712	8,388	24 50	11 80	1,579,161
Massachusetts	9,089,342	22,229,952	8,671,671	6,167	4,936	141,533	70,581	22 95	14 22	12,770,565
Rhode Island	1,013,370	4.103,370	1,463,900	987	771	20,431	11,708	20 70	15 18	2,381,825
Connecticut	3,773,950	9,414,100	3,325,709	2,907	2,581	70,141	33,216	24 12	13 25	6,465,216
Neuyork	4,459,370	12,538,786	3,838,292	4,262	2,412	85,147	28,377	21 46	11 61	7,030,604
Neu Jersey	494,274	1,510,289	548,367	411	487	10,367	4,192	25 02	8 59	1,164,446
Pennsylvania	3,005,064	7,560,379	3,282,718	3,490	2,236	67,138	23,279	19 20	10 40	5,321,866
Delaware	148,500	393,000	204,172	122	18	2,293	312	18 79	17 33	251,010
Maryland	244,000	430,300	165,565	262	100	4,875	1,189	18 60	11 89	295,140
Virginia	392,640	1,554,110	488,899	478	190	8,688	1,883	18 50	9 90	841,031
Nord Carolina	18,000	30,000	13,950	15	15	270	105	18 00	7 00	23,750
Georgia	68,000	153,816	30,392	40	38	1,099	536	17 47	14 10	88,750
Texas	8,000	30,000	10,000	4	4	80	80	20 00	20 00	15,000
Tennessee	10,900	6,200	1,675	15	2	265	12	17 66	6 00	6,310
Kentucky	249,820	673,900	205,287	266	62	3,915	689	15 29	11 11	318,819
Ohio	870,220	1,657,726	578,423	903	298	18,191	3,250	20 14	10 94	1,111,027
Michigan	94,000	162,250	43,402	78	51	1,689	585	21 65	11 47	90,242
Indiana	171,545	413,350	120,486	189	57	4.122	630	21 81	11 05	205,802
Illinois	154,500	396,964	115,368	124	54	2,728	676	22 00	12 52	206,572
Missouri	20,000	80,000	16,000	15	10	480	65	32 00	6 50	56,000
Jowa	10,000	14,500	35,000	7	—	78	—	11 42	— —	13,000
Wisconsin	31,225	134,200	32,630	25	—	562	—	22 45	— —	87,992
District Columbia	700	5,000	1,630	2	—	60	—	30 00	— —	2,400
Total	28,118,650	70,862,829	25,755,988	22,678	16,574	489,039	210,901			43,207,555

Amtlicher Bericht über die Einwanderung in Neuyork.

Bei weitem die Mehrzahl der aus Europa in die Vereinigten Staaten Einwandernden wird im Hafen von Neuyork ausgeschifft. Gegenwärtig beträgt die Zahl dieser fremden Ankömmlinge im Jahre mehr als zweimalhunderttausend. Man begreift, daß die Verwaltung dieser Stadt ein sehr dringendes Interesse hat, mit der Lage und den Verhältnissen dieser Einwanderer genau bekannt zu sein. Ende Januars hat die von der Legislatur des Staates ernannte Prüfungscommission einen ausführlichen Bericht über das Verhalten der Einwanwanderungscommissarien erstattet, welchem das Nachfolgende entlehnt ist. — Die Zahl der Einwanderer im Hafen von Neuyork, für welche Commutationsgeld bezahlt wurde, belief sich im Jahre 1848 auf 189,176; im Jahre 1849 auf 220,603; im Jahre 1850 betrug die Zahl, für welche Bonds gegeben werden mußten, 212,796, und im Jahre 1851 wuchs die Zahl sogar auf 289,601 Köpfe an.

Die Commissäre sind gesetzlich verpflichtet über eine so ungeheure Menschenmenge eine Aufsicht zu führen, ohne welche ein beträchtlicher Theil der Ankömmlinge der Stadt und dem Staate Neuyork zu einer wahren Last werden müßten. Die meisten haben gar keine Kunde von den Einrichtungen und Verhältnissen der Vereinigten Staaten, sind überhaupt höchst ungebildet und unwissend, und deshalb schon vor ihrer Ankunft Betrügereien von Seiten eigennütziger und berechnender Personen ausgesetzt. Tausende von ihnen sind auf der Weiterreise ins Innere den schmachvollsten Betrügereien unterworfen. Andererseits lassen sich viele, welche bei den Commissären um Unterstützung nachsuchen, auch Verstellung und Unwahrheit zu Schulden kommen; sie wollen lieber für sich sorgen lassen als für sich selber sorgen, obgleich sie dazu im Stande sind. Geht man auf ihre unbilligen oder unbegründeten Forderungen nicht ein, so lassen sie es an heftigen Beschwerden über die Commissäre und deren Agenten nicht fehlen. Die meisten derer, welche Unterstützung bei den Commissären nachsuchen, haben von Jugend auf im äußersten Schmutz gelebt, und man kann ihnen denselben nur durch eine Zucht abgewöhnen, deren Strenge insgemein mit den Institutionen der Vereinigten Staaten nicht in Einklang zu bringen ist. Und doch vergehen immer Wochen, häufig aber Monate, ehe auch nur einige Reinlichkeit erzwungen werden kann. Schon diese Andeutungen zeigen, wie schwierig das Amt der Commissäre ist. Außerdem muß man in Erwägung ziehen, daß diese letzteren, bei Allem was sie pflichtgemäß zu Gunsten der Einwanderer thun, nothwendig den Interessen einer Menge von Personen entgegentreten, die sich ein Geschäft daraus machen, die Ankömmlinge nicht selten auf das Schamloseste auszubeuten; wir meinen die sogenanten **Runners**, **Forwarders**, **Inhaber von Kosthäusern**, **Lebensmittel-Lieferanten** und dergleichen mehr, welche alle den Commissären möglichst viele Schwierigkeiten in den Weg legen.

Digitized by Google

Der zur gründlichen Erforschung der Einwandererverhältnisse von Seiten der Legislatur niedergesetzte Ausschuß hat es an eifrigen Bemühungen und Nachforschungen nicht fehlen lassen; er hat sich dabei überzeugt, daß es sich hier um einen äußerst schwierigen und verwickelten Gegenstand handelt, und daß das bisher befolgte System einiger Abänderungen bedarf. Der Beschluß der Legislatur, demgemäß Emigranten-Commissäre ernannt werden, wurde 1847 gefaßt; es sollte demgemäß ein Fond gegründet werden, aus welchem die kranken und verlassenen, hülfsbedürftigen Einwanderer Unterstützung erhalten könnten; man wollte dieselben möglichst vor Uebervortheilung und Betrügereien sichern und zugleich das Einbringen völlig Mittelloser zu verhindern suchen. Früher wurden hülfsbedürftige Einwanderer, die man nicht weiterschicken konnte, auf Kosten desjenigen oder derjenigen untergebracht, welche bei Ankunft derselben Bürgschaft (Bonds) für sie übernommen hatten, oder durch deren Agenten, oder Personen mit welchen sie ein Abkommen für den Unterhalt zu einem festbestimmten Preise getroffen hatten. Die Mäkler pflegten für die Schiffseigenthümer sich zum Belauf einer bestimmten Summe zu verbürgen, und ihrerseits mit dem Inhaber eines Kosthauses ein Abkommen zu treffen, demgemäß dieser letztere den Einwanderern Wohnung und Nahrung geben mußte. Sowohl der Bürgschaftssteller wie der Kostgeber suchten begreiflicherweise so wenig als möglich Geld auszugeben, und deshalb bekamen die Einwanderer spärliche, oft entsetzlich schlechte, sogar der Gesundheit nachtheilige Speisen; sie wurden eben so schlecht gekleidet, und die Kranken wurden oft auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt. Manche dieser Kosthäuser waren äußerst berüchtet; die Neuyorker Zeitungen erzählten von ihnen die schauderhaftesten Dinge; man hielt öffentliche Versammlungen, in welchen der Gegenstand ausführlich erörtert wurde, und schon 1846 setzte der Stadtrath einen Untersuchungsausschuß nieder.

Dann erfolgte der Beschluß von 1847, demgemäß sechs Commissäre von der vollziehenden Gewalt des Staates ernannt werden sollten. Zugleich wurde verfügt, daß die Bürgermeister von Neuyork und Brooklyn, sowie die Präsidenten der Deutschen Gesellschaft und der Irischen Gesellschaft von Amtswegen Commissäre sein sollen.

Es wurde den Commissären zur Pflicht gemacht, für den Unterhalt aller Personen zu sorgen, für welche „Commutationsgeld“ bezahlt werden oder für die Sicherheit gestellt werden müsse, damit solche Personen nicht etwa irgend einer Stadt oder Grafschaft dieses Staates zur Last fallen. Ferner wurde bestimmt, daß die Commissäre im Marine- oder Quarantainehospital alle Einwanderer für welche Sicherheit (Bonds) gestellt oder Commutationsgeld bezahlt sei, aufnehmen sollten, wenn dieselben mit ansteckenden Krankheiten behaftet und auf Anordnung des Gesundheitsofficianten nach solchem Hospital geschickt seien, und daß sie endlich noch „sich aller anderen Passagiere oder Kranken anzunehmen hätten, welche mit irgend einer ansteckenden Krankheit behaftet im Hafen von Neuyork landen möchten, und zwar in Betreff derer ebenfalls auf

Digitized by Google

Anordnung des Gesundheitsofficianten oder des Gesundheitsraths erfolgt sei, daß man sich ihrer anzunehmen habe."

Darnach kam im Jahre 1848 das Gesetz zum Schutz von Einwanderern in den Staat Neuyork, mit Bestimmungen für Wirthe, Ausläufer (runners), Mäkler, und mit vielen anderen Anordnungen hinsichtlich des Gepäckwiegens, der Weiterbeförderung der Einwanderer und ihrer Effecten, unter Androhung von durch die Commissäre aufzuerlegenden Strafen. Dieses Gesetz ermächtigt die Commissäre zur Anstellung einer oder mehrerer geeigneten Personen, welche an Bord der aus fremden Häfen kommenden Passagierschiffen, sei es am Quarantaineplatz oder anderswo, sich verfügen müssen, um den Passagieren mit Rath an die Hand zu gehen und sie vor Betrug zu warnen; jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß keine so angestellte Person gleichzeitig das Interesse eines Weiterbeförderungsgeschäfts befürworten dürfe. Dasselbe Gesetz hat es den Commissären oder solchen Personen, welche diese etwa ernennen möchten, zur Pflicht gemacht, sich von dem Zustande der Passagiere eines in Neuyork ankommenden Schiffes zu überzeugen und sofort an den Bürgermeister von Neuyork Bericht abzustatten, falls sie unter den Passagieren Wahnsinnige, Verrückte, Taube, Blinde, Krüppel oder Personen über 60 Jahre alt, oder Wittwen mit Kind oder Kindern, oder Frauen ohne Männer mit Kind oder Kinder, oder Personen die unfähig sind für sich selbst zu sorgen, ohne entweder sofort oder der Wahrscheinlichkeit nach bald öffentlicher Wohlthätigkeit zur Last fallen könnten, oder Personen, welche zur Zeit ihrer Abreise aus dem fremden Lande bereits mit Krankheiten behaftet, sofort oder der Wahrscheinlichkeit nach bald der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallen werden, — vorfinden, welcher (der Bürgermeister) sodann — es sei denn, daß die Sicherheit (Bond) zum Betrage von 300 Dollars vom Correspondenten (Consignee) des betreffenden Schiffes bereits gestellt sei —, eine Sicherheit von 500 Dollars für jeden so befundenen Passagier vom Rheder oder Correspondenten verlangen solle, damit die Commissäre sowie irgend eine Stadt oder Grafschaft innerhalb des Staates von den Unkosten etwaiger Verpflegung und Unterhaltung solcher Personen innerhalb fünf Jahren verschont bleiben möchten.

Es ist weiter bestimmt, daß, wenn irgend ein Einwanderer, dessen Effecten den Werth von 25 Dollars nicht übersteigen, auf der Reise nach Neuyork, oder im Marinehospital, oder irgend einem andern Hause unter der Aufsicht der Commissäre stehend, sterben sollte, sowie in allen Fällen wo unmündige Kinder durch den Tod ihrer Aeltern Waisen geworden, dann dessen oder deren Eigenthum in die Obhut der Commissäre genommen werden soll, um auf diese Weise zum alleinigen Nutzen der nächsten Verwandten des Verstorbenen oder dessen verwaister Kinder verwandt zu werden. Zur Deckung der Kosten und Unkosten für Erhaltung, Unterstützung und ärztliche Behandlung von Einwanderern ist bestimmt, daß der Rheder oder Correspondent eines Schiffes,

Digitized by Google

welches Passagiere gelandet haben möchte, gehalten sein sollen, dem Staate Sicherheit von 300 Dollars zu stellen, um dadurch die Commissäre sowie irgend eine Stadt oder Grafschaft des Staates, welchen sonst solche Unkosten zur Last fallen möchten, zu entschädigen; wobei es jedoch dem Rheder oder Correspondenten erlaubt ist, die begehrte Sicherheit durch Zahlung von 1 Doll. 50 Cents für jeden Passagier des Schiffs auszulösen, — ausgenommen jedoch, daß der Correspondent nicht ermächtigt sein soll, die Sicherheit für irgend einen Passagier, welcher in Neuyork zwischen dem 1. December und 15. April ankommen und dem Gesetze gemäß ins Marinehospital geschickt werden möchte, auszulösen. —

Nun sind Klagen sowohl über die Commissäre als über die Bestimmungen der Gesetze bezüglich auf diesen Gegenstand laut geworden. Man hat die Commissäre beschuldigt: sie hätten den Zweck ihrer Ernennung nicht erfüllt, nicht die gehörige Sparsamkeit im Dienst beobachtet; wohl aber träfe sie die Schuld daß Personen, welche zu Unterstützung berechtigt gewesen, solche gerade durch sie versagt worden sei, daß Anderen im Gegentheil solche ohne Veranlassung bewilligt worden; — daß die Commissäre weder gehörige Nahrung noch angemessenes Obdach gegeben, und daß die betreffenden Gebäude unter ihrer Controle zu ihrer Bestimmung sich schlecht eignen; — daß die medicinische Einrichtung auf Wards Insel, welche unter der Aufsicht der Commissäre steht, dem Interesse der Einwanderer nachtheilig, für ihr Leben aber gefährlich sei; — daß einige der Commissäre ihre amtliche Stellung als eine Quelle pecuniären Nutzens angesehen hätten, im Widerspruch mit ihrem Eide laut Abschnitt 10. von Cap. 319 der Gesetze von 1848; — daß sie Unreellität und Parteilichkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen Ausläufer (runners), Beförderungsagenten, Wirthe und Unternehmer ausgeübt hätten; — daß die Commissäre den Rhedern auf sich einen zu großen Einfluß eingeräumt hätten, indem letztere, deren eigenes Interesse es ist, die Unkosten der Fürsorge für die Bedürftigen, selbst durch Beschränkung ihrer Berechtigung, so klein als möglich zu machen, selbst Commissäre geworden seien; — daß ferner die Commissäre das Eigenthum derer, welche in den ihrer Obhut anvertrauten Häusern verstorben, oder unmündigen Kindern, die auf sie angewiesen waren, nicht gehörig beschützt hätten; — daß endlich ihre Untergebenen, welche den Einwanderern bei ihrer Ankunft Rath ertheilen sollten, gerade durch diejenigen sich hätten bestechen lassen, gegen deren Ränke und Betrügereien sie vornämlich die Einwanderer hätten schützen sollen.

Auch ist in der letzten Sitzung der gesetzgebenden Versammlung wieder eine Petition vieler Rheder eingereicht worden, worin diese sich über die nach dem Gesetze unvermeidliche Nothwendigkeit in Betreff der Auslösung ihrer bei Ankunft der Passagiere gestellten Sicherheit (of their commuting for their bonds) eine Bürgschaft zu geben, beklagen, da sie mit geringeren Kosten eine dem Betrag des Commutationsgeldes die Sorge für die Passagiere selbst übernehmen könnten.

Digitized by Google

Ferner haben Betrug und Schwindeleien zum Nachtheil der Einwanderer, welche durch unsern Staat reisen (bei ihrer Ankunft im Lande ausgeübt), nur zu häufig stattgehabt, und man hat die bestehenden Gesetze zur Verhinderung dieser Schwindeleien und Betrügereien als unzulänglich erfunden.

Die über alle diese Punkte gesammelten Beweise sind sehr weitläufig; indeß, um alle Ursache zur etwaigen Klage zu vermeiden, und mit der Absicht, die größtmöglichste Satisfaction zu geben, seien sie hiermit der Prüfung der gesetzgebenden Versammlung unterbreitet.

Die Auswanderungs-Commission ist, wie bekannt, seit Mai 1847 organisirt. Daß Verpflichtungen, welche so neu, so ausgedehnt, so verwickelt und mit Schwierigkeiten umringt waren, wie die der Commission auferlegten, gleich anfangs vollkommen erledigt werden würden, hat vernünftiger Weise nicht erwartet werden können. Im Gegentheil ist durchaus erforderlich, daß Zeit und Erfahrung den Lehrmeister abgeben, damit Allen Recht geschehe und die Commission eine feste und sichere Ausübung der ihr auferlegten Pflichten lernen möge. — Es ist unleugbar, daß die Lage der Einwanderer gegenwärtig schon eine weit bessere ist, als sie es unter dem alten Systeme gewesen; diese Thatsache wird selbst von denjenigen, die aufs Thätigste gegen das dermalige System agitirt haben, nicht in Abrede gestellt. Indeß stellt es sich dennoch heraus, daß manche der durch die Commissäre benutzten Gebäude unzulänglich, die Logir-Einrichtungen in mancher Hinsicht ungenügend sind, und daß auch die Beköstigung nicht immer so ist, wie sie sein sollte. Der Vorwurf in Betreff der Beköstigung trifft aber nicht die etwa unzureichende Quantität der gelieferten Lebensmittel oder die Qualität derselben, sondern den Mangel an für gewisse kritische Stadien von Krankheitsfällen oder für Genesungsperioden passenden und geeigneten Lebensmitteln, wie solches die jedesmaligen Zustände wünschenswerth machen.

Die Anstalten auf Wards Insel sind gewöhnlich übermäßig durch Kranke besetzt, mitunter in solchem Maße, daß 2 Patienten in Einem Bette liegen, so wie temporäre Betten auf dem Fußboden zwischen den bereits für die Bequemlichkeit des Kranken zu nahe an einander stehenden Bettstellen gemacht werden müssen. — In dem Bericht eines der dortigen Aerzte heißt es: „Große Massen von Kranken liegen in hölzernen Hütten, die im Falle einer Feuersbrunst äußerst gefährlich sein würden.“ — Die Hütten selbst sind in der Sprache (des Berichts an die Commissäre) eines der zur Inspection bestellten Aerzte wie folgt beschrieben: „Ich erlaube mir die Aufmerksamkeit der Commission auf die Hütten zu lenken und die große Nothwendigkeit einer Abänderung in diesem Theil des Hospitals; ich thue dies in der Hoffnung, daß schon vor dem nächsten Winter Schritte geschehen mögen, um den bestehenden Mängeln möglichst abzuhelfen. Ich habe alles gethan, was unter Umständen durch die Liberalität der Commission möglich war, um denselben (den Mängeln) entgegen zu arbeiten; ich bin aber zu der Ueberzeugung gelangt, daß nichts was

Digitized by Google

etwa geschehen möge, außer einer radicalen Veränderung der ganzen sämmtlichen Gebäudeeinrichtung, genügen würde. Man kann nun zwar viele Einwendungen gegen die Bäulichkeiten machen, sowohl als Hospital oder als Wohnung für die Gesunden angesehen, vornehmlich für den Winter, — doch ist die vornehmste der Einwendungen diejenige, daß der Grund der Gebäude zu niedrig liegt; so wie, daß weder die Zimmer mit einer Decke versehen, noch die Wände mit Mörtel überzogen sind, (mit Ausnahme zweier kleiner Flügel am südlichen Ende) so daß die Kranken durch die offenen Spalten der Fußböden und der Wände nicht allein alles sehen können, was vorgeht, sondern auch dieselbe Atmosphäre und Ausdünstungen von einander einathmen müssen.

„Die Fenster sind auf gleicher Höhe mit den Betten angebracht und so schlecht eingefügt, daß die Kranken der Zugluft ausgesetzt sind. Es ist im Ganzen genommen bei kaltem Wetter viel zu kalt und keine Möglichkeit vorhanden, dort eine gleichmäßige Temperatur zu erhalten, indem, — während der Thermometer auf 80° F. oder noch höher stehen mag, — in den weiter von den Oefen entfernten Plätzen nicht einmal 30° F. Wärme zu erzielen ist.

„Die Folge dieses Zustandes war, daß ich häufig, — nachdem ich Patienten im Wege der Besserung und mit der Aussicht auf baldige gänzliche Wiederherstellung am Abend verlassen hatte, — dieselben bei meiner Rückkehr des Morgens nach einer kalten Nacht wieder schwer erkrankt fand, um ihr Bett früher oder später, mitunter auch gar nicht wieder verlassen zu können. Jedenfalls ist es ausgemacht, daß die Genesung in allen Fällen verzögert worden ist! — “

Die Anmerkungen über die große Gefahr einer Feuersbrunst auf Wards Inseln paßt ebenfalls auf die Gebäude in der Canal-Straße zu Neuyork, bekannt unter dem Namen „Arbeits-Börse“ (Labour Exchange). Die für den Augenblick unterstützten Einwanderer werden dort in Zimmer einquartirt „die sehr weit von der Straße entfernt sind, und zu denen man nur durch Ersteigen einiger Treppen, welche mitunter ohne Geländer sind, gelangen kann.

Die Gebäude selbst sind in baufälligem Zustande und ihre Lokalität ist eine solche, die verheerenden Feuersbrünsten sehr ausgesetzt ist. Nach der hintern Seite sind sie so bebaut, daß ein Ausgang nach jener Seite nicht möglich ist. Der neulich in dem Logirhause in Centre-Straße, den Commissären zugehörend, stattgehabte Unglücksfall, durch welchen mehrere Personen umgekommen sind, hatte seine Ursache in einem falschen Feuerlärm, wodurch ein solcher Drang die enge Treppe hinunter entstand, daß das schwache Geländer derselben brach und mehrere die Treppe hinab auf die Flur stürzten. — Es steht indeß zu vermuthen, daß diese Unzulänglichkeit der Gebäude der Commissäre mehr dem Mangel an den nothwendigen Geldern als einer Nachlässigkeit ihrer Seits zuzuschreiben ist. Im Gegentheil haben dieselben ihre Bestrebungen zum Guten dadurch bethätigt, daß sie kürzlich weitere große Räumlichkeiten (eine große Kirche in Duane-Straße und ein anderes Haus in der III. Avenue) erworben

Digitized by

und eingerichtet haben, so wie Pläne und Angebote für den Bau eines großen Hospitalgebäudes auf Wards Insel sich haben einreichen lassen.

Was nun den Zustand der Arbeits-Börse (Labour exchange) betrifft, so scheint Reinlichkeit und Bequemlichkeit auf eine nicht zu entschuldigende Weise vernachlässigt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen von Seiten Ihrer Committe ist es derselben in Gesellschaft der Vorsteher (aldermen) des Stadtviertels und des Polizeihauptmanns gelungen, sich davon amtlich zu überzeugen. Obgleich nun zwar auf die Gewohnheiten und den Charakter der dort verweilenden, und meistens aus der aller ärmsten Classe der Einwanderer bestehenden Personen alle Rücksicht genommen werden muß, und man Ursache hat, anzunehmen, daß ihre Lage aller Uebelstände ungeachtet, dennoch derjenigen, welcher sie in ihrem Geburtslande entrissen sind, weit vorzuziehen ist, so könnte doch ein solcher Platz wie die Arbeits-Börse häufig gereinigt und sauberer gehalten werden, als es der Fall ist.

Ihre Committee hat den Commissären eben keinen Mangel an Sparsamkeit vorzuwerfen. Die der Committee vorgelegten Papiere derselben belegen zwar Ausgaben, welche möglicherweise ganz oder zum Theil hätten vermieden werden können, indeß liegt nichts vor, was besonderer Notiz verdienen möchte. Jedenfalls könnten für die Zukunft Contracte über Lieferungen nothwendiger Artikel mit dem Mindestfordernden abgeschlossen werden, wodurch eine größere Sparsamkeit erzielt und alle vernünftigen Gründe zu weiteren Beschwerden beseitigt würden.

Der beigefügte Status erweis't den Gesammtbetrag der durch die Commissäre gemachten Schulden. Dieselben sind aber dadurch entstanden daß ein großer Theil der auf Einwanderer erhobenen Hospitalgelder und des nach dem Gesetze von 1847 zu erlegenden Betrages während des Jahres 1848 nur unter Protest und in den Staatsschatz bezahlt worden ist. Die Bestimmungen des Gesetzes selbst wurden für verfassungswidrig gehalten, so daß auf diese Weise nichts von den unter Protest eingegangenen Geldern zur Verfügung der Commissäre gekommen ist. Das Eigenthum in den Händen der Commissäre ist indeß hinreichend um die sämmtlichen Schulden mehr als 6 Mal zu decken. Die Einnahmen reichen gegenwärtig für die laufenden Unkosten aus, doch nicht weiter. Daher mit Rücksicht auf den Bedarf an geeigten Bäulichkeiten u. s. w. der Antrag über Ablösung (commutation). In Boston und Philadelphia beträgt das Commutationsgeld 2 oder 2¼ Dollars.

Was den Vorwurf anbelangt, daß Unterstützung verweigert worden sei, so dürften dergleichen Fälle auch unter der vollkommensten Verwaltung sich ereignen. Ohne allen Zweifel sind in einigen Fällen bei von den Commissären angestellten Personen Vernachlässigungen vorgekommen. Doch beruht sehr viel des darüber Berichteten blos auf Hörensagen. So weit Ihre Committee dieses konnte, hat sie darüber Nachforschungen angestellt. Obgleich nun das berührte Hörensagen aus unlauterer Quelle kommt, und daher sehr zu sichten ist, so ist

Digitized by Google

dasselbe doch nicht ganz ohne Grund. Es liegen Beweise vor, daß verschiedenen Personen, denen von Seiten der Commissäre Unterstützung hätte zukommen müssen, solche zwar verweigert worden, — doch ist es nur Gerechtigkeit gegen die Commissäre und ihre Angestellten zu bemerken, daß die Committee durch Untersuchung der Sache sich überzeugt hat, der Fehler sei mehr einem Mangel an Geduld und Nachsicht mit der Unwissenheit, den Vorurtheilen und dem Eigensinn vieler dieser Personen von Seiten der Untergebenen der Commissäre zuzuschreiben, als einer Abgeneigtheit ihrerseits das Begehrte zu erfüllen. In Betracht der großen Anzahl der um Unterstützung Nachsuchenden, und in Erwägung, daß viele derselben, da sie sich fälschlich als hülfsbedürftig schildern, nicht dazu berechtigt sind, so sind eben nicht viele solcher Fälle zur Kenntniß Ihrer Committee gekommen.

Es ist nothwendig, daß in den Bureaus der Commissäre alle mögliche Sorgfalt obwalte, und es ist die Pflicht derselben, darüber zu wachen, daß keine gerechte Ansprüche übersehen werden, selbst wenn Dummheit und Mißverständniß das Bittgesuch begleiten. Die Behandlung der in den Anstalten der Commissäre auf Wards Insel befindlichen Leute anlangend, so wird in den Barracken D. nicht die Reinlichkeit beobachtet, welcher man sich befleißigen könnte, doch befindet sich der Platz gegenwärtig in einem bessern Zustande als früher.

In der Arbeits-Börse ist, wie sich nachträglich zu dem darüber Gesagten noch herausstellt, einer der Hausbeamten gewohnt gewesen, zwischen den Bewohnern des Hauses mit einer Reitpeitsche oder einem kleinen Rohr herumzugehen, womit er dann und wann vielleicht geschlagen haben mag; doch wird das Schlagen eidlich von ihm in Abrede gestellt, und jedenfalls liegt kein Beweis von Grausamkeit, welche mit diesem Instrument begangen worden wäre vor. Ebenso pflegt einer der Hausbeamten des Hauses in der Center-Straße einen großen Stock zu führen, mit welchem er bisweilen die Leute geschlagen hat. Dies ist allerdings tadelnswerth, da bloße physische in einer solchen Anstalt nie angewendet werden sollte, es sei denn um die nothwendige Ordnung und die Hausregulationen aufrecht zu erhalten.

Die ärztliche Commission auf Wards Insel besteht aus 7 besuchenden Aerzten und 3 Wundärzten, welche Vergütung empfangen, so wie aus einigen consultirenden Männern beider Fächer. Diese medicinische Commission hat den Commissären mehrere Aerzte in Vorschlag zu bringen, aus denen dieselbe 4 Hausärzte und 2 Hauswundärzte mit 6 Gehülfen erwählt; dieselben haben ihren Wohnsitz auf der Insel und empfangen Kost und Wohnung ohne weitere Vergütung für ihre Dienste. Die Regeln, welche für die Aerzte und andere Beamte der Insel gelten, sind sehr gut. Den gewöhnlichen Grund der Klagen gegen die medicinische Organisation liefert mehr das System selbst, als die etwaige Unfähigkeit einzelner Mitglieder. Das System aber ist dasselbe, welches mit bedeutendem Erfolg seit vielen Jahren im Neuyorker Hospital und anderen

Digitized by Google

Anstalten befolgt wird. Die Berichte der erwähnten Vorsteher für 1849 und 50 enthalten Folgendes: „Die Ausführung des Systems ist so erfolgreich gewesen, daß dasselbe bereits in Schwesteranstalten eingeführt ist,“ und erklären wiederum, daß „die Erfolge sehr erfreulich gewesen,“ wobei zum Beweise auf den sich bessernden Zustand des Etablissements, die verminderten Unkosten für das Nothwendige und den verminderten Grad der Sterblichkeit hingewiesen wird. Zu weiterer Bestätigung der Haltbarkeit des erwähnten Systems dient, daß einige der ausgezeichnetsten Mediziner und Chirurgen ihre unzweideutige Meinung zu Gunsten desselben abgegeben haben. Auf der andern Seite haben wir das Zeugniß und die Erklärungen des Herrn Tellkampf und Herrn Dillon, eines der Commissäre. Ein ausgezeichneter Bericht der medicinischen Commission, wovon eine Abschrift beiliegt, macht Vorschläge für Verbesserungen, von denen einige, wenn sie angenommen würden, der Commission in der Ausübung ihrer Pflichten viel größere Wirksamkeit gewähren würden. Seitdem der Bericht verfaßt wurde, sind einige der Verbesserungsvorschläge eingeführt worden.

Die in der Verwaltung des Marinehospitals vorgekommenen Schwierigkeiten hatten zum Theil in den unangenehmen Beziehungen zwischen dem „Arzt des Marinehospitals“, der zugleich Inspector des Quarantaineplatzes ist, und dem Gesundheitsbeamten ihren Grund; theils aber auch in den Differenzen zwischen dem Inspector und den Commissären. Der Zustand des Hospitals ist gegenwätig nicht so befriedigend als damals, als es unter Verwaltung des Arztes stand, doch werden keine Klagen erhoben, ausgenommen darüber, daß die Abschaffung der Stelle des „Arztes“ der medicinischen Behandlung der Kranken in der Anstalt nachtheilig sein soll.

Der Vorwurf, daß die Commissäre ihre Stellung, in Widerspruch mit ihrem Eide, als eine Quelle pecuniären Vortheils benutzt und in der Ausübung ihrer Geschäfte sich Parteilichkeit hätten zu Schulden kommen lassen, hat die Committe zu einer genauen Untersuchung veranlaßt, doch findet sie denselben nicht hinreichend begründet. Es liegen zwar viele Aussagen über Klagen dieser Art vor, doch hat sich die betreffende Partei in jedem Falle vollkommen gerechtfertigt. Der Umstand, daß Rheder zu Mitgliedern der Commissäre ernannt worden sind, wird, nach der Ansicht ihrer Committee, stets zum allerwenigsten einen Mangel an Vertrauen zu der Uneigennützigkeit der Commissäre verursachen. Die Behauptung aber, daß Commissäre, wenn auch ihr directes Interesse darin liegen möchte, daß ihre Schiffe soviel als möglich von Passagieren für unser Land erhalten, sich dadurch so sehr von der Erfüllung ihrer Pflichten abwenden lassen: als den Leuten durch Herunterdrückung der Kosten (welche zum Besten derselben bezahlt werden), die ihnen zukommende so nöthige Unterstützung zu nehmen, ist nur eine willkürliche Schlußfolgerung und durchaus nicht erwiesen. In Bezug auf Hinterlassenschaft verstorbener Einwanderer oder verwaiste Kinder, derer sich anzunehmen den Commissären obliegt, ist nur ein Fall der Vernachlässigung vorgekommen, wobei übrigens der Inhaber des Eigenthumsrechts nicht bekannt war. Es ist indeß anzuempfehlen,

Digitized by Google

daß der Generalagent und andere Personen, die solche Hinterlassenschaften oder anderes Eigenthum der Commissäre in die Hände bekommen, Bürgschaft stellen müssen. Es liegen Beweise vor, daß die Beschwerden über ein unpassendes Einverständniß zwischen Beamten oder Commissäre begründet sind. Solches müßte verhindert werden.

In diesem Berichte ist bereits viel über die Vorzüge des s. g. „bonding system", wie es vor der Organisation der Commissäre bestand, und demzufolge die Rheder für ihre Passagiere selbst sorgen durften, im Vergleich mit dem gegenwärtigen Systeme gesagt. Das Gesetz verlangt gegenwärtig, daß jeder und alle Verpflichtungsscheine (bonds) welche nicht abgelös't worden, (if not commuted for) — durch zwei oder mehrere genügende Bürgen, welche nachweisen müssen, daß sie Grundeigenthum bis zum Werthe von dreihundert Dollars und zwar nach Tilgung aller etwa darauf haftenden Ansprüche und Schulden und aller Ansprüche von etwa früher gegebenen Verpflichtungsscheinen in diesem Staate besitzen, — gesichert werden, wie dieselben (die Verpflichtungsscheine) auch durch Hypothek oder Deponiren von Staatspapieren oder baarem Gelde gesichert werden können. Wie sehr leicht zu begreifen ist, würde die Stellung der verlangten Bürgschaft ein weit größeres Capital erfordern, als unsere Geschäftsleute meistens besitzen, so daß dadurch die Zahlung der Ablösungsgelder (commutation) practisch erzwungen wird. Es ward nun aber bei der Einführung des gegenwärtigen Systems beabsichtigt, ein Capital zur Unterstützung aller Einwanderer, welche solcher bedürfen, zu schaffen; eine Wiederaufnahme des „bonding system" dagegen würde dieses unmöglich machen, und nur der Wiederholung aller Uebelstände die Thür öffnen.

Uebrigens sollte auf der anderen Seite auch auf das Interesse unserer Rheder und zwar nicht geringe Rücksicht genommen werden. Die Blüthe unseres Staates und seiner Handelsmetropole ist innig mit dem fremden Handel verbunden, und nicht ohne reifliche Ueberlegung ist daher Ihre Committee zu einer Entscheidung über die gegen einige unserer Rheder laut gewordenen Klagen gekommen. Dennoch ist es von höchster Wichtigkeit daß die Lage unserer Einwohner, seien sie nun der Geburt nach Fremde oder Eingeborne, eine solche sei, daß sie uns nicht zum Vorwurf oder unserm Staat zur Last fällt, wenn solches möglicherweise verhindert werden kann; und selbst in pecuniärer Hinsicht würde eher eine geringere Einwanderung wünschenswerth erscheinen, als daß wir unser Interesse in dieser Beziehung außer Acht lassen. Wir sind es geradezu dem einwandernden Fremden schuldig, daß wir, da er unser Land zu seiner Heimath macht, ihm die Aufmerksamkeit zuwenden und die Anleitung geben, welche sein neues Leben erfordert; und solches kann am besten durch eine eigends dazu bestimmte Verbindung oder Gesellschaft geschehen. Ohne allen Zweifel ist die zukünftige Wohlfahrt und Brauchbarkeit eines Einwanderers sehr durch seine beim ersten Eintritt in das Land angeknüpften Beziehungen und angenommenen Gewohnheiten bedingt: daher die Nothwendigkeit der Bildung einer sich der Sorgen für ihn widmenden Verbindung.

Digitized by Google

Ihre Committee hat einige Zusätze (amendments) zu den Gesetzen zum Schutze der Einwanderer vorzuschlagen und ist der Ansicht, daß die Annahme derselben viele Schwindeleien und Betrügereien, denen die Einwanderer bei ihrer und ihrer Effecten Weiterbeförderung durch den Staat ausgesetzt sind, wirksam verhindern würde.

Ihre Committee proponirt weitere Amendements, dahin gehend, daß eine genaue Untersuchung der Lage der im Hafen von Neuyork ankommenden Einwanderer statt habe, um die additionelle Bürgschaft für alle sich etwa vorfindenden Wahnsinnigen, Verrückte, Taube, Stumme, Blinde, Krüppel, Personen über 60 Jahr alt u. s. w. zu erlangen. Durch häufige persönliche Beobachtung hat sie (die Commission) nämlich in Erfahrung gebracht, daß die gegenwärtig angestellten Nachsuchungen zu oberflächlich betrieben werden. Handgreifliche Fälle von Versehen in dieser Beziehung sind ihr vorgekommen, und obgleich auf eine Nichtberichterstattung darüber Strafe gesetzt ist, so sind dennoch die Commissäre, so wie das Interesse der Gesammtheit nicht hinlänglich sicher gestellt.

Es ist im Allgemeinen leicht, irgend wo Mängel zu entdecken, indeß nicht so leicht, ein Mittel dagegen zu finden! Klagen werden vorkommen und zwar wird solche häufig vielleicht ein Schatten von Wahrheit begleiten; aber diese Klagen kommen meistens von Denjenigen, welche nicht allein kein Heilmittel vorschlagen, sondern rundweg Alles verdammen. Periodische Untersuchungen dazu bestellter Comitteen würden einen heilsamen Einfluß auf die Commission ausüben und gleichzeitig Gelegenheit bieten, die etwa vorkommenden Beschwerden zu beweisen oder zu widerlegen.

Ihre Commission hat es versucht, in einer Bill solche Grundsätze aufzustellen, als ihrer Ansicht nach die betreffenden Beschlußnahmen (Resolution) des Hauses (der Legislatur) ihnen auferlegte. In einem Punkte ist sie (die Commission) aber unter sich verschiedener Meinung. Mitunterzeichneter Hr. Dewsy wünscht drei durch die Gesammtheit erwählte Einwanderungs-Commissäre, welche für ihre Dienste Vergütung empfangen, zu haben, anstatt einer Behörde (board) wie gegenwärtig. *)

Albany, 22. Jan. 1852.

James Dewsy. Howard O. Cady.

---

*) Wir theilen diesen weitschichtigen Bericht, aus dem wir vieles Unwesentliche fortließen, mit, weil wir von mehreren Seiten her dazu ersucht wurden. Man sieht, wie entsetzlich weitschweifig und geschmacklos die Amerikaner dergleichen Aktenstücke fassen, und das Obenstehende kann als Muster einer Darstellung dienen, wie sie nicht sein soll. Wir werden gelegentlich die Einwanderungsverhältnisse erörtern, und dann auch die von der Commission entworfenen Vorschläge besprechen. Wichtig ist der Gegenstand allerdings. Uebrigens geht aus dem Aktenstücke hervor, daß die Einrichtungen zum Schutze der Einwanderer in Neuyork sehr Vieles zu wünschen übrig lassen, und daß Abhülfe dringend Noth thut.

Die Expedition der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Japan.

Die Vereinigten Staaten leben gegenwärtig im Frieden mit ihren nächsten Nachbarn, aber der ruhelose und ins Weite schweifende Geist eines großen Theiles ihrer Bevölkerung, welchem die innere politische Aufregung nicht genügt, sucht in der weiten Ferne Beschäftigung für den fieberhaften Thatendrang, welcher diese „Neusachsen“ durchschüttelt.

Schon vor der Besitznahme Californiens leuchtete es den Nordamerikanern ein, welche großen Vortheile ein lebhafter Handelsverkehr mit Hinterindien, dem indischen Archipelagus, China und Japan abwerfen müsse, und sie boten daher einen Theil ihrer Handelskräfte auf, um mit jenen Gegenden einen ausgedehntern Verkehr anzuknüpfen. Die Regierung schickte eigene, mit dem fernen Orient vertraute Leute ab, um die Verhältnisse der einzelnen Hafenplätze und Absatzmärkte genauer zu erforschen, und wir erinnern uns, daß schon 1846 ein Aufsatz in den Verhandlungen der historischen Gesellschaft zu Neuyork auf die Nothwendigkeit hinwies, einzelne Punkte der hinterindischen Eilandflur für Amerika in Besitz zu nehmen, und in diesen Gegenden, welche einer raschen Entwickelung entgegen gehen, die Engländer und Holländer nicht allein schalten und walten zu lassen. Namentlich suchte man die Gunst der Chinesen zu gewinnen, und diesen klar zu machen, daß die Amerikaner es mit dem himmlischen Reiche weit besser meinen, als die eroberungslustigen Engländer, welche in Bezug auf China ähnliche Absichten hegten, wie auf Indien, das allmälig ihrer Botmäßigkeit unterworfen worden sei. Der eben genannte gelehrte Verein hielt es für angemessen, chinesische Mandarinen unter seine Mitglieder aufzunehmen. Seit Californien und Oregon zum Gebiete der Vereinigten Staaten gehören, wurde für diese letzteren die Bedeutung des großen Weltmeers um das Tausendfache gesteigert, und es bewahrheitet sich hier das alte Sprüchwort, daß die Menschen um so mehr haben wollen, je mehr sie schon besitzen. Um den Verkehr mit Europa und den Absatz von Erzeugnissen dorthin ist es den Amerikanern nicht bange; „die Europäer kommen uns von selbst,“ sagen sie, und sie haben darin Recht. Aber um den Orient auszubeuten, müssen sie sich rühren, und das thun sie.

Im nördlichen Theile des Stillen Oceans liegt, den Küsten Californiens gegenüber, die Gruppe der Sandwichs-Inseln so ungemein einladend, daß es ein Wunder wäre, wenn die Amerikaner nicht von demselben Gelüste nach dem Besitz dieser Eilande beseelt wären, wie die Engländer, Franzosen und Russen. Die Hafenstadt Honolulu auf Wahu, ein Haupterfrischungsplatz der hunderte von amerikanischen Walfischfängern, welche jahrein, jahraus im großen Weltmeere schwärmen, ist zu neun Zehntheilen von Amerikanern bewohnt, so

weit die weiße Bevölkerung in Betracht kommt. Der König der Inseln hat Amerikaner zu Ministern, und es ist daher ganz in der Ordnung, daß er den Amerikanern das Privilegium einer Dampfschifffahrtslinie zwischen Honolulu und San Francisco gewährte. Seltsam, aber in Hinblick auf die Nebenbuhlerschaft der Engländer sehr erklärlich, bleibt es nur, daß die Yankees es überhaupt für nöthig finden, bei Seiner braunhäutigen Majestät ein solches nachzusuchen. In den letzten Monaten des verflossenen Jahres war in der größten Stadt Californiens ein sehr unruhiges Treiben. Etwa sechshundert stämmige, abgehärtete Abenteurer, — Leute, welche weiland Texas und nachher das neue Dorado mit erobern halfen, Leute, welche ursprünglich den Wäldern und Prairien am Mississippi angehört hatten, mit ihnen militärisch geübte Glücksjäger aus verschiedenen Ländern Europas, — mehrere hundert Abenteurer sagen wir, hatten die Absicht, sich nach den Sandwich-Inseln einzuschiffen, und sich dort „friedlich anzusiedeln.“ Es lag aber klar vor, daß sie gegen die „Perlen im großen Ocean“ ein ähnliches Unternehmen im Schilde führten, wie General Lopez kurz vorher gegen die „Perle der Antillen.“ Indessen hielt es die Regierung für angemessen, gegen ein Unternehmen einzuschreiten, das in jedem Falle voreilig gewesen wäre und nur Verlegenheiten herbeigeführt hätte. Diesen brauchte Amerika sich um so weniger auszusetzen, da ohnehin schon die Sandwichs-Inseln so gut wie völlig in ihren Händen sich befinden. Die Frucht ist ohnehin reif, und man wird sie sich in den Schooß fallen lassen, sobald die rechte Zeit gekommen ist. Schon das gegenwärtige Jahrzehnt wird die „Annexation“ dieser mit dem herrlichsten Klima und der prächtigsten Weltlage gesegneten Eilande sehen.

Bei der Regierung in Washington suchen eben jetzt nicht weniger als drei verschiedene Compagnien um Unterstützung für Dampfschifffahrtslinien zwischen San Francisco und Canton nach, ein Beweis, wie großen Werth man auf der Ostküste wie am westlichen Gestade auf eine regelmäßige und rasche Verbindung mit China und dem indischen Archipelagus legt. In den Häfen dieses letztern erscheinen allwöchentlich einige von den berühmten amerikanischen Clipperschiffen, welche mit wunderbarer, früher nie geahneter Schnelligkeit die See durchschneiden, und allen übrigen Segelschiffen den Rang ablaufen. Für den gesteigerten Verkehr im hinterindischen Meere will man dort einige wohlgelegene Anhaltpunkte in Besitz nehmen, und was das Recht dazu anbelangt, so beruft man sich auf das, was die Engländer gethan haben, und nimmt für sich dieselbe Befugniß in Anspruch. Welches Recht hatte auch zum Beispiel der Radschah James Brooke, die Insel Labuan vor der Nordwestküste von Borneo in Besitz zu nehmen? Im Nothfalle würde man auch von einem der vielen Sultane, von welchen es in jenen Gegenden wimmelt, irgend einen Hafenplatz kaufen, oder man zettelt eine Fehde mit einem Seeräubersultan an, schießt ihm seine Stadt in Grund und Boden, „lehrt ihn Raison“ bauet dann, natürlich zum Schutze des amerikanischen Handels, ein

Digitized by Google

Fort und gewinnt auf solche Art Boden und festen Fuß. Das Uebrige findet sich dann von selbst. Ohnehin hat die Natur selbst im Großen Weltmeere eine Menge von Brückenpfeilern aufgebaut. Von den Sandwichsinseln gelangt man in bequemer Fahrt zum Lord Mulgraves-Archipel, den Carolinen-, Marianen- und Lutschuinseln, und auch die Madschikosimagruppe wäre wegen ihrer Lage eine keineswegs unwichtige Erwerbung. Es ist eben in dem Stillen Weltmeere noch eine große Menge Landes, das ein „civilisirter“ Amerikaner oder Europäer, der in allen nicht weißhäutigen Menschenkindern nur ganze oder halbe Barbaren erblickt, für herrenlos erachtet.

Es liegt eine Anmaßung und Don Quixoterie darin, so eigenthümlich gearteten Culturvölkern wie die Chinesen und Japaner sind, unsere abendländische Civilisation als die allein richtige und angemessene aufdrängen zu wollen. Der große Menschenstamm, welcher die ganze östliche Hälfte Asiens bewohnt, hat seine eigene und besondere Culturentwicklung gehabt, und zwar eine solche, welche seinem ganzen Naturell, seiner physischen und geistigen Begabung entspricht. Er hat sich nach seinen Bedürfnissen religiöse und politische Systeme geschaffen, und die abendländische Cultur wird in diesem Theile des Orientes immer nur eine ausländische Pflanze bleiben. In Hindostan hat man es hauptsächlich noch mit indogermanischen Nationen, mit Menschen kaukasischen Stammes zu thun, und doch stoßen alle Bemühungen, die Anwohner des Ganges oder jene im Dekkan mit europäischen Anschauungen zu befreunden, auf tausend große und kleine Hindernisse, von welchen viele sich niemals beseitigen lassen werden. Indien war außerdem ein unterjochtes Land, die große Mehrzahl des Volkes gehorchte fremden Eroberern und wechselte, als die Engländer kamen, nur ein Joch mit dem andern. Man brauchte gar nicht erst zu theilen um zu siegen.

Ganz anders stehen die Dinge in China und Japan. Hier tritt den Kaukasiern ein geschlossener, wohlgegliederter Staatsbau entgegen, der in allem Wesentlichen seit Jahrtausenden steht. Der ostasiatische Culturkreis begreift zwischen dreihundert bis vierhundert Millionen Menschen in compakter Masse; seine Angehörigen sind zahlreicher als alle Weiße, welche über die fünf Erdtheile zerstreut sind. Er bildet einen diametralen Gegensatz zu Europa, das wir als einen westlichen Vorsprung oder Ausläufer Asiens betrachten, für welchen das ostslawische Steppenland den Uebergang bildet. Wir begreifen nicht mit welchem Rechte ein Europäer oder Amerikaner den Chinesen oder Japaner als einen „Barbaren“ bezeichnen darf. Es liegt darin eine lächerliche Ueberhebung. Das höchste Wesen hat eben nicht alles gleichartig auf der Erde haben wollen, und deshalb verschiedenartige Menschen und ungleichartige Klimate geschaffen. Nun kommen wir Weißen und behandeln wie Wilde auch solche Völker, deren Cultur weit über unsere eigene hinausgeht, die ein sehr durchgebildetes System der Religion und des Staatswesens haben, die uns in manchen Zweigen menschlicher Thätigkeit noch weit überlegen sind, Völker mit großen Städten, blühendem Ackerbau und reicher Literatur. Wir verletzen ihre Gesetze auf eine frevelhafte

Digitized by Google

Art und üben brutale Gewalt; wir senden ihnen Religionslehrer, Missionäre, am Bord von Schleichhändlerschiffen, und auch Deutsche spielen leider eine schlechte Rolle dabei, wie der verstorbene Gützlaff. Und wenn die Chinesen den Schleichhandel mit Gift, Opium, sich nicht gefallen lassen wollen, so kommt ein „christlicher" Staat und bombadirt ihre Städte im Namen der „Civilisation." Die Chinesen und Japaner hatten im sechszehnten Jahrhundert den europäischen Christen Zugang gestattet und legten auch dem Handelsverkehr keine erhebliche Schwierigkeiten in den Weg, wie sie denn auch die Ausbreitung des Christenthums nicht hinderten. Als aber die fremden und eingeborenen Christen sich in eine politische Partei umgestalteten, als Demagogen der schlimmsten Art auftraten und Rebellionen anzettelten, verfuhr die Staatsgewalt nach Landesrecht gegen sie, und ließ sie hinrichten. Weil diese Rebellen und Demagogen aber Christen waren, nennt das „civilisirte" Europa sie Märtyrer und ergießt sich in abgeschmackte Declamationen gegen die „Barbaren," welche so verständig waren in ihrem eignen Hause Herr zu bleiben, und welche zudem alle Bedingungen im eigenen Lande besitzen, sich selbst zu genügen. Man kehre einmal den Spieß um, und nehme an, es kämen chinesische Schiffe an die Küste eines europäischen Landes, und sie kämen als Schmuggler. Sie schwärzten Waaren ins Land, deren Eingang verboten wäre. Wie würde man über die Frechheit der Barbaren schreien! Oder sie fänden gastliche Aufnahme, predigten, vertheilten Traktätchen, gründeten Pagoden und Hunderttausende nähmen die Lehre des Kongfutse an. Sobald sie festen Fuß gewonnen, verlangten sie die Abschaffung des Christenthums, und arbeiteten mit allen Mitteln, auch mit ungesetzlichen, die Königin Victoria oder den Kaiser von Oesterreich vom Throne zu stoßen und einen Prätendenten auf denselben zu erheben, welcher sich zu Confucius bekennt. Der „civilisirte" Europäer würde das abscheulich und gar nicht zu rechtfertigen finden. Nun ja; der Japaner und Chinese denkt eben so, und weshalb soll für ihn nicht recht sein, was wir „civilisirten" Leute bei uns für billig halten?

Japan unterhält bekanntlich, seit es mit den europäischen christlichen Rebellen so traurige Erfahrungen gemacht und nur mit großer Mühe und vielem Blutvergießen die von diesen angezettelten Bürgerkriege unterdrücken konnte, mit fremden Völkern nur einen sehr beschränkten Verkehr. Die Koreaner und Chinesen dürfen jährlich nur eine fest bestimmte Anzahl von Schiffen senden, und den Holländern ist auf ihrer Faktorei Dezima genau vorgeschrieben, wie und womit sie handeln sollen. Unser ausgezeichneter Landsmann Siebold giebt in seinem Prachtwerke über Japan darüber ausführliche Kunde. Aber den Europäern und Amerikanern gelüstet es seit langer Zeit auch Japan zu „öffnen," und wenn es sich nicht mit Güte dazu verstehen mag, fremde Kaufleute einzulassen, so will man die verschlossene Pforte durch Bomben und Petarden sprengen.

Die Nordamerikaner wollen eben jetzt den Versuch damit machen, und wo es auf keckes, tollkühnes Wagen, auf ein Verfahren ankommt, das keine Scrupel kennt, sind gerade sie die rechten Leute. Möglicherweise wird Japan einen

Digitized by Google

harten Stand haben, aber auch die Yankees werden die Sache nicht leicht abthun, wenn sie überhaupt ihren Zweck erreichen, was vorerst kaum der Fall sein wird; denn der Japaner ist kein halbwilder Indianer, kein feiger mexicanischer Creole, sondern ein tapferer, kriegsgeübter Mann, der auch Kanonen hat. Ein stark bevölkertes Inselland mit vierzig Millionen asiatisch-civilisirter, muthiger Bewohner wird man arg schädigen und quälen, aber weder unterjochen noch bezwingen können. Zumal wenn man es unter so nichtsnutzigen, frechen Vorwänden angreift, wie die Amerikaner es zu thun im Begriffe stehen; sie werden das Volk einmüthig gegen sich haben.

Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß weder China noch Japau auf die Dauer in ihrer bisherigen Abgeschlossenheit verharren können. Sie werden von zwei Seiten her bedrängt; einmal durch die Engländer von Indien aus, sodann vom Großen Ocean her durch die Amerikaner. Der Strom der Zeit ist gegen sie. Die bisherigen Berührungen, in welche Japan mit einzelnen amerikanischen Walfischfahrern kam, waren ein Wetterleuchten, welches ein fernes Gewitter verkündet; jetzt zieht dieses selbst näher heran, und wird sich in heftigen Schlägen entladen. Vielleicht sind wir in nicht gar langer Zeit Zuschauer von Begebenheiten, die ein lebhaftes Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind.

Kürzlich wies die „Allg. Zeitung“ wieder darauf hin, daß alle fein berechneten Pläne der Europäer und Amerikaner, in Japan Einlaß zu gewinnen, an der Klugheit und zähen Höflichkeit der japanischen Regierung scheiterten. Wenn einzelne Japaner mit ihren Schiffen weithin verschlagen waren, und von weißen Seefahrern gerettet wurden, brachte man sie zurück, und wollte sich so dem Kaiser von Japan durch Zurückführung ihrer Unterthanen empfehlen. Aber die Japaner sahen ganz richtig hinter dieser Menschenfreundlichkeit die lauernde Selbstsucht. Vor nur sechszehn Jahren machten die Yankees den ersten Versuch. Zwei Missionäre, Herr Gützlaff und der Amerikaner Wells Williams fuhren im Juli 1837 in dem „Morrison“ einem Schiffe, welches dem amerikanischeu Hause Olyphant und Comp. zu Macao gehört, nach Japan. In der Bucht von Jeddo angelangt erklärten sie: es sei ihre alleinige Absicht sieben an der chinesischen Küste gestrandete Japaner in ihr Vaterland zurückzuführen. Man hatte diese Schiffbrüchigen zu Macao im Christenthum unterwiesen, und zu Kundschaftern abgerichtet. Aber die wohlausgesonnene List schlug fehl, und der Morrison mußte zufrieden sein, daß man ihn nicht in den Grund bohrte. Im Jahre 1845 rettete ein nordamerikanischer Walfischjäger zwei und zwanzig Japaner und brachte sie nach Jeddo. Sogleich wurde das fremde Schiff mit einem dreifachen Kreise japanischer Bote umzogen, und keinem von seiner Mannschaft die Landung gestattet. Dem Kapitain Cooper reichte man Alles was er wünschte, befahl ihm aber so rasch als möglich wieder abzufahren und niemals wieder in Japan sich blicken zu lassen. Im folgenden Jahre 1846, segelte im Auftrage der amerikanischen Regierung Commodore Biddle mit den Schiffen

Digitized by

Columbus und Vincennes nach Jeddo, wo er am 20. Juli 1846 anlangte Sogleich erschien der Hafenbeamte, begleitet von einem Dolmetscher, welcher holländisch sprach, und fragte, was die fremden für ein Begehr hätten. Der Commodore antwortete: es sei nur die Absicht der Vereinigten Staaten in Erfahrung zu bringen, ob nicht auch Japan, wie China, seine Küsten dem auswärtigen Verkehr geöffnet habe? Sei dieses der Fall, so gedenke Amerika mit Japan, so wie es mit China der Fall gewesen sei, einen Handels- und Freundschaftsvertrag abzuschließen. Biddle wollte zugleich Abschriften der Verträge überreichen, welche England, Amerika und Frankreich mit China geschlossen haben. Sie wurden indeß entschieden obwohl unter den höflichsten Formen zurückgewiesen. Beide Schiffe blieben sieben Tage lang im Hafen von Jeddo; auch sie hatte man mit einem dreifachen Gürtel von Kähnen umgeben, und Niemand durfte ans Land gehen. Am 27. Juli 1846 lief die Antwort aus Miyako, dem Sitze der Regierung, ein. Sie lautete: „Japan verkehrt lediglich mit den Holländern und Chinesen, und ausschließlich nur zu Nangasaki. Man wird von diesem Brauche nicht abweichen, wird keine neue Häfen eröffnen, und keinen Handelsvertrag abschließen.“ Auch Biddle segelte unverrichteter Dinge ab. Im Juni 1848 landeten in Japan fünfzehn Amerikaner unter dem Vorwande, sie seien vom Walfischjäger Ladoga, auf welchem man sie schlecht behandelt habe, entflohen. Einige Monate später ließ sich ein Beamter der Hudsonsbay-Gesellschaft, Archibald Macdonald, an der Japanischen Küste aussetzen, um das Land kennen zu lernen. Alle diese Späher wurden gefangen genommen, und einst wie die Russen unter Golownin behandelt. Im Jahre 1849 kam die amerikanische Kriegsschaluppe Preble unter Kapitän Glynn nach Nangasaki, um über das Schicksal der Abenteurer Kunde einzuziehen. Man lieferte Macdonald und die übrigen willig aus.

Jetzt nun, wo alle die mannigfache punische List um mit Japan anzuknüpfen, an der Geradheit und Vorsicht der Regierung gescheitert ist, will und muß man, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, zur Gewalt greifen.

Wir finden in den letzten Januarnummern der Newyorker Zeitungen Berichte aus Washington welche sich mit, wir wissen nicht ob wir sagen sollen Naivetät oder Unverschämtheit, über eine angeblich unwürdige und beleidigende Behandlung beklagen, die amerikanischen Matrosen in Japan zu Theil geworden sei. Man müsse endlich „das javanische Volk zur Vernunft bringen, und ihm das Völkerrecht vermittelst der Pairhamskanonen beibringen.“ Und im „Weekly Herald“ vom 17. Februar lesen wir, daß eine Expedition nach Japan definitiv beschlossen sei. Den Oberbefehl führt Commodore Perry; er hat drei Kriegsdampfer: Princeton, Saranac und Susquehannah, und mehrere Segelschiffe. Die nöthigen Einleitungen, um mit den Japanern Streit anzuzetteln, sind bereis getroffen worden. Im verflossenen Herbst sandte man nämlich die Dampffregatte Susquehannah nach Japan mit dem ausdrücklichen Befehle, von den Japanern volle Genugthuung für die Beleidigungen, welche

Digitized by Google

angeblich Amerikanern zugefügt worden sind zu verlangen. Man will aus den Aussagen einiger Matrosen auch abgenommen haben, daß einige amerikanische Seeleute möglicherweise in Japan zurückbehalten sein könnten! Diese „möglicherweise zurückbehaltenen“ Matrosen will man befreien, und zugleich „eine solche Seemacht entfalten, daß die Inselbarbaren Respect davor bekommen.“ Auch „hat die Expedition noch einige andere Zwecke, z. B. eine genaue Erforschung der Gewässer im indischen und chinesischen Meere; ganz besonders aber die Eröffnung einer Art von Gegenseitigkeit im Handel zwischen Amerika und Japan.“ Der Hauptzweck ist also, das zu erreichen, was Japan immer standhaft verweigert hat. Man sieht, es handelt sich um eine ganz offene rohe Brutalität, so ziemlich in dem Style, welchen England sich gegen China erlaubte. Die Neuyorker Kaufleute erhalten nun ihren Willen. Da aber möglicherweise von verschiedenen Seiten her die Kostspieligkeit des Unternehmens hervorgehoben werden könnte, so sagt man gleich von vorne herein: „das Experiment kostet nicht viel, schaden kann es auf keinen Fall, wohl aber bringt es möglicherweise großen praktischen Nutzen.“

Das nennt man bei civilisirten Leuten — Völkerrecht!

Ein Ausflug nach dem Westen.

Wir laden unsere Leser in Deutschland hiermit ein, einen kleinen Ausflug nach dem Westen zu machen; sie werden dadurch einen Theil unseres Landes kennen lernen und über die Lage mancher Städte genauer unterrichtet werden.

Versetzen wir uns in den Monat Juni, in welchem wir für die Dauer unserer kleinen Tour auf ein günstiges und nicht zu heißes Wetter rechnen dürfen.

Wir treten unsere Reise im Depot der Neuyork und Erie Eisenbahn in Neu Jersey an, oder auch, um keinen Sprung zu machen, bei der Dampffähre, welche uns von Neuyork hinüber bringt, genießen bei dieser Gelegenheit den freundlichen Anblick, den der Hudson mit seiner Flotte von Dampf- und Segelschiffe, welche von hier nach Albany fahren, uns bietet. Steigen wir in die Eisenbahnwagen und machen es uns bequem, indem wir die beweglichen Lehnen der Sitze so drehen, daß je vier und vier eine kleine Gesellschaft bilden, und wir uns während der Fahrt ein wenig unterhalten können. Es ist dies um so angenehmer, da unser Auge für die erste Stunde wenig beschäftigt ist. Der Boden ist flach und gleicht fast der Heimath des Fiebers in den entfernten westlichen Staaten. Diesem fliegen wir jedoch rasch vorbei und bald liegt eine freundliche Landschaft vor uns. Berge mit schlanken Tannen bewachsen wechseln mit lieblichen, wohl bebauten Thälern, deren Felder, je nachdem sie Mais, Weizen oder andere Früchte

Digitized by Google

tragen, eine herrliche Farbenkarte entfalten. Flüsse und Bäche schlängeln sich bald an der einen, bald an der andern Seite, hier hinter Hügeln verschwindend, dort einen Teich oder gar einen kleinen See bildend, aber den ganzen Tag hindurch uns begleitend. So kommen wir nach dem freundlichen Städtchen Elmira und durch das Thal Chemung, nach dem See Seneca. Reis'ten wir nicht zum Vergnügen, so könnten wir schneller nach Dunkirk gelangen, wenn wir den hier uns verlassenden Geschäftsleuten uns anschließen. Wir haben aber so große Eile nicht und wollen am Seneca-See uns ein wenig aufhalten. Die Ufer bilden das herrlichste Mosaik. Hier eine grüne Wiese und ein goldenes Feld mit einem hohen Baumgürtel umgeben, der aber nicht zu dicht ist, unserm Auge die lieblich und wahrhaft romantisch gelegenen kleinen Pachthäuser zu entziehen. Dort steile Berge mit Miniaturwäldern, deren muntere Bewohner Euch von ferne ihre Zufriedenheit zuzwitschern und nur auf gebildetere Sänger von Deutschland warten, um Euch ein Concert zu geben, an welches die Heimath Euch gewöhnt.

Wir wollen weder dem Rhein noch der Donau, dem Genfer- oder Como-See ihre Schönheiten absprechen, nur fehlen uns hier die Denkmäler alter Zeiten um jene zu übertreffen. Bleiben wir indessen nicht zu lange, wir sind noch auf der ersten Station, die wir in einem Tage erreicht, und wir wollen mehr sehen. Gehen wir nach Buffalo und ruhen im Western Hotel, das an Bequemlichkeit und guter Küche dem weit gepriesenen Hotel du Nord Berlins nicht nachsteht, aus, wo wir mit aller Aufmerksamkeit behandelt werden, obwohl uns kein Titel ziert und wir keine betreßte Bedienten in unserm Gefolge haben. An Buffalo selbst können wir nur das rasche Aufblühen einer Stadt bewundern, die vor zwanzig Jahren kaum einem deutschen Flecken glich und jetzt zu den Hauptplätzen der Union gehört. Gern würde unser Ohr hier den Klang unserer Muttersprache in den meisten Stadtvierteln bemerken, wäre das hier gesprochene Deutsch nicht so entsetzlich schlecht. Nehmen wir den Dampfwagen nach den Niagarafällen und kaufen uns von den hier recht bescheidenen Newsboys (ist nicht zu übersetzen, ohne den Charakter des Wortes zu beeinträchtigen) einen Guide oder Führer. Versäumen wir es hier uns dies Büchlein anzuschaffen, am Niagara ist es fast nicht zu haben, oder doch nur mit Zeitversäumniß.

Der Weg dahin schlängelt sich fortwährend zwischen Gewässern und von einer Insel zur andern. In Niagara angekommen kehren wir an der amerikanischen Seite nicht ein, so viele Vorzüge unsere amerikanischen Begleiter uns auch preisen. Von dem an der Canadaseite reizend gelegenen Clifton-Hause haben wir den großartigsten Anblick und können ihn bequem genießen. Von fast allen Theilen des Hauses hat Auge und Ohr leichten Zugang, und das Brausen der Fälle hat einen solchen Reiz für uns, daß wir selbst auf den Gesang Jenny Lind's, welche, abgeschlossen von aller Welt, eben in ihrem Zimmer ihre Kehle übt, nicht achten. Zwei Amerikaner, die es ihrem Stolze abgewonnen und uns zugestanden, daß die Canada-Ufer schöner seien, am Ende sich aber nur deshalb anschlossen, um bei Table d'hote einen Blick von Jenny

Digitized by Google

Wind zu erhaschen, sind bitter getäuscht und suchen gleich nach Tisch auf der amerikanischen Seite Quartier.

Besuchen wir nun alle verschiedenen Punkte und schlagen zur Erinnerung in einem der vielen Bücher nach, welche darüber geschrieben sind. Damit wir aber die Konstruktion der Kettenbrücke im Gedächtniß halten, wollen wir einen gut gezeichneten Abdruck mitnehmen. Wir sind nun drei Tage auf der Reise und wollen heute zurück nach Buffalo, und von da mit einem der herrlichen Dampfboote auf dem Eriesee nach Detroit. Zum Glück hält das schöne Wetter an, sonst würden wir hier von der Seekrankheit mehr leiden als auf dem Ocean, aber wie es ist, können wir uns frei umschauen und die Passagiere der uns begegnenden Dampfschiffe freundlich begrüßen. Die Zeit wird uns nicht lang; es ist eine Negerbande an Bord (d. h. es sind geschwärzte Weiße, wir lassen uns indessen gern täuschen), die uns durch Musik, Gesang und Tanz unterhalten. Wir sind in Detroit und kommen weder hier noch in dem mit der Eisenbahn bald gewonnenen Neu-Buffalo oder in Chicago mit unserm schlechten Englisch in Verlegenheit, allenthalben viel Deutsche; nur müssen wir der größeren Bequemlichkeit wegen in amerikanischen Hotels absteigen. Diese Städte vergrößern sich von Tag zu Tag, und mit Stolz dürfen wir behaupten, großentheils durch den Fleiß unserer Landsleute, welche längs der Eisenbahn in großer Anzahl sich ansiedeln. Von Chicago nach Milwaukee nehmen wir wiederum das Dampfboot, und erinnerte die auf eine zehnfache Bevölkerung berechnete Anlage der Stadt nicht daran, daß wir auf amerikanischem Boden sind, wir würden uns in Deutschland glauben. Auf drei Personen, die uns begegnen, zwei Deutsche.

Dieser Stadt fehlt zu ihrem raschen Emporkommen nichts als Geld, an dessen Mangel der Platz seit seiner Gründung leidet. Getraide, Mais, Taback, Fleisch und Fische genug, aber kein Geld, und weshalb? Es fehlt der Hebel der amerikanischen Industrie — die Banken. Die Stadt läßt durchaus keinen freundlichen Eindruck zurück. Gehen wir, um mehr gesehen zu haben, von hier mit dem Dampfboote über die Seen Huron, St. Clair und Erie nach Buffalo zurück, ein Weg der uns viel Zeit nimmt und wenig Ersatz bietet; aber wir befinden uns in dieser schönen Jahreszeit sehr wohl und es ist bequemer als das ewige Umladen von Dampfschiff auf Eisenbahn und Eisenbahn auf Dampfschiff. Wir sind wieder in Buffalo, es ist Sonntag, die Stadt so still als ob Alles zu einem Leichenbegängniß vorbereitet wäre, und wir wundern uns, daß unsere Landsleute, bei ihrer großen Anzahl, es noch nicht durchgesetzt haben, einen deutschen Sonntag zu feiern. Gehen wir per Eisenbahn nach Lewistown und von da, um wenigstens eine Stadt in Canada gesehen zu haben, per Dampfboot nach Toronto. Das Boot bietet wenig Bequemlichkeit, aber man sieht es ihm an, es ist mit englischer Solidität gebaut, und obwohl kleiner als die daneben liegenden amerikanischen, wie ein Kriegsschiff gegen ein Flußboot.

Digitized by Google

Der See Ontario, den wir jetzt befahren, bietet nur an der amerikanischen Seite hohe Ufer und freundliche Städtchen. Die Canadaufer sind flach und traurig, und selbst Toronto, welches wir in wenig Stunden erreichen, hat in der Ferne nichts Anziehendes; man glaubt, es müsse bei jeder übeln Laune des Ontario überschwemmt werden. Auch werden wir nicht frohen Muthes, bis wir einen Spaziergang in der Stadt machen. Alles ist neu, die Straßen freundlich und breit, die Häuser und Läden elegant, und der Frucht- und Fischmarkt einer der schönsten Amerikas. Es ist uns, als ob wir viele tausend Meilen von den Vereinigten Staaten wären. Andere Menschen, andere Kleider, andere Sitten; alles Englisch, aber heiterer und, wie es scheint, geselliger. Deutsche sind hier wenig, aber diese wenigen geachtet, wohlhabend und, wie wir es selbst erfahren, gastfrei und liebenswürdig. Schade, daß wir hier nicht länger weilen können, unsere freundlichen Landsleute, stolz auf ihre neue Heimath, wollten uns auch die Schönheiten der Gegend zeigen, die wir eigensinnig zu bezweifeln so unartig sind.

Wir müssen zurück, und wir nehmen das Dampfboot nach Rochester, dem wir deshalb den Vorzug geben, weil es an der Canada Seite mehrmals anlegt und uns Gelegenheit giebt, die Ufer zu betrachten und unter andern Plätzen auch das Städtchen Coburg in Augenschein zu nehmen. Wir sehen indessen nichts als flache, unfruchtbare Felder und trübblickende Städtchen, alles sieht todt aus, und wir freuen uns herzlich unser Schiff nach dem jenseitigen Ufer steuern zu sehen. Inzwischen ist es Nacht und der See Ontario giebt uns eine Probe seines Unmuthes. Wir kommen plötzlich vom ruhigsten Fahrwasser in eine bewegte See, die kurzen Wellen rollen das Schiff und stoßen es so, daß bald alle Passagiere total seekrank sind und sich in den sehr unbequemen Salons, so gut sie können, niederlegen.

Bei Tagesanbruch sind wir in Rochester und beeilen uns, das Dampfboot „Admiral" zu verlassen, welches einen eben so großen Ruf wegen seiner Sicherheit, als seines Mangels an Comfort verdient. Der Capitain, wie es schien, mit seiner großen Meerschaumpfeife zusammen gewachsen, ein ächter „Canadian," hatte für seine Passagiere kein Wort.

Im Waverley Hotel zu Rochester, wohin wir in einer halben Stunde vom Landungsplatze gelangen, und unterwegs noch die herrlichen Geneva-Fälle betrachten können, erwartet uns ein gutes Frühstück. Nachdem wir diese überaus freundliche Stadt besehen, gehen wir nach dem Eisenbahn-Depot, wo eben ein Zug deutscher Emigranten, nach dem Westen reisend, ankömmt; viele frohen Muthes und voller Hoffnung, mancher aber, in Neuyork geprellt oder bestohlen, seinen Entschluß auszuwandern bereuend und durch einen derben deutschen Fluch sich Luft machend. Mögen alle in ihrer neuen Heimath das geträumte Glück finden! Wir steigen ein, Städte und Dörfer, wohlbebaute und nett umzäunte Felder mit ihren saubern Pachthäusern fliegen an uns vorüber und wir kommen Abends in Albany an, eben noch zeitig genug um

Digitized by Google

vor dem Schlafengehen die Stadt zu besehen, die nach dem Normalsystem amerikanischer Bauart angelegt ist und wie Neuyork ihren Broadway ꝛc. hat. Nächsten Morgen nehmen wir das Dampfboot, einen jener schwimmenden Paläste, die man nur in Amerika kennt, und fahren den Hudson hinab. Werfen wir noch einen Blick nach dem Staats-Capitol und bewundern die großartige Anlage der weltberühmten Brauerei, denn von jetzt an bis nach Neuyork hat das Auge fortwährend Beschäftigung und fürchtet zu lange auf einer Scene zu weilen um die nächste nicht zu versaumen. Keiner unserer deutschen Flüsse hat eine solche Abwechselung. Kaum nehmen wir uns Zeit zum Mittagstisch, an dem wir übrigens sicher sind den schlechtesten Platz zu finden, denn Amerikaner und Amerikanerinnen sind seit zwei Stunden auf dem Anstand, Jeder will der erste sein und doch ist Platz genug für Alle und die Tafel reich besetzt, 3—400 Personen können bequem speisen. Aber man speis't eben nicht, sondern sucht schnell möglichst von allem etwas auf einen Teller zusammenzuhäufen und zu verschlingen. Da kann kein Deutscher Schritt halten. Die Glocke läutet, wir sind wieder in Neuyork. *)

Ein Ausflug durch Oregon.

Die vorstehende flüchtige Skizze zeigt, mit welcher Leichtigkeit man von Neuyork aus Hunderte von Meilen nach Westen hin zurücklegt; wie man in wenigen Tagen eine ganze Reihenfolge von großen und blühenden Städten besuchen kann, und wie das Land überall besiedelt ist und in gedeihlichem Aufschwunge sich befindet. Wir haben jene Skizze, die an und für sich weiter von keiner Bedeutung ist, hier eingeschaltet, um den schroffen Gegensatz hervorzuheben, welcher sich zwischen dem was man in den östlichen Staaten als Westen bezeichnet, und dem eigentlichen fernen Westen, dem Lande jenseits der Felsengebirge, herausstellt.

Vor uns liegt der Reisebericht eines Mannes, der im vorigen Herbste das Oregon-Gebiet durchwanderte, jenes Land am großen Ocean, welches trotz der Entdeckung der kalifornischen Goldminen eine nicht geringe Bedeutung gewonnen hat; denn vom Oregon aus wird das neue Dorado theilweise mit Holz und Weizen versorgt. Der nachstehende Bericht ist datirt aus Salem, im Oregongebiete, vom 27. September 1851; er zeigt recht deutlich, wie sich dort noch Alles in den Uranfängen befindet, und in welcher Art und Weise in Nord-Amerika aus solchen kleinen Anfängen allmälig große volkreiche Staaten sich entwickeln.

---

*) Aus der Neuyorker Deutschen Handelszeitung.

Digitized by

Ich verließ, so schreibt der Reisende, San Francisco in Californien am 8. Juli 1851, und erreichte nach einer sehr angenehmen Fahrt von 78 Stunden Astoria. Gerade zur Mittagszeit fuhren wir in die Columbiamündung ein. Die Einfahrt ist doch nicht so fürchterlich und gefährlich, wie man sie insgemein darstellt; nur muß man allerdings die seichten Stellen kennen, die übrigens nicht beträchtlich sind. (— Bei Sturmwetter ist die Columbiamündung allerdings gefährlich. —) Bei seinem Ausflusse ins Meer hat der Strom eine Breite von etwa 8 englischen Meilen, und die fahrbare Strombahn erinnerte mich an die Einfahrt in die Sanduskybay, die auch etwas gewunden ist, aber für den erfahrenen Lootsen keine Schwierigkeiten darbietet. Die Ufer sehen düster aus; so weit der Blick reicht sind sie ganz dicht mit Tannenbäumen von ungeheurer Größe und Dicke bewachsen; überall herrscht tiefe Stille; man fühlt sich hier in einer feierlichen Einöde, einsam in einer wirklich neuen Welt.

In diesem Theile des Landes befindet sich kein für den Pflug geeigneter Boden, außer in den Clatsop Ebenen. Sie sind nach dem Meere zu 25 Meilen lang, und da wo sie von der Columbiamündung bespült werden, 8 Meilen breit. In ihr hausen einzelne Landwirthe, welche die kleinen Ansiedelungen, welche nicht allzuweit entfernt liegen, mit Butter, Käse, Fleisch und dergleichen versorgen. Ich habe am Ufer Bäume gesehen, die ganz bestimmt 250 bis 300 Fuß Höhe, und dicht über der Erde einen Durchmesser von dreizehn Fuß hatten. Und solche Baumriesen gehören nicht etwa zu den Seltenheiten. Diese Angaben klingen für den, welcher nicht an Ort und Stelle war, sicherlich fabelhaft, sie sind aber der strengsten Wahrheit gemäß. Am Strome sind da und dort Mühlen errichtet, in denen man die Anfänge künftiger Städte erblickt; sie sägen Holz für den Markt von San Francisco. Etwa zwei Meilen stromaufwärts hinter Kap Disappointment erblickt man die erste „Stadt“, Town, in Oregon; sie heißt Pacific City, und besteht aus einem Gasthofe und drei oder vier anderen Häusern. Aus dieser „Stadt“ kann vielleicht später einmal ein Badeplatz werden. Unweit derselben liegt ein Dorf der Tschinuck-Indianer. Diesen gehörte früher der Landstrich an der Mündung; gleich anderen rothen Stämmen haben sie aber an Zahl bedeutend sich vermindert, seit sie mit den Weißen in Berührung kamen. Ausschweifungen und Branntwein räumen unter ihnen auf, und das Volk wird ehe lange Zeit vergeht, von der Erde verschwunden sein. Die Tschinucks sind, gleich den übrigen Indianern welche vom Fischfang leben, nicht mit den starken und tapfern Indianern des Waldlandes oder der Prairien zu vergleichen; sie sind von Gestalt klein, haben einen künstlich geplatteten Kopf, platte Nase, und haben einen so hundsartigen Blick, daß man recht wohl begreift weshalb ein Tschinuck hier für weniger werth gilt als ein guter Hund. Sie leben von Fischen, Wurzeln, Rum, wenn sie solchen bekommen können, vom Stehlen und den Ausschweifungen ihrer Frauen und Töchter, deren Tugendstrenge mit jener der Spartaner nicht das Mindeste gemein hat.

Digitized by Google

Alt-Astoria, jetzt auch Fort George genannt, liegt etwa vier Meilen von der Mündung, auf der Südseite, und enthält außer einem Magazin nur eine Kaserne, in welcher nur eine Compagnie Soldaten liegt. Astors alter so berühmt gewordener Handelsposten, das alte aus Baumstämmen verfertigte Magazin (log store) ist noch vorhanden. Lower-Astoria, das eine gute Viertelstunde Wegs unterhalb liegt, besteht aus einem Waarenmagazin und fünf Wohnhäusern; Ober-Astoria liegt eine halbe Stunde aufwärts, hat zwei Magazine und sechs oder acht Wohnhäuser. Alle diese Ortschaften sind eifrige Nebenbuhler; jede behauptet eine bessere und vortheilhaftere Lage zu haben als die andere. Noch eine Stunde weiter aufwärts liegt eine Sägemühle; diese Oertlichkeit mag viel Anziehungskraft für Ansiedler haben, die nicht abgeneigt sind, sich ihren Weg durch Welt und Wald mit einer scharfen Art zu bahnen. Noch zwei Meilen aufwärts liegt Tongue-Point, eine Mühle nebst einem Wohnhause. In der Nähe sind einige „Stadtplätze" vermessen. Es fehlt an weiter nichts als an Menschen, welche dergleichen bebauen wollen.

Etwa zwanzig Meilen weiter aufwärts erhebt sich eine Uferhöhe, welche an jene von Cleveland in Ohio erinnert. Hier liegt die Ortschaft Catalamette; sie besteht aus drei Wohnhäusern, hat aber dadurch Bedeutung, daß sie den einzigen Werft in Oregon besitzt, den ein vormaliger Beamter der Hudsonsbay-Compagnie anlegte. Hier wohnt auch ein Oberrichter. Diese Oertlichkeit scheint sich am besten zur Gründung einer Stadt am Ufer des Columbia selbst zu eignen; sie liegt so weit vom Meere, daß sie von den Seenebeln nicht belästigt wird und hat ein mildes angenehmes Klima. Weiter aufwärts liegen keine „Städte" mehr, bis man den Willamettefluß (sprich Will-hammet) erreicht; denn die Ufer bilden eine ununterbrochene Einöde; das Auge gewahrt nichts weiter als Wasser, Luft und dichte, gewaltige Tannenwälder, in welchen noch keines Menschen Art ertönte. Seit Anbeginn der Zeiten sind sie ungestört geblieben, außer daß der Sturm durch ihr Gezweig rauschte; aber nun ist der Yankee da, und die Ruhe wird bald ein Ende haben.

Etwa funfzig Meilen aufwärts sieht man am Nordufer des Stromes ein hohes sanft abfallendes Vorgebirge, den Coffin Rock. Dieser ist seit Jahrhunderten eine Begräbnißstätte der Indianer; dort scharrten sie ihre Todten mit allem Eigenthum ein, was dieselben besaßen; auf Bäumen oder Pfählen hängen die Nachen der Verstorbenen; auch gewahrt man Bogen, Pfeile, Schalen und dergleichen mehr. Seltsamer Weise ist dieser Friedhof bisher von den weißen Leuten unangetastet geblieben. Alle Arten von Schiffen können, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, den Columbia noch viel weiter hinauffahren; man zeigte mir im Strombette Stellen von „unergründlicher" Tiefe, ich sah Steilküsten, welche jenen am Hudson glichen, nur waren sie bei weitem höher und von viel größerer Ausdehnung. All überall erhoben sich Tannen.

Etwa achtzig Meilen von der Columbiamündung gelangt man an den Willamette. Dieser Fluß erinnert allerdings an den Hudson. Sobald man

Digitized by Google

in ihn eingefahren ist, bemerkt man daß das Land anders wird, denn man kann doch hin und wieder hier einige Acker Landes sehen, obwohl, bis man Portland erreicht, nur einige wenige. In der Nähe des Zusammenströmens beider Flüsse sieht man die ganz nagelneuen Ortschaften Milton und St. Helens; sie zeichnen sich durch nichts aus, als durch ein Dutzend Häuser, viele Moskitos und Fieber.

Portland liegt etwa 120 Meilen von Astoria sehr angenehm am Ufer. Das ist für Oregon eine sehr respectable Stadt, denn sie zählt sechs- bis achthundert Einwohner, hat drei Kirchen, zwei Sägemühlen und recht viel Staub. Bis dorthin können größere Schiffe gelangen, der Platz muß mit der Zeit von Bedeutung werden, und er wächst auch ziemlich rasch an. Ich traf dort am 19. Juli ein, blieb bis zum 25sten und nahm dann ein kleines Boot um nach Muße und Belieben mir die weiter aufwärts liegenden Ortschaften näher zu betrachten. Etwa sechs Meilen oberhalb Portland fand ich Milwaukee; es hatte zwei Schenken, zwei Sägemühlen, sechs Häuser, und in der Nähe so ungeheure Waldungen, daß man aus denselben ein zweites Neuyork aufzimmern könnte. Dort blieb ich über Nacht und fuhr am andern Morgen weiter nach Oregon City, acht Meilen weiter aufwärts. An den Clackamas-Stromschnellen war der Fluß so reißend, daß mein Fahrzeug mit starken Tauen aufwärts gezogen werden mußte. Bei Hochwasser gehen hier manche Boote verloren. Oregon-City liegt in einer Schlucht zwischen zwei Hügeln; im Sommer ist es so heiß wie ein glühender Ofen, und wenn der Wind scharf geht, befindet man sich in Staubwolken. Die Stelle zum Anlegen einer Stadt wurde von der Hudsonsbay-Compagnie ausgewählt, weil hier eine allerdings prächtige, unversiechbare Wasserkraft vorhanden ist. Ich fand zwei Mahlmühlen und eine Sägemühle in voller Thätigkeit. Die Stadt zählte etwa fünfhundert Einwohner, eine presbyterianische Erziehungsanstalt für „junge Ladies“, d. h. eine Mädchenschule, und eine katholische Lehranstalt, die sehr gerühmt wird. Die Katholiken sind dort populär und verdienen es auch durch ihr treffliches Benehmen. Oregon City ist Sitz der Regierung, obwohl die Legislatur im vorigen Jahre in Salem ihre Sitzungen hielt.

Oregon City gegenüber, auf der andern Seite des Flusses, erhebt sich Linc-City mit etwa einem halben Dutzend Häusern und vier Magazinen; eine halbe Stunde weiter aufwärts, oberhalb der Fälle, steht Canemah; diese „Stadt“ kann sich rühmen, aus einem Waarenlager und zwei Wohnhäusern zu bestehen. Man hat dort jüngst zwei Dampfboote gebaut und ist darauf natürlich sehr stolz. Von Linc-City aus gehen die Fahrzeuge nach dem Oberlande, oder vielmehr Unterlande. Ich bestieg zu Canemah am 26. Juli den Dampfer Yamhill, ein Ding von meinetwegen vier Schafekraft, etwa 25 Fuß lang. Es war vollgepfropft mit Habseligkeiten armer Teufel im Oberlande, die für hundert Pfund und für eine Strecke von etwa funfzig englischen Meilen nicht weniger als zwei Dollars bezahlen mußten. Wir mußten ganz

ruhig sitzen, um dieses Riesendampfboot nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen. Die Uferscenerie fand ich sehr lieblich; sie hat Aehnlichkeit mit jener am Connecticut. Nach einer siebenstündigen Fahrt befand ich mich in Dayton am Yambillflusse, etwa sechs Meilen oberhalb seiner Einmündung in den Willamette. Diese Stadt hat sich im letztverflossenen Monate allwöchentlich verdoppelt, d. h. in der ersten Woche wurde ein Haus zu bauen angefangen, in der folgenden zwei, und so fort. Jetzt besitzt es deren acht, und schmeichelt sich es demnächst wohl auf zwanzig zu bringen. Es ist wirklich erheiternd, die Phantasien der Bewohner solcher one-horse towns über die künftige Größe ihrer Stadt zu hören. Lafayette am Yambill liegt drei Meilen von Dayton, hat 150 Einwohner und „a smart chance" ein respektabler Ort zu werden. Von dort aus begab ich mich zu Pferde nach dem 25 Meilen entfernten Salem. Es liegt 60 Meilen von Portland, auf dem Wasserwege, auf einer Kiesfläche am Willametta. Von der Stadt aus sieht man, wie über den Uferhügeln in weiter Entfernung sich auf der einen Seite die sogenannte Coast Range, auf der andern Seite die Cascade Range erhebt. Beide hohe Gebirgsketten sind etwa 25 bis 30 Meilen entfernt und an heiteren Tagen erblickt man deutlich die Gipfel des St. Helens und des Jefferson. Salem hat nahezu 300 Einwohner und besitzt hübsches Ackerland. Deshalb zieht sich auch die Einwanderung dorthin, und der Platz wird ohne Zweifel bald verhältnißmäßig bedeutend werden. Man meint, daß auch der Sitz der Regierung dorthin verlegt werde. Hier hat auch die methodistische Mission ihren Mittelpunkt; und dieser verdankt die Stadt ihren Namen. Der Sabbath, mit dem man es sonst im Oregon nicht genau nimmt, wird hier streng gefeiert, anderswo haben nämlich die Leute tagtäglich alle Hände voll zu thun.

Ich bin nicht weiter als Salem gekommen, und habe also die „Städte" Albany, Cincinnati und Maysville, die alle am Willamette liegen, nicht gesehen. Die beiden ersteren schilderte man mir als unbedeutend, das letztere dagegen als im Anwachsen begriffen. Unterhalb der Quellen der Willamette liegt das Thal des Umpqua, welches dermalen sowohl in Californien wie in Oregon die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Dieses Thal ist nicht so ausgedehnt wie jenes des Willamette, aber es soll namentlich für die Viehzucht sich weit besser eignen als dieses. Hier am Willamette sind im Sommer die Felder dürr, weil es oft an Regen mangelt, und überall wo keine Bewässerung stattfindet, verschwindet das Grüne. Dort, am Umpqua, fallen dagegen oftmals Regenschauer. Das Gras bleibt kräftig, und auch der Mais gedeiht sehr gut, weil die Nächte warm sind. Aber der Hauptreiz für das Umpquathal liegt darin, daß die Schasta Minen in Californien nur fünf bis sechs Tagereisen weit entfernt sind, und daß man nicht weit hat bis zum Roguefluss̈e, wo reiche Goldlager aufgefunden worden sind. Doch sind die Indianer jener Gegend sehr kriegerisch und streitbar, so daß man sich jetzt noch nicht dorthin wagt. Aber nach einiger Zeit, wenn die Zahl der Weißen stärker ist,

Digitized by Google

wird man sie angreifen und fortjagen; sie werden in Oregon dasselbe Schicksal haben wie in den alten Staaten. Uebrigens übt die Nähe der Goldminen einen sehr nachtheiligen Einfluß, da die Leute nicht auf den Aeckern arbeiten wollen, sobald sie hoffen dürfen, durch Goldgraben mehr zu verdienen. Und gerade in Oregon, wo an vielen geeigneten Stellen die Natur Alles thut und der Landwirth nur wenig nachzuhelfen braucht, ist vom Ackerbau reicher Lohn zu erwarten. Ich habe Weizenfelder gesehen, wo die Erndte im zweiten Jahre eben so viel ausgab wie im ersten, ohne daß man auch nur einen Handschlag gethan hätte, denn das Feld bestand aus dem, was an Körnern bei der ersten Erndte ausgefallen war. Auch ist die Erndtezeit immer trocken, und Rost oder andere Krankheiten kennt man nicht. Der Winter ist so mild, daß das Vieh im Freien bleibt, und wer vier Wochen im Jahre arbeitet, hat das ganze Jahr vollauf zu leben. Der Willamette bietet zur Verschiffung der Landeserzeugnisse eine vortreffliche Wasserstraße. Der Weizen gilt jetzt in Salem 8 Schill. der Buschel, Zwiebeln 4 Schill., Butter und Käse das Pfund 40 bis 50 Cents, Aepfel 3 Doll. der Buschel, Pfirsiche 6 Doll., Kartoffeln 1 Doll. 50 Cents. Aus Oregon kann aber erst etwas Rechtes werden, wenn es eine starke ackerbau- und gewerbtreibende Bevölkerung erhält. Gesellschaftlich ist Alles erst in den Anfängen; man sieht wenig achtbare Frauen in den Städten, und anderweitig im Lande ist viel leichte Waare zerstreut. Die Mehrzahl der Bevölkerung stammt aus Clay County in Missouri. An Geld herrscht noch Mangel.

Alles zusammengenommen ist Oregon ein an natürlichen Hülfsquellen reiches Land, hat ein zum Ackerbau und zur Viehzucht wohlgeeignetes Klima; ein armer Mann, wenn er fleißig ist, kann hier wohlhabend werden; aber für Alle, welche an die Genüsse civilisirter Gesellschaft gewöhnt sind, bleibt doch sehr viel zu wünschen übrig.

Das Portrait und der Name des Christoph Columbus.

Von Washington Irwing.

Vor einigen Monaten führte Herr Joseph E. Bloomfield aus Mexico mit Washington Irwing einen Briefwechsel über die verschiedenen Portraits von Christoph Columbus, deren es bekanntlich mehrere giebt. Bloomfield der sich mehre Jahre lang im südlichen Spanien aufgehalten hatte, sah dort mehrere derselben. Irwing hat seine Ansichten in nachstehendem Briefe an Wilhelm Cullen Bryant, dem vortrefflichen amerikanischen Dichter, veröffentlicht. —

„Herr Bloomfield wollte meine Meinung über das Portrait des Columbus wissen, welches in der Lonja oder Börse zu Sevilla befindlich ist. Er schreibt

Digitized by Google

mir, daß man in Spanien dieses Gleichbild als das einzig ächte betrachte. Ich habe ihm geantwortet, mir sei kein Portrait bekannt, von dem man positiv behaupten könne, daß es authentisch wäre. Jenes in Sevilla ist, nach dem Berichte welchen er über dasselbe giebt, von Mannesgröße, stellt eine Person zwischen dreißig und fünf und dreißig Jahren vor; sie trägt einen Panzer und volle weiße Halskrause *). Nun war aber Columbus, als er durch seine Entdeckungen so berühmt wurde, daß man ihn portraitirte, schon ein Mann in vorgerückten Jahren. Auch trug man die Halskrause in Spanien erst, als er schon todt war; sie war eine Mode, welche, wenn ich nicht irre, aus Flandern nach Spanien kam, zur Zeit Karls des Fünften, der vor 1516, also zehn Jahre nach dem Ableben des Columbus, Spanien noch gar nicht betreten hatte. Möglicherweise stellt jenes Portrait den Diego Columbus dar, den Erben und Nachfolger des Entdeckers, welcher gleich diesem „der Admiral“ genannt wurde.

In Italien sind von Zeit zu Zeit verschiedene Portraits von Columbus erschienen, aber keins gleicht dem andern, und alle weichen wesentlich von der Beschreibung ab, in welcher Fernando seinen Vater schildert. Theodor de Bry giebt in seinem „Amerika,“ im sechszehnten Jahrhundert, einen Stich nach einem in seinem Besitz befindlichen Bilde, das nach seiner Angabe aus einem Sitzungssaale des Raths von Indien gestohlen war, und in den Niederlanden verkauft wurde, wo es denn in seine Hände gerieth. Eine Copie desselben befindet sich in einem Eulogium des Columbus vom Marchese von Durazzo, das bei Bodoni gedruckt wurde; eben so in einer Lebensbeschreibung des Entdeckers, welche Ritter Bossi zu Mailand drucken ließ. Auch dieses angebliche Gleichbild weicht völlig von der Schilderung ab, welche Fernando Columbus von seinem Vater giebt. Dem letztern zufolge war sein Gesicht lang, weder voll noch mager; die Backenknochen waren hoch, er hatte eine Adlernase, hellgraue Augen und lichte, lebendige Hautfarbe (acceso di vivo colore). In seiner Jugend hatte er blondes Haar, als er aber dreißig Jahr zählte, war es ganz weiß. Diese genaue Beschreibung betrachte ich als einen Prüfstein für alle angeblichen Portraits des Columbus; auch entspricht sie den Berichten sowohl des Las Casas wie anderer Zeitgenossen.

Der Bildhauer Peschiera, der im Auftrage der Stadt Genua eine Büste für das Denkmal verfertigen sollte, welches man zum Andenken des großen Mannes dort 1821 errichtete, erklärte alle vorhandenen Portraits für geradezu unächt oder wenigstens zweifelhaft, und richtete sich nach der oben angeführten Beschreibung.

Während ich mich im Jahre 1826 in Madrid befand, veranstaltete Don Martin Fernandez de Navarrete, Präsident der königlichen historischen Academie, einen lithographirten Abdruck eines gestochenen Portraits, das er in einem alten italienischen Werke gefunden, und unter anderen Gleichbildnissen auch jenes des

*) Der Beschreibung zufolge ist dieses Portrait dasselbe, welches Don Juan Baptista Muñoz seiner Geschichte der Neuen Welt beigegeben hat. Ich kenne dasselbe nur aus dem Nachstich in der von M. C. Sprengel, Weimar 1795, herausgegebenen deutschen Uebersetzung dieses Werkes. A.

Columbus enthielt. Er sowohl wie der Herzog von Veraguas, ein Nachkomme des Entdeckers, legten Werth auf dieses Portrait, weil man die übrigen als correkt erkannte. Ich aber bezweifelte die Aechtheit desselben. Es entsprach nämlich nicht in genügendem Maße der oben erwähnten Beschreibung, namentlich wurde das Haar in dem beigegebenen italienischen Texte als schwarz bezeichnet. Doch habe ich in meiner abgekürzten Ausgabe der Lebensbeschreibung des Entdeckers einen Abdruck desselben mitgetheilt.

Als ich mich im Jahre 1845 in Paris aufhielt, hatte Herr Jomard, der gelehrte Vorsteher der königlichen Bibliothek, die Güte mir einen lithographirten Abdruck eines kürzlich aufgefundenen Oelgemäldes zu übersenden. Auf dem Original befand sich in einer Ecke die Inschrift Christophorus Columbus. Das Gesicht hatte einen ehrwürdigen Ausdruck (venerable and dignified) und entsprach mehr als irgend ein anderes, das ich gesehen hatte, der von Fernando Columbus gegebenen Beschreibung. Aber auch hier sah ich die flämische Halskrause, welche ich als einen Anachronismus bezeichnet habe. Herr Jomard sucht diesen Umstand so zu erklären, daß er annimmt, jenes Portrait sei etwa 1530 von einem Schüler Titerans nach einer Skizze oder Zeichnung gemalt worden, die man noch bei Lebzeiten des Columbus entworfen hatte; der Künstler habe dann dem Entdecker die Tracht gegeben, welche um 1530 Mode war. Das ist allerdings sehr möglich. Der Brauch, alte Portraits in neue umzubessern, scheint in den Zeiten Karls des Fünften aufgekommen zu sein.

Im Jahre 1519 malte Juan de Borgoña, ein spanischer Künstler, eine ganze Reihenfolge von Portraits angesehener Männer des Landes für den Kapitelsaal der Kathedrale zu Toledo, theils nach dem Leben, theils nach Originalien, und theils aus der Phantasie. So mag auch der Maler des zuletzt erwähnten Portraits sich einige Freiheit verstattet haben. Doch ist es ein verdienstliches Werk, es trägt den Stempel von Columbus Charakter, und ich habe es daher in einer der Ausgaben meiner Lebensbeschreibung des Entdeckers nachbilden lassen.

Zu Lebzeiten des Columbus hatte die Malerkunst in Spanien noch keine ausgezeichnete Höhe erreicht, doch entwickelte sie sich unter Ferdinand und Isabella. Italienische Maler gab es auf der Halbinsel noch nicht und der einzige spanische Künstler von Bedeutung war Antonio Rincon. Man sagt von ihm, er zuerst habe den steifen gothischen Styl verlassen, und den Versuch gemacht, seinen Gestalten natürliche und anmuthige Verhältnisse zu geben. Ferdinand und Isabella, von welchen er Bildnisse lieferte, ernannten ihn zu ihrem Hofmaler. Die Originale sind während der französischen Besitznahme verschwunden, aber Kopien zweier lebensgroßer Bildnisse beider Herrscher befinden sich noch in einem der unteren Corridors der königlichen Gallerie zu Madrid. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Rincon ein Portrait des Columbus malte, als dieser sich am Hofe befand, und wegen seiner Entdeckungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Aber auch dieses Portrait ist verschwunden, oder steckt vielleicht unbekannt in irgend einem Winkel Spaniens oder in der Sammlung eines Gemäldeliebhabers.

Digitized by Google

So viel von den Portraits, welche Columbus darstellen. Herr Bloomfield richtet noch die Frage an mich, weshalb wir ihn nicht so nennen wie er sich selbst in allen Briefen unterzeichnete, welche sich auf der Börse zu Sevilla befinden, nämlich Christoval Colon; er wünscht zu wissen wie Colon in Columbus umgewandelt werden konnte.

In Betreff des Namens ist allerdings ein kleines Mysterium vorhanden. Jener der Familie lautete Colombo, und italienisch hieß er Christoforo Colombo. Als er zuerst aus Portugal nach Spanien kam, scheint er seinen italienischen Familiennamen mit einer kleinen Abänderung beibehalten zu haben; denn in den Büchern des königlichen Schatzmeisters Francisco Gonzalez von Sevilla sind in den Jahren 1487 und 1488 drei Geldposten verzeichnet, welche auf königlichen Befehl an Cristobal Colomo ausgezahlt wurden. So werden auch in einem königlichen Erlaß vom 12. Mai 1849, der von den Souverains unterzeichnet ist, die Beamten im ganzen Reiche angewiesen, dem Cristobal Colomo förderlich zu sein. Und sein erster Beschützer in Spanien, der Herzog von Medina Celi, sagt in einem Briefe an den Großcardinal unterm 19. März 1493: „Es ist mir unbekannt ob Ew. Herrlichkeit wissen, daß ich längere Zeit Cristobal Colomo, der aus Portugal kam, in meinem Hause hatte."

In den Capitulationen zwischen ihm und den Souverainen, unterm 17. April 1492, durch welche er zum Admiral und zum Vicekönig und Statthalter aller Länder, die er entdecken möchte, ernannt wurde, finden wir ihn als Don Cristobal Colon unterzeichnet. Aber nicht zum ersten Male; denn in einem Briefe welchen unterm 20. März 1488 der König von Portugal an ihn schrieb, und in dem er ihm sichern Zutritt ins Land gestattete, lautet die Inschrift an Cristoval Colon, während die portugiesische Aufschrift lautet: a Cristovam Colon, noso especial amigo en Sevilha. Diesen Brief hat Navarrete unter den historischen Beweisstücken bekannt gemacht; die Urschrift befindet sich im Archive des Herzogs von Veraguas. Sein Sohn Fernando deutet an, die Familie sei in alten Zeiten eine römische und patricische gewesen, und statt Colonus mag er verkürzt Colon geschrieben haben, um den Namen der spanischen Zunge besser anzupassen.

Columbus war eine lateinische Uebersetzung seines Familiennamens, welche sowohl er wie sein Bruder, dem damaligen pedantischen Zeitgeschmacke gemäß, gelegentlich annahmen. Sein Sohn Fernando sagt im elften Capitel, daß sein Vater, bevor er zum Admiral ernannt wurde, gewöhnlich als Columbus de terra rubra unterzeichnete, d. h. Columbus de Terrarossa, einem Dorfe oder Weiler bei Genua. Sein Bruder Bartholomäus legte dem König Heinrich dem Siebenten eine Weltkarte vor, datirt London 16. Februar 1848. Name und Geburtsort des Verfassers sind darauf folgendermaßen bezeichnet:

Janua cui patria est, nomen cui Bartolomaeus
Columbus de Terrarubra opus addidit istud.

Deutsche Reisende in Amerika.

Mit Recht wird in dem, weiter oben in diesem Hefte mitgetheilten, Aufsatze über die antiquarischen Forschungen in Mittelamerika eindringliche Klage geführt, daß so wenig wissenschaftliche Reisende aus Europa die in so vielfacher Hinsicht anziehenden und wichtigen Länder Centralamerikas erforschen. Allerdings lagen dieselben bisher abseiten vom großen Weltverkehr und spielten lediglich eine passive Rolle. Seit Kurzem ist das völlig anders geworden. Der eine große Weg nach Californien führt über die Landenge von Panama, der zweite geht durch Nicaragua, und auf beiden Straßen reisen jetzt allmonatlich tausende von unternehmenden Menschen. Ein dritter Weg wird doch am Ende, trotz aller Bedenklichkeiten der mexicanischen Regierung über den Isthmus von Tehuantepec gebahnt werden, und eine Eisenbahn von Vera Cruz über die aztekische Hochebene nach Acapulco ist wenigstens projektirt, und kann möglicherweise über kurz oder lang zu Stande kommen. So haben wir neue Verbindungswege, deren jeder seine besondere hervorragende Bedeutung hat. Auf der Landenge von Panama brauset nun schon der Dampfwagen, und auf dem Nicaraguasee fahren die Dampfschiffe. Das alte geheimnißvolle Land von Veraguas bis Tehuantepec ist nun dem Unternehmungsgeiste der Europäer und Nordamerikaner erschlossen; sie siedeln sich in den wichtigsten Städten an, sie bringen neue Lebenselemente mit, und der Trägheit des Creolen und Indianers setzen sie rastlosen Fleiß entgegen. Sie wollen das üppige, an Hülfsquellen so reiche Land nicht ungenützt lassen, sondern dasselbe ausbeuten. Auf diese Weise kann und wird es nicht fehlen, daß allmälig auch wissenschaftliche Reisende angezogen werden. Ein großer Theil der Schwierigkeiten, welcher jetzt noch den Forschungen entgegensteht, wird schon nach wenigen Jahren beseitigt sein; man wird mit Leichtigkeit ohne irgend welche Anstrengungen in das Herz von Centralamerika gelangen können, und die Wissenschaft, für welche hier die herrlichsten Schätze zu heben sind, wird auf eine Ausbeute hoffen dürfen, die an Ergiebigkeit hinter jener des alten Niniveh nicht zurückstehen dürfte.

Wir zweifeln nicht daran, daß auch Deutschland sein Contingent von Reisenden stellen wird. Es ist in der ganzen Welt anerkannt, daß die deutschen Reisewerke über Amerika sich dreist mit jenen der übrigen Nationen messen können, und daß manche von ihnen anderwärts gar nicht ihres Gleichen haben. Humboldt, Spix und Martius, Pöppig, Tschudi, Schomburgk, Prinz Neuwied haben Meisterwerke ersten Ranges geliefert; die Reihe der trefflichen und verdienstvollen Werke zweiten Ranges ist zu lang, als daß wir sie hier aufzählen könnten.

Aus Centralamerika hat jüngst ein Maler, Herr W. Heine, Reiseskizzen geliefert, welche wir in der Allgemeinen Zeitung finden, einem

Digitized by Google

Blatte, das an Reichthum und Mannigfaltigkeit des Inhalts in der Presse ganz unvergleichlich dasteht, und das in der That eine Zeitung für die ganze Welt ist. Der Deutsche trifft diesen Boten aus der Heimath in Canton und in Santa Fe de Bogota, in Archangel und Valparaiso, in Kairo und der Kapstadt, in Neapel und San Francisco, und nicht leicht wird, gleichviel in welchem Erdtheile, eine wichtige Erscheinung auftauchen, die nicht auch in der Allgemeinen Zeitung sachkundig erörtert würde. Neuerdings enthält sie auch mannigfaltige Berichte aus Amerika, die wir nicht unbeachtet lassen wollen, z. B. die eben angedeuteten Skizzen.

Herr W. Heine ist, wie gesagt, Künstler. Er hat, nur als solcher die Reise unternommen, aus Liebe zur Kunst und aus Freude an wissenschaftlichen Forschungen. Er ging nach Centralamerika, von dem er richtig bemerkt, daß es für den westlichen Erdtheil eine ähnliche Bedeutung habe, wie Aegypten und Assyrien für die alte Welt, als Begleiter des bekannten amerikanischen Diplomaten und Alterthumsforschers Squier, dessen Werk über Nicaragua uns leider noch nicht zur Hand ist. Dagegen besitzen wir seit kurzem desselben Verfassers Buch: The Serpent Symbol and the Worship of the reciprocal principles of natures. Es enthält eine Menge schätzbaren Materials interessanter Wahrnehmungen; wo aber der Verfasser sich zu wissenschaftlichen Vergleichungen und Combinationen veranlaßt hält, sieht man sehr häufig, daß er seiner Aufgabe in dieser Beziehung nicht gewachsen, und mit den Forschungen der neuern europäischen Wissenschaft, namentlich der deutschen, nicht vertraut genug ist, um sich auf dieses Gebiet wagen zu dürfen. In der Vorrede zu dem genannten Buche verspricht er die baldige Herausgabe 1. einer Archäologie und Ethnologie von Centralamerika, 2. einer Darstellung des mexicanischen Kalenders; 3. einer Darstellung des mythologischen Systems der alten Mexicaner; und 4. einer Beschreibung der halbcivilisirten Völker von Neumexico; also Werke des interessantesten Inhalts.

Da wir erst vor kurzem ausführlich von dem Nicaragua Kanal geredet haben, so können wir Alles was Herr Heine über denselben mittheilt, übergehen, entlehnen aber seiner Schilderungen einiges Andere. Er kam in der Mitte des Juni in San Juan de Nicaragua an, das er in folgender Weise schildert:

Die Stadt San Juan oder Greytown.

San Juan de Nicaragua oder Greytown, wie es die Engländer in der Neuzeit getauft haben, ist eine abenteuerlich aussehende Niederlassung von 4 bis 500 Einwohnern, von denen drei Fünftel Indianer oder Neger sind. Es liegt an der Mündung des St. Juan Flusses an einem ungesunden Platz, und ist ringsum von undurchdringlichem Wald eingeschlossen, von dem just nicht mehr niedergehauen ist als nöthig um den jämmerlichen Schilfhütten, an die sich in der Neuzeit einige Bretterhäuser der neueren Ansiedler angeschlossen, Raum zu schaffen. Die Einwohner leben lediglich vom Umsatz der importirten

Digitized by

Produkte gegen die Roherzeugnisse des Binnenlandes. Cultur ist gar keine da; Korn, Kartoffeln &c. beziehen sie von unterhalb der Seen oder von Bluefield, 30 bis 40 Miles weiter hin an der Küste; einige Pferde, weniges Vieh und einige Bunyos (Flußboote) bilden den ganzen Reichthum. In der ziemlich geräumigen Bay liegt ein englischer Kriegsschooner vor Anker, und in einer Baracke, zunächst der des Königs der Mosquitos, die zugleich Posthaus und Gouvernementshaus ist, eine Besatzung von 15 bis 20 blaubejackter Negersoldaten. San Juan liegt an der Mosquitoküste im wahren Sinne des Worts, das ist bezeichnend. Gegenüber der Mündung des San Juan und einer ziemlich guten und geräumigen Rhede, von der indeß ein Theil versandet, streckt sich eine Reihe jämmerlicher Rohrhütten hin, mit den früher erwähnten Bretterhäusern neueingewanderter Handelsleute dazwischen. Mit Ausnahme eines kaum einen Büchsenschuß breiten Sandstriches an der Küste, ist dem Urwald kaum so viel Raum abgewonnen als für die Häuser nöthig; daher giebt es keine mannichfachen Spaziergänge, indem der ringsum dicht verwachsene Wald keinen andern Pfad erlaubt als den man sich selbst mit der Macheta (Messer) durch die Schlingpflanzen haut. Hinter dem Orte liegen einige kleine Teiche (lagunas), welche am obern Ende leicht mit dem Fluß, am untern mit der See eine gute Abkürzung der Canallinie bilden könnten, da sie hinreichende Wassertiefe besitzen sollen.

Fahrt nach Grenada de Nicaragua.

Da keine einzelne Passage für Grenada zu bekommen war, so benutzte ich das Anerbieten des Herrn Ligaud, eines bei St. Juan ansässigen Franzosen, und miethete im Verein mit meinem frühern Reisegefährten ein ganzes Bunyo (Flußboot) zum Preis von 100 Dollars, das wir mit Fracht beluden, und bestiegen mit noch zwei Amerikanern aus Grenada als Passagiere das Boot. Ein solcher Bunyo ist von ziemlich roher Construction, oft großentheils aus einem einzigen Stamm gehöhlt, größere jedoch sind aus Planken gefügt, doch wegen der schwer zu passirenden Stromschnellen ziemlich fest gebaut. Der unsrige war ungefähr 50 bis 55 Fuß lang, bemannt mit 9 Bootsleuten und dem Patron. Letzterer steht auf einer Art kleinen Quarterdecks, und hält in reitender Stellung das Steuer zwischen den Füßen, da in den Stromschnellen das Boot mit Hülfe langer Stangen regiert wird. Die Bootsleute führen Ruder von etwa 15 Fuß Länge, stehen bei jedem Schlag auf und hängen sich rückwärts gelehnt mit der ganzen Schwere des Körpers an das Ruder, wobei sie jedesmal mit dem Sitztheil derb auf den Rudersitz aufstoßen. Die Passagiere befinden sich unter einem kleinen Dach im Hintertheil des Bootes, liegend auf ihren Koffern, da der Raum unter den Ruderbänken für Frachtgüter benutzt wird. Da wir im Boot querüber liegen mußten, hatten wir viel Ungemach auszustehen, besonders ich, da das Boot nur 5 Fuß breit, ich aber thatsächlich 6 Fuß lang bin.

Digitized by Google

Am 23. Juni stießen wir vom Ufer und kreuzten die Bay nach der Flußmündung hin. Die schweren Regenwolken hatten sich etwas zertheilt, und die glühende tropische Sonne beleuchtete mit ihren letzten Strahlen den ersten Schritt meiner Reise ins Innere. Unsere Freunde winkten uns vom Ufer ein Lebewohl, und als das Kriegsschiff den Abendschuß abfeuerte, antworteten wir durch eine Salve unserer Feuerwaffen (Flinten und Pistolen waren alles in allem nicht mehr als 34 Läufe am Bord). Nur eine kurze Strecke fuhren wir den Fluß hinauf, dann nöthigte die in den Tropen sofort nach Sonnenuntergang hereinbrechende Dunkelheit Anker zu werfen. Die Hitze trieb mich aus der kleinen Cajüte, und ich lagerte auf dem Dach, während die Bootsleute, jeder auf seinem Rudersitz, in die Decke gewickelt schliefen. Die Nacht war hell, und mein Auge schweifte in den unbekannten neuen Sternbildern umher, bis es auf dem südlichen Kreuz, dem einzigen traditionell bekannten Sternbild, haften blieb; die Gedanken aber schweiften weit hinüber in die deutsche Heimath. Ich entschlief erst spät, doch trieben mich schon früh Moskitos und Thau, der mich trotz meiner Regendecke ganz durchnäßt hatte, auf, noch ehe die Indianer ihre Morgengebete für glückliche Reise sagen. Giftige Nebel machen die Flußreise gefährlich, und sind Ursache daß die Flußmündungen Fieber und Tod aushauchen. Die Ufer sind mit dichten, ewig feuchten Waldungen bedeckt, die von gefährlichem Gewürm angefüllt sind, und des Nachts tönt das klägliche Geheul des Schakals, zu dem oft das Gebrüll des Tigers kommt, widerlich ins Ohr. Im Fluß lauert der grimme Kaiman, versteckt im Wasser oder hohem Gras auf seine Beute, und manch argloses Thier, Trank oder Kühlung suchend, wird vom Schlag seines Schuppenschwanzes niedergestreckt, während in der Höhe der Bäume selbst die Boa Constrictor manchen possirlichen Affen überfällt, oder einen brütenden Vogel in der Vertheidigung seines Nestes würgt. Die Vegetation ist so überaus üppig, daß nur an wenigen Stellen des Ufers eine Landung möglich ist; deßhalb pflegt man nur einmal des Tages zu kochen, was wegen des feuchten Holzes zwei Stunden Aufenthalt verursacht. Bei jedem Schritt versperren dichtes Gesträuch und Lianen den Weg, den man oft genug sich mühsam durchhauen muß. Der Boden ist jedoch von der fruchtbarsten Beschaffenheit, und wird, hat sich erst die Cultur Bahn gebrochen, die ergiebigsten Ernten liefern. Nur wird das Loos der ersten Ansiedeler ein hartes sein, da der Nordländer das Klima erst gewohnt werden muß. Zu trinken hatten wir nichts als das schmutzige warme Flußwasser. Die während des Tages außerordentliche große Hitze veranlaßt oft alles über Bord zu gehen, um sich so viel als möglich im Bad zu erfrischen, und die nackten Zambos (Mischling von Indianer und Neger, ein schöner und starker Menschenschlag) springen oft ganz vom Schweiß triefend ins Wasser, ohne üble Folgen zu spüren.

Wir ankerten an der Mündung des Colorado, eines Arms des San Juan, der südlich entweicht, und hier dürfte ein Damm für den Kanal

nöthig werden, um durch die große Wassermasse, die hier verloren geht, die hinderlichen Triebsandbänke zu entfernen. Hier ist eine der schönsten Flußstellen: Bäume von 150 Fuß in den schönsten Formen decken die Ufer, gekleidet in saftiges Grün, geschmückt mit gelben, violetten und rothen Blüthen. Riesenhafte Schlingpflanzen, oft von der Dicke eines jungen Baumstammes, winden sich in die höchsten Gipfel, von wo sie sich wieder bis zum Wasserspiegel herabsenken; Schwärme buntgefiederter Papageien durchkreuzen die Luft nach allen Richtungen, während Massen der verschiedenartigsten Reiher (ich zählte deren dreizehn Gattungen) und mannichfache Specimen von Affen vorkommen, und von Insekten eine wahre Fülle vorhanden ist.

Den 26. passirten wir den Serapique-River, am 27. den San Carlos-River, beide von Süden kommend und sich mit dem San Juan verbindend. An letzterm werden die ersten Berge sichtbar, und die Moskitos waren weniger häufig, mir sehr angenehm, da ich kaum mehr einen Finger bewegen konnte, so geschwollen und zerstochen war ich. Mehrere Arten wilder Enten kamen vor, bis zur Größe einer Gans, und ich sah zum erstenmal Enten auf Bäume fliegen; wir verspeisten einige, welche das große Blei meiner Büchse zu sehr zerrissen, und fanden sie höchst schmackhaft, weniger jedoch die Affen, die wir auch kosteten, jedoch den Bootsleuten überließen, zu ihrer großen Freude, da die Nahrung dieser armen Leute lediglich aus Reis und Bananen besteht. Schwalben, gelbe sowohl als ganz kleine graue, überaus niedliche; große rothe Arras (Lappes) mit blauem Schweif und Flügeln waren gleichfalls sehr häufig. Ich tödtete einen Congo (Brüllaffen) von der Dimension eines Hundes mittler Größe, der ein sehr lautes brüllendes Geschrei erhob, derselbe ward jedoch von den Indianern als nicht eßbar bezeichnet; sie ziehen den großen rothen langgeschwänzten Affen (Migo) vor.

Am 28. brachen wir ungewöhnlich früh auf um die Machuca-Rapids (Stromschnellen) zu passiren, aus Stromschnellen von 3 Miles Länge bestehend, sehr beschwerlich und sogar gefährlich, da das Wasser sehr starken Fall hat und über große Felsstücke geht. Zwei Bote welche uns folgten vereinigten sich mit uns, um eines der Boote nach dem andern herüberzubringen, wozu immer 20 bis 25 Mann nöthig waren, und womit wir erst am Abend zu Stande kamen, so daß wir an diesem Tage nicht über 4 Miles zurücklegten. Während die Boote über die Fälle gebracht wurden, ging ich ans Ufer einen wilden Truthahn zu schießen; als ich in kurzer Entfernung auf einen großen Puma (Löwen) stieß, der, niedergekauert liegend, feindselig knurrte und mir mit seinen grünglänzenden Augen Liebesblicke zuwarf. Obschon man sagt daß der centralamerikanische Löwe in der Regel Menschen nicht angreift, so wußte ich doch nicht wenn gegenwärtiger zuletzt gefrühstückt hatte, und schnell riß ich die Büchse an den Backen. Doch die Begierde das schöne Fell zu erlangen, ließ mich zu unbedachtsam feuern, und meine Kugel zerschmetterte ihm das linke Schulterblatt. Heulend warf sich die Bestie ins Gebüsch, und ich, ein Pistol ziehend, rasch hinterdrein

Digitized by Google

Auf dem schlüpfrigen Boden strauchelnd, blieb ich mit dem Fuß in einer Liane hängen, und zu Boden stürzend entlud sich mein Pistol, während mein werthes Ich sich im Koth der jungfräulichen Wälder abdrückte. Weitere Verfolgung erwies sich als nutzlos, und ich kehrte zum Boot zurück, da dumpf rollender Donner einen Orkan verkündigte.

Kaum angelangt, brach das Wetter los, und heftige Donnerschläge, wie der Schall vieler Kanonen, schienen die Grundvesten der Erde erschüttern zu wollen, während alle Schleusen des Himmels ihre Wasserströme auf uns herabsendeten. Ein zufällig auf dem Deck stehender Blech-Eimer diente mir als Regenmesser, und zeigte in einer Viertelstunde 4 Zoll Wasser. Wir waren just an einer schwierigen Stelle der Fälle, und 20 Mann mußten ins Wasser das Boot weiter zu bringen, während der Rest der Mannschaft vom Boote aus mit langen Stangen nachhalf. Ein Blitz der kurz vor dem Boot einen ungeheuern Baum zusammenschlug, vollendete die Verwirrung, die anfing gefährlich zu werden, da alles durcheinander schrie und lärmte. Der Patron betete zu St. Antonio, die Amerikaner fluchten und suchten die Indianer mit gezogenem Pistol oder Knüppel zu neuen Anstrengungen anzutreiben, und ich brauchte das wenige Spanisch das ich weiß, und schrie: Agua ardiente! Agua giento! (Schnaps) welches alles zusammen denn auch seine Wirkung that, gleichviel nun ob St. Antonio, die Prügel oder der versprochene Schnaps, den ich von dem für die Insekten und Reptilien mitgenommenen Alkohol austheilte, geholfen hatte. Ich muß bemerken daß St. Antonio, welcher für die Machuca-Rapids eine besondere Gültigkeit haben soll, jedenfalls ein unangenehmes Amt bekleidet. Ich wenigstens würde die Patronschaft ablehnen, müßte ich den ganzen Tag Boote über die verwünschten Stromschnellen bringen. Im letzten Rapid liegt das Wrack eines amerikanischen Dampfbootes, das, für den See bestimmt, jetzt durch ein anderes ersetzt worden ist. (Dieser Steamer war wahrscheinlich dem St. Antonio, der nur die Bungos gewöhnt ist, zu schwer, deßhalb ließ er ihn sitzen.) In der folgenden Nacht hatten wir arg zu leiden von dem vielen Regenwasser, das, in das Boot gedrungen, die Häute, mit denen die Waaren bedeckt, aufgeweicht hatte, was einen pestilenzialischen Geruch verursachte. Ueber die Cajüte hatte ich eine große Gummidecke gebreitet, die als Frachtstück mitging und uns selbst wenigstens trocken hielt. Wir sahen hier Hrn. Cropsey, Ingenieur des Canals, welcher ein auf ein Boot befestigtes Haus bewohnt und längs des Flusses die vorbereitenden Arbeiten leitet. Er war sehr erfreut in der Bootsladung für ihn bestimmtes Fleisch, Mehl, Branntwein und Kaffee zu finden, denn in einer Länge von 90 Miles ist gar nichts zu bekommen, da der ganze Fluß unbewohnt ist. Einer der Passagiere ward heftig vom Fieber geschüttelt, alle waren unwohl, doch brachten einige meiner mitgenommenen Aloepillen eine erwünschte Aenderung bei allen hervor, mit Ausnahme des Fieberkranken, der durch einen am Morgen hinzu-

Digitized by Google

getretenen Schlaganfall sich sehr übel befand. Doctor Gescheidts Geschenk, eine Lanzette, leistete mir beim Aderlaß, den ich an ihm vornahm, gute Dienste, und er befand sich bald besser darauf. Bis zu den Rapids Castillo Viejo ist stilles Wasser von gehöriger Tiefe, ebenso oberhalb derselben bis zum See, so daß die größten Mississippiboote bequem gehen können, nur werden die Rapids ziemlich bedeutende Schleusenbauten erfordern. Im ganzen Fluß ist jedoch kein größeres Hinderniß als solche die im St. Lawrencefluß schon mit großer Leichtigkeit überwunden worden sind, nur ist hier die große Schwierigkeit, daß die Eingeborenen schlechte Arbeiter und bei jeder ihnen unbekannten Arbeit unbrauchbar sind, und Arbeiter aus dem Norden haben anfänglich viel vom Klima zu leiden. (d. h. sterben.)

Am 29. Junius langten wir im Castillo Viejo an. Auf der Spitze eines kleinen Hügels liegen die Trümmer des alten Castells und beherrschen die kurzen, aber sehr heftigen Stromschnellen; es wurde jedoch von den Briten 1848 belagert und geschleift. Mit vieler Mühe hieb ich mir einen Weg zum Gipfel nach den Trümmern, die in schon so kurzer Zeit ganz von der alles überwuchernden Vegetation bedeckt sind; da wo noch vor vier Jahren die Kanonen über die Geschützbettungen donnerten, stehen schon große Bäume. Die größte Sicherheit des Platzes bestand in dem Mangel an Raum zur Errichtung feindlicher Batterien, für die erst der Wald niedergehauen werden mußte. Das Fort selbst besteht theils aus Felsen, theils ist es aus einer Art Prophyr, theils aus Ziegelsteinen gemauert. Seine gegenwärtige Besatzung besteht nur aus Fledermäusen, von denen ich in den Casematten mehrere nach männlichem Kampfe erlegte, andere fing. Sie waren den nordischen Fledermäusen ähnlich, und hatten durch einen aufrechtstehenden Hautlappen über der Nase das Aussehen eines Nashorns. Farbe ganz schwarz, Körper haarig, fünf Zehen, an den Flügeln kleine Haken, Zähne außerordentlich groß, beinahe so lang wie die obere Kinnlade. Einige alte spanische Geschütze liegen im Schutt begraben. Am Fuß des Castells liegt ein Rancho (Rohrhütte). Herr W., ein Agent der Canalcompagnie, ist mit einer Anzahl Indianer beschäftigt einen Landungsplatz für das Dampfboot zu bauen. Er klagte sehr über die Schwierigkeit die Indianer zu guten Arbeitern zu machen. Mit Ausnahme einiger Aexte, die von der Compagnie geliefert wurden, bedienen sie sich lediglich der Macheta. Dies ist ein Messer welches, je nach der Sitte des Landes, von der Größe eines langen Dolches bis zu einem sehr schwerfälligen Säbel anwächst und zum mannichfachsten Gebrauch dient. Man haut damit sein Holz, baut ein Haus, was jedoch bei diesen Rohrhütten nicht viel sagen will, schneidet Fleisch und braucht es als Waffe. Die Indianer hackten damit nach Anweisung am Holz herum, und schienen sich zuletzt selbst zu wundern wenn ein Stamm zurechtgehauen war. Es wird bald der Plankenweg fertig sein, und eben ein solcher an den Machuca gebaut werden.

Digitized by Google

Als ich von San Juan abging war eben eines der kleinen eisernen Dampfboote angelangt, und man arbeitete an dessen Zusammensetzung; zwei andere folgen nach, und es wird in jeder der drei Hauptabtheilungen des Flusses Eines gehen. Wird der Fluß angesiedelt, so werden jedenfalls an diesen Plätzen zuerst Dörfer entstehen. Bald vielleicht wird sich ein American Eagle-Hotel oder Independence-Hotel erheben und diesem fruchtbaren Boden eine Ernte abgewonnen werden. Zwischen zwei Bootsleuten entspann sich ein Streit, und dem einen ward mit der Macheta ein Stück aus dem Backen gehauen. In den Augen der Indianer ist jeder weiße Mann ein Doctor; durch meine Purganzen und Vomitive, sowie durch den Aderlaß, war die Thatsache noch mehr festgestellt, und jetzt mußte ich nolens volens des Mannes Backen zusammenflicken. In Ermangelung chirurgischer Nadeln legte ich ihm mit einer gewöhnlichen Nähnadel Heftlöcher an

An diesem Platz waren wiederum Moskitos und Bremsen, deren Stich wie Feuer brennt, sehr lästig, daher setzten wir so schnell als möglich unsere Reise auf dem jetzt ruhiger fließenden Fluß mit günstigem Fahrwasser fort. Ich überraschte einen Kaiman im Grase schlafend und schoß ihn durch das Blatt; er suchte noch das Wasser zu gewinnen, doch kam ich ihm zuvor und stach ihn zweimal mit der Macheta in die Weichen, wobei er mich mit einem Schwanzschlag in das Wasser warf. Ehe ich wieder im Trockenen war, hämmerten schon die Indianer auf seinem Kopf herum, und ich konnte nur das Gebiß retten. Es war ein Weibchen, maß 11 Fuß und hatte im Magen ein ganzes Hirschkalb. Die Flußufer sind hier flach und, wie überall, der Boden höchst üppig.

Am 30. Mittags langten wir im Fort San Carlos an. Hier stand früher gleichfalls ein großes Fort, das die Mündung des Sees beherrschte, aber von den Engländern Ausgangs des verflossenen Jahrhunderts in Trümmer gelegt ward, in welcher Action der junge Nelson als Midshipman eine seiner ersten Waffenthaten verrichtete. Das jetzige Fort besteht aus einer verfallenen Schanze, auf derselben ein Haus für ein bis zwei Dutzend Soldaten, ein etwas besseres für den Commandanten. Neben der Flagge von Nicaragua steht eine alte vom Rost zerfressene Kanone (etwaige Schmugglerboote aufzuhalten) auf einer Lafette, deren Räder aus einem quer durchgeschnittenen Stamm bestehen. Beim Abfeuern dieses Geschützes sehe ich weniger Gefahr für den Feind als für den Artilleristen der es loszubrennen hat. Einige Dutzend Kugeln rosten im Gras, doch liegen demontirt auch einige schöne bronzene 32-Pfünder mit der Jahreszahl 1618 im Sand. So günstig auch dieses Fort für die Vertheidigung liegt, so würde es doch in seinem jetzigen Zustande von zehn derben Leuten mit Leichtigkeit zu nehmen sein. Die am Fort liegende Ortschaft war lange ganz verlassen, doch sind jetzt wieder einige Dutzend Rohrhütten erbaut, und bei eintretendem lebhaften Verkehr wird dieser Ort jedenfalls ein wichtiges Settlement werden; in seinem jetzigen Zustand jedoch kann es füglich mit San Juan gleichgestellt

Digitized by

werden. Hier ist die Douane der Republik Nicaragua, welche die Reisenden sehr quält, denn die kleinste Kiste muß ausgeladen und untersucht werden. Ich machte hier zuerst von meinen Papieren Gebrauch, und erlaubte nicht daß man mein Gepäck berührte. Die Douanenbeamten, sei's weil sie nicht verstanden oder verstehen wollten, gaben sich indeß nicht zufrieden und wollten selbst ausladen, da erschien der Douane-Inspector und der Commandant des Forts. In San Juan hatte eine Auction stattgefunden, in welcher unsere Schiffsgesellschaft, für den Fall daß wir den 4. noch auf dem Fluß oder See sein sollten, einen Korb Champagner erstanden. Als die beiden Herren erschienen, nahm ich eine Flasche, legte sie an den Backen und schoß den Pfropfen auf den Douane-Inspector ab, dem Commandanten meine Beglaubigung gebend. Durch beides zufrieden gestellt, leerten wir diese und noch eine Flasche auf unser gegenseitiges Wohl, während welcher Zeit der Hafencommandant sich entschuldigte, daß er meinen Salutschuß mit dem Champagner wegen spärlicher Munition aus seinen Geschützen nicht erwiedern könne. Als die Fracht die Douane passirt hatte, schieden wir mit gegenseitigen Achtungsversicherungen.

Die Fahrt über den See, welche 110 Miles beträgt, begann wieder des Abends, allein ein ungleich lieblicherer Anblick bot sich mir als beim Beginn der Reise. Die ungeheure Wasserfläche, nach vorn den Horizont bildend, wird rechts und links begränzt von schönen Gebirgen, und während links die große Gebirgskette sich nach Costarica hin abzieht, erheben sich inmitten des Sees die Gipfel der beiden großen Vulcane des Ometepec-Islands majestätisch in die Wolken. Links, südlich, sind die Mündungen des Rio-Frio, umkränzt von üppigem Pflanzenreichthum, während Baumgruppen, ganz übersäet von Purpurblüthen, sich rechts erheben. Ein von Norden heraufziehendes Gewitter erfüllte die Luft mit imposanten Wolkenformen, während die abendliche Spiegelung derselben den See in reiche Farbenpracht kleidete. Unser Boot gleitete unter seinem ärmlichen Segelwerk leise im Abendwind dahin; als jedoch das Gewitter in gewohnter Heftigkeit losbrach, getrauten sich die Bootsleute nicht dem Sturm Trotz zu bieten, und ankerten im See bis Anbruch des Tages. In der nächster Nacht war kein so starker Wind, der Mann am Steuer schlief fortwährend, so daß wir uns selbst über das Boot erbarmten und mit Hülfe einer eben veröffentlichten (Colton) Newyork-Karte und eines Taschencompasses weiter segelten bis Tagesanbruch. Der See von Nicaragua ist der größte in Centralamerika, giebt den großen canadischen Seen nicht viel nach und ist mit umfangreichen Inseln besäet, deren größte, Omatepec, zwei Vulcane von 5000 bis 6000 Fuß besitzt und 30,000 Einwohner hat. Ein in der nächsten Nacht losbrechendes Gewitter, das unser kleines Fahrzeug gleich einer Nußschale herumwarf, nöthigte uns in unmittelbarer Nähe des Landes zu ankern. Gegen Morgen ruderten wir vollends bis Grenada, und vor Sonnenaufgang hatten wir neben dem kleinen amerikanischen Steamer, dem ersten welcher diesen See befährt, geankert.

Es war der 4. Juli, der jedem amerikanischen Bürger theure Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, der, wie immer, von der amerikanischen Flagge recht mit Ehren gefeiert wird. Bei Sonnenaufgang hißte der Steamer und die beiden Schooner die Flagge, und vom Bord stiegen eine Masse Raketen in den blauen Himmel, wir aber grüßten die stolzen Sterne und Streifen mit einer dreifachen Salve. Wir suchten die Ausschiffung unserer Effecten zu beschleunigen, die einige Schwierigkeiten verursachte, da abermals ein Zollbeamter Einwendungen gegen die Einfuhr meines Alkohol, der allerdings hier Monopol ist, erhob; doch nach Erklärung des Zweckes gab er sich zufrieden, nur hatten sich während der Debatte eine Partie zerlumpte Soldaten, deren ganze Uniform in Flinte und Patrontasche bestand, und die meine Effecten bewachen sollten, in einige Forschungen über den Inhalt des Getränks vertieft. Bald war jedoch Alles auf einen großen zweirädrigen Ochsenkarren, dessen Räder wie die der Kanone aus einem Baumstamme geschnitten waren, geladen; das Deichselgespann ward von einem auf dem Wagen stehenden Mann nach antiker Art mit dem Speer gelenkt, vorauf ging ein nackter Kerl, mit einer Art langer Decke drapirt, in der Hand die unvermeidliche Macheta, mit der er, dem Vordergespann auf das betreffende Horn hauend, die Richtung bezeichnete. Die Ochsen sind daran gewöhnt daß kein Lenkseil gebraucht wird, daher haben Zugochsen oft ganz zerhackte Hörner, oft auch wird aus Mißverständniß ein Stück Ohr mit abgehauen. Ich fand hier den bekannten Gelehrten, Herrn Fröbel. Die Häuser sind nach Art der maurischen Häuser in Algier gebaut. In der Mitte ein sehr großer Hof, umgeben von Säulengängen, an welche die verschiedenen Gemächer des Hauses stoßen. Nach der Straße ist eine große Empfangshalle.

Ich habe eine Menge der mannichfaltigsten und schönsten Gegenstände für Studien gefunden, und sobald ich meine Verpflichtungen gegen die Regierung erfüllt, werde ich mit großer Freude an die Arbeit gehen, und bleibe ich von Krankheit verschont, was ich wünsche und hoffe (denn seit ich hier bin erfreue ich mich eines ganz außerordentlichen Wohlbefindens), so denke ich ein reiches Porteseuille zu sammeln. Sehr froh bin ich daß ich statt des Daguerreotyps, wie ich erst beabsichtigte, ein Phototyp mitgenommen, denn ein Amerikaner der ein Daguerreotyp hieher gebracht, war ganz in Verzweiflung daß er während der trocknen Jahreszeit keine Platte poliren konnte, da der die ganze Luft erfüllende feine Sandstaub alle Politur zerkratzte. Ich hoffe besonders von interessanten Gruppen der Indianer, die nicht gern still stehen sich malen zu lassen, sowie von naturhistorischen Gegenständen manche gute Beute damit zu machen, und so reut mich die für meine Umstände bedeutende Ausgabe von 150 Dollars, die ich dafür gemacht, nicht. Auf der andern Seite thut mirs sehr leid daß ich mein Sammeln von Insecten und Vögeln nur in so kleinem Maßstab betreiben kann, da die Transport- und Packmittel für dergleichen Gegenstände sehr theuer sind und meine Kräfte übersteigen. Ich werde meinen

Digitized by Google

Vorsatz, eine Collection an einige deutsche naturhistorische Cabinette zu schicken, nicht ausführen können.

Während der Künstler Heine in Mittelamerika verweilte, durchwanderte ein anderer unserer Landsleute zu wissenschaftlichen Zwecken das weite Prairieland zwischem Mississippi und den Felsengebirgen. Wir meinen den Herzog Paul von Württemberg, einen unermüdlichen Reisenden, welcher schon vor mehr als zwanzig Jahren den nördlichen Theil des westlichen Continentes besuchte, und den seine Wanderlust neuerding dorthin zog. In der Mitte des August 1851 verließ derselbe den Staat Illinois, um die westlichen Felsengebirge oder wenigstens deren Vorläufer am obern Plattestrom, welche der Tertiärformation angehören, zu besuchen. Der Weg dorthin beträgt etwa 1500 englische Meilen und führt zumeist durch die westlichen Steppen, die der Herzog mit sehr lebhaften Farben schildert. Von St. Louis ab war derselbe von den Herren Möllhausen aus Preußen, einem guten Zeichner, und Zichlinsky aus Dresden begleitet, schiffte den Missouri aufwärts bis zur Mündung des Kanzas und verfolgte von dort ab die von Fremont eingeschlagene und durch dessen Beschreibung bekannt gewordene Reiseroute. Er zog nämlich nach Fort Kearney längs dem Plattefluße, an dessen Nordarme, da wo derselbe aus den Felsengebirgen tritt, die merkwürdigen tertiären Kalkformationen anfangen, welche sich in phantastischen Gebilden, die Rocky Mountains umgürtend, bis zum Missouri hinziehen.

Von dem Paß Ashhalla, der eine tiefe Thalschlucht bildet, welche ganz gegen den Charakter der Gegend mit vielem Holz und Strauchwerk besetzt ist, führt der Weg von der Nordgabel des Platteflusses fort. Trockene Gießbäche und zwei kleine Flüsse mit Wasser, die beiden Horse-Creeks, münden hier in den Platte, und auf sechszig Miles von der Schlucht fangen Gruppen höchst malerischer, meist von einer dichten Thonschicht belegten Bergformen an, die was äußere Physiognomie betrifft, wohl ihres Gleichen auf unserer Planetenfläche nicht mehr finden. Hierhin gehört die Gruppe, zu welcher der berühmte Schlotfelsen, der Schornstein, la cheminée gehört, und die Scottbluffs. Fremont und Dr. Preuß haben in der Schilderung dieses Felsens, welchen die Amerikaner als Chimey Rock bezeichnen, nichts übertrieben. Die Scottbluffs sind eine große kreisförmige Gruppe, welche im Norden an dem Platte abfällt, und deren höchste Punkte 4200 Fuß über dem Meere liegen. Von ihrer nordwestlichen Höhe überschaut man von Südwest bis Nordwest einzelne Züge der Rocky Mountains, darunter die Black Hills und den Pik von Laramie, welcher sich bis zu etwa 9000 Fuß erhebt, ein schwarzes, bewaldetes Gebirge bildet, und an der Westseite das ganze Jahr mit Schnee bedeckt erscheint. Hinter ihm erheben sich die Windriver-Gebirge und der Schnee-Pik, und an ihn angränzend die drei Knobs. Mit diesen Riesengebilden fallen aber die Rocky Mountains ab, eine schräge Ebene verbindet ihre westlich-südlichen Abläufer mit der Wasserscheide des Columbia, des Lewis,

Digitized by Google

Multnomah und Colorado. Der Reisende erforschte einen Theil der Gegend um Laramie und besuchte mehrere Indianerstämme, namentlich einige Dakota-(Sioux-) Stämme und die Schayennes. Im Anfang Oktobers machte er sich auf den Rückweg, wurde am Zusammenflusse der beiden Arme des Platte von feindlichen Indianern überfallen, barbarisch behandelt und verdankte nur einem Zufalle seine Rettung. Nach großen Mühseligkeiten gelangte er nach Boonesville im Staate Missouri, von woher unterm 11. December 1851 Briefe von ihm in Europa eingetroffen sind. Wir entnehmen seiner Schilderung das Nachstehende:

Die deutschen Ansiedeler im Westen.

Die besten Deutschen, welche ich in den Vereinigten Staaten vorfand, sind Settler in Wisconsin und dem westlichen Missouri, und hätte ich je ein Domicil in der Union zu wählen, so wäre es daselbst. Die reizende Lage des Cedar Lake z. B., der nördlich von Milwaukie sich befindet, und wo viele Landsleute unter dem Schutz und dem Einfluß eines trefflichen Mannes, Herrn Schleisinger-Weil, leben, fesselte besonders meine Aufmerksamkeit. Ich brachte in der liebenswürdigen Familie dieses biedern Straßburgers einige der angenehmsten Tage zu. So einladend die Illinois sind, so fruchtbar das Klima und der Boden, so wohlfeil auch die Lebensbedürfnisse sind, so möchte ich nicht daselbst leben, auch keinem strengen Anhänger unserer lutherischen Kirche es rathen sich unter den Deutschen daselbst anzusiedeln. Entweder gehören sie den sogenannten unabhängigen Leuten an, die alle religiöse Ordnung der Dinge verwerfen und durch den Einfluß dieser Grundsätze auf das Schulwesen die Jugend anstecken und vom Christenthum abwendig zu machen suchen, oder es sind pietistische Methodisten, die mit ihren lächerlichen und thörichten Uebertreibungen sich ins Familienleben eindrängen, jeden Andersdenkenden mit inquisitorischer Kritik verfolgen, und Zerwürfniß und Mißtrauen unter den neuangesiedelten Deutschen hervorrufen. Diese Secte, welche viel Hypokrisie mit strenger Ascese verbindet, ist viel intoleranter als die römische Kirche, und wird mit ihrem Hang Proselyten zu machen, wozu sie sich jedes Mittels bedient und den sie mit eiserner Consequenz verfolgt, widerwärtig, ja unerträglich. Sie hassen die lutherischen und reformirten Protestanten, und ihre oft aus den Reihen des niedrigsten und ungebildetsten Theils des Volkes gezogenen Prädikanten eifern in den unsinnigsten Reden gegen die positiven Kirchengemeinden. Ein Theil der amerikanischen Methodisten lebt indessen, außer ihren lamp und night meetings, ganz ruhig, zählt sogar in den größeren Städten gute Redner und ehrenhafte Prediger, welche der deutsche fanatische Michel nicht lange unter seinem selbstgeschaffenen Klerus duldet.

Die römisch-katholische Kirche macht in der Union riesige Fortschritte und hat als ecclesia militans namentlich die irische Bevölke-

kerung zum Beistand. So ehrwürdige Männer sie auch in den Reihen ihrer Priester zählt, so fehlt es doch auch nicht an Intriganten und habsüchtigen Geistlichen. Im Allgemeinen sind sie viel besser als sie scheinen, und die argen grenzenlosen Angriffe der deutschen Presse gegen den katholischen Klerus sind wohl mehr Folge des Neides als der Ueberzeugung. Die deutsche Zeitungsliteratur steht leider vollständig (??) unter dem Einfluß der flüchtigen Demokratie, deren Organe sie bildet. Die revolutionäre Propaganda, die wie ich bestimmt weiß, unter allen Umständen eine neue insurrectionelle Bewegung hervorrufen will, sieht sich vom conservativen Priesterstand controlirt, und sucht diesen nun auf alle Weise zu verdächtigen. Es ist zu bedauern daß die monarchisch-conservative Partei in Deutschland nicht ein gediegenes und gelesenes Organ in der amerikanischen Journalistik unterhält, um lügenhaften Verleumdungen und Schmähungen überall entschieden entgegenzutreten.

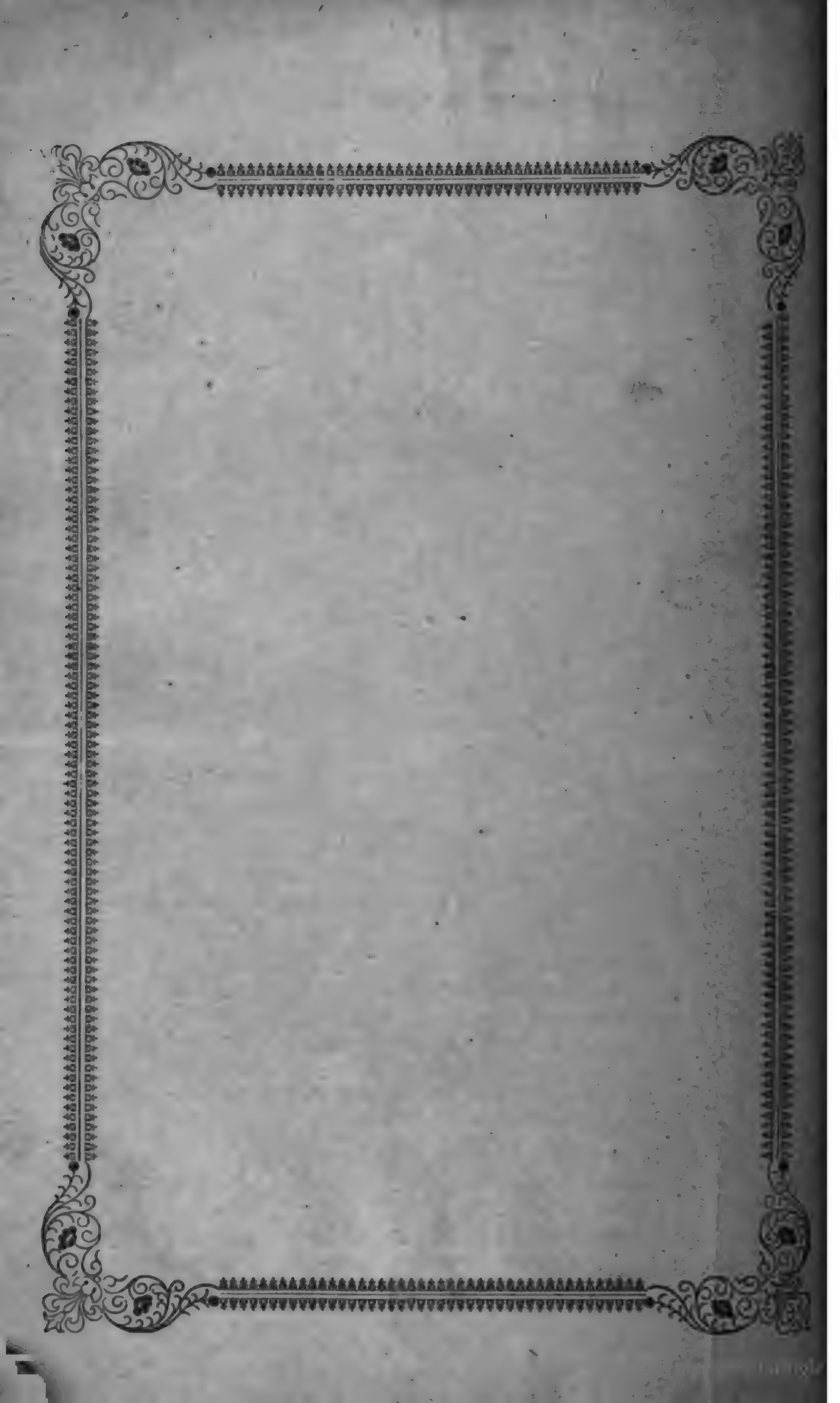
Der Anglo-Amerikaner, ob Whig oder Demokrat, ist, obgleich Freund ostentativer Demonstrationen, doch conservativ und Feind communistischen Getriebes. So begreift es sich, daß da unsere Freiheitskämpen nur negative Unterstützung finden. Geld ist für den Amerikaner durch den Communismus nicht wie bei einer Demonstration in Texas oder Cuba zu gewinnen. Selbst der smarte Yankee, den die Mittel zum Geldmachen nicht sehr in Verlegenheit setzen, wird Kinkel in Beförderung einer Anleihe zum Zweck einer deutschen Revolution nicht unterstützen.

Neue Straße über den Isthmus von Panama. — Neuen Nachrichten zufolge soll der Ingenieur Dr. Cullen auf der Landenge von Panama, etwa 2 Grad östlich von der jetzt zum Uebergange benutzten Passage, einen noch geeignetern und kürzeren Verbindungsweg zwischen den beiden Meeren aufgefunden haben. Vom Port Escoces an der atlantischen Küste soll sich nämlich ein Strich ganz niedern und ebenen Landes durch die Cordillerenkette hindurch nach dem Flusse Savanna ziehen, der in's stille Meer und zwar in den Busen von St. Miguel fällt und 16 Meilen aufwärts für die tiefst gehenden Schiffe fahrbar sei. Würde nun sein oberer Lauf um weitere 8 Meilen vertieft und von da nach Port Escoces, 9 Meilen weit ein Kanal gegraben, so wäre die Wasserverbindung zwischen beiden Oceanen hergestellt, und, wie hinzugefügt wird, weit billiger, als die jetzt noch zur Vollendung der Panama-Eisenbahn aufzuwendenden Kosten betragen. Die Häfen auf beiden Seiten sollen vortrefflich sein. So überraschend diese Nachricht auch lautet, so ist sie nicht unglaublich, da der fragliche Landstrich noch gar nicht genau untersucht worden war. Indessen müssen erst genauere Details erwartet werden, ehe solchen Versicherungen voller Glauben geschenkt werden darf. Keinenfalls werden sie aber im Stande sein, die Vollendung der Panama-Eisenbahn zu hemmen, was neuesten Nachrichten zufolge bereits im Februar d. J. geschehen sollte, und die für den Personenverkehr immer große Vorzüge bieten wird.

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google

Digitized by Google



Magazin

zur

Kunde amerikanischer Verhältnisse.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Sechstes Heft,

oder

Zweiten Bandes, drittes Heft.

Inhalt.

Brasseur de Bourbourgs Briefe über die alte Geschichte der civilisirten Urvölker von Nordamerika. (Vierter und letzter Brief.)
Dictator Manuel Rosas und die argentinischen Republiken.
Die Republik Uruguay oder Banda Oriental.
Die gegenwärtige Lage des Freistaates Paraguay.
Der Volkscharakter der Brasilianer.
Die Kamantsches Indianer.
Die gesellschaftlichen Verhältnisse in den Verein. Staaten von Nordamerika.
Die Theetrinker gegen die Bier-, Wein- und Branntweintrinker in den Verein. Staaten.
Deutsche Reisende in Amerika.
Die jetzige Lage Californien's.
Aspinwall-City auf dem Isthmus von Panama.
Squier's Werk über Nicaragua.
Neue amerikanische Specialgeschichten.
Die Bibliothek des Congresses in Washington.
Zur Sittengeschichte von Georgien.

Bremen, 1852.
C. Schünemann's Verlagshandlung.
New-York: G. & B. Westermann Brothers,
290 Broadway, corner of Reade-St.

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google

Brasseur de Bourbourgs Briefe
über die alte Geschichte
der civilisirten Urvölker von Nordamerika.

Vierter und letzter Brief.

Im vorigen Briefe habe ich, gestützt auf die alten amerikanischen Traditionen, den Beweis zu führen gesucht, daß die civilisirten Völker auf der aztekischen Hochebene nicht von Norden her eingewandert sein können. Ich gehe nun daran, zu untersuchen, woher die ersten Gesetzgeber kamen, welche in den Gebirgen von Chiappas erscheinen, dieser Wiege der Quiché- oder Chichimecas-Civilisation.*) Auf semitische Wahngebilde lasse ich mich dabei eben so wenig ein, wie auf Untersuchungen über den Ursprung der amerikanischen Menschheit.

Humboldt sagt: „Es giebt Untersuchungen und Arbeiten, die man nur an der Quelle selbst durchführen kann. Für die Geschichte der urthümlichen Gesittung von Mexico, Guatemala und Peru bietet in dieser Hinsicht das spanische Amerika Vortheile dar, wie Italien für die Untersuchungen über die Hafenbücher aus dem Mittelalter." Diese Vortheile der Anwesenheit an Ort und Stelle habe ich benutzt, und diese Briefe zeigen die Ergebnisse meiner Bemühungen. Ich habe das Gebiet der historischen Ueberlieferungen nicht verlassen; als ich aufmerksam die historischen Archive der amerikanischen Völker durchsuchte, fand ich anziehende Bemerkungen über den Ursprung der Wanderstämme, deren Anführer den Urvölkern die Wohlthat höherer Gesittung brachten.

Ich habe der Traditionen erwähnt, denen zufolge die „Väter" der Culhuaqués- und Nanahuatl- (mexikanischen) Völker an die Küste des östlichen Meeres kamen, wo sie landeten. Sie begaben sich dann theils ins Innere des Landes Papuhá, z. B. die Ulmecas und Xicalancas, oder sie wanderten dem Gestade entlang

*) Ueber den Ursprung des Wortes Kiché war schon im ersten Briefe die Rede. Chichimeca ist aus derselben Quelle abzuleiten, und Kiché ist ungefähr die erste Abtheilung dieses letztern Wortes. Quichemecatl und Chichimecatl haben große Aehnlichkeit mit einander. Dieser letztere Name, welchen die Azteken aus dem erstern corrumpirten, bedeutet ganz einfach ein Band oder einen Verbündeten der Quiches (un cordel, vinculo ó aliado de los Quiches). Mecatl bedeutet im Mexicanischen jedes beliebige Band im gewöhnlichen Sinne; es ist eine Verkürzung aus Mecayotl, Band durch Blutsverwandtschaft.

Digitized by Google

bis in die glückliche Region Tamoanchán, wohin die Alten das Paradies verlegten, und bis zu den Inseln, welche sich des herrlichsten Klimas erfreuen.*)

Im mexicanischen Meerbusen landeten nach und nach, und zwar in denselben Gegenden, wo viele Jahrhunderte später die spanischen Eroberer Anker warfen, dreizehn Anführer, jeder mit einer mehr oder weniger zahlreichen Gefolgschaft. Ueber die Zahl dreizehn,**) welche seit den ältesten Zeiten für eine heilige galt, stimmt die von Juarros mitgetheilte Tradition aus Guatemala mit jener der Chichimeken von Panuco und jener von Kiché völlig überein. Aber woher kamen jene dreizehn Stämme? Eine befriedigende Antwort dieser Frage ist vielleicht unmöglich; indessen die Traditionen geben doch einzelne Lichtblicke, welche der Geschichtsforscher niemals unbeachtet lassen darf. Die Ueberlieferungen in Yucatan, welche Lizana mittheilt, wollen wissen, daß diese Halbinsel von Ansiedlern bevölkert wurde, die aus Cuba kamen, welches seinerseits von Haiti aus besiedelt worden sei.***)

Unter den Bruchstücken der alten Geschichte von Kiché fand ich im Nachlasse des Don Ramon de Ordoñez auch den ersten Paragraphen des 2ten Bandes. Er war, wie ich schon früher sagte, aus einem Quiché-Manuscripte gezogen, welches Pater Ximenez ins Spanische übersetzt hatte; Ordoñez besaß aber auch den Urtext. Es heißt darin: „Die Nachkommenschaft der vier aus Mais

---

*) Bourbourg macht hier eine Anmerkung über die ultima Thule der Alten! Einigen zufolge habe dasselbe ein herrliches Klima gehabt, sei grün, reich bewässert und voller Früchte gewesen. „Diese Beschreibung paßt völlig auf das Tamoanchan der alten amerikanischen Ueberlieferungen. Nur hier findet man eine Stadt, deren Namen mit der Thule der Phönicier und Griechen Aehnlichkeit aufweist, nämlich Thulá, welches nach Palenque Hauptstadt der Chichimeken wurde. Ich überlasse diese Conjectur der Prüfung der Gelehrten.“ — Paradiese haben sich alle Völker gebildet, und bloße Namensähnlichkeit, ohne weitere Beziehungen, beweist gar nichts. Eine verständige Kritik legt auf dergleichen auch keinen Werth. Durch biblische und klassische Einmischungen ist die Archäologie Amerikas ohnehin schon dermaßen verwirrt worden, daß man alle Ursache hat, jede Spielerei mit Namensähnlichkeiten bei Seite zu lassen.

**) Die Zahl XIII. kommt in den Geschichten aller nordamerikanischen Völker vor, und ist in ihren astronomischen und kosmogonischen Berechnungen sehr häufig. Sie entspricht der von Ordoñez für die Landung der Chanes und die Gründung des Reiches Quiche angenommenen Zeit. Diese fällt nach dem yucatecischen Kalender in XIII Ahau Katune.

***) Lizana, in seiner Geschichte unserer lieben Frau von Izamal, Theil I. Cap. 3. Bourbourg meint, die Indianer seien in der Schifffahrt viel weiter gewesen, als man gewöhnlich annehme; denn Cogolludo bemerke bei der Beschreibung der Expedition, welche Bartholomäus Columbus nach den kleinen Inseln in der Nähe von Cuba unternahm, Folgendes: „Er sah von Westen her ein Canot von außerordentlicher Größe kommen, in welchem sich fünf und zwanzig Indianer befanden. Sie waren aus dem Königreiche Yucatan, welches mehr als dreißig Leguas von diesen Eilanden entfernt liegt. Sie mußten wohl aus Yucatan kommen, weil es keine anderen Länder gab, von woher sie in einem so kleinen Fahrzeuge (en embarcacion tan pequeña) mit

Digitized by Google

geschaffenen Männer *) hatte sich im Osten außerordentlich stark vermehrt. Sie begaben sich nach Tulanzu. Die Familien, von welchen wir abstammen, wanderten dann in diese westlichen Gegenden, wo wir uns jetzt befinden. Als sie sich von den übrigen Menschen trennten, wechselten sie ihre Namen und gaben sich andere, die sie in ihrer alten Heimath nicht gehabt hatten. In diese Gegenden wanderten dann auch noch eine unzählige Menge anderer Völker, Zungen und Stämme ein; indessen reden wir lediglich von den dreizehn Familien, von welchen wir abstammen. Das waren jene von Kiché; sie haben ihren Ursprung, gleich den übrigen, von den vier aus Mais geschaffenen Männern, und hatten sich wunderbar vermehrt im Osten, bevor die Sonne ihr Licht strahlen ließ."

Es fragt sich, ob hier die sichtbare Sonne oder das Licht der Intelligenz gemeint sei? Möglicherweise wollte der Verfasser den Monarchen bezeichnen, und andeuten, daß damals das Reich der Tonatiuh oder Kinehahaus noch nicht begonnen hatte.

Ordoñez erhielt seine »Historia tzéndal de Votan« von den Indianern in Chiappas, und er behandelt sie im zweiten Buche seines Commentars. In demselben redet er von einem großen Lande oder einer Insel, die in geringer Entfernung von Yucatan liegt. Dort sollen Votan's Vorfahren (los abuelos de este varon) ihre erste Kolonie mit den weiter oben erwähnten dreizehn Stämmen gegründet haben. Der Doctor Cabrera hatte mehrere Documente des Ordoñez unter Händen, und nahm Einsicht von dem »Códice tzéndal de la historia de Votan.« Er versichert, diese Insel sei Hispaniola oder Haiti gewesen. Aber Ordoñez behauptet, es handle sich um Cuba, das er Valum Votan, **) oder das Land Votan's nennt. Es mag dahin gestellt

---

Sicherheit kommen konnten. Für ein Canot war es groß genug, denn es war acht Fuß breit." An einer andern Stelle sagt Cogolludo, Hernandez de Cordova habe an den Küsten von Yucatan fünf große Canots gesehen, die mit Rudern und Segeln auf ihn zukamen. — Und weil es große Canots gab, die doch z. B. gegen neuseeländische Fahrzeuge außerordentlich winzig erscheinen, sollen die alten Amerikaner „in der Schifffahrt viel weiter gewesen sein, als man gewöhnlich annehme"!!

*) In der Tzendaltheogonie wird erzählt, wie nach der großen Fluth, in welcher das Menschengeschlecht umkam, der Himmel eine vierte Schöpfung ins Dasein rief. In dieser machte er vier Männer von Mais, und von diesen stammten alle Uebrigen ab. — In Tulanzu sieht Ordoñez nichts Anderes als — Sennaar, wo der babylonische Thurm gebaut wurde. (!!!) Er übersetzt Tulanzú mit: Land der Kalebassen oder Kürbisse, die man häufig am Euphrat finde. (Senaar, Babylon und der Euphrat! Der Blödsinn, Analogien zwischen Amerika und dem Orient zu finden, kann kaum weiter getrieben werden. Aber auf solche Albernheiten stößt man zu tausenden. Das Hereinziehen der jüdischen Bücher und der altklassischen Schriftsteller in das amerikanische Alterthum hat einen Augiasstall geschaffen, wie es keinen zweiten mehr giebt.)

**) Cabrera giebt von dieser Schrift, welche er in der Sammlung des Ordoñez fand, folgende Beschreibung: — „Die Schrift besteht aus fünf oder sechs Seiten

Digitized by Google

bleiben, wie es sich mit dieser Ueberlieferung verhält, welche sich auf Documente stützt, die Ximenez und der Bischof von Chiappas (s. den ersten Brief) kannten, welche auch Boturini Benaducci (Idea de una nueva historia general de la America setentrional, Sect. 16, Nr. 14) citirt, und welche Cabrera unter den Papieren des Ordoñez fand. Sie scheint aber auf Beachtung Anspruch machen zu können, und begründet zu sein, da sie durchaus mit jenen übereinstimmt, welche der Mönch Lizana in Yucatan fand, und von der Cogolludo redet. Herreras Meinung ist nicht zu verachten; zwar kommen Ungenauigkeiten in seinem Werke vor, aber er schreibt, nach Dokumenten, welche in seinem Besitz befindlich waren (Decade IV. Buch 10. Cap. 2): „mehrere unterrichtete Indianer wüßten durch die Ueberlieferung ihrer Vorfahren, das Land sei von Nationen bevölkert worden, welche von Osten her zuwanderten — a las cuales habia Dios librado de otras, abriéndoles camino por la mar."

Ordoñez fügt hinzu, es sei gewiß daß Votan auf Cuba geboren wurde, und aus einer Familie stammte, welche diesen Namen führt. Das Festland betrat er an der Küste der Laguna de Terminos, er lief mit einer beträchtlichen Anzahl von Schiffen in die Mündung des Usumasinta ein, gründete die Stadt Palenque und gab ihr den Namen Nachán. Derselbe Votan schrieb seine Geschichte und diejenige seiner Familie; dieses Werk überließ er der Nachwelt als Beweis und Zeugniß (Probanza) für seine erlauchte Abkunft. Er stellt sich hin als ein Abkömmling des Chan-Stammes; diesen Namen übersetzte er in das Wort Chivim. Er sagt: „Ich bin Chan, weil ich

gewöhnlichen Quartopapiers. Diese sind am Rande etwas beschädigt. Die Schriftzüge, Buchstaben, sind die gewöhnlichen; die Sprache ist Tzendal, und darin liegt der Beweis, daß das Document, und zwar bald nach der Eroberung, aus der hieroglyphischen Urschrift copirt wurde. Oben auf der ersten Seite sind beide Continente mit verschiedenen Farben abgebildet, in der Gestalt kleiner Vierecke; in jedem Winkel befindet sich eins. Das Festland, welches Europa, Asien und Afrika darstellt, ist mit zwei SS bezeichnet, welche auf den oberen Armen einer Art von Abscheidungsstrichen (barras) stehen, welche von einem Winkel zum andern die beiden Vierecke theilen, und ihren Vereinigungspunkt in der Mitte haben. Das Viereck, welches Amerika bedeutet, hat auch zwei ∽, diese liegen aber horizontal auf den Abscheidungsstrichen. Da wo Votan von den Orten spricht, welche er in der alten Welt besucht hat, bezeichnet er dieselben am Rande jedes Kapitels mit einem aufrechtstehenden S; bei Amerika liegt dasselbe Zeichen waagerecht. Zwischen beiden Vierecken steht der Titel seiner Geschichte: Prueba de que soy Culebra, Beweis, daß ich eine Schlange bin. — Valum Votan bedeutet Tierra por allá de Votan. Im Tzendal ist die Sylbe Va oder Ua ein Adverbium des Ortes und bezeichnet eine bestimmte Oertlichkeit. Lum ist das Land, der Boden, aber die Amerikaner nahmen es, wie wir, auch in der Bedeutung von Heimath, Vaterland. Votan bedeutet Herz. Es war der Eigenname des Gründers von Palenque; aber auch vor und nach diesem scheinen Mehrere seines Geschlechts eben so geheißen zu haben. Ordoñez läßt die Vorfahren Votans von der afrikanischen Küste nach den canarischen Inseln gelangen, von da nach Haiti und Cuba ꝛc. Der Gesetzgeber Votan sei der sechste Fürst dieses Namens gewesen.

Digitized by Google

Chivim bin.*) Nuñez de la Vega bestätigt diese sonderbare Abstammung; er bemerkt daß der Vater des Stammes der Votaniden in den alten Chiappanecos Kalendern verzeichnet sei; man habe ihn noch zu seiner Zeit unter dem Namen Nin in den meisten Ortschaften von Chiappas verehrt, und ein Seibabaum habe als sein Symbol gegolten. Im Fortgang der Zeiten, bemerkt der eben benannte Geistliche, wurde der Name corrumpirt, und so kommt er in neueren Kalendern als Imos vor. Er fügt noch hinzu, aus den historischen Sammlungen der Tzendales habe er gesehen, daß die Indianer Amerikas zum Stamme Chams gehören, und dieser Name sowohl wie die Bezeichnung Canaan sei noch zu seiner Zeit in seinem Kirchensprengel her häufig gehört worden (!!!).

Es ist bekannt, daß der Nin oder Imos der Tzendales derselbe ist mit dem Cipactli der mexicanischen Traditionen; dieser war ein Seeungeheuer, welches ebensowohl wie der Baum mit der Schlange, den Vater des Chan-Stammes allegorisch darstellte. Auf den alten mexicanischen Gemälden ist dieser Cipactli häufig dargestellt mit aufgesperrtem Rachen, aus welchem er einen mit den Attributen Quetzalcohuatls verziertes Menschenhaupt auszuspeien scheint. Dieses Haupt stellt den Votan dar, und das Seeungeheuer, halb Schlange und halb Fisch, deutet hinreichend den Stamm der Chanes an, den Stamm der Schlangen, der am Meere wohnte oder über das Meer nach Amerika gekommen war. Man findet dieses Symbol auch unter den Skulpturen des Palastes der Vestalinnen zu Urmal;**) es ist eine phantastische Schlange, die mit Federn geschmückt ist und in ihrem geöffneten Rachen ein gekröntes Haupt hält.

Der eben erwähnte Brauch, den Seibabaum anzubeten, geht sowohl im größten Theile des ehemaligen Königreichs Neu-Spanien wie in Guatemala noch heutigen Tages im Schwange. Indianer-Ortschaften ohne einen Seibabaum vor der Kirche oder dem Gemeindehause gehören unter die Ausnahmen. An gewissen Tagen, welche ohne Zweifel an alte heidnische Feste erinnern, werden Stamm und Zweige des Baums mit Blumen geschmückt, auch verbrennt man Räucherwerk. Auch die Ortsvorsteher, (Alcalden,) werden unter diesem Baume gewählt; er ist für die Indianer ein Symbol ihres Ursprungs. Auf dieselbe Idee bezieht sich eine Medaille, welche Dupaix bei Ordoñez sah; er erwähnt derselben in seiner Reise nach Palenque. Die um einen Baum geringelte Schlange ist Sinnbild des Nin oder Imos, des Stammvaters der Chanes;

*) Votan nannte sich Schlange, Chan in der Sprache der Tzendales, Cohuatl oder Colhoa im Mexicanischen. Die „Schlange" kommt in vielen Orts- und Personennamen vor. Die Bedeutung von Chivim scheint dem Ursprunge wie dem Sinne nach lediglich den Priestern bekannt gewesen zu sein. Wir übergehen, was Bourbourg an semitischen Phantastereien hinzufügt, und was er über — Cadmus und Hermione beibringt.

**) Ueber die Vestalinnen zu Urmal sprechen Waldeck in seiner Malerischen Reise in Yucatan, und *Stephens*, Incidents of travel in Yucatan, Vol. I. Cap. 14.

Digitized by Google

oberhalb derselben sieht man einen Vogel, den Quetzal, als Darstellung der Würde der Quetzalcohuas, und um den großen Baum herum stehen einige kleinere auf einem Steinhaufen; sie sind Sinnbilder des Reiches der Quiches oder des Berges der Bäume, Monte de arboles. Diese Erklärung gab Ordoñez selbst. Nuñez de la Vega (— semitisch faselnd —) hält den Nin oder Imos der Tzendales für den „Ninus der Babylonier.“ Man weiß, daß dieser Fürst, und nach Anderen auch sein Vater Bel oder Baal, die Huldigungen der Völker unter der Gestalt einer Schlange entgegennahm, ganz so wie der Nin der Tzendales. Dieses Sinnbild kommt auch bei den Phöniciern und Chaldäern vor; man stellte unter demselben die Sonne dar, von welcher die meisten Könige in der alten Welt ihren Ursprung ableiteten, wie in Amerika die Votaniden, welche die Benennung Sonne als Königstitel annahmen.*)

Die Mexicaner und überhaupt die civilisirten Völker Nordamerikas legten bekanntlich einen ungemein hohen Werth auf die Genauigkeit ihrer Genealogien; die Familienbande galten ihnen für geheiligt.**) Es kann also nicht auffallen, daß Erinnerungen, wie die angedeuteten, sich in so weit von einander entlegenen Gegenden und in so verschiedenen Zeiten finden, und daß der Name eines chaldäischen Königs auch an der Spitze einer chiappanekischen Familie steht. Aber auch zugegeben, daß diese Namensähnlichkeit rein zufällig sei, und der Nin der Votaniden nichts mit dem babylonischen Könige zu schaffen habe, so bleibt es doch nach den Traditionen und Geschichtsbüchern der Tzendales nicht weniger ausgemacht, daß Asien, welches direkt und nach Osten hin liegt, die Stätte ist, (!!!) von wo die dreizehn Häuptlinge ausgingen, welche die amerikanische Civilisation gründeten. In den historischen Büchern, welche in den Indianersprachen geschrieben waren, und von welchen der Bischof von Chiappas spricht, bemerkt derselbe: „Votan nennt alle Küsten und Ortschaften, und die verschiedenen Völker, zu welchen er gekommen war; unter Anderm sah er das große Gebäude, welches auf Befehl seines Urahnen (abuelo) von der Erde bis zum Himmel aufgethürmt wurde. Da wo er jenes Gebäude erblickte, erhielt jedes Volk die Sprache, welche es reden sollte.“ Zwischen dieser Version und einer andern, welche einige Schriftsteller vom Texte des Bischofes von Chiappas geben, herrscht große Verschiedenheit; aber diesen letzteren fehlte es an Verständniß oder sie übersetzten nicht sorgfältig genug. Ihnen zufolge wäre Votan bei der Sprachenverwirrung selbst zugegen gewesen. Uebrigens ist denselben nirgends gesagt, daß Votan vom Norden her und zwar in Folge einer großen Ueberschwemmung gekommen sei, wie Humboldt meinte.

---

*) Im Codex Chimalpópoca steht ein sehr bezeichnender Ausdruck: Topiltzin Quetzalcohuatl itonatiuhcatca, d. h. er sonnete (soleillait, solliacia), sonnenstrahlte.

**) Der Erklärer des vaticanischen Codex sagt in Betreff der Mexicaner und anderer Amerikaner: sie legten hohen Werth auf Verwandtschaft und Herkunft und sagten, ich stamme aus der oder jener Familie; sie verehrten ihren ersten Gründer und sagten, er sei das Herz des Volkes gewesen.

Digitized by Google

Nach den Andeutungen, welche Votan in seiner „Probanza" giebt, — ich fand einige Bruchstücke derselben unter den Papieren des Ordoñez, — war der berühmte Heros in den Gegenden, wo das große Gebäude stand, welches vom Hochmuth und der Demüthigung der Menschen Zeugniß ablegte, nur ein Durchreisender. Man erzählte ihm an Ort und Stelle, es sei auf Befehl ihres gemeinsamen Ahnherrn erbaut worden. Von dort aus habe die Zerstreuung der Menschen begonnen, in Folge der Vervielfältigung der Sprachen. Der Zeitpunkt, welchen dafür Ordoñez, nach Berechnungen mit Hülfe chronologischer Dokumente der Tzendales, annimmt, entspricht keineswegs jenem der mosaischen Sintfluth, sondern fällt im Gegentheil bis auf wenige Jahre mit der Zeit der Gründung des Reiches der Chichimecas oder Quiches zusammen, welche der Codex Chimalpopoca annimmt, das heißt etwa tausend Jahre vor Christi Geburt.

In den Fragmenten des Ordoñez heißt es: „Votan schrieb ein Werk über den Ursprung der Indianer und ihren Wanderzug nach diesen Gegenden. Hauptsächlich will er darin beweisen, daß er von Nin abstamme, zur Sippe der Schlangen gehöre und von Chivim herkomme; er sei der erste Mensch gewesen, welchen Gott in diese Gegenden schickte, um die Länder, welche wir jetzt Amerika nennen, zu theilen und zu bevölkern. Er beschrieb seine Reiseroute,*) und bemerkt, daß er nach Gründung seines Reiches vier Reisen nach Valum Chivim machte.**) Nachdem er Valum Votan verlassen, reisete er an der Küste, welche man das Haus der dreizehn Schlangen nannte.***) Von dort begab er sich nach Valum Chivim, und nachher gelangte er zu einer großen Stadt, wo er das große Haus Gottes sah, an welchem eben gebaut wurde.†) Darauf ging er zu der alten Stadt, wo er mit seinen eigenen Augen die Trümmer eines großen Gebäudes sah, welches die Menschen auf Befehl ihres gemeinsamen Urahns errichtet hatten, um vermittelst desselben in den Himmel zu steigen.

*) Ordoñez will aus Dokumenten ersehen haben, daß Votans Flottille von Cuba her an die Küsten von Yucatan gekommen sei; diesen entlang fuhr er bis zur Terminoslagune, schiffte dann in den Usumasinta hinein, dann in den Fluß Catasaya, bis an die Ebene von Palenque.

**) In Betreff von Valum Chivim zieht Ordoñez wieder die Phönicier, Cadmus, Ogyges, Agenor, Og den Riesenkönig von Basen am Berge Hermon, Moses und Jupiter ins Spiel. Valum-Votan sei die Insel Cuba; Havana komme aus der Sprache der Chanes, d. h. dem Tzendal. Hava bedeute eine Priorität der Dinge, Na sei Haus, im weitern Sinne Stadt; Hava-Na also die erste Stadt, welche die aus Palästina verbannten Heviten in Amerika hatten!!!

***) „Die Häuser der dreizehn Schlangen", im Tzendal Oxlahunnachan.

†) Das große Haus Gottes war — der Tempel zu Jerusalem! Ordoñez wird unerträglich, sobald er in die semitischen Träumereien sich verliert. Bourbourg druckt diese Dinge ganz ernsthaft ab. Ihm scheint es auch gar keinem Zweifel unterworfen, daß Votan den babylonischen Thurm gesehen habe.

Digitized by Google

Er sagt weiter: die Leute, mit welchen er dort sprach, hätten ihn versichert, dieses Gebäude sei auch die Stätte, wo Gott jeder Familie eine besondere Sprache habe zugetheilt. Bei seiner Rückkehr aus der Stadt des großen Gottestempels prüfte er zweimal alle unterirdischen Wege, durch welche er schon gekommen war, und besah die Zeichen, welche er dort fand. Man führte ihn durch einen Weg unter der Erde weg bis zur Wurzel des Himmels. Dieser Weg sei aber nichts Anderes gewesen, als ein Schlangenloch, agujero de culebra, in welches er eintreten konnte, weil er ein Sohn der Schlange war. —

Vergleicht man diese Stelle aus den Fragmenten des Ordoñez mit einer Angabe in Plutarchs Dialog über den Mond, welche Humboldt citirt, so könnte man beinahe meinen, der alte Schriftsteller habe Votan im Sinne gehabt, als er von dem „geheimnißvollen Fremdling sprach, der in Karthago erschien. Er war von dem großen transatlantischen Continent gekommen, und wurde in viele Gebräuche und Mysterien eingeweiht, nachdem er gewisse heilige Bücher kennen gelernt hatte, die lange Zeit unter der Erde verborgen gewesen waren.“

Sicher scheint es, daß diese dunkelen Wege, in welchen Votan Zulaß fand, und die sich unter der Erde weg bis zur Wurzel des Himmels erstrecken, auf eine Reihenfolge von geheimnißvollen Prüfungen hindeuten, ähnlich jenen, welche in den unterirdischen Tempeln zu Memphis oder Theben dem Einzuweihenden auferlegt wurden. Die Worte: „um bis zu der Wurzel des Himmels zu gelangen,“ deuten auf einen hohen Grad intellectueller Entwickelung, und zeugen davon, daß man die Einheit Gottes kannte, welche der Einzuweihende kennen lernen sollte. Seine Eigenschaft als Sohn der Schlange erklärt, daß er Aufnahme fand, denn er war von edler Abstammung. Für ein Vorhandensein von Mysterien zeugt auch, „daß Votan bei seiner Rückkehr in das Westland einen unterirdischen Weg derselben Art, ein Schlangenloch baute, von der Schlucht von Zuqui bis Tzequil.“ *)

Mit den Mysterien der Aegypter hat Vieles in den alten Tzendaltheogonien und in den Prüfungen der mexicanischen Ritterorden Aehnlichkeit.

*) Die Schlucht von Zuqui scheint den Gebirgen bei Palenque anzugehören, und Tzequil ist, nach Ordoñez, der erste Name, welchen die Stadt Tulhá (Ocociugo) führte. Der Probanza de Votan zufolge läuft ein in gerader Linie, 150 Meilen (millas) langes unterirdisches Gewölbe unter dem Gebirge von San Pedro oder Tumbala hinweg; dasselbe scheidet das Thal des Flusses Tulija, wo Ococingo liegt, von der Ebene von Palenque. Als Stephens von Ococingo nach Palenque reisete, versicherte ihn ein Ortsvorsteher (Alcalde) ganz ernsthaft: unter den „Ruinas del monte“, d. h. jenen der Stadt Tulhá, befinde sich eine Höhle, welche durch unterirdische Gänge in unmittelbarer Verbindung stehe mit den Trümmern von Palenque, die auf der andern Seite der steil-abfallenden Gebirgskette liegen. Diese Sage ist unter den Leuten allgemein verbreitet. Stephens fand in einem verfallenen Tempel die Thür zu einem Souterrain; er drang in dasselbe hinein, fand mehrere weite unterirdische Gemächer, wagte sich aber aus Vorsicht nicht allzuweit hinein. Sein Führer versicherte ihn, das Gewölbe führe bis nach Palenque. Incidents of travel, Vol. II. cap. 15.

Digitized by Google

Bourbourg meint, sie rühren von Votan her, der sie in seinem Staate eingeführt. Nuñez de la Vega erzählt: „Votan ging nach Huehuetan, und brachte Tapire dorthin; mit Windesschnelligkeit bauete er ein dunkeles Haus, in welches er einen Schatz legte. Dessen Obhut vertrauete er einer Frau an, und den Tapianes.*) (So der französische Text; der spanische lautet: Refiere, nämlich de la Vega, que Votan en Huehuetan estubo, y alli puso dantas y un tesoro grande en una casa lóbrega que fabricó á soplos, y nombró Señora, con Tapianes que lo guardasen.)

Dieses „dunkle Haus“ hat große Aehnlichkeit mit dem Labyrinthe von Gemächern, Sälen und Galerien, welche man in einigen großen von Menschenhänden verfertigten Hügeln findet, auf deren Gipfeln die Palenkaner und deren Nachfolger ihre Tempel und Paläste baueten.**) Man findet dergleichen auch in der Tzendaltheogonie, wo die zu Göttern erhobenen Heroen Hunhunapu und Ucubhunahpu zum Reiche Mitnal, d. h. der Hölle hinabsteigen; nach

*) Tapianes. Das Wort hat einen mexicanischen Ursprung und bedeutet Hüter. Huehuetan stammt gleichfalls aus dem Mexicanischen und heißt alte Stadt oder vielmehr Stadt der Alten. Es giebt in Mexico viele Ortschaften dieses Namens. Die oben gemeinte ist jetzt ein kleines, beinahe völlig in Trümmern liegendes Dorf an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Stillen Ocean, im Gebiet von Soconusco; sie wurde von Alvarado gebaut und zur Hauptstadt auserkoren. Ganz in der Nähe lag die indianische Stadt, und diese ist das eigentliche Huehuetan; es hieß später Tlacoaloya, d. h. Ort, wo man Zeuge ausbreitet. Dort sollte das „Finstere Haus“ oder der „Düstere Tempel“ sich befinden, in welchem Votan den Schatz barg. Am Eingange zu den unterirdischen Gemächern fand 1691 der Bischof von Chiappas, als er in dieser Provinz einen geistlichen Hirten-Besuch machte, die alten Archive der Votaniden in einem großen Saale, nebst Thongefäßen und Statuen der alten Gottheiten und Könige. Merkwürdigerweise übergaben die Tapianes selbst, und die Señora, welche seit Votans Zeit von Geschlecht zu Geschlecht Hüter gewesen, diese ihnen anvertrauten Gegenstände dem Prälaten. Nuñez de la Vega, Constit. dioeces. Preamb. Nr. 34. §. 30. Die Tapire (Dantas), welche Votan dorthin gebracht hatte, scheinen geheiligte Thiere gewesen zu sein, ähnlich wie die Eber in einigen Gegenden des alten Continents. Bei gewissen Opfern verbargen die Priester ihr Gesicht unter einer Maske, welche den Rüssel dieses Thieres darstellte. Siehe Humboldt, Vues des Cordilleres, Nr. 4. auf Abbildung XV, nebst dem Texte, und die aztekischen Hieroglyphen des Codex von Veletri.

**) Stephens (Incidents of travel I. p. 211) giebt eine Beschreibung des Satun Sut oder des Labyrinthes von Maxcanu, einer Ruinenstadt, die nur einige spanische Meilen von Uxmal entfernt liegt. Er vergleicht sie mit den Labyrinthen von Creta und am See Möris. Bekanntlich hat der von Menschenhänden gemachte Hügel, auf welchem der große Palast von Palenque sich erhebt, große unterirdische Gemächer, insbesondere einen sehr großen Saal, in dem Castañeda, welcher Dupaix als Zeichner begleitete, eine große Anzahl von „Königsmumien“ entdeckte. Sie lagen in ähnlichen Särgen wie die ägyptischen, und in ähnlicher Weise wie jene in der Nekropole von Theben. Ich habe, schreibt Bourbourg, diese Notiz von Don Felipe de Zaldivar, einem Freunde Castañedas, der 1833 an der Cholera starb, gerade zu einer Zeit, da beide eine neue Expedition nach den Ruinen von Palenque unternehmen wollten.

Digitized by Google

mehreren geheimnißvollen Prüfungen gelangen sie dorthin, wo die dreizehn Gebieter dieser schrecklichen Stätten versammelt sind, werden gerichtet, und zum Tode verurtheilt.*) Der Ritus, die Feierlichkeiten und Prüfungen, welche die Tzendaltheogonie darbietet' erinnern an die Prüfung in den unterirdischen Gewölben von Memphis, und die Schilderung der furchtbaren Dreizehn erinnert an die deutschen Femgerichte im Mittelalter.

Sahagun enthält eine Stelle, welche gleichfalls für das Vorhandensein von Mysterien zu zeugen scheint. Er schreibt: „Quetzalcohuatl bauete Häuser unter der Erde. Sie hießen Mictlancalco, d. h. Paläste der Hölle oder des Todes. (Das Wort Mictlan drückt zugleich die Begriffe Hölle und Tod aus, und eine dunkle versteckte Wohnung, wie jene, in welchen die ägyptischen Mysterien gefeiert wurden; das Wort Calco bezeichnet einen sehr weiten Raum oder Umfang.) An den Eingang ließ er einen sehr großen Stein setzen (der als Pforte diente, etwa wie jene zu den unterirdischen Kerkern im alten Schlosse von Baden-Baden), den man mit dem kleinen Finger bewegen konnte; doch hätte die vereinigte Stärke vieler Menschen ihn nicht zu bewegen vermocht," denn offenbar lag hier ein Geheimniß vor, welches nur die Eingeweiheten kannten.**)

In Betreff der Einwanderung amerikanischer Völker erinnere ich noch einmal an die schon früher erwähnte Landung zu Panuco. Die Ankömmlinge zogen dem Meere entlang, kamen in die Landschaft Chiappas und suchten Tamoanchan, diese glückliche Region, deren südlicher Theil als Tlalocan, der nördliche als Tlapallan bezeichnet wird. Das geschah mehrere Jahrhunderte nach Votan, und diese Stämme verbanden sich mit den Tzequiles. Die Tradition bezeichnet sie als Nanahuatl. „Sie blieben lange Zeit in Tamoanchan, und hatten stets ihre weisen Männer oder Weissager, welche man Amoxoaque nannte, d. h. Männer, welche auf die alten Gemälde sich verstehen. Obgleich sie zusammen mit den Uebrigen nach Tamoanchan gekommen waren, so blieben sie doch nicht immer dort bei dem übrigen Volke, sondern sie ließen die Anderen da, und kehrten zurück, um sich einzuschiffen. Sie nahmen alle Gemälde mit sich fort, welche auf die Gebräuche und die mechanischen Künste Bezug hatten.

*) Im Yucatekischen heißt die Hölle Mitnal. Das Wort hat Aehnlichkeit mit Mictlan oder Mitla, der Hölle der Mexicaner. Die Höllenfahrt Hunhunapus und seines Bruders, und jene seiner beiden Söhne Hunhapu und Exbalanque gehören zu den merkwürdigsten Episoden in der Tzendaltheogonie, über welche Ordoñez im ersten Theile des Himmels und der Erde mehrere Abschnitte hat.

**) Sahagun, Historia de Nueva España, Tom. I. lib. 3. cap. 14. Burgoa bemerkt in seiner geographischen Beschreibung, daß die Souterrains der Paläste von Lyobaa oder Mictlan sich mehr als dreißig Leguas unter der Erde hin erstreckten; das Gewölbe wurde von unzähligen Pfeilern getragen; sie waren von einer außerordentlich dicken Thür geschlossen. Einer der ersten Bischöfe von Oaxaca besuchte einen Theil derselben, und ließ dann den Eingang mit großen Steinen vermauern.

Digitized by Google

Bevor sie abzogen, sprachen sie zu den Zurückbleibenden: — Wisset, daß Gott unser Herr euch befiehlt, in diesem Lande zu bleiben; er macht euch zu dessen Gebietern und giebt es euch zum Besitz. Er selbst geht wieder dahin, von wannen er kam, und wir begleiten ihn. Aber er wird später wiederkommen, und euch besuchen, wenn die Zeit da ist, daß die Welt sich erfüllt. Ihr sollt in diesem Lande bleiben, und hoffen, daß ihr ihn wiedersehet. Erfreuet euch an dem, was ihr besitzt und an allen Dingen, welche dieses Land hat, denn ihr seid hierher gekommen, um es zu nehmen und zu besitzen. Bleibt gesund, während wir mit unserm Gotte von dannen gehen.*) Und so machten sie sich auf den Weg mit ihrem Gotte, den sie in Zeug eingewickelt mitnahmen ((que llevavan envuelto en un envoltorio de mantas), und er fuhr fort, zu ihnen zu reden, und ihnen zu sagen, was sie thun sollten. Und so zogen sie nach Osten. —

Die Worte, welche Moctezuma zu Cortez sprach, dienen jener von Sahagun mitgetheilten Tradition gewissermaßen zur Erläuterung. Nachdem er bemerkt, daß die Azteken eigentlich Fremdlinge im Lande seien, fügt er hinzu: „Wir haben immer geglaubt daß die Nachkommen des Oberhauptes, welcher unsere Vorfahren hierherführte, einst wiederkommen und dieses Land und uns bezwingen würden. Ihr nun kommt von der Seite, auf welcher die Sonne aufgeht; ihr sagt, daß ihr schon seit langer Zeit von uns Kunde habt; wir glauben also daß der große König, welcher euch hierherschickt, auch unser natürlicher Oberherrscher sei.“

Votan wurde viele Jahrhunderte lang von den civilisirten Völkern Nordamerikas verehrt; sein und seiner Familie Namen und Titel blieben als Ausdruck für Alles was groß und erhaben war. Der Schlangencultus war überall verbreitet, wohin die Civilisation der Votaniden nur hatte dringen können; er bezog sich auf Votan selbst oder auf ein Glied seiner Familie; sein Name drückte den Begriff der Schlange, Chan, aus, und es darf also nicht Wunder

*) Wir haben hier eine ausdrückliche Aufforderung an die Nanahuatlstämme, das Land in Besitz zu nehmen, und zwar für diejenigen, welche sie dorthin geführt hatten. Sie bemächtigten sich des Landes, machten sich aber von ihrem Mutterlande unabhängig. Moctezuma sprach das gegen Cortez sehr deutlich aus, und in einer Rede an die Magnaten seines Reiches, die er zusammenberufen hatte, um mit ihnen zu berathen, ob er sich als Vasall dem König von Spanien unterwerfen solle, bemerkte er: „Von eueren Vorfahren habt ihr sowohl als ich gehört, daß wir nicht aus diesem Lande stammen, (no somos naturales de esta tierra). Sie kamen alle aus einem fernen Lande, und wurden hierher geführt von einem Oberhaupte, dem sie unterworfen waren. Lange nachher kam er wieder und fand, daß unsere Vorfahren sich mit Weibern des Landes verheirathet und Städte gebauet hatten, welche sie mit ihren zahlreichen Nachkommen bevölkerten. Ihr wißt auch, daß sie nicht mit ihm ziehen wollten, als er wieder nach seinem Lande zurückging. Auch wollten sie ihn nicht als ihren Oberherrn anerkennen. Da begab er sich hinweg, drohete, er werde mit starker Macht wiederkommen, oder eine solche herschicken, daß sie sich unterwerfen sollten.“ *Lorenzana*, Cartas de Hernan Cortes I.

Digitized by Google

nehmen, daß derselbe vom Gila bis zum Nicaruaga See bei so vielen Städten, Gegenden und Personen angetroffen wird. Ueberall in Mexico und Mittelamerika stößt man auf die Sylben Chan, Can, Cam, Coatl, Coa: sie bedeuten alle dasselbe und beziehen sich auf ein und dieselbe Person.

Die Eroberer fanden auf den Mauern, welche die große Pyramide des Teocalli in Tenochtitlan umschlossen, Reliefskulpturen, welche geflügelte oder befiederte Schlangen darstellten. Bilder riesiger Schlangen traf man auch in dem Palaste der Vestalinnen zu Urmal; auf jeden Schritt und Tritt möchte man sagen, findet man Darstellungen von geringelt liegenden Schlangen, von jeder Gestalt und Größe. Alle haben Bezug auf jene Chanes, Cocomes oder Culhuaques, welche über eine so ausgedehnte Länderstrecke höhere Gesittung verbreiteten. Unter dem Bilde der Schlange symbolisirte man das Geschlecht, dessen zahlreiche Abkömmlinge sich mit den Dynastien vereinigten; denn in jenen Ländern suchten die Anführer der fremden Völkerstämme Familienverbindungen mit dem alten Königsstamme der Chanes, und auf der aztekischen Hochebene rühmten sich die Fürsten und Herren, daß Chichimecablut in ihren Adern fließe. Die directen Nachkommen Votan's erhielten sich lange, nachdem sie ihre Ehren und Würden verloren, in der Provinz Zoques in Chiappas, wo sie mit den Nonohualcaskönigen verschwägert waren. Die letzten Votaniden trugen immer noch Votan's Namen; sie lebten zur Zeit da Nuñez de la Vega seine geistliche Rundreise machte, sechs Leguas von Ciudad Real de Chiappas entfernt, in der Stadt Teopixca, was im Mexicanischen Stadt der Priester bedeutet. Als die Votaniden ihre weltliche Herrscherwürde längst eingebüßt hatten, blieben sie doch noch Priester.

Das Bild einer geflügelen oder mit Federn geschmückten Schlange stellte insbesondere den Urahn der erlauchten Familie oder wenigstens jenes Mitglied derselben dar, durch welches sie so berühmt geworden war. Das Symbol bezeichnete den Votan in der Ausübung seiner priesterlichen Verrichtungen oder in seinem Rang als einen der Götter. Und dieses Symbol bezeichnete man mit dem Worte Quetzalcohuatl. Dieser Name hat sein Synonym in dem Worte Cuculcán. Als solcher wurde Votan im Maaxbálande (Yucutan) verehrt.*) Correkter geschrieben lautet er Cuchulchán. Das bedeutet in der Tzendal- und

*) Herrera, Decade 4. Buch 10. Cap. 3. Veytia, historia antigua de Mexico. I. Cap. 15 u. folg. Die Cocomes in Yucatan stammten von den Chanes; in dieser Eigenschaft hatten sie das Land regiert, welches während der ersten Jahrhunderte der Civilisation den Votaniden von Nachan unterworfen war. Cu-chul-chan. Cu bedeutet im Tzendal wörtlich eine Bekleidung: Chul bedeutet Alles was heilig, geheiligt, göttlich ist; Chan ist Schlange; also Schlange mit geheiligten oder göttlichen Kleidern. Es giebt aber noch eine andere Wortableitung. Cuc bedeutet dasselbe wie Quetzal, somit den geheiligten Vogel; Chul ist himmlisch, göttlich, Chan ist Schlange, also geheiligte Schlange mit Quetzalfedern. Hier haben wir also wieder die Bedeutung des Wortes Quetzalcohuatl.

Digitized by Google

Tzotzilsprache buchstäblich eine Schlange die mit kostbaren oder göttlichen Federn geschmückt ist. Der Quetzal war ein prächtiger Vogel, dessen Gefieder für ein Emblem der höchsten Gewalt und der Gottheit galt.

Wir haben in den Geschichtschreibern Darstellungen des Cuchulchan oder Quetzalcohuatl, eine Persönlichkeit, über die man bisher noch nicht ins Reine gekommen ist. Von Merico bis zum Nicaragua-See wird er unter verschiedenen Namen als Quetzalcohuatl, Cuchulchan, als Herz des Gebirges, als Herz des Volkes, als Herz des Reiches *) verehrt, fast immer unter denselben Attributen. Einige neue Alterthumsforscher betrachten ihn als mythische Person,

---

Ueber die Art und Weise in welcher Quetzalcohuatl dargestellt wird, stimmen die Schriftsteller im Wesentlichen überein. Er trägt eine Mitra oder Tiare, die man häufig auf den alten Basreliefs von Palenque sieht, und einen Stab, in welchem man einen Bischofsstab hat sehen wollen; er gleicht dem Signum der Römer, war aus einer gewundenen Schlange gebildet, mit verschiedenen Symbolen geziert, trug oben einen Quetzal, und war das Scepter oder eigenthümliche Banner der Könige von Nachan.

*) Aus einer zu Guatemala 1576 geschriebenen, an den König von Spanien gerichteten Relation des Licentiaten Palacios, welche Ternaux Compans in den Nouvelles Annales de Voyage mittheilt, geht hervor, daß auch die abgelegensten Völker in Guatemala den Quetzalcohuatl unter diesem Namen in Tempeln verehrten. Im Coder Borgia erkennt man Votan unter dem Namen Tepeiolotl oder „Herz des Gebirges". Er ist in der Gestalt eines Tapir dargestellt, eines geheiligten Thiers, welches er nach Huehuetan gebracht hatte. Nuñez bemerkt ausdrücklich, man habe ihn im größten Theile von Centralamerika, Chiappas und Soconusco unter dem Namen „Herz des Volkes" verehrt. In den düsteren Gebirgen der Mizteca erhob sich der prächtige Tempel von Achiuhtla, welcher dem Herzem des Volkes geweiht war. Man bewahrte in demselben einen Smaragd von außerordentlicher Größe und merkwürdigem Glanze; dieser Stein war wunderbar fein bearbeitet, er stellte das Herz des Volkes dar, eine Schlange umgab die Gestalt desselben von den Füßen bis zum Haupte, über welchem sich der Quetzal befand; hier sind also beide Insignien des Namens und der Würde Quetzalcohuatls. Pater Burgoa erzählt in seiner geographischen Beschreibung der Provinz Santo Domingo de Oaxaca, Theil 1, Cap. 28, daß der Mönch Benito Fernandez diesen kostbaren Stein von den Indianern erhielt. Das geschah, nachdem die Spanier die Mizteka längst erobert hatten. Ein Spanier, welcher den künstlerischen Werth dieses Smaragd zu würdigen wußte, bot mehr als 3000 Piaster für den Stein, aber der Mönch zerstampfte ihn in der Kirche vor einer großen Versammlung zu Staub! Burgoa erzählt ferner: In der Laguna de San Dionisio bei Tehuantepec liegt die kleine bewaldete Insel Monapostiac. Auf ihr stand ein großer Tempel, welcher dem „Herzen des Reichs" geweiht war. Die Väter schärften ihren Kindern Ehrfurcht vor dem Herzen des Reiches ein. Sahagun Theil II. Buch 3. Cap. 20.

Bustamente hat in einem Anhange zum dritten Buche der Geschichte Sahaguns, zusammengestellt, was Pater Mier und andere spanische Schriftsteller zusammengefaselt haben, um zu beweisen, daß der Apostel Thomas in Amerika gewesen sei. Er giebt sich allen Ernstes Mühe aus chronologischen und anderen Gründen darzuthun, daß nicht der Apostel St. Thomas gemeint sein könne, wohl aber ein anderer Sanct Thomas, der ein griechischer Bischof war, und im fünften Jahrhundert das Christen-

Digitized by Google

andere als einen Apostel des Christenthums, ja sogar als den heiligen Thomas selbst.

Quetzalcohuatl trägt ein langes, reiches Gewand, das den orientalischen Kleidern gleicht, auf dem Haupte hat er gewöhnlich eine Mitra oder Tiare, in der Hand einen Stab mit geheimnißvollen Emblemen; er ist ein wohlthätiger Genius oder Engel; er gilt als Gott des Regens, also der Befruchtung der Erde; er hat bei den Völkern, welche vor den Azteken im Lande waren, die Wissenschaft der Sternkunde erfunden. Er war König und Oberpriester von Tulha, wo er ungeheuere Reichthümer und große Paläste besaß, die aus Edelsteinen gebauet waren; die Zauberer hintergehen ihn, und er ist selbst ein Zauberer. Er flieht aus seiner Stadt und zieht durch Yucatan, wo er als Spuren seiner Anwesenheit prächtige Monumente zurückläßt; er schifft sich zu Potonchán ein und landet bei Panuco. Mit Hülfe seiner Priester begründet er zu Chollan Priesterthum und Klöster; er sendet sein Schüler aus, und sie gründen die Paläste und Tempel von Mictlan. Er selbst wird vom König Huemac verfolgt, schifft sich abermals auf dem mexicanischen Meerbusen ein und begiebt sich nach Coatzacoalco, wo er endlich verschwindet.

Wenn so viele merkwürdige Thatsachen und Handlungen der Person eines einzigen Menschen zugeschrieben werden; wenn die meisten Thatsachen so genau erzählt und berichtet werden, wie es in den auf Quetzalcohuatl bezüglichen Traditionen geschieht, einer Individualität, welcher überall von den Völkern Verehrung und Huldigung dargebracht wird[1], — dann wäre es lächerlich in einer solchen Person nur eine mythische Abstraction zu erblicken und sie auf dieselbe Linie mit griechischen und römischen Gottheiten zu stellen.

Woher kommen nun die Irrthümer und Widersprüche so vieler Schriftsteller in Bezug auf den Namen Quetzalcohuatl? Zum Theil daher, daß man die mexicanische Geschichte und Tradition nicht sorgfältig genug prüfte. Auch kümmerte man sich bei weitem nicht genug um die Ueberlieferungen der anderen amerikanischen Völker; und man hätte sie doch mit jenen der Azteken vergleichen sollen. Man ließ den Unterschied von Zeit und Ort, welcher in Bezug auf Quetzalcohuatl in den Geschichten vorkommt, viel zu sehr außer Acht, man hätte sich sonst leich tüberzeugen können, daß es mehr als einen Quetzalcohuatl gegeben hat. Man übersah auch, daß der Name Quetzalcohuatl die

---

thum in Indien predigte! Bourbourg bemerkt: Ich stelle es keineswegs absolut in Abrede, daß es vor den spanischen Missionären Christen in Amerika gegeben habe; mir fehlt es aber nicht an Gründen zu glauben, daß es nur nestorianische Christen gewesen sein können. Alle angeblichen Spuren vom Christenthum, welche man in gewissen religiösen Gebräuchen der Völker Mexicos und überhaupt Amerikas zu finden glaubt, sind mit mehr Wahrscheinlichkeit auf den Buddhismus als auf das Christenthum zu beziehen. Ein und dieselbe Person kann nicht zugleich im ersten, dritten und sechsten Jahrhunderte gelebt haben.

Digitized by Google

höchste Priesterwürde bezeichnet, was doch von Torquemada, Betancourt und Sahagun und mehrfach ausdrücklich hervorgehoben wird.

Ist man in dieser Hinsicht einmal im Reinen, so verlieren sich die Schwierigkeiten und die Widersprüche verschwinden. Die Erklärung der in den amerikanischen Jahrbüchern erwähnten Thatsachen geht leichter von Statten, und man kann die letztere mit den mehr oder weniger sicheren Daten der aztekischen Chronologie in Uebereinstimmung bringen. Die Geschichte klärt sich auf; sie läßt dem Votan und jedem der Quetzalcohuas im Besondern die Thaten, welche ihn berühmt gemacht hatten; sie sondert die verschiedenen Priester, die ihm auf dem Throne oder im Priesterthum folgten. Durch den Lauf der Zeiten und Unkunde, durch das Mißgeschick der Eroberung, namentlich aber durch den Verlust so vieler kostbaren Documente, welche der Fanatismus zerstörte, wurden die verschiedenen Personen zu einem einzigen Quetzalcohuatl verwirrt.

Ich hatte das Obige niedergeschrieben noch ehe ich den Codex Chimalpopoca entdeckte, dessen Inhalt Alles bestätigt, was ich über den Ursprung des Namens Quetzalcohuatl festgestellt. Quetzalcohuatl ist einer der Titel Votans und seiner Nachfolger; er bezeichnete unter den nachfolgenden Dynastien die höchste Würde in der Priesterhierarchie, ähnlich wie in Europa das Wort Papst *). Wirklich führt der Verfasser des Codex nicht nur diesen Titel an, sondern giebt auch ein Verzeichniß der Fürsten, welche im alten Tulha herrschten, dort zugleich die höchste priesterliche Würde unter dem Titel Quetzalcohuatl bekleideten, und die königliche weltliche Gewalt unter dem Titel Tonatiuh oder Sonne ausübten; etwa so, wie in Judäa die Könige aus dem Stamme der Macchabäer. Der dem Votan beigelegte Titel eines Quetzalcohuatl bezeichnete zugleich seinen Stammes- oder Ursprungsnamen und die höchste Würde zu welcher er sich emporgeschwungen. Es war die mit den Federn des Quetzal geschmückte Schlange, d. h. die Schlange par excellence, und vereinigte in seiner Person und in seiner Kleidung die Attribute der höchsten Priesterwürde, wie der weltlichen Herrschermacht, mit der Aureole der Göttlichkeit. Seine Nachfolger führten diesen Titel neben jenem eines Tonatiuh, bis sie dieses letztern beraubt wurden, und zwar durch die Nanahuatl- und Tulhacasfürsten, welche die zeitliche Gewalt an sich rissen, und jenen nur die geistliche Gewalt übrig ließen. Der Träger und Inhaber der letztern behielt den Titel Quetzalcohuatl bis zur Zeit der Eroberung

*) Den Titel Cuchulchan oder Quetzalcohuatl, welchen die Quichemonarchen neben dem Titel Tonatiuh führten, wurde insbesondere dann gebraucht, nachdem die Votaniden ihre weltliche Macht verloren hatten; ihr Rangverhältniß stellte sich etwa so wie jenes des geistlichen Kaisers, des Dairi, in Japan. Die Verehrung vor ihrer Person war außerordentlich. Der Rebell Tetzcatlipoca begrüßt den Quetzalcohuatl Ceacatl Topiltzin den Vierten mit folgenden Worten: „Stopiltzin Tlamacazqui Ceacatl Quetzalcohuatl, innimitzo in monacayotin," d. h. mein wohlgeliebter Oberherr und theurer Priester, o Quetzalcohuatl Ceacatl, ich grüße deine königliche und erhabene Machtfülle.

Digitized by Google

durch die Spanier, und zwar bei allen Nationen, welche nach einander auf die aztekische Hochebene kamen. Doch war unter den mexicanischen Königen im funfzehnten Jahrhundert der Quetzalcohuatl oder Oberpriester kein Votanide mehr, aber noch sehr hoch verehrt. Betancourt sagt von jenem, welcher kurz vor der Eroberung die Würde bekleidete: „Sie hatten ein sehr strengehrwürdiges Oberhaupt von großer Autorität. Er besuchte keinen, den König allein ausgenommen, denn er war der lebende Repräsentant des Gottes (Quetzalcohuatl) und hieß auch wie dieser.

Sahagun schreibt: „Wer alle heiligen Gebräuche und alle auf die Gottheiten bezüglichen Lehren genau kannte, den erkieseten der König und die Großen des Reiches zum Oberpriester, und nannten ihn Quetzalcohuatl. — Man ernannte die besten unter den Priestern zu Hohepriestern, und sie nannten sich Quequetzalcoa oder -cohua, d. h. Nachfolger Quetzalcohuatls.“ Wo Sahagun von den drei Priestern bei der Krönung des Königs spricht, fügt er hinzu: „der erste derselben nannte sich Quetzalcohuatl.“

Diese Stellen werden hinreichend sein. Ich muß aber noch bemerken, daß der Name Votan in den meisten alten Kalendern Central-Amerikas und der Provinzen Chiappas, Soconusco und Oaxaca vorkommt, und noch heutiges Tages bei den Eingeborenen ein Gegenstand der Verehrung ist. Als die Nachfolger des ersten Quetzalcohuatl unter die Götter versetzt worden waren, verwechselte man sie miteinander, man vergaß das Individuum und dachte nur an die Würde, mit welcher man sie alle identificirte; im Volke blieb nur der Titel lebendig, nicht der Name derer welche denselben trugen. Man belegte mit jenem Titel sogar einige außerordentliche Menschen, welche an der Küste des südlichen Anahuac erschienen, z. B. den Quixipecocha; einen buddhistischen Propheten*), der erst die Religion der Quetzalcohuas im Thale des Sees von

*) Bourbourg schreibt: — „Davon halte ich mich überzeugt nachdem ich die Dokumente gelesen habe, welche ich über die Provinz Oaxaca besitze. Dieser Quixipecocha oder Vixipechacocha, erschien zum ersten Male, gegen das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung, bei Tehuantepec. Die Lehren, welche er verkündete und insbesondere die Aenderungen, welche er in den Cultus der Wigatoos (Huijatoos) von Lyoboa einführte, zeugen auf das bestimmteste für seinen buddhistischen Ursprung. Alles läßt mich annehmen, daß er von Nicaragua her kam; von dort waren auch die Huabes von Tehuantepec gekommen; ihre Sprache war dieselbe mit jener der nichtmexicanischen Bewohner dieses Landes, welche ihrerseits sagten, sie seien zur See von Peru (?) her gekommen. Der Name dieses Apostels der Buddhisten hat große Aehnlichkeit mit dem Viracocha der Peruaner. Und es ist auffallend daß dieser letztere in Peru, und Nemqueteba, Bochica und Subé, diese Propheten von Panamá, Bogotá und Nicaragua alle in diesen verschiedenen Ländern fast zu derselben Zeit auftraten, wie Quixipecocha in Tehuantepec, und daß ihre Lehren so große Aehnlichkeit mit einander haben. Alle diese Personen erscheinen plötzlich, verkünden ihre Lehre eine Zeit lang und ver-

Digitized by Google

Rualó reformirte, an mehreren Orten Spuren seines Daseins zurückließ, dann entfloh weil er verfolgt wurde, und endlich in dem bezauberten Berge der Insel Monapostiac, in der Laguna von Tehuantepec verschwand. Noch zur Zeit der Eroberung sah man ein Denkmal, welches ihm zu Ehren das andächtige Volk errichtet hatte, einige Leguas von der genannten Stadt entfernt.

Ich füge noch einige Bemerkungen über die amerikanische Gesittung hinzu.

An den Gebäuden, welche lange Zeit in den Wäldern Amerikas einsam und vergessen lagen, bemerkt man einen so durchaus verschiedenen architektonischen Charakter, daß es unmöglich ist diese Denkmäler einem und demselben Volke zuzuschreiben. Eben so wenig kann man annehmen, daß sie gleichzeitig gebaut worden seien. Die Bauwerke des sogenannten Neuen Continents gehören gleich jenen der sogenannten Alten Welt ganz verschiedenen Zeiten an, und ich behaupte auch, daß es Völker verschiedenen Ursprungs waren, von welchen die Mannigfaltigkeit in der amerikanischen Architektur herrührt.

Manche dieser Denkmäler habe ich selbst untersucht; andere kenne ich aus Abbildungen und Beschreibungen. Ich finde, daß alle die Trümmer und baulichen Ueberreste, welche wir zwischen dem Gila und dem Nicaragua-See antreffen, vier verschiedenen Epochen angehören.

Die erste Periode bezeichne ich als die Chané-Quiché. Sie ist der Anbeginn der Quichés oder Chichimecas-Civilisation. Diese wurde durch die Chanés *) gebracht, deren Anführer Votan war. Die Ueberreste

schwinden wieder. Sollten sie zufällig ein und derselbe Prophet sein, oder handelt es sich um verschiedene Verkündiger derselben Religion? Der Buddhismus wurde im fünften und sechsten Jahrhundert völlig aus Hindustan vertrieben.

Der See von Rualó liegt vier bis fünf Leguas von Teozapotlan oder Zaachillatloo, der alten Hauptstadt von Zapotecapan; er hatte früher einen weit größern Umfang und bedeckte den größten Theil des gleichnamigen Thales. Die Stadt lag auf einer Insel im See, am Fuße eines Felsens. — Guixipecocha ließ die Spuren seines Fußes auf dem höchsten Gipfel des Cerro des Cempohualtepec; dieser bildet den höchsten Punkt in der ganzen Sierra Madre de Oaxaca. Von dort stürzte er sich hinab, ohne beschädigt zu werden, und verschwand vor den Augen seiner Verfolger; Burgoa, Kapitel 60. Eine Statue bei Monapostiac stellt ihn sitzend dar; er ist mit einem langen Gewande bekleidet und hat die Haltung eines Priesters, der einer Frau Beichte hört, die knieend zu seinen Füßen liegt. Burgoa sagt, er habe dieses Monument auf einem hohen Felsen im Dorfe Magdalena, vier Leguas von Tehuantepec entfernt, gesehen. Die Beichte kommt, gleich vielen andern christlichen Bräuchen, auch bei den Buddhisten vor.

*) Votan ist allerdings der eigentliche Begründer des Reiches der Quichés und seiner Civilisation. Doch nennt der Codex Chimalpópoca als Stifter des Reiches seinen Vater Igh oder Ik, (den die Mexicaner Ehecatl oder Cipactonac nennen), weil er zuerst eine Zahl von Ansiedlern nach dem Festlande geführt habe. Cipactonac ist zusammengesetzt aus Cipactli und Tonacayo. Das erstere Wort kommt von Ce, ein, Ipan, auf oder über, und Tlactli, der menschliche Körper, d. h. ein

findet man noch in einigen verlassenen Städten des Landes der Lacándones, und in den Ruinen von Palenque, Mayapan und Izamal *), deren älteste Gebäude von diesem Volke herrühren. Diese Periode der Civilisation fällt zusammen mit der urgeschichtlichen Zeit der Amerikaner; sie beginnt mit der Gründung von Nachan, und endigt mit der Belagerung dieser Stadt durch die Häuptlinge des Nagualismus, etwas später als ein halbes Jahrhundert nach der Revolution, welche die erste Dynastie der Votaniden vom Throne stieß, ungefähr sieben Jahrhundert nach der Gründung des Reiches der Quichés.

Mann, welcher über anderen steht, oder der erste des menschlichen Geschlechts, oder von unserm Geschlecht. Tonacayo bedeutet unser Fleisch oder den menschlichen Leib, und Cipactonac hat die Bedeutung: der, welcher vom ersten unseres Geschlechtes abstammt. — Ehecatl bedeutet im Mexicanischen Luft oder Athem, Hauch; im Mayá und Tzendal bedeuten Igh oder Ik dasselbe. In den Kalendern von Oaxaca Soconusco, Chiappas und Yucatan folgt er unmittelbar auf den Namen Nin, Imos oder Imix, wie im mexicanischen Kalender Ehecatl auf Cipactli folgt. Bourbourg bemerkt noch: „Ich weise darauf hin, daß der Name Ik, welcher Hauch, Athem bedeutet, im Sinne des lateinischen spirare dasselbe ist, wie der Kn=eph der Aegypter, die Weltseele; ein Titel, der auch dem Ik der Yucateken beigelegt wurde, und dem Ehecatl der Mexicaner. In den ägyptischen Hieroglyphen fehlt die Sylbe eph, und das kn bedeutet den Hauch, den Weltgeist. Es ist bemerkenswerth, daß der Consonant k in der Mayasprache dasselbe bedeutet wie im Altägyptischen; das I ist nur ein angefügter Vocal um den Ton herauszubringen, wie das eph im Aegyptischen.“

*) Izamal oder Itzamnal, eine ehemals bedeutende Stadt im Reiche Maayhá, hat ihren Namen von Zamna oder Itzamna, Votans Sohn, den sein Vater in dieses Land schickte, in welches er höhere Gesittung brachte. Er starb in der nach ihm benannten Stadt. Ueber seinem Grabe erhob sich der größte von Menschenhänden gemachte Hügel in Yucatan; auf dem Gipfel desselben wurde zu seinem Angedenken ein prächtiger Tempel gebaut, er selbst aber unter dem Namen Itzamnal=ul verehrt, was bedeutet: die Gnade, der Thau und die Substanz des Himmels. Man nannte ihn auch Kab=ul, die himmlische oder operative Hand, wegen der vielen Wohlthaten, welche er dem Lande erwies. In derselben Stadt war ihm noch ein anderer Tempel geweiht; dort war er unter der Gestalt einer Hand dargestellt, welcher man große Wunder zuschrieb. Diese Hand findet man auf sehr vielen alten Gebäuden in Yucatan abgebildet und gemalt; sie war den Yucateken ein Symbol ihres Gottes, das sie auf ihre Wände und Mauern malten, wenn sie ihn anriefen. *Lizana*, historia de Nuestra Señora de Izamal, I. cap. 4. *Cogolludo*, hist. de Yucatan, Tom. I. Part. I. cap. IV. Fray Lorenzo de *Bienvenida*, Cartas escritas de Yucatan en 1548. Manuscript.

Die erste Sylbe von Na=Chan hat eine frappante Aehnlichkeit mit jener von No=Ammon, der Stadt Ammons, das ägyptische Theben. (!) Das Na der Tzendales hat genau dieselbe Bedeutung wie das No der Aegypter. Mayapan kommt, wie schon früher gesagt worden ist, von Maayhá, Land ohne Wasser, und Pã, die Mauer, Befestigungsumgebung. Nimmt man aber Pan in seiner direkten Bedeutung, so bedeutet es Banner oder Fahne, und man hätte dann Bandera de Maayha.

Digitized by Google

Die zweite nenne ich die Tulha Olmeca-Periode. Ihre Spuren finden wir einerseits in den Ruinen von Tulha bei Ocozingo, und in einer Menge von Trümmern, welche über den südlichen Theil Mexicos und durch ganz Mittel-Amerika zerstreut sind; andererseits in den Ruinen von Papantla, Xicochimalco ꝛc., und in jenen von Xochicalco, dieser ersten Hauptstadt der verbündeten Herrschaften der Olmecas und Xicalancas, deren Macht mit dem Falle der ersten Tulhaca-Dynastie, am Ende des ersten Jahrhunderts, begann. Die Bauart der Ruinen von Tulha haben einen Charakter, der jenem von Palenque analog ist, sie zeugt aber von einem schon weit mehr entwickelten Zustande. Die Größe Tulhas datirt nicht genau von der Zeit, da es Sitz der königlichen Macht wurde, sondern vom Anbeginn der zweiten Votaniden-Dynastie, welche an das Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung fällt. Die Zeit des höchsten Glanzes für diese Stadt gehört dem dritten Jahrhundert an, als Topiltzin der Dritte, Ihuctimals Sohn, regierte. Damals wurden auch die schönsten Gebäude aufgeführt. Dieser prachtliebende Fürst, eine Art Salamo der westlichen Erdhälfte, war nächst Votan der berühmteste Monarch von Nord-Amerika, und sein Andenken blieb lange unter den Völkern lebendig.

Die dritte Epoche bezeichne ich als die Chollollana- oder Maya-Zapoteco-Tolteca-Zeit. Sie datirt vom Ende des fünften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. In ihr geräth Tulha in Verfall; Quetzalcohuatl Topiltzin der Fünfte verbannt sich selbst aus der Stadt, um der Tyrannei des Tonatiuh Huemac des Dritten zu entgehen, der die weltliche Macht dem Vorfahren dieses nun auf die Priesterwürde beschränkten Mannes entrissen hatte. In diese Periode fällt die Gründung von Chichen-Itza und des alten Tempels von Potonchán, dessen Ruinen man noch zur Zeit der Eroberung auf einer Insel am Eingange des Hafens sah. In dieser Epoche kam auch Mayapan wieder empor, das früher schon einmal erstürmt worden war. Auch bauete Quetzalcohuatl Topiltzin der Fünfte die Pyramide von Chollollan. Dieser Name bedeutet Stadt der Verbannten.

Tulha wird mehrfach von Revolutionen heimgesucht, die Stadt am Ende verlassen, die Provinzen des großen Quiché-Reiches werden unabhängig, und auf den Trümmern der alten Monarchie entsteht eine große Anzahl von Königreichen. Diese vierte Periode muß ich gleichfalls als Maya-Zapoteco-Tolteca bezeichnen, weil einerseits die Monumente von Zahi, Uxmal, Labná, Chichen, Kabah und anderen in Yucatan gebaut werden; andererseits jene von Lyobaa oder Mictlan, von Tututepec, Loohvanna und Zeetobaa, die Wiege der Könige von Zapotecapan, deren Styl die Wirkung geheimnißvoller Offenbarungen des Buddhismus (?) zeigt. In diesen Zeitabschnitt fallen auch die Gebäude von Copan, von Mictlan im Lempa-

Digitized by Google

See, von Omotepec und anderen Inseln im Nacaragua-See,*) endlich jene der zweiten oder neuern Tulla, dem Tollan auf der aztekischen Hochebene, und einer großen Anzahl anderer Städte, die jetzt in Trümmern liegen, damals aber den toltekischen Herrschern unterworfen waren, oder den Königen von Quauhtitlan (des zweiten Chichimeca-Reiches) gehorchten, nachdem der Bund der olmekischen Fürsten zerstört worden war.

Auf diesen Zeitraum folgt im zwölften Jahrhundert die Guatamalteca-Mexicana-Periode, die letzte Stufe in der Reihenfolge der amerikanischen Civilisation, die Zeit des größten Verfalls. Von verschiedenen Seiten her brechen Barbaren herein, überfluthen die schönsten Provinzen des alten Quiché-Reiches, verjagen die Bewohner oder vernichten sie, zerstören die Städte, und volkreiche Gegenden werden zu Einöden. Nur die drei Königreiche von Guatemala, welche aus dieser Periode datiren, die Staaten Zapoteca und Miztecapan, einige Punkte auf der aztekischen Hochebene und in Yucatan, bewahren allein noch die ohnehin schon getrübten Traditionen der Votaniden, nebst Ueberresten alter Gesittung. In dem Jahrhundert vor der spanischen Eroberung waren nach dem Falle des Reiches Quauhtitlan**) die Mexicaner mächtig geworden. Sie

*) Das Land am und im Nicaragua-See ist, gleich den benachbarten Ländern, mit prächtigen großartigen Ruinen bedeckt. Man findet in diesen Gegenden die Ueberreste zweier von einander verschiedenen Civilisationen. Die erste gehört den Votaniden an und wurde durch sie begründet; die Zeit ihres Glanzes scheint aber in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zu fallen, als die am Meere wohnende Bevölkerung von Xoconochco, welche durch toltekische Einwanderer zahlreicher geworden war, aus ihrem Lande von den Olmecas vertrieben wurde und an den Nicaragua-See zog, wohin sie die Nahuatlsprache (welche noch heute dort, mehr oder weniger verderbt, geredet wird), Künste und neue Gebräuche brachten. Dort gründeten diese Einwanderer die Städte Omotepetl, Coatenametl und Comaltenamitl, auf den gleichnamigen Inseln im See; außerdem noch Nahuatia, Quezalutia, Quauhcapolca (Nicaragua) und die große Stadt Xolotlan, welche ihre Capitale gewesen zu sein scheint. Bourbourg bemerkt weiter: „Vom fünften bis zum sechsten Jahrhundert, also in der Zeit da die Buddhisten erschienen, kommen vor oder nach diesen Sektirern Nationen, welche von den Tolteken durchaus verschieden sind; sie kamen aus Peru (?). In den Ueberlieferungen heißen sie Mangues, und von ihrer Ankunft datirt eine andere Civilisation und das Eindringen einer andern Sprache. Sie baueten die Städte Manaban, Monetombo, Nagerote, Matiare, Nindiri, Monbacho, Nadayma; Xolotlan belegten sie mit dem Namen Nagarando, unweit davon wurde Leon gebaut. Diese Namen scheinen mir japanisch zu sein. Pater Najèra, der gelehrteste Linguist in Mexico, sagt, daß zwischen der peruanischen Quichuasprache und dem Tarasca in Michoacan, zwischen dem Otomi in den Gebirgen von Mexico und dem Chinesischen nicht nur Affinität, sondern eine wahrhaftige Verwandtschaft vorhanden sei, die man nicht auf Rechnung des bloßen Zufalles schreiben könne. Manuel Chrys. *Najèra*, Disertacion sobre la lengua othomi.“ (—Der Pater Najèra hat Unrecht.—)

**) Nach dem mexicanischen Atlas des Generals Santiago Blanco und Joaquin Velasquez de Leon liegt Quauhtitlan nicht, wie im zweiten Briefe, nach Alcedo,

Digitized by Google

wollten Rache nehmen für frühere Demüthigungen, und zerstörten die Monumente ihrer Nachbarn, während die Acolhuas von Tezcoco weit verständiger handelten, und diese Denkmäler erhielten. Erst unter der Regierung Moctezuma des Ersten zeigten sich unter den Mexicanern Künstler und überhaupt eine höhere Entwickelung. Der mexicanische Fürst wird gefesselt von den Reizen der gefangenen Königin der Miztecas, welche er nach Tenochtitlan führte, nachdem er ihren Gemahl Dzahuindanda den Zweiten besiegt und getödtet hatte. Um ihr zu gefallen begünstigt er Künste und Luxus in seiner Hauptstadt, die von nun an mit Tempeln und Palästen geschmückt wird.

Diktator Manuel Rosas und die argentinischen Republiken.

Es ist ganz richtig, wenn man behauptet, daß der Sturz des Diktators Rosas die wichtigste Revolution in Südamerika sei, welche seit der Unabhängigkeitserklärung stattgefunden. Sie wird ohne allen Zweifel die allerbedeutendsten Folgen haben. Denn die feste Hand, welche kräftig eingriff, um in diesem Gewirr von halbwilden Freistaaten einige Ordnung zu erhalten, ist entfernt, und nichts hindert ferner ehrgeizige kreolische Soldatenführer, nach Belieben zu schalten. Irren wir nicht, so hat durch die Vertreibung des Diktators das große Drama am La Platastrom noch keineswegs seinen Abschluß gefunden; dasselbe wird sich vielmehr noch durch manchen blutigen Akt hindurch fortsetzen. Nur eins scheint festzustehen, daß nämlich die Schifffahrt auf dem großen Silberstrome und dessen mächtigen Nebenflüssen den fremden Flaggen freigegeben werden muß. Würde sie auch ferner gesperrt von den neuen Machthabern, so ließe sich doch ein freier Verkehr auf diesen Gewässern nun mit leichter Mühe erzwingen. In jedem Falle hat für die argentinischen Republiken ein neuer Zeitabschnitt begonnen.

Ueber die Persönlichkeit und den Charakter des höchst merkwürdigen Mannes, welcher nun an Europas Gestaden eine gastliche Zufluchtstätte sucht und eine solche auch finden wird, fällen die Meisten ein sehr hartes und wie wir glauben durchaus ungerechtes Urtheil. Man darf an südamerikanische Staatsmänner keinen europäischen Maßstab legen, muß vielmehr genau die Verhältnisse erwägen, unter welchen sie ans Ruder kamen, und die Lage der Dinge, in welcher sie die Gewalt ausüben. Aus der nachfolgenden Darstellung wird sich zeigen,

---

ge'agt wurde, vier Leguas südlich, sondern sieben Leguas nordnordwestlich von der Hauptstadt Mexico, etwa eine Stunde vom Christoval-See entfernt, welcher in dieser Richtung das Chichimecareich begränzte.

Digitized by

daß ein Mann, der in einem zerrütteten südamerikanischen Staatenbunde eine feste Regierung gründen will, in keinem Falle mit Mitteln ausreicht, die in Europa oder Nordamerika vollkommen ihren Zweck erfüllen würden. Um unseren Lesern ein klares Urtheil über Rosas möglich zu machen, müssen wir nothwendig die Geschichte der argentinischen Staaten in ihren Hauptmomenten darstellen.

Buenos Ayres, La Plata oder die argentinische Republik bildete zur Zeit der spanischen Herrschaft ein ausgedehntes Vicekönigreich. Dasselbe umfaßte das heutige Bolivia unter dem Namen Ober- oder Hoch-Peru, das heutige Uruguay und Paraguay, deren Verhältnisse wir später schildern, und den argentinischen Staatenbund. Diesem letztern gehörte Bolivia an, bis es 1825 mit Einwilligung der übrigen Mitglieder der Conföderation sich für einen selbstständigen Staat erklärte, welchem sich die Provinz Tarija anschloß, auf welche Diktator Rosas bis in die letzte Zeit seiner Herrschaft Anspruch machte.

Die argentinischen Republiken bilden ein Land mit einem Flächeninhalt von etwa zweimalhundderttausend spanischen Geviertmeilen, wenn man ihre Ansprüche gelten läßt, welche sie auf das Land im Süden des Rio Negro bis zur Magellans-Straße erheben. Die Bewohnerzahl wird von 675,000 bis 2,000,000 Seelen angegeben. Der eigentliche bisherige Staatenbund umfaßt die Region, welche im Norden von Bolivia und dem Pilcomayo, im Osten von den Flüssen Paraguay und Uruguay, im Südosten vom La Platastrome, und im Süden vom Rio Negro begränzt wird, welcher letztere sie vom Lande der Patagonier scheidet. Die wichtigsten Bestandtheile der Conföderation sind im Norden: Salta, Catamarca, Tucuman und ein Theil von Gran Chaco im Norden; im Westen: Rioja und San Juan; im Innern: Santiago, Cordova und San Luis; im Osten: Missiones, Corrientes und Entre Rios; im Süden: Mendoza und Buenos Ayres.

Diese Staaten oder Provinzen erstrecken sich durch neunzehn Breitengrade, und sind von dem herrlichsten Stromsysteme der Erde bewässert; das Klima ist gesund, die Luft rein, und wenn ein großer Theil des Flächeninhalts aus weiten, unfruchtbaren Ebenen besteht, so ist doch das Uebrige ungemein fruchtbar und vortrefflich, je nach den verschiedenen Oertlichkeiten zum Ackerbau von Getreide, Reis, Taback, Baumwolle und anderen wichtigen Handelspflanzen geeignet. Dazu kommt daß in den weiten Pampas, auf diesen Wiesengründen, welche man nicht mit Unrecht als einen ungeheuern Grasocean bezeichnet hat, unzählige Stücke Vieh weiden, welche Häute, Hörner und Talg in großer Menge zur Ausfuhr liefern. An Metallen, namentlich an Kupfer, Blei und Eisen fehlt es in den gebirgigen Theilen nicht, doch ist in mineralogischer Hinsicht das ganze Land so gut wie gar nicht erforscht worden.

Der argentinische Staatenbund bildet eine unabhängige Republik, einen Bund nach dem Muster der nordamerikanischen Conföderation. Aber die Vereinigung unter den einzelnen Bestandtheilen ist von sehr lockerer Art, wie überhaupt in

Digitized by Google

dem gegenseitigen Verhältnisse des Einzelnen zum Ganzen sehr Vieles und Wesentliches durchaus unbestimmt. Die nach Amerika wandernden Spanier, deren altes Vaterland bekanntlich auch keine ethnographische Einheit bildet, und wo der Asturier ein anderer Mann ist als der Andalusier, und der Catalonier ein anderer als der Castilianer, haben ihren alten Stammes- und Provinzialgeist mit in die neue Welt hinübergenommen, und in der argentinischen Republik tritt derselbe namentlich bei den inneren Provinzen dermaßen schroff auf, daß er eine starke Centralgewalt gar nicht duldet. Der Staat oder die Provinz Buenos Ayres steht ihrer maritimen Lage halber vorzugsweise und man kann wohl sagen ausschließlich mit dem handeltreibenden Auslande in Verbindung, es war deshalb eben so nothwendig als natürlich, daß man ihr die Leitung aller auf den diplomatischen Verkehr mit der Fremde bezüglichen Angelegenheiten überließ. Und General Rosas war Statthalter oder Diktator des Staates Buenos Ayres.

Am La Plata erhoben sich die Creolen schon im Jahre 1810 gegen Spanien. Am 9. Juli 1816 erklärte der zu Tucuman versammelte Congreß definitiv die völlige Unabhängigkeit, nachdem das Land sechs Jahre hindurch unter Parteikämpfen der bedenklichsten Art gelitten hatte. Bald nach Anbeginn des Kampfes gegen die Spanier trat an die Stelle des Vicekönigs ein mit der vollziehenden Gewalt beauftragter Präsident. Der erste war Oberst Saavedra; er wurde als ein seiner Stellung nicht gewachsener Mann schon im Oktober 1811 wieder entfernt und durch ein Triumvirat ersetzt, dessen Mitglieder Sarratea, Chiclana und Passo jeder sechs Monate die höchste Würde bekleiden sollte. Im Oktober 1812 ernannten die Volksvertreter an Sarratea's Stelle einen anderen Mann, Medrano, zum größten Mißvergnügen der Soldaten, welche mit bewaffneter Hand die Regierung schützten, und ein neues Triumvirat einsetzten, das aus Pena, Jonte und Passo bestand. Am 31. Januar 1813 versammelte sich dann eine constituirende Versammlung, zu dem ausgesprochenen Zwecke, mehr Regelmäßigkeit und Nachdruck in die Staatsverwaltung zu bringen. Zu diesem Zweck beschloß sie unter anderen ersprießlichen Maßregeln die höchste Gewalt einem obersten Direktor zu übertragen, und erwählte dazu Don Gervasio Posadas. Dieser begriff jedoch bald, daß er den Umständen nicht gewachsen war; er legte die Gewalt nieder und zwar zu Gunsten seines jungen Neffen Alvear, der durch rasches, rücksichtsloses Verfahren die Gemüther erbitterte, und nach kurzer Zeit abgesetzt und verbannt wurde. An seine Stelle trat General Rondeau, ein barscher Soldat, der Alles was nicht Waffen trug, mißhandelte, und deßhalb bald das Schicksal seines Vorgängers theilte. Auch sein Nachfolger Balcarce wurde rasch beseitigt, weil er seine Pflichten nicht erfülle. Nach ihm leitete eine aus Yrigoyen und Escalada zusammengesetzte Commission den Staat, bis der vom Congresse zu Tucuman zum Direktor ernannte Juan Martin Pueyrredon die Präsidentschaft 1816 übernahm. Nach zwei Jahren beschuldigte man ihn des Verrathes;

Digitized by Google

General Ramirez, der Besieger des bluttriefenden Banditen Artigas in Uruguay, marschirte gegen Buenos Ayres, nahm diese Stadt ein, und wurde als „Befreier“ empfangen. Pueyrredon flüchtete nach Montevideo.

Solche Wechsel erlitt der neue Staatenbund binnen der kurzen Zeit von acht Jahren. Aber noch war an keine Stätigkeit zu denken.

Ramirez unternahm mit zweiundzwanzighundert Mann einen Kriegszug gegen Norden, um General Carrera zu Paaren zu treiben, einen Chilenen, der im argentinischen Lande eine Streitmacht versammelt hatte, um über die Cordillere zu gehen und Chile zu revolutioniren. Doch glaubte man, er habe auch die Absicht, die Regierung von Buenos Ayres zu stürzen. Carrera leistete Widerstand, Ramirez mußte vor ihm zurückweichen und hatte zuletzt nur noch etwa siebenhundert Mann unter seinem Befehl. Auf dem Rückzuge ward ihm die Kunde, daß einer seiner Generale, Echague, mit dem Feinde gemeinschaftliche Sache gemacht habe, und ihm mit dreitausend Mann entgegenmarschire. So gerieth Ramirez zwischen zwei Feuer, wurde in einer blutigen Schlacht aufs Haupt geschlagen, gefangen genommen und erschossen. Man schnitt ihm den Kopf vom Rumpfe und schickte denselben als Trophäe im Lande umher.

Aber Carrera hatte kein besseres Schicksal. Während er auf dem Marsche gegen Chile sich befand trat ihm der Statthalter der Provinz Mendoza entgegen. Nach einem Kampfe, der fast zwei volle Tage währte, wurde er besiegt, gefangen, und in einem Dorfe erschossen, wo einige Jahr vorher zweien seiner beiden Brüder ein Gleiches geschehen war. Nun dauern der Bürgerkrieg, das Blutvergießen und die Verwirrung Jahre lang ununterbrochen fort. Es herrscht ein Streit Aller gegen Alle. General Guemez, Statthalter von Salta, erklärt Krieg gegen den Gouverneur von Tucuman, Don Bernivia Arouez, dem es gelingt die Feinde zurückzuwerfen. Aber kaum ist dieses mit Mühe geschehen, so bricht in Tucuman selbst eine Revolution gegen ihn aus, man schleppt ihn auf den Marktplatz und schießt ihn todt, ohne ihn auch nur vor Gericht gestellt zu haben. Es gab in den argentinischen Staaten keine feste Regierung, keinerlei Gewähr für Sicherheit der Person oder des Eigenthums. Das Innere wurde von Räuberbanden durchzogen und gebrandschatzt; sie bestanden aus Soldaten, denen man die Löhnung nicht bezahlt hatte. Und als späterhin Buenos Ayres sich in die Angelegenheiten der Cisplatina einmischte und den Krieg mit Brasilien führte, welcher erst 1828 zu Ende ging, wurde die Verwirrung noch gesteigert. Nach dem Frieden kam der Oberfeldherr General Lavalle aus Uruguay zurück. Sogleich erklärte er, daß die Regierung in Buenos Ayres sein Vertrauen nicht habe und daß er den Statthalter Don Manuel Dorrego absetzen werde. Dieser konnte über keine bewaffnete Macht verfügen und verließ die Hauptstadt, in welche Lavalle am 1. December 1828 einrückte. Eine neue Statthalterwahl fiel mit Hülfe der Bajonette auf Lavalle. Inzwischen hatte Dorrego Verstärkungen erhalten, welche der Befehlshaber in den Landbezirken, Don Manuel Rosas, ihm zugeführt. Aber die Gauchos hielten in der Schlacht von Punta

Digitized by Google

Marcus, sieben spanische Meilen von der Hauptstadt, gegen die kriegsgeübten und geschulten Veteranen aus dem Kriege gegen Brasilien nicht Stand. Dorrego wurde geschlagen, gefangen genommen und erschossen.

Jetzt erscheint Don Manuel Rosas zum ersten Male auf dem politischen Schauplatze, derselbe Mann welcher über ein Vierteljahrhundert lang die Geschicke seines Vaterlandes bestimmt hat. Er war aus der Stadt Buenos Ayres gebürtig, aber auf dem Lande erzogen worden. Dort bewirthschaftete er ein seiner sehr wohlhabenden Familie gehörendes Landgut, zu welchem er allmälig so viele Grundstücke erwarb, daß dieselben eine Fläche von nicht weniger als vier und siebenzig Geviertmeilen einnahmen. Mit Eifer widmete er sich nicht nur der Viehzucht sondern namentlich auch dem Getreidebau, hielt sich zu den Landbewohnern, den Gauchos, deren Tracht und Gewohnheiten die seinigen wurden. Aber während er mit ihnen auf dem Fuße vollkommener Gleichheit verkehrte, übte er durch überlegene Geistesgaben auf sie einen großen Einfluß; er war ihr Stolz und gewann allmälig ein ganz unbeschränktes Vertrauen. Als einst ein Gaucho wegen einer Mordthat zur Verantwortung gezogen wurde, gab er als Entschuldigungsgrund an, daß der Getödtete mit Nichtachtung von Rosas gesprochen habe.

Wer die Gauchos zu behandeln und richtig zu verwenden weiß, kann mit ihnen schon etwas ausrichten. Und Rosas wußte sie zu benutzen. Dorrego hatte sich gegen seinen ausdrücklichen Rath in die Schlacht von Punta Marcus eingelassen, und so dem General Lavalle zum Siege verholfen. Rosas aber verlor den Muth nicht, machte gemeinschaftliche Sache mit Lopez, dem General aus Santa Fe, führte einen Guerillakrieg, und war bald Herr der Umgegend von Buenos Ayres. Als er diese Hauptstadt fast ausgehungert hatte traf Lavalle im Juli 1829 ein Uebereinkommen mit Rosas, und zog sich nach Montevideo zurück, während sein glücklicher Gegner von Buenos Ayres Besitz nahm. Dort empfing man ihn mit lautestem Jubel. Bald war die Ordnung hergestellt und eine feste Regierung gegründet. Nachdem dann Rosas auch einen großen Theil der unbändigen Soldateska aufgelöst hatte, zog er sich auf seine Güter zurück. Doch gleich nachher, gegen Ende des Jahres 1829, wird er auf drei Jahre zum Statthalter der Provinz Buenos Ayres gewählt, und seit jener Zeit war er unbedingt der einflußreichste Mann im Lande.

Bisher hatte es sich am La Plata vorzugsweise um einen Streit zwischen Persönlichkeiten, um einen Kampf zwischen ehrsüchtigen Generalen und deren Nebenbuhlerschaft gehandelt. Jetzt aber treten Grundsätze und Principien einander scharf gegenüber, und das Volk schaart sich unter das Banner theils der Unitarier, theils der Föderalisten. Es bilden sich Parteien, welche sich bis auf den heutigen Tag einander befehden.

Begreiflicherweise gab es in den argentinischen Staaten Männer, welche darnach strebten, durch eine feste Organisation dem Lande zur Ruhe und zum Gedeihen zu verhelfen. Sie waren meist von höherer Bildung und europäisch

Digitized by Google

geschult. Sie wollten die liberalen Grundsätze, welche in der alten Welt so viele Anhänger fanden, auch an den La Plata und in die Pampas verpflanzen; sie meinten durch Vorschriften, Regeln, gesetzliche Verfügungen und überhaupt durch vorschrifsmäßige Bestimmungen den neuen Staaten und dem Bunde eine feste Grundlage geben zu können. Schon 1826 waren Männer von unitarischen Bestrebungen an die Spitze der Geschäfte gelangt; Rivadavia gehörte zu ihnen; seit 1820 hatten sie keine Mühe gescheut um mitten unter den bürgerlichen Verirrungen das Land liberal zu organisiren. Sie gaben Gesetze über persönliche Freiheit, Preßfreiheit und kirchliche Freiheit; schufen Sparkassen und Wohlthätigkeitsanstalten, eine Bank, eine Universität zu Buenos Ayres, munterten die Einwanderung auf, und bemüheten sich außerdem die nur lose zusammenhängenden Theile der Conföderation durch eine Verfassung, welche am 24. Decbr. 1826 veröffentlicht wurde, in einen möglichst einheitlichen nationalen Staatskörper umzuwandeln. Aber die Unitarier galten nur etwas, sie hatten nur Anhang, Einfluß und Bedeutung in den Städten, in den politischen Vereinen, bei den gebildeten Leuten. Auch Lavalle gehörte zu dieser Partei, welche sich darin verrechnete, daß sie die Eigenthümlichkeit der Landbewohner nicht hinlänglich berücksichtigte. Dem Gaucho lag wenig daran, ob die Conföderation in ein harmonisches Ganze umgebildet wurde. Er war eben erst der Bevormundung des strengen spanischen Kolonialsystems entronnen, seit beinahe zwei Jahrzehnten an die Anarchie gewöhnt und gar nicht geneigt sich ein neues Joch aufbürden zu lassen, und ein solches sah er in jeder gesetzlichen Vorschrift. Für Leute, welche weder lesen noch schreiben können, hat die Preßfreiheit keinen Werth, und wer auf schnellfüßigem Rosse die weiten Pampas zu durchstreifen gewohnt ist, sieht in einer Verfügung daß die persönliche Freiheit nicht angetastet werden dürfe, kaum mehr als ein unbedeutendes Stück Papier. Während die Unitarier ihre wohlgemeinten Gesetze gaben, schaarten sich die von Gegnern derselben geleiteten Gauchos zusammen unter Lopez in Santa Fé, unter Bustos, dem Statthalter von Cordova, Ibarra, dem Commandanten von Santiago del Estera, und auf dem platten Lande in der Provinz Buenos Ayres galt Rosas für ihren Feldherrn und Leiter. So war es gekommen, daß Rivadavia am 7. Juli 1827 die Präsidentschaft niedergelegt und dem Obersten Dorrego Platz gemacht hatte. Die Föderalisten, zu welchen der letztere gehörte, verlangten damals schon „vollständige und unbedingte Freiheit, Unabhängigkeit und Gleichheit.“ Der Umstand, daß Lavalle den Präsidenten Dorrego erschießen ließ, war den Unitariern im höchsten Grade nachtheilig; denn von nun an war der Bruch mit den Föderalisten unheilbar. Die letzteren wollten nur eine gemeinschaftliche oberste Staatsbehörde für die Besorgung der diplomatischen Verbindungen mit dem Auslande. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Argentiner war ohne Zweifel dem Föderalismus zugethan. Seltsamer Weise hat es sich aber gefügt, daß der eingefleischteste Föderalist durch den Drang der Umstände faktisch als der entschiedenste Unitarier auftrat, während er doch alle

Digitized by Google

seine Gegner unter dem Vorwande verfolgte, sie seien staatsgefährliche Unitarier. Er aber, der Abgott der Gauchos, konnte ungestraft wagen, was für Andere verderblich wurde.

Wir erwähnten oben, daß man ihn auf drei Jahre zum Statthalter von Buenos Ayres ernannte. Nach der Wahl sprach er zu den Abgeordneten der Provinzen und dem Volke: „Ihr kennt mich, und wißt was ihr von mir zu halten habt. Ihr werdet auch wohl wissen, daß die demokratischen Theorien gefährlich und utopisch sind; sie führen uns zur Knechtschaft. Ich werde nach meinem Gewissen handeln; meine Ueberzeugung geltend zu machen, das ist meine Schuldigkeit; eure Pflicht ist es, mich dabei zu unterstützen.“ Rosas zeigte schon damals nicht geringe politische Anlagen; dabei war er Amerikaner durch und durch, und allem europäischen Einreden in amerikanische Angelegenheiten durchaus feind. Die Theorien des unitarischen Liberalismus galten ihm gleichsam für einen widerrechtlich eingeschmuggelten Artikel; deshalb wollte er sich auf das nationale, allerdings rohe, und wenn man will etwas barbarische Gauchoelement stützen. Und dieses hat ihn beinahe ein Vierteljahrhundert lang gestützt und getragen.

Mit der bis in die jüngste Zeit gültigen Bundesverfassung der argentinischen Provinzen verhält es sich in folgender Weise. Schon 1822 hatten die Provinzen Buenos Ayres, Entre Rios, Corrientes und Santa Fé einen föderativen „vierseitigen“ Vertrag abgeschlossen. Das provisorische Grundgesetz vom 23. Januar 1825 stellte die Provinz Buenos Ayres an die Spitze, aber, wie schon gesagt, lediglich für den Verkehr mit dem Auslande, und um die Beschlüsse des Congresses den Regierungen der anderen Provinzen zuzumitteln. Die unitarische Verfassung von 1826 war nicht volksthümlich und deshalb ohne eigentliche Lebensfähigkeit; die Provinzen verweigerten die Annahme, und es folgte eine Zeit, in welcher es gar keine Centralbehörde gab, die Zeit der sogenannten Hauptlosigkeit, der „Acephalia.“ Um die einzelnen Theile einander näher zu verbünden, schlossen in den Jahren 1829 bis 1831 einzelne Provinzen Bündnisse auf eigene Faust mit einander; doch hängen sie alle bis heute nur sehr lose zusammen. Jene Einzelverträge bilden die Hauptbestandtheile und Grundlage des öffentlichen Rechtes der Conföderation. Sie bestimmen im Wesentlichen vor allen Dingen, daß jede einzelne Provinz in allen ihren inneren Angelegenheiten vollkommen unabhängig ist; jede hat ihre besondere Vertretung, Verwaltung, Regierung und Finanzverwaltung. Zweitens wird bestimmt, daß dem Gouverneur und Generalcapitän der Provinz Buenos Ayres die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und was sich auf den Krieg bezieht, übertragen werde. Ferner bestimmen die Verträge, daß die einzelnen Provinzen gegen jeden auswärtigen Feind zu Schutz und Trutz mit einander verbunden sind, und daß sie gegenseitig einander freien Handelsverkehr und freie Schifffahrt nicht verkümmern dürfen.

Auf solchen Einzelverträgen basirt der argentinische Staaten- oder Pro-

Digitized by Google

vinzenbund, aber er ist bis auf den heutigen Tag nur etwas Provisorisches, weil der Congreß, welcher das Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen und der Gesammtheit ordnen und ein Definitivum feststellen sollte, niemals zusammengetreten ist. Daß der Statthalter von Buenos Ayres praktisch das wirkliche Oberhaupt der Conföderation wurde und großen Einfluß übte, das hat seinen Grund in der tüchtigen Persönlichkeit des Generals Rosas. Er hielt die losen Glieder, welche auseinander zu fallen droheten, immer mit kräftiger Hand zusammen. Nur sein Wille galt, er bestimmte Alles, und er würde noch jetzt seine alte Stellung bewahrt haben, wenn nicht bewaffnete Einmischung des Auslandes den Dingen eine andere Wendung gegeben hätte.

Seine Feinde haben ihn als ein blutdürstiges Ungeheuer geschildert. Sie sagen, er habe sich aus der Haut seiner Gegner, welche er ermordete, Sattelüberzüge machen lassen, und seine Anhänger hätten ihm kein größeres Vergnügen machen können, als wenn sie ihm eingesalzene Ohren einschickten, nebst einer schriftlichen Beglaubigung, daß dieselben von Unitarierköpfen abgeschnitten worden seien! Gewiß ist, daß er grausam gegen seine Feinde auftrat, und zwar in landesüblicher Weise; er vergalt ihnen, was sie an seiner Partei Blutiges verübt, wieder mit Blut. In einem politischen Kampfe, der auf Leben und Tod geführt wurde, und in welchem allemal der Kopf auf dem Spiele stand, war er keineswegs wählerisch in Betreff der Mittel zum Zweck. Die Alternative stellte sich ganz einfach: vernichtete Rosas seine Feinde nicht, so vernichteten sie ihn. Man muß schaudern über die Zerrüttung in einem Lande, wo es bis zu einem solchen Aeußersten gediehen ist, aber man wird nicht in Abrede stellen können, daß Rosas unter allen den Generalen, welche zu Dutzenden sich hervordrängten und Rebellionen und Aufstände man kann wohl sagen fabricirten, bei Weitem der Fähigste war. Er ist ein kluger, schlau berechnender Mann, zäh, energisch, rücksichtslos und nicht ohne politischen Scharfblick. Seine Grausamkeit war ländlich-sittlich; die Gegenpartei hatte es ebenso schlimm getrieben. Rosas stammt aus einer alten asturischen Familie; einer seiner Vorfahren, Don Leon Ortiz de Rosas war Generalcapitän von Chile gewesen; seinen Großvater hatten die Indianer gefangen genommen, in eine Ochsenhaut genäht und ins Wasser geworfen. Unter solchen Eindrücken war der 1793 geborene Manuel herangewachsen. Schon 1820 steht er an der Spitze einer bewaffneten Macht, der sogenannten Colorados oder Rothen, und streitet, wie wir schon bemerkten, für Rodriguez; 1828 steht er gegen Lavalle im Felde, und ist 1829 Gouverneur von Buenos Ayres. Die Unitarier waren hier vollständig besiegt, hielten sich aber noch in den inneren Provinzen, wohin Lavalle vor seinem Sturze den General Paz mit einer nicht unbeträchtlichen Streitmacht geschickt hatte. Mit dieser hielt er die Stadt Cordova besetzt, und zog allmälig die Provinzen San Juan, Mendoza und Catamarca zu sich herüber; Facundo Quiroga, ein tapferer aber selbst nach argentinischen Begriffen übergrausamer General, wurde mit den von ihm angeführten Regierungstruppen aufs Haupt geschlagen,

Digitized by Google

und Paz gewann allmälig so viel Boden, daß die Föderalisten fast nur noch auf die Provinzen Buenos Ayres unter Rosas und Santa Fé unter Lopez beschränkt waren. Nach der Schlacht, welche Quiroga gegen Paz verlor, ließ dieser letztere nur 15 Officiere und von den übrigen Gefangenen 1 von 5 erschießen. Man erklärte ein solches Verfahren für ein ungewöhnlich mildes.

Wir können hier nicht in alle die Einzelnheiten dieser grauenvollen Bürgerkriege eingehen, und wollen nur bemerken, daß späterhin Quiroga, als das Kriegsglück sich auf seine Seite gewandt, nicht weniger als 500 Gefangene auf dem Fleck erschießen ließ.

Rosas zog sich, als seine Amtsdauer abgelaufen war, ins Privatleben zurück. Als sein Nachfolger, General Balcerce, im Oktober 1833 die Wahlen verzögerte, entstanden Unruhen; der Präsident floh und legte sein Amt nieder. Ihm folgte General Viamont, der aber auch schon nach wenigen Monaten den Platz räumen mußte. Auch dessen Nachfolger, und es waren deren mehrere, erwiesen sich als unzureichend, und am Ende beschlossen die Präsidenten, daß gar kein Direktor, sondern ihr eigener Präsident die vollziehende Gewalt ausüben solle.

Während dieser Wirren befand sich Rosas nicht in Buenos Ayres; er war fern im Westen und Süden. Schon vor längerer Zeit hatten die argentinischen Staaten mit Chile einen gemeinschaftlichen Krieg gegen die räuberischen Indianerhorden verabredet, welche die Kämpfe der Weißen gegeneinander trefflich zu benutzen verstanden. Die Pampasindianer durchstreiften weit und breit das argentinische Land und Niemand hatte es ihnen gewehrt. Jetzt sammelte Rosas eine Schaar berittener Gauchos um sich, durchzog mit diesen die Wüste, suchte die Feinde überall auf, schlug sie wo er sie fand, nahm ihnen mehr als dreitausend christliche Gefangene ab, legte einige kleine Forts an und vernichtete eine beträchtliche Anzahl Patagonier. Nachdem er sie länger als ein Jahr bekämpft, mußten sie sich unterwerfen; sie versprachen fortan Ruhe zu halten. Eben jetzt war in Buenos Ayres die Verwirrung auf einen hohen Grad gestiegen. Rosas entließ, als er zurückkehrte, seine Krieger mit den Worten: »Union, Remedio al Pais« (Einigkeit, Reformen für das Land). Er begab sich als Privatmann auf seine Estancia und spielte den ruhigen Zuschauer. Doch wußte er wohl, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren. Nicht weniger als fünfmal bot man ihm die Präsidentschaft an; allemal lehnte er ab, mit der Bemerkung daß er unter den obwaltenden Verhältnissen mit der bestehenden Verfassung nicht im Stande sei Ruhe und Ordnung zu schaffen. Endlich im Jahre 1835 erklärte er sich zur Uebernahme der höchsten Würde bereit, doch nur unter der Bedingung, daß ihm la suma del poder publico, d. h. eine absolute Gewalt, übertragen werde. Das geschah durch ein Dekret vom 7. März; dasselbe stellte ihn als unabhängigen Regenten hin; nur war er verpflichtet, die Föderation und die Religion nicht anzutasten. Das Volk hieß den Beschluß seiner Vertreter ausdrücklich gut, und so war Rosas in gesetzlicher Weise

Diktator von Buenos Ayres. Seitdem wurde er allemal nach Ablauf von fünf Jahren von den Repräsentanten aufs Neue gewählt; regelmäßig lehnte er dann zum Schein seine Wiederernennung ab, gab dann aber endlich dem Andringen der Nation und der Repräsentanten nach. Das Ganze war immer eine und dieselbe Komödie, deren Ausgang Alle vorher wußten.

Nicht leicht hat ein Staatsmann größere Schwierigkeiten zu bekämpfen gehabt als Rosas. Er fand von vorneherein einflußreiche Gegner in seiner eigenen Partei, z. B. Quiroga und Lopez von Santa Fe. Der erstere wurde jedoch, als er gegen die Provinzen Salta und Tucuman zog, um dort die Unitarier zur Ruhe zu bringen, bei Barranca Yanco ermordet; Lopez starb eines plötzlichen Todes. Man hat behauptet, Rosas sei an dem Tode des Einen wie des Andern schuld, er habe sich seiner Gegner wohlfeilen Kaufes entledigen wollen. Aber Quiroga's Mörder wurden verfolgt und bestraft, und Lopez litt seit langer Zeit an einer unheilbaren Krankheit. Nichts beweist eine Schuld des Rosas. Seitdem war er ohne einflußreiche Nebenbuhler oder Gegner, bis auf den einzigen Urquiza, Statthalter von Entre Rios, dem es am Ende auch gelang, mit Hülfe des Auslandes den Diktator zu stürzen.

Aber gerade ein so vollständiger Sieg bereitete dem letztern im Fortgange der Zeit eine Menge von Verlegenheiten. Den Unitariern, welche der Tod nicht ereilte, blieb keine andere Wahl als sich zu fügen oder die argentinischen Lande zu verlassen. Sie erhoben sich gegen ihn in den Jahren 1839 bis 1840, und flohen, als sie unterlagen, über den Strom nach Montevideo. Diese Stadt wurde ein Sammelplatz für alle Feinde des Diktators; von dort aus suchten sie ihn auf alle Weise zu beunruhigen; dort organisirten sie ihren bewaffneten Widerstand. Sie hatten geschworen ihn zu vernichten; er vergalt ihnen Gleiches mit Gleichem. „Tod den wilden Unitariern!“ war seine Losung; diese blutigen Worte standen an der Spitze aller seiner Erlasse. Er kannte kein wirksameres Mittel seine Gegner im Zaume zu halten als den Schrecken. Selbst in den Kinderschulen mußten die Lehrer Abneigung in der Jugend gegen die Unitarier erregen, und der Krieg zwischen den Zeitungen von Buenos Ayres und jenen von Montevideo wurde mit äußerster Erbitterung geführt.

Wie man auch über den Diktator denken mag, eins kann man ihm nicht abstreiten. Er hat in dem furchtbar zerrütteten Lande Ordnung geschaffen, er hat es dahin gebracht, daß die allerdings strengen Gesetze beobachtet wurden. Die Anarchie wenigstens verschwand, und die Entscheidungen der Gerichte kamen zur Geltung. Der Ackerbau wurde aufgemuntert, denn Buenos Ayres sollte in Betreff der Getreidezufuhr unabhängig vom Auslande sein. In seinem Wesen und Benehmen war Rosas würdig und einfach. Jetzt ist er etwa acht und funfzig Jahre alt. Er ist hoch gewachsen, seine Züge sind scharf und regelmäßig, seine blauen Augen sind lebhaft und sein Blick ist durchdringend, seine Hautfarbe hell, man könnte sagen gothisch-europäisch. Daneben ist er Meister der Rede sowohl in der feinern Conversation wie im Style der Gauchos.

Digitized by Google

Dieser merkwürdige Mann hat aber nicht bloß auf Südamerika Einfluß geübt, er ist auch mit zwei europäischen Seemächten in mannichfache Zerwürfnisse gerathen, die am Ende seine Stellung untergruben und seinen Sturz herbeiführten. In dem Nachfolgenden schildern wir seine Stellung zum Auslande.

Kaum ein anderer Staatsmann hat eine so schwierige politische Stellung gehabt wie Rosas, sowohl nach Innen wie nach Außen. Nachdem er in Buenos Ayres fest im Sattel saß, erhob er gegen Bolivia Ansprüche auf die Provinz Tarija; gegen Chile behauptete er: die Magellansstraße gehöre zum argentinischen Gebiete; den Engländern wollte er den Besitz der Malouinen- oder Falklandsinseln streitig machen; er verlangte den Beitritt Paraguays zur argentinischen Conföderation und weigerte sich, die Unabhängigkeit jenes Landes anzuerkennen. In Bezug auf alle diese Forderungen und Weigerungen war er mehr oder weniger im Unrechte. Nicht minder hatte er darin Unrecht, daß er die Schifffahrt auf den großen Binnenströmen als ein Monopol für die argentinische Flagge in Anspruch nahm. Indem er Bolivia, Paraguay und theilweise auch Brasilien einen Hauptabzugskanal, die große Wasserstraße zum Meere, verschloß, machte er jedes gute Einvernehmen mit diesen Staaten unmöglich. Er bedrohete sie theils in ihrer Selbständigkeit, theils beeinträchtigte er sie in ihren Handelsinteressen. Zugleich wurde dadurch der Handelsverkehr mit den europäischen Staaten in so fern beschränkt, als fremde Fahrzeuge von der Schifffahrt auf dem Strome oberhalb Buenos Ayres ausgeschlossen blieben. Und wenn England 1846 sich geneigt erklärt, die Schifffahrt auf dem Paraná als eine innere Angelegenheit der argentinischen Conföderation zu betrachten, so ist darum doch nicht minder gewiß, daß den handeltreibenden Völkern Europas sehr Viel daran liegen mußte, sich freien Verkehr für ihre Schiffe im Stromgebiete des La Plata zu verschaffen. Aber freilich konnten sie aus der Weigerung des Diktators Rosas, ihnen denselben zu gewähren, kein formelles Recht ableiten, sich in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates zu mischen.

In der eigentlichen „La Plata-Frage“, diesem verwickelten Drama, — das nun schon anderthalb Jahrzehnte spielt, und noch längst nicht ausgespielt ist, — scheint uns dagegen Rosas vollkommen im Rechte zu sein. Er hat sich in dieser Sache von Anfang an consequent verhalten, und seine Politik hat in jedem Falle bei weitem größern Anspruch auf Achtung, als das elende und wetterwendische Verfahren Frankreichs, das Auf- und Abschwanken Englands, und das hinterlistige Verfahren Brasiliens.

In Buenos Ayres, der großen Handelsstadt, hatten sich tausende von fremden Geschäftsleuten, namentlich Engländer und Franzosen niedergelassen. Die letzteren beschwerten sich darüber, daß angeblich den ersteren vielerlei Begünstigungen zu Theil würden, welche man ihnen nicht angedeihen lasse. Einige Verbrecher, welche von den argentinischen Behörden bestraft wurden, führten darüber Klage, weil sie französische Unterthanen seien, und der französische

Digitized by Google

Geschäftsträger, Vins de Peysac nahm sich ihrer an. Als er starb griff der französische Consulats-Eleve Roger die Streitigkeit auf, und benahm sich gegenüber dem Diktator mit hochmüthiger Unverschämtheit, indem er binnen 48 Stunden ein Ultimatum verlangte. Als Rosas diesem untergeordneten Agenten gegenüber nichts antwortete, zog Roger sich nach Montevideo zurück, und veranlaßte den Gegenadmiral Le Blanc sich mit seinem Geschwader vor Buenos Ayres zu legen. Er verlangte 300,000 Francs Entschädigungsgelder für französische Unterthanen und für die Franzosen gleiche Begünstigen, wie sie den Engländern zu Theil werden. Aus diesem Streit entspann sich die Blockade von Buenos Ayres durch die Franzosen; sie dauerte vom Frühjahr 1836 bis in den März 1838.

Die Lage der Dinge war bereits noch mehr verwickelt worden. Im Jahre 1828 war Uruguay (s. weiter unter dem Aufsatz über dieses Land) als unabhängiger Staat anerkannt worden, der seinen eigenen Präsidenten mit vierjähriger Amtsdauer haben sollte. Der erste war Fructuoso Rivera, welcher 1836 dem Don Manuel Oribe Platz machte, und von diesem an die Spitze des Heeres gestellt wurde. Jener war ein Vergeuder von Staatsgeldern, und als Oribe Rechenschaftsablage verlangte, verweigerte er diese. Der Präsident setzte ihn ab und ernannte seinen Bruder Ignacio Oribe zum Obergeneral. Seitdem trat Rivera als Rebell auf, machte gemeinschaftliche Sache mit dem aus Buenos Ayres geflüchteten argentinischen General Lavalle und den Unitariern, um Buenos Ayres zu revolutioniren und Rosas abzusetzen. Auch eine Schaar Franzosen schloß sich ihnen an.

Unter diesen Umständen wandte sich Oribe um Hülfe an Rosas. Er war laut dem Vertrage von 1828 dazu berechtigt und hier galt es Feinde zu bändigen, die dem einen wie dem andern gleich gefährlich waren. So lieferte Rosas seinem Bundesgenossen Waffen, Schießbedarf und Truppen, trotz der unberechtigten Protestation des französischen Ministerresidenten. Denn auch im argentinischen Lande hatten die Blauen, d. h. die Unitarier, aufgestachelt von Außen her, sich gegen die Rothen, nämlich die Föderalisten, erhoben. Rosas trieb jene zu Paaren, und in Uruguay dauerte der Kampf des gesetzlichen Präsidenten Oribe gegen die Aufständischen fort. Rivera verlor 1837 die Schlacht bei Carpinteria und flüchtete in die brasilianische Provinz Rio Grande, von wo er wieder zurück kam, um einen allerdings erfolglosen Guerillakrieg zu führen. Während nun Gegenadmiral Le Blanc den Hafen von Buenos Ayres blockirte, bemüheten sich die in Montevideo ansässigen Franzosen, deren Zahl sich auf 17,000 Köpfe belief, den Präsidenten Oribe auf ihre Seite zu ziehen; sie wollten zwischen ihm und Rosas einen Bruch hervorrufen, damit die Blockade von Buenos Ayres länger dauere, und inzwischen ein großer Theil des Handelsverkehrs sich nach Montevideo ziehe. Aber Oribe war seinen eingegangenen Verpflichtungen gegen Rosas treu, und seitdem blieben die Franzosen seine erbitterten Feinde. Rivera belagerte ihn in Montevideo und wurde vom Admiral

Digitized by Google

Le Blanc und dem französischen Consul Barradere unterstützt. Dadurch wurde Oribe gezwungen, noch vor Ablauf seiner Amtsdauer, im October 1838 seine Stelle niederzulegen, und begab sich nach Buenos Ayres, wo Rosas ihn als den gesetzlichen Präsidenten von Uruguay mit allen Ehren empfing.

Das ist der Angelpunkt der Streitigkeiten, um welchen sich seitdem Alles drehete.

Man sieht, welche schlechte Rolle die Vertreter der französischen Politik spielen. Sie unterstützen auf beiden La Plata-Ufern die Aufständischen, machen Rivera zu ihrem Bundesgenossen und seine Sache zu der ihrigen; unterstützen die argentinischen Unitarier in Corrientes und Entrerios, namentlich den General Lavalle, mit Schiffen, Waffen und Geld. Sie bewaffnen die Fremden in Montevideo gegen die gesetzlichen Behörden. Und was war die Folge? Sie zwingen Rosas, im Interesse der Selbsterhaltung, und um den Franzosen ihr schandbares Spiel zu verderben, zur Grausamkeit. Und während er sich durch jedes Mittel, auch das blutigste, der Feinde erwehren muß, welche sie aufstacheln, verschreien sie ihn in Europa als wilden Mörder und Tyrannen, und müssen 1840 doch selbst die Hand zu einem Vertrage bieten, um zwar nicht mit Ehren, sondern so gut es sich eben nur thun ließ, aus diesem Gewirr von Perfidien herauszukommen. Denn England machte nun seinerseits Miene, handelnd einzugreifen. Die Admirale Blanche und Duportail und Baron Mackau erhielten daher Befehl die Schiffe zurückzuziehen, und am 31. Oct. 1840 wurde die zweite französische Blockade aufgehoben, nachdem zwei Tage vorher ein Vertrag abgeschlossen worden war, welcher die Franzosen mit den am meisten begünstigten Nationen auf gleichen Fuß stellte.

Jetzt hatte Rosas wieder freie Hand; die Aufständischen, nun von den Franzosen im Stiche gelassen, unterlagen nach einander; Lavalle wurde bei Jujuy erschossen; Oribe hatte im Frühjahre 1842 den General La Paz aus Uruguay vertrieben, und Santa Fé und Entre Rios von den Feinden gesäubert. Was die Unitarier an den Föderalisten bisher verübt, wurde ihnen nun reichlich in derselben Münze nach landesüblicher Weise heimgezahlt. Die Art und Weise wie es geschah ist charakteristisch für die Barbarei des Landes. Am 11. April 1842 wurde in Buenos Ayres der Jahrestag der Amtseinsetzung des Diktators in lärmender Weise gefeiert. Banden von Föderalisten durchzogen die Straßen, und mordeten Alle die von ihnen für Unitarier gehalten wurden. Am 13. April Morgens früh fand man auf dem Ochsenmarkte zwei Menschen hängen. Man hatte ihnen blaue Bänder durch die Nase gezogen; am Körper hing ein Zettel, mit der Aufschrift: carne con cuero, d. h. Fleisch mit der Haut. Man schleppte andere Leichen mit Musikbegleitung durch die Straßen, und rief: „Wer kauft Pfirsiche, wer kauft Orangen.“ Erst am 19. schritt Rosas gegen die Gräuelthäter kräftig ein, und ließ eine Anzahl derselben erschießen.

Wir wollen hier nicht in die Einzelheiten der Kämpfe, Kriege und Streitigkeiten weiter eingehen, sondern uns begnügen, einzige wichtige Punkte hervor-

Digitized by Google

zuheben. Die zweite Phase der La Plata Frage dauerte von 1840 bis 1845. Die Aufständischen in Uruguay werden allmälig auf die Stadt Montevideo beschränkt. Unter ihnen spielt der 1848 in Europa so bekannt gewordene Italiener Garibaldi als General und Admiral eine Rolle. Jetzt wollen Frankreich und England gemeinschaftlich vermitteln, um den Kämpfen ein Ende zu machen, und die Unabhänpigkeit von Uruguay, welche sie durch Rosas bedroht glauben, zu sichern. Seit 1845 traten beide Mächte mit großem Nachdruck auf, aber England sucht schon 1847 mit Rosas ein gütliches Uebereinkommen zu treffen. 1845 hatten die Mächte jede einen Diplomaten nach dem La Plata geschickt, (die Herren Ousely und Baron Deffaudis). Rosas giebt nicht nach; sie blockiren ihm seine Hauptstadt, nehmen ihm seine Flotte weg, blockiren dann das Ufer von Uruguay, so weit dasselbe in Oribes Besitz ist, und occupiren die Insel Martin Garcia. Der englische Agent Hood unterhandelt mit Rosas unter der Hand, wiewohl vergeblich, da der letztere den Präsidenten Oribe nicht aufopfern will, und Ousely und Deffaudis werden nach Europa zurückgerufen. Im Jahre 1847 kommen an ihrer Statt Graf Walewski aus Frankreich und Lord Howden aus England. Abermals vergeblich. England zieht seine Schiffe aus dem Blockadegeschwader zurück, 1848 unterhandeln die Diplomaten Gros und Gore gleichfalls ohne Erfolg. England trifft auf eigene Hand am 24. November 1849 mit Rosas ein beide Theile zufriedenstellendes Abkommen; Frankreich hob 1848 die Blockade auf, und ließ durch den Admiral Le Predour unterhandeln; die von ihm mit Rosas getroffene Uebereinkunft wurde 1850 von der Pariser Nationalversammlung nicht genehmigt. Ein zweiter von demselben Admiral unterhandelter und unterzeichneter Vertrag hat dasselbe Schicksal; er beruhete aber auf den billigen Bedingungen, welche England angenommen hatte, auf den sogenannten „Hood-Basen“. Diesen zufolge sollten in Uruguay die beiden kriegführenden Theile die Waffen niederlegen, die Fremden desgleichen, die argentinischen Truppen Uruguay räumen, und es sollte, nachdem eine allgemeine Amnestie ausgeschrieben worden wäre, ein neuer Präsident in Uruguay gewählt werden.

Von Anfang an hat namentlich, wie schon hervorgehoben wurde, Frankreich in diesen La Plata-Händeln eine schlechte Rolle gespielt, und auch in der letzten Zeit die Gegner des Diktators Rosas auf alle Weise unterstützt. England nahm hauptsächlich Theil, um Frankreich zu controliren. Von eigenthümlicher Art ist jedoch die Stellung Brasiliens, und diese müssen wir ins Auge fassen, weil sie Vieles erklären wird, was sich künftig in jenen Theilen Südamerikas ereignet.

Brasilien hatte Anspruch auf Einverleibung der von ihm besetzten Banda Oriental gemacht und nach einem mehrjährigen Kriege mit den argentinischen Staaten dieselbe als unabhängigen Staat Uruguay anerkennen müssen, durch den Frieden von 1828. Es sah in Rosas einen mächtigen und gefährlichen Nebenbuhler, der ihm seine Pläne durchkreuzte, und legte ihm daher unter

der Hand so große Hindernisse als möglich in den Weg. Als späterhin Ludwig Philipp den Prinzen von Joinville mit einer brasilianischen Prinzessin verheirathete, wurde die Politik in Rio namentlich in Bezug auf die La Plata-Frage durch französische Rathgeber wenigstens zu nicht geringem Theil bestimmt. Es mag dahin gestellt bleiben, ob Ludwig Philipp die Absicht hatte, seinen Sohn gelegentlich am La Plata eine Rolle spielen zu lassen. Genug er suchte Rosas zu beseitigen. Von Rio kam der Vizconde d'Abrantes nach Europa, und betrieb eine europäische Intervention, welche dann auch erfolgte. Brasilien erkannte Paraguay, trotz aller Proteste des argentinischen Diktators als unabhängigen Staat an; es verweigerte die Anerkennung der Blockade, als das argentinische Geschwader vor Montevideo lag; es gewährte den unitarischen Flüchtlingen Schutz in der Provinz Rio Grande, und gab den rebellischen Generalen Rivera, Paz, Pacheco, Pässe nach Uruguay, und schritt nicht ein, als der brasilianische Oberst Yacuhi offen, mit gewaffneter Macht den Feinden des Diktators sich anschloß.

Vor uns liegt die Correspondenz, welche im August 1851 der argentinischen Minister des Auswärtigen, Arana, mit dem englischen Ministerresidenten, Southern, geführt hat. Brasilien wird beschuldigt, den Vertrag von 1828 gebrochen zu haben. Die brasilianische Gesandtschaft in Buenos Ayres, heißt es weiter, hat stets zu Gunsten der Feinde des Rosas intriguirt, und das Ministerium zu Rio ein Gleiches gethan; es ist so falsch und treulos, daß es keine weitere Rücksicht verdient, nachdem dieses seine Feindseligkeiten nicht einmal mehr verschleiert, sondern offen mit den Waffen ins Feld rückt. Die englische Vermittelung wurde zurückgewiesen.

Wir wissen, daß das Kriegsglück sich gegen Rosas erklärt hat und Oribe in seinen Sturz verwickelt worden ist. Von Brasilien und den Franzosen unterstützt, und im Bunde mit Paraguay, erhoben sich unter General Urquiza, einem Führer der Unitarier, die Provinzen Entre Rios und Corrientes; am 19. Juli überschritt Urquiza den Strom und besetzte die Stadt Paysandu. Rosas beschränkte sich auf die Vertheidigung, und wurde am 3. Februar 1852 unweit von Buenos Ayres bei Santos Lugares aufs Haupt geschlagen, und flüchtete als Matrose verkleidet, mit seiner Tochter Manuelita auf ein britisches Kriegsschiff. Die Schlacht wurde durch die Tapferkeit der deutschen Krieger aus Schleswig-Holstein entschieden, welche im Dienste Brasiliens standen.

Ein zusammenhängender Bericht über die kriegerischen Vorgänge am La Plata ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen.

Man hätte vollkommen Unrecht anzunehmen, daß mit dem Sturze des Diktators die Ruhe am La Plata hergestellt sei. Die Wirren werden vielmehr nun erst recht beginnen, und das argentinische Land wird von Neuem ein Schauplatz der grauenvollsten Zerrüttung werden. Wir kommen ein anderes Mal auf diese Verhältnisse zurück.

Digitized by Google

Die Republik Uruguay oder Banda Oriental.

Wir haben in dem vorstehenden Aufsatze darauf hingewiesen, daß es sich in dem Kampfe am La Plata vorzugsweise um die politische Stellung handelte welche der Gränzstaat Uruguay einnehmen soll. Er liegt an der Mündung des großen Stromes, am linken Ufer, gegenüber dem Staate Buenos Ayres, und wird im Osten vom atlantischen Ocean und der brasilianischen Provinz Rio Grande begränzt, im Norden stößt er an San Pedro und Paraguay, im Westen scheidet ihn der Uruguayfluß von den argentinischen Staaten Corrientes und Entre Rios. Schon aus dieser Lage zwischen zwei großen mit einander rivalisirenden Staaten, Brasilien und der argentinischen Republik, ergiebt sich, daß dieses Zwischenland, dieser Gränzstaat, eine Stellung von politischer Wichtigkeit einnimmt. Auch war er längere Zeit ein Zankapfel zwischen beiden Nachbarn, früher zwischen den Kronen Spanien und Portugal, später zwischen den Argentinern und Brasilianern. Diese letzteren wollten um jeden Preis sich die wichtige Wasserstraße des Uruguayflusses sichern, der in ihrem Gebiete entspringt und sie auf die Mündung des La Plata hinweis't, diesem großen Debouché für ein Hinterland, das beinahe so groß ist wie halb Europa. Buenos Ayres dagegen suchte den Nebenbuhler von diesem Verkehrszweige auszuschließen, um allein Herr desselben zu bleiben.

Hier lagen also Keime zu unablässigen Streitigkeiten vor. Das Land ist etwa 180 Stunden lang und 70 Stunden breit, wird von Osten nach Westen durch den Rio Negro in zwei Theile gesondert, von einigen Bergketten durchzogen, ist aber zum größten Theile eine flache oder mit wellenförmigen Hügeln bedeckte Ebene. Das Klima ist gesund, der Boden im Allgemeinen fruchtbar, und namentlich zur Viehzucht ganz vortrefflich geeignet. Doch war noch vor zwanzig Jahren die Bevölkerung ungemein dünne, denn sie überstieg die Zahl von 70,000 Seelen nicht, und ein beträchtlicher Theil derselben wohnte überdies in der Hauptstadt Montevideo. Diese betheiligten sich 1814 am Unabhängigkeitskampfe gegen Spanien, als am 20. Juni der Commandant Gasparo de Vigodet capituliren und den Platz den argentinischen Truppen übergeben mußte. Von nun an war das Land am linken Ufer des La Plata eine Zeit lang gleichsam herrenlos, und noch mit Buenos Ayres nicht verbunden. Zum Häuptling hatte sich ein eigenthümlicher Mann aufgeworfen, der sich einen Protektor Südamerikas nannte, Don Jose de Artigas. Er war, wie später Rosas, ein Abgott der Bauern und Viehzüchter, der Gauchos, dieser muthigen, energischen aber rohen Menschen, welche in den weiten Ebenen zu halben Indianern geworden sind. In jenen Ländern herrscht bei den Gauchos eine Abneigung gegen die verfeinerten Städtebewohner, welche den Einflüssen europäischer Gesittung zugängig sind und deren Sitten durch den steten Verkehr

Digitized by Google

mit den Fremden vieles von der derben Rohheit des Viehzüchters und Rinderhirten abgestreift haben. Artigas war ein ächter und rechter Gaucho, der auf die Bewohner der Hafenstädte, die Porteños, und überhaupt auf die Bürger vornehm herab sah. Bei den Landbewohnern war sein Einfluß allmächtig, die Städter dagegen bezeichneten ihn als einen Banditen, und seine Anhänger als Tataren oder Mongolenhorden. Aber er ist deshalb doch eine merkwürdige Person; er war nämlich vollkommen ein Vertreter, eine Incarnation des nationalen Elementes, und zwar der roheren Bestandtheile desselben, ähnlich wie Rosas, nur daß dieser ein weit feinerer Kopf und von weit größerm Talent ist. Eben seiner Rohheit und seines Mangels an Talent wegen konnte er sich auf die Dauer nicht an der Spitze halten; einer seiner Offiziere, Ramirez aus Entre Rios, erhob sich, schlug ihn aufs Haupt, und zwang ihn nach Paraguay zu flüchten. Dort schickte Diktator Francia ihn nach Curuguaty als Gefangenen; er starb dort 1826.

Wir haben schon gesagt und nachgewiesen, daß in den La Plata-Landen der Bürgerkrieg seit langer Zeit gleichsam zur Tagesordnung gehört. Brasilien lag auf der Lauer und suchte diese Zwistigkeiten für sich zu benutzen. Unter dem Vorwande in Montevideo Frieden zu stiften, ließ es Truppen einrücken, und Land und Hauptstadt besetzen. Diese Occupation, denn eine solche Besitznahme war es, dauerte bis 1821. Dann trat ein Congreß montevideanischer Deputirten zusammen, und erklärte, daß das Land als Provinz Cis-Platina mit Brasilien vereinigt werden solle. Damit war ein Theil der Bevölkerung nicht zufrieden; er leistete Widerstand und erhob die Fahne der Unabhängigkeit, während zugleich die Regierung von Buenos Ayres auf Cisplatina und die Stadt Montevideo Anspruch machte, da beide einen Bestandtheil des ehemaligen Vicekönigreichs Buenos Ayres ausgemacht hätten. So brach 1825 der Krieg zwischen der argentinischen Republik und dem Kaiserreich Brasilien aus. Am Ende kam durch englische Vermittelung (Lord Ponsonby) der Friedensschluß vom 27. August 1828 zu Stande, durch welchen die Cisplatina zu einer unabhängigen Republik, Uruguay, erhoben wurde. Beide Theile behielten sich das Recht vor, die Verfassung des neuen Staates zu genehmigen, und nöthigenfalls der gesetzlichen Regierung bewaffneten Beistand zu leisten, falls ein Bürgerkrieg ausbreche, bevor die Republik vollständig constituirt sei, oder wenn innerhalb der nächsten fünf Jahre, welche auf die Bekanntmachung der Verfassung folge, eine Empörung gegen die gesetzliche Regierung stattfände.

Am 10. September 1829 versammelte sich der Congreß zu Montevideo und nahm die von Don Jose Ellauri entworfene Verfassung an; am 24. Mai 1830 erhielt sie die Genehmigung der beiden genannten „schützenden Staaten". Sie ist noch heute in Geltung, und wie die übrigen Constitutionen Südamerikas nach dem Muster jener der Vereinigten Staaten abgefaßt. Doch enthält sie einige eigenthümliche Bestimmungen. Ein Repräsentant zur zweiten Kammer muß mindestens 25 Jahr alt sein, und einen Besitz von 4000 Piastern

Digitized by Google

Werth oder ein Geschäft haben, das an Werth jener Summe gleich kommt. Ein Senator muß mindestens 35 Jahre alt sein und ein Kapital von 10,000 Piastern oder ein äquivalentes Geschäft besitzen. Kein Beamter, weder Civilist noch Soldat, auch kein Geistlicher, kann gewählt werden. Sodann haben jene kein Stimmrecht, welche als Gewohnheitssäufer bekannt sind, und die nicht lesen und nicht schreiben können. Der Präsident wird von den beiden Kammern auf vier Jahre ernannt. In peinlichen Klagen entscheidet ein Geschwornengericht über den Thatbestand. Jedes der neun Departements, Kreise, — Montevideo, Maldonado, Canelones, San José, Colonia, Soriano, Paysandu, Durazno und Cerro Largo — wird von einem Gefe politico, Landrath, verwaltet. Diese ernennt der Präsident aus dem im Kreise ansässigen Grundbesitzern; sie müssen in demselben für wenigstens 4000 Piaster Eigenthum besitzen und dreißig Jahre alt sein. Neben dem Landrath steht eine landwirthschaftliche verwaltende Junta, eine Art von Kreisständen; ihnen liegt es ob, Landbau und Gewerbe zu fördern und die Interessen des Kreises wahrzunehmen; sie können jede nützliche Einrichtung schaffen, welche die Geldkräfte des Kreises nicht übersteigt. Mitglieder sind nur im Kreise ansässiger und begüterter Grundbesitzer.

Die Einwohnerzahl des Landes war, wie bemerkt, sehr schwach, und es kam darauf an, möglichst viele Fremde, also Arbeitskräfte, herbeizuziehen. Deshalb gab man sehr freisinnige Fremdengesetze. Die Artikel 146 und 147 der Verfassung erlauben jedem Ausländer den Zutritt; er darf sich im Lande aufhalten, ganz nach seinem Gutdünken jeden Gewerbszweig treiben, und nach Belieben Handelsunternehmungen machen; er kann ungehindert mit seinem erworbenen Vermögen das Land verlassen; nur ist er verpflichtet, sich den Gesetzen zu unterwerfen. Artikel 8 erleichtert dem Fremden die Erwerbung des Bürgerrechts, doch steht es auch bei ihm, Zeitlebens ein Nichtangehöriger des Staatsverbandes von Uruguay zu bleiben. In einigen anderen ehemals spanischen Ländern verfährt man weit weniger liberal; man zwingt nämlich nicht selten den Fremden wider ihren Willen das Bürgerrecht, und damit auch Bürgerpflichten auf. Das ist namentlich bisher in Buenos Ayres der Fall gewesen, wo die Ausländer, nach zehnjährigem Aufenthalt, zu allen Verpflichtungen des Vecindad, d. h. des Domicils herbeigezogen wurden, z. B. zum Militärdienst, zur Einquartierung, zu außerordentlichen Steuern und dergleichen mehr. Ja, einem Gesetz vom 12. April 1821 zufolge wurde die Vecindad schon nach zweijährigem Aufenthalt auf sie angewandt. Rosas wollte die Ausländer um jeden Preis nationalisiren, und sie dadurch stärker an das Interesse von Buenos Ayres binden. Er verfügte, daß alle von Ausländern im Lande erzeugten Kinder von der Geburt an argentinische Bürger sein sollen, wogegen aber namentlich die Nordamerikaner Einsprache erhoben.

In Bezug auf Preßvergehen bestimmt die Verfassung von Uruguay, daß den Schuldigen ein Verbot treffen kann, demgemäß er, je nach dem Urtheil, binnen sechs Monaten oder binnen zwei Jahren gar nichts wieder schreiben

Digitized by Google

oder drucken lassen darf. Uns ist nicht klar, wie man einer solchen Verfügung Kraft geben will. Sie ist in leichtester Weise zu umgehen.

Diese Verfassung wurde am 18. Juli 1830 feierlich beschworen. Zum Präsidenten wurde Don Fructuoso Rivera gewählt, der einst unter Artigas und dann gegen Brasilien gedient und sich große Popularität erworben hatte. Im Jahre 1834 erlosch seine Vollmacht. Ihm folgte Don Manuel Oribe, auch ein Kämpfer für die Unabhängigkeit. Gegen ihn rebellirte Rivera, trieb den rechtmäßigen Präsidenten nach Montevideo und zwang ihn am 20. October 1838, noch bevor sein Mandat abgelaufen war, zur Abdankung.

Von nun an war, bis auf diesen Tag, keine Ruhe mehr in Uruguay.

Rivera war ein abgefeimter, gewaltthätiger Mann, von Hause aus Gaucho und zwar durch und durch ein solcher auch in Neigungen und Gewohnheiten. Er war auch eines jeden Gaucho „Gevatter", und auf dem Lande populär. Oribe ist ein Mann aus alter angesehener Familie, ein großer Grundbesitzer, Estanciero, und ein Charakter von unbestrittener Rechtschaffenheit. Riveras Anhänger hießen die Rothen, Colorados, gleich den Gauchos von Buenos Ayres; Oribes Partei führte den Namen der Weißen, Blanquillos; sie wollten dadurch andeuten, daß sie zumeist aus bürgerlichen Elementen zusammengesetzt seien. Damals waren es auch namentlich die Städte: Colonia, Paysandu und Montevideo, welche zu Oribe hielten.

Die Schwierigkeit der Lage wurde bald dadurch vergrößert, daß eine Anzahl von Flüchtlingen aus Buenos Ayres, und viele Männer welche Rosas von dort verbannt hatte, in die Banda Oriental kamen und sich unter die Fahnen Riveras einreiheten. Dieser nahm sie auf, um sich ihrer zu seinen Zwecken zu bedienen, und versprach ihnen, zu gelegener Zeit den Diktator Rosas zu stürzen. Zu gleicher Zeit trat Frankreich gegen diesen letztern feindselig auf und unterstützte Rivera ganz offen. Diese Macht wollte Montevideo als Hebel für ihre Operationen gegen Buenos Ayres benutzen.

So kam Rosas von mehreren Seiten her ins Gedränge; er sah sich offen von einem Gränznachbar befehdet, der den gesetzlichen Präsidenten gestürzt hatte, und mit diesem Rebellen in Uruguay machte Frankreich eben so offen gemeinschaftliche Sache. Was blieb ihm anders übrig, als nun auch seinerseits feindselig aufzutreten? Er war dazu vollkommen berechtigt, und im Interesse der Selbsterhaltung auch verpflichtet. Von nun an wurden durch die Franzosen europäische Interessen in die Streitigkeiten am La Plata hineingezerrt und mit denselben verflochten. Durch Frankreichs Einmischung sah sich Rosas gelähmt und eingeengt; er durfte nicht wagen die Gränze von Uruguay zu überschreiten und mußte sich begnügen die Raubzüge, welche Rivera gegen Entre Rios und Corrientes unternahm, abzuwehren. Als er aber mit Frankreich durch einen 1840 abgeschlossenen Vertrag reine Bahn gemacht hatte, benutzte er seinen Freund und Bundesgenossen, den gesetzlichen Präsidenten Oribe, gegen den ge=

meinschaftlichen Feind, der sich jetzt auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen sah. Dieser Krieg hat sich volle zwölf Jahre hindurch fortgesponnen. Oribe wurde allmälig Herr des ganzen Landes und beschränkte seine Gegner auf die Stadt Montevideo, die sich auch längst hätte ergeben müssen, wenn nicht eine Anzahl fremder Abenteurer, Franzosen und Italiener, dieselbe vertheidigt hätten. Dicht vor den Thoren von Montevideo setzte Oribe sich zu Cerrito de la Vittoria fest und eröffnete auf der andern Seite der Bay von Montevideo den Hafen von Buceo. Seit 1848 erhielt die Rebellenregierung zu Montevideo wieder offene Unterstützung, namentlich an Geld, durch Frankreich. Der Admiral Le Prédour machte den Vorschlag, eine neue legale Gewalt in Uruguay wählen zu lassen, um auf diese Art endlich den beiderseitigen Rivalitäten ein Ende zu machen. Derselbe wurde nicht genehmigt, und nun sind Ereignisse eingetreten, welche einen solchen Schritt überflüssig machen.

Daß die junge Republik bei so verderblichen Stürmen nicht gedeihen konnte, liegt auf der flachen Hand. Das platte Land wurde oftmals verwüstet, und in den Handelsplätzen war das Gedeihen zum Theil nur künstlich. Als die Franzosen die Stadt Buenos Ayres blockirten, und in den argentinischen Staaten keine innere Ruhe war, zogen viele Kaufleute und mit ihnen die Handelsinteressen hinüber nach Montevideo; sobald aber in Buenos Ayres Ordnung und Stetigkeit herrschte, bewährte dieser größere Platz wieder seine Anziehungskraft. In Uruguay vermehrte sich übrigens doch, trotz aller ungünstigen Verhältnisse die Zahl der Estancias oder Landgüter mit Ackerbau und Viehzucht; seit 1834 hat die Anzahl der Heerden sich vervierfacht, und an „Landesfrüchten“, d. h. an Leder, Talg und gesalzenem Fleische, wurde ganz unverhältnißmäßig mehr gewonnen als in früheren Zeiten. Colonia am La Plata, Salta, Paysandu, Durazno, Mercedes am Uruguay wurden blühende Städtchen, zum Theil durch ihren lebhaften Verkehr mit der argentinischen Provinz Entre Rios. Die Bewohnerzahl der Stadt Montevideo war allmälig bis auf siebenzigtausend Seelen angewachsen, unter denen freilich etwa zwanzigtausend fremde Abenteurer. Als aber General Oribe das ganze Land bis auf diese Hauptstadt in seine Gewalt gebracht hatte, sank ihr Wohlstand und der Handelsverkehr nahm reißend schnell ab. Wie der Umschwung der Dinge auf Uruguay wirken wird, muß die Zeit lehren.

Die gegenwärtige Lage des Freistaates Paraguay.

Paraguay gilt selbst in Südamerika für eine Art von Paradies. In jedem Fall ist dieses Binnenland eine durch Produktenfülle, Klima und vortreffliche Bewässerung ausgezeichnete Region, welche auch durch ihre eigenthümliche Geschichte ein erhöhetes Interesse in Anspruch nimmt. Nachdem endlich Rosas, der Diktator von Paraguay, gestürzt worden ist, kann es keinen Zweifel mehr

Digitized by Google

unterliegen, daß die Schifffahrt auf den südamerikanischen Binnengewässern frei gegeben, das ungeheure Stromgebiet des La Plata, welches wir schon früher im Westlande (Band I. Seite 73 ff.) in seinen Umrissen geschildert haben, von europäischen Schiffen bis in die Mitte des Continentes befahren wird. Nun erst kann jenes schöne und reiche Land zu Aufschwung und Bedeutung kommen; bisher war es vom Weltverkehr so gut wie abgesperrt.

Paraguay gehört, gleich den argentinischen Staaten und der Republik Uruguay, dem Stromgebiete des La Plata an. Zwischen der Mündung desselben liegt am linken Gestade die Banda Oriental (Uruguay), am rechten der Staat Buenos Ayres; weiter aufwärts, zwischen dem Paraná und Uruguay (welche nach ihrem Zusammenflusse den Namen La Platastrom annehmen) liegen, von Süden nach Norden, die Staaten Entre Rios und Corrientes. Im Norden des letztern finden wir die Republik Paraguay, die im Osten und Süden vom Paraná, im Westen vom Flusse Paraguay begränzt wird, dem aus Gran Chaco her zwei mächtige Nebenflüsse zufallen: der Pilcomayo und der Vermejo. Paraguay liegt reichlich zweihundert deutsche Meilen stromaufwärts vom Meere entfernt, es ist ein rechtes Zweistromland, ein südamerikanisches Duab oder Mesopotamien, ein Enclavenland. In direktem Verkehr mit dem Auslande stand es bis jetzt nur vermittelst der einzigen Stadt Villa del Pilar de Neembucu, die am linken Ufer des Paraguayflusses, etwa zwanzig Stunden von dessen Mündung in den Paraná liegt. Im Norden gränzt das Land an die Einöden, in welchen die M'bayas-Indianer umherstreifen; im Westen, auf dem rechten Ufer des Paraguay, dehnt sich die noch wenig erforschte Landschaft Gran Chaco aus; im Süden liegen die alten Missionen und Corrientes; im Osten, auf dem linken Ufer des Paraná, liegt die brasilianische Provinz San Paulo. Mit Ausnahme der Hauptstadt Asuncion, deren Bewohnerzahl man auf zehntausend Seelen schätzt, hat das Land keine eigentlichen Städte im europäischen Sinne; selbst das oben erwähnte Villa del Pilar hat kaum 500 Einwohner, und Curuguaty, Villa rica und Encarnacion sind nicht bedeutender. Der Boden ist in der Nähe der Ströme sumpfig, landeinwärts aber bildet er ein wellenförmiges Hügelland und ungemein fruchtbare Hochebenen, deren Klima man als so lieblich schildert als jenes der canarischen Inseln. Dort gedeihen vortrefflich Mais, Manioc, Kaffe, Zucker, Taback und Baumwolle; die Wälder sind reich am trefflichsten Bau- und Färbeholz, und weit ausgedehnte Wiesenflächen machen die Viehzucht im ausgedehntesten Maßstabe möglich. Ein Hauptprodukt des Landes ist aber die Yerba Maté, jener sogenannte Paraguaythee, der sich durch seinen eigenthümlichen, zugleich herben und sanften Geschmack auszeichnet und in Südamerika ein sehr beliebtes Getränk ist. Der Maté wächst vorzüglich in Wäldern an den Zuflüssen des Paraná.

Man weiß nicht bestimmt wie hoch die Bevölkerung sich beläuft, doch übersteigt sie in keinem Falle die Zahl von 800,000 Köpfen, und besteht zu nicht geringem Theil aus Mischlingen von Spaniern und Guaranis. Diese

Digitized by Google

Guarani-Indianer bilden den Hauptstock der Bevölkerung; sie sind ein friedliches, genügsames Volk. Die Tracht aller Paraguayos ist sehr einfach: die Frauen tragen nur ein rockartiges Hemde, die Männer Hemde, Hosen und einen Poncho oder südamerikanischen Mantel, die Kinder gehen meist nackt; doch haben sie einen großen Hut auf dem Kopfe, denn das war Befehl des Doctor Francia, damit sie die Obrigkeit mit Achtung und Anstand grüßen konnten. Die Sitten im Lande sind noch durchaus patriarchalisch; auch die Art und Weise die nöthigsten Arbeiten zu verrichten, blieb noch ganz einfach. Man zerstößt das Getreide in einem Mörser, körnt die Baumwolle mit den Händen aus, und der Pflug ist von Holz. Am mühseligsten ist das Einsammeln der Yerba in dem Dickicht. Die Indianer arbeiten dann unter einer brennenden Sonne in den Wäldern wo es von Stechfliegen wimmelt, und nähren sich von getrocknetem Fleisch und wilden Früchten. Eigentliche Gewerbthätigkeit findet man nur in der Hauptstadt Asuncion; dort giebt es sehr geschickte Grob- und Goldschmiede.

Die amtliche Sprache ist das Spanische; im gewöhnlichen Leben wird sie aber nur von wenigen Kreisen, zumeist in der Hauptstadt gesprochen; im Uebrigen ist das Guarani überwiegend vorherrschend, und in vielen Gemeinden findet man kaum einen Menschen der auch nur ein Wort Spanisch verstände. Indessen ist der Elementarunterricht sehr verbreitet; vor mehreren Jahren marschirten 4000 Paraguayos gegen Corrientes; unter dieser beträchtlichen Zahl sollen nur wenige gewesen sein die nicht lesen und schreiben konnten. Im Uebrigen ist von eigentlichem, namentlich höherm Unterricht, keine Rede. Doctor Francia besaß eine Bibliothek, zu welcher aber Niemand Zutritt erhielt; selbst dem jetzigen Präsidenten Lopez, seinem Neffen, theilte er erst Bücher mit als dieser sich zum Studium für die Universität Cordova vorbereitete. Uebrigens kamen nur eingeschmuggelte Bücher in das Land, wo über ein viertel Jahrhundert lang nur der Wille eines einzigen Mannes galt, des Doctors Francia.

Asuncion war lange Zeit ein Mittelpunkt der spanischen Verwaltungsbehörden; das Vice-Königreich Buenos Ayres, welches alle spanischen Besitzungen im Stromgebiete des la Plata umfaßte, wurde erst 1776 organisirt. Seitdem gerieth Paraguay in eine Art von Vereinsamung und Abgeschiedenheit von Buenos Ayres; man dachte nur wenig an dieses Land. Als 1810 die Unabhängigkeitsbestrebungen offen zu Tage traten, unternahm der argentinische General Belgrano einen Feldzug gegen Paraguay, um dieser Provinz im Kampfe gegen die spanische Herrschaft behülflich zu sein; aber sein Unternehmen schlug fehl, und erst einige Monate später, am 15. Mai 1811, kam die Revolution zu Asuncion zum Ausbruche; der dortige Statthalter wurde abgesetzt. Paraguay war die erste spanische Kolonie in Südamerika, welche sich unbedingt und für alle Zeiten als unabhängig von Spanien erklärte. Am 12. October 1811 unterzeichnete es mit Buenos Ayres ein Schutz- und Trutzbündniß. Auf diesen Vertrag berief sich, obwohl mit Unrecht, der Diktator Rosas, um seine Be-

Digitized by Google

hauptung zu rechtfertigen, daß Paraguay einen Bestandtheil der argentinischen Republik bilde. Schon zu jener Zeit spielte Francia eine bedeutende Rolle; 1813 ernannte der zu Asuncion versammelte Congreß ihn zum Consul, neben Don Fulgencio Yegros, einem reichen, prunksüchtigen Creolen, welcher ihm nur nominell zur Seite stand; denn Francia führte die Regierung; 1814 ernannte ein zweiter Congreß ihn zum Diktator auf drei Jahre, und 1817 wurde er Diktator auf Lebenszeit. Er hat die absoluteste Macht, welche je ein Mensch besaß, volle dreißig Jahre lang behauptet, und dem Lande und dessen Bewohnern ein ganz eigenthümliches Gepräge verliehen.

Don Jose Gasparo Rodriguez de Francia war schon fünfzig Jahre alt, als die höchste Staatswürde ihm übertragen wurde. Sein Vater stammte aus Brasilien und war nach Paraguay gekommen, um dort eine Tabacksfabrik zu begründen. Der Sohn hatte auf der Universität zu Cordova studirt, und galt späterhin für einen tüchtigen Rechtsgelehrten. Bis 1811 war er Syndicus und Bürgermeister von Asuncion. Nach Erklärung der Unabhängigkeit begriff man bald, daß er der rechte Mann sei, den neuen Staat in schwierigen Zeitläufen zu regieren. Man kannte seine Energie. Francia war ein eigenthümlicher, seltsamer Charakter, der ganz entgegengesetzte Tendenzen in sich vereinigte. Er hatte alle die philosophischen Lehren des achtzehnten Jahrhunderts in sich aufgenommen, und war zugleich durchaus absolutistisch. Er, der Voltairianer, befolgte die Politik der Jesuiten, von welcher er um sich her noch so viele Schöpfungen sah; nur fehlte ihm die religiöse Inspiration. Eigene Neigung sowohl wie die Lage der Dinge führten ihn nach und nach dahin, daß er seine Autorität über Alles stellte und den ganzen Staat in sich concentrirte. Für ihn war ein Congreß nur ein Hemmschuh, den er beseitigte; seit 1817 galt lediglich sein Wille und sein Befehl; einen Minister gebrauchte er nur, damit Jemand vorhanden war, welcher seine Erlasse gegenzeichnen konnte. Allmälig entfernte er die widerspenstigen Creolen aus der Verwaltung, schuf eine ihm ganz ergebene Armee aus den niederen Volksschichten, und selbst die Geistlichkeit mußte ihm unbedingt gehorchen. Auf einen bloßen Befehl des Diktors wurden Leute verhaftet, oder erschossen oder mit hohen Geldbußen belegt. Alles mußte sich ihm fügen. Dagegen prüfte er auch alle gerichtlichen Urtheile; sein Wahlspruch war: gleiche Gerechtigkeit für Alle, — natürlich Alle die nicht seine Feinde waren, denn diese vernichtete er; — er war auch ohne Frage der klügste und aufgeklärteste Mann in Paraguay, und lebte ganz ungemein einfach. Er war billig gegen jeden und verwaltete das Land wie ein wohlmeinender aber strenger Vater sein Haus. Er war von Natur sehr ernst, unbeugsam und vollkommen uneigennützig. Man fürchtete ihn allerdings, aber man verehrte und achtete ihn auch. Er hieß „der Höchste," el supremo, und noch jetzt schwebt sein Schatten über Paraguay. Man kann es kaum in Zweifel ziehen, daß er es mit seinem Vaterlande redlich meinte. Ihm kam zunächst Alles darauf an, dasselbe vor den blutigen Bürgerkriegen und Zerrüttungen zu bewahren, von welchen die übrigen Creolenrepubliken so fürchterlich

Digitized by Google

heimgesucht wurden. Deßwegen haßte er mit voller Gluth die ehrgeizigen Revolutionsfabrikanten, insbesondere jene von Buenos Ayres, die das Wort Freiheit stets im Munde führten, und dabei einander die Hälse abschnitten. Er wollte nun einmal Paraguay vor politischen Zuckungen bewahren, und um diesen Zweck zu erreichen, trug er gar kein Bedenken eine Anzahl von Creolen, welche er als Ruhestörer betrachtete, einzusperren oder hinrichten zu lassen. Ein ganzes Vierteljahrhundert lang hat er in der That die vollkommenste Ruhe aufrecht erhalten.

In der auswärtigen Politik ging sein Streben vor Allem dahin, Paraguay vollkommen unabhängig zu erhalten. Blieb das Land aber im Verkehr mit auswärtigen Staaten, trieb es Handel mit dem Auslande, so gerieth es materiell in Abhängigkeit von Buenos Ayres, denn dieses letztere beherrschte die Mündung des Stromes. So brach er denn lieber all und jede Verbindung mit seinen Nachbarn ab; er meinte, das ergiebige Land könne sich vollkommen um so mehr selbst genügen, da dessen Bewohner nur sehr einfache Bedürfnisse haben. Also verbot er jeden Handel mit dem Auslande, untersagte den Fremden nach Paraguay zu kommen, und überschritt der eine oder andere doch die Gränze, so blieb er ein Gefangener. Zugleich bemühete sich der Diktator den Ackerbau und die Gewerbe zu heben. Nur auf einem einzigen Punkte, in der alten Mission Itapua, erlaubte er unter gewissen Beschränkungen einigen Verkehr mit Brasilien. Wer dort Handel treiben wollte, bedurfte dazu einer ausdrücklichen Erlaubniß vom Diktator, und diese erhielt er nur, wenn die Beamten seines Bezirks ihm ein Zeugniß ausgestellt hatten, daß er ein zuverlässiger Mann sei. Zur Hebung der Gewerbe bediente er sich eines Mittels, das vollkommen einzig in seiner Art dasteht; er befahl nämlich irgend einem Handwerker bei Todesstrafe, den oder jenen Artikel zu verfertigen. Er kannte seine Leute, überhaupt drohete er sehr häufig Todesstrafen an, und erreichte auch damit fast allemal was er wollte. Die Grundbesitzer mußten die Gewächse anbauen, welche er ihnen bezeichnete, und auch die Ausdehnung, in welcher sie gebaut werden sollte, war genau vorgeschrieben. Auf solche Weise kam Paraguay dahin, Mais, Reis, Baumwolle und noch andere Agriculturprodukte liefern zu können, und zwar in solcher Menge, daß es davon auch zur Ausfuhr abgeben kann. In gleicher Weise wurde es mit der Pferde- und Rindviehzucht gehalten. Um diese Vorschriften richtig zu beurtheilen, muß man wissen, daß früher Paraguay die meisten dieser Artikel aus den argentinischen Staaten bezog. Aus der selbstgewonnenen Baumwolle und Wolle webten nun die Eingeborenen selbst ihr Zeug, und sie hatten sich allmälig so sehr von fremden Waaren entwöhnt, daß vor einigen Jahren ein junger Mann aus Paraguay, der nach Montevideo kam, dort in das größte Erstaunen gerieth über manche Waaren und Gegenstände deren man im täglichen Leben bedarf, die er aber noch nie gesehen hatte. Francia steigerte das alte spanische Kolonialsystem, welches die Fremden möglichst abzuhalten suchte, noch um ein Beträchtliches, man kann

Digitized by Google

wohl sagen bis ins Abenteuerliche; aber man muß doch zugestehen, daß Alles, was von Gewerbsamkeit und Ackerbau in Paraguay gefunden wird, auf Rechnung seines Systems zu schreiben ist. Und er wußte diese Anfänge von Civilisation auch gegen Beeinträchtigung von außen her sicher zu stellen. Die wilden Reitervölker aus Gran Chaco machten von Zeit zu Zeit räuberische Einfälle ins Land. Der Diktator schuf eine Art von Militärgränze, auf welcher die Guardias, d. h. seine bewaffneten und streitbaren Gränzer, stets auf der Hut waren; ihnen schlossen sich auf das erste gegebene Zeichen die weiter im Lande wohnenden Milizen an. Die M'bayas, ein in den Wäldern hausender Stamm, wurden aus ihren Einöden in die Umgegend von Asuncion versetzt, und zu regelmäßiger Arbeit, namentlich zum Ackerbau gewöhnt. Die Steuern und Auflagen, welche Francia erhob, waren nur gering. Die Waarenläden und die aus Stein gebaueten Häuser mußten eine Abgabe bezahlen; die bei weitem größte Summe, welche der Staatshaushalt erforderte, floß aus den Staatsländereien, die er einigermaßen in militärischer Weise bebauen ließ. Vermittelst dieses merkwürdigen Systems wurde Paraguay freilich kein Staat in europäischem Sinne, zu welchem auch die Elemente nicht vorhanden waren; aber es kam wenigstens Ordnung in das Ganze; die Bevölkerung wuchs an, es war keine Dürftigkeit in diesem Lande, wo solche patriarchalische Zustände herrschten. Als Doctor Francia starb, war das Volk friedlich, an Gehorsam gewöhnt; es war zufrieden und man vernahm keinerlei Beschwerden. Der Diktator lebte einsam mit einer bejahrten Schwester, die ihm sein Hauswesen führte. Er liebte die Stille und Abgeschiedenheit. Eines Tages, im Jahre 1840, fühlte er sich unwohl und mochte wohl ahnen, daß sein Ende herannahe. Er verschloß sich in sein Arbeitszimmer, und befahl, daß vor Ablauf von zwei Tagen Niemand dasselbe betreten solle. Die Zeit verstrich. Als die Thür geöffnet wurde, fand man ihn todt auf einem Stuhle sitzend; ringsum lagen verbranntee Papiere. Wahrscheinlich sind alle Geheimnisse seiner Politik mit ihm verschwunden. Er war damals achtzig Jahre alt. In seinen Koffern fand man etwa 200,000 Piaster, was so ziemlich alles Geld war, das man überhaupt in Paraguay besaß. Das Volk brauchte kein Geld zu haben, da es nach außen keinen Handel trieb, und im Innern ein Tausch von Waaren ausreichte. So konnte die Regierung leicht alles baare Geld an sich ziehen.

Nach Francias Tode bemächtigte sich der Alcalde von Asuncion der höchsten Gewalt; er konnte sich aber nur etwa ein halbes Jahr lang behaupten; nach ihm stellten sich Juan Jose Medina und Ocampus gemeinschaftlich an die Spitze. Schon nach einigen Wochen werden sie von Don Mariano Roque Alonso, dem Viertelsmeister der Hauptstadt, abgesetzt. Dieser verbündet sich mit einem jüngern Manne, einem Neffen Francias, Don Carlos Antonio Lopez. Und nun wiederholt sich der Vorgang von 1813. Alonso und Lopez nehmen den Titel Consuln an, setzen sich erst recht fest in der Gewalt, berufen dann 1842 einen Congreß, der aus 400 Mitgliedern besteht, welche aber ganz nach

Digitized by Google

Wunsch und Willen der Machthaber gewählt sind. Diese Gesetzgeber kommen auf den anberaumten Tag, zu Karren und zu Pferde, ohne Schuh oder Stiefel, aber reichlich mit Lebensmitteln bepackt, in Asuncion an, bleiben drei Tage lang versammelt, genehmigen alle Erlasse, welche die Regierung ihnen vorlegt, erklären aufs Neue die Unabhängigkeit Paraguays und bestätigen die beiden Consuln, doch so daß Lopez erster Consul wird, und Alonso in die zweite Linie zurücktritt. Im Jahre 1844 wird Lopez durch einen neuen Congreß zum ersten Consul ernannt. Diesmal geschieht aber, was den Doctor Francia in Erstaunen versetzt haben würde: der Congreß giebt nämlich eine Verfassung, in welcher eine gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt anerkannt wird. Der Congreß soll sich alle fünf Jahre einmal versammeln; die vollziehende Gewalt hat sehr bedeutende Befugnisse, und ist der Sache nach so ziemlich unbeschränkt. Der Präsident bezieht 10,000 Piaster Gehalt und wird auf zehn Jahre gewählt.

Der gegenwärtige Präsident Lopez hat einen seiner Brüder als Erzbischof an die Spitze der Geistlichkeit gestellt, sein zweiter Bruder ist Minister des Innern; sein Sohn, ein junger Mann von 20 Jahren, steht an der Spitze der 5000 Mann starken Armee, und ein noch jüngerer befehligt die Miliz. Lopez hat die Gewalt eines Monarchen und hält auch eine Leibwache.

Hätte Paraguay seine Unabhängigkeit nicht so sehr leichten Kaufes, sondern durch langwierige Kriege erworben, so würden ohne Zweifel ehrgeizige Generale dasselbe Schauspiel wie in Peru, Columbia und den argentinischen Staaten aufgeführt haben. Da es aber an solchen mangelte, so ging auch der Wechsel in der höchsten Würde in den ersten Jahren nach Francias Tode unblutig ab.

Lopez verfährt nach außen bei weitem nicht so ausschließlich, wie Francia. Er hat sich auch in den großen Bund gegen Rosas eingelassen, und ist damit in freundschaftliche und enge Beziehungen zu Brasilien, Uruguay, Entre Rios und Corrientes getreten. Der Hafen von Villa del Pilar wurde für den Handel geöffnet; auch Ausländer dürfen jetzt Paraguay besuchen und können es ungehindert wieder verlassen. Einem Erlasse vom 2. Januar 1846 gemäß dürfen die Bewohner mit allen Landeserzeugnissen nach Belieben handeln; nur der Paraguaythee bleibt Staatsmonopol. Ein Zolldekret von demselben Tage verfügt, daß alle Maschinen, Ackergeräthe, Handwerkszeug, alles was zur Schifffahrt nöthig ist, sodann auch wissenschaftliche Instrumente, die noch nicht in der Republik verfertigt werden oder noch nicht im allgemeinen Gebrauche sind, keine Eingangsabgabe bezahlen. Die Zölle für Importartikel sind nun für alle fremden Völker gleichgestellt; sie betragen 25 Procent für Seiden-, Wollen- und Leinengewebe, Damaste, fertige Kleider, Möbeln, Uhren, Kutschen, Sättel, Wein, Liqueur rc. Gegen einen Ausfuhrzoll von 6 Procent darf exportirt werden: Indigo, Taback, Getreide- und Maniocmehl, Reis, Zucker, Cochenille, weißes Wachs, Honig. So entstand allmälig ein Handel mit dem Auslande,

Digitized by Google

insbesondere mit den Engländern und Nordamerikanern. Aber dieser Verkehr wurde bald wieder unterbrochen, denn der Präsident Lopez kehrte zu dem Systeme seines Oheims Francia wieder zurück, und ließ entweder die Fremden gar nicht mehr über die Gränze oder behelligte sie mit so vielen Plackereien, daß sie Paraguay nur allzugern wieder verließen. Der Grund zu allen dem lag aber vorzugsweise nur in den Ansprüchen, welche der Diktator Rosas von Buenos Ayres erhob, der sich ganz entschieden feindselig gegen Paraguay zeigte und dem Handel desselben die größten Hindernisse in den Weg legte, namentlich den Paraná geschlossen hielt. So lange übrigens Francia lebte verhielt sich Rosas aus guten Gründen gegen seinen Nachbar ganz passiv; aber gleich nach dessen Ableben trat er mit seinen Ansprüchen hervor; er hoffte bei den häufigen Regierungswechseln im Trüben fischen zu können. Nachdem aber Lopez einmal sich von den Vortheilen überzeugt hatte, welche das fruchtbare und an Hülfsquellen der mannigfachsten Art so reiche Land von dem Handelsverkehr mit dem Auslande gewinnen muß, war er natürlich geneigt alles Mögliche aufzubieten um sich dem Drucke des argentinischen Diktators zu entziehen. Er trat daher dem großen Bunde bei, welcher sich gegen denselben bildete. Nachdem Rosas besiegt worden und aus Amerika geflohen ist, bricht auch für Paraguay eine neue Zeit an.

Noch befindet sich das schöne Land in ganz unentwickeltem Zustand. Alle Verhältnisse sind äußerst einfach. Die Regierung bezieht ihre Einkünfte aus den Eingangs- und Ausgangszöllen, aus dem Zehnten, der auf alle Produkte gelegt ist, aus dem Maté-Monopole, aus dem Ertrage von dreißig oder vierzig Estancias (großen Landgütern) und aus jenem der National-Magazine, in welchen die ausländischen Waaren verkauft werden. Auch besitzt die Regierung eintausend Sklaven, welche ehemals Eigenthum der Jesuiten waren, und eignet sich ein Drittel des Arbeitertrages einiger ehemals wilden, nun aber zu ansässigem Leben gewöhnten Indianerstämme zu. Diese sind ziemlich zahlreich, leben in Gruppen beisammen, und arbeiten unter Aufsicht und Leitung von Regierungsbeamten; Alles was sie haben, besitzen sie gemeinschaftlich, ähnlich wie es bei den Peruanern unter der Herrschaft der Incas der Fall war.

Sobald übrigens Paraguay aus seiner alten Isolirung heraustritt, muß nothwendig Vieles anders werden. Es liegt im Wesen solcher patriarchalischen Verhältnisse, daß sie nicht lange mehr dauern können, sobald der Verkehr mit dem Auslande neue Bedürfnisse schafft und neue Anschauungen und Ansichten verbreitet. Auf jeden Fall ist aber die Unabhängigkeit dieser tief im südamerikanischen Binnenlande gelegenen Republik nun gesichert, und wenn Lopez auch ferner Paraguay in der bisherigen Abgeschlossenheit erhalten sollte, so giebt wenigstens die Stellung zum Auslande keinen Vorwand mehr für eine Politik, welche auf die lange Dauer doch nicht haltbar sein würde.

Digitized by Google

Der Volkscharakter der Brasilianer.

Das große transatlantische Kaiserreich, dessen politische Verhältnisse wir schon in einem früheren Hefte erörtert haben, ist in unseren Tagen wieder ein Anziehungspunkt für eine nicht unbeträchtliche Anzahl deutscher Auswanderer geworden. Es ist nicht zu leugnen, daß die drei südlichen Provinzen des großen und schönen Landes sich für große deutsche Ansiedelungen so vortrefflich eignen, wie nur irgend eine Gegend in der Welt; ihr Boden ist fruchtbar, ihre Produktenfülle wunderbar reich, das Klima warm und gesund, die Weltlage vortheilhaft. Es könnte uns daher nicht befremden, wenn umsichtig geleitete Kolonien, von denen man Einmischung brasilianischer Volkselemente möglichst fern hält, in Süd-Brasilien gedeihen. Es wird daher vor allen Dingen darauf ankommen, daß die Zahl der Kolonisten, — die sich um keinen Preis weit und breit hin zerstreuen dürfen, sondern vielmehr sich möglichst eng und innig an einander zu schließen haben, — nicht unbeträchtlich bleibe, damit sie nicht Gefahr laufen, sich unter den Brasilianern zu verlieren.

Es ist immer eine gewagte Sache sich in einem wildfremden Lande, unter einem völlig anders gearteten Volke nieder zu lassen. Schon in Nordamerika, wo doch die Mehrzahl der Bevölkerung mit den Deutschen blutsverwandt ist, und wo eine zum großen Theil aus germanischen Bestandtheilen zusammengesetzte Sprache geredet wird, zeigt sich ein Gegensatz; er tritt aber unter den amerikanischen Völkern von romanischer Abstammung, Spaniern und Portugiesen, bei weitem schroffer hervor, und wird hier auch nicht durch höhere Civilisation gemildert.

Ueber den Volkscharakter der portugiesischen Bewohner Brasiliens lassen wir hier einen Mann reden, der als Entdeckungsreisender Jahre lang das weite Land durchzog, und der gegenwärtig französischer Consul zu Bahia ist. Wir meinen Franz von Castelnau. In seiner schon mehrfach erwähnten Reisebeschreibung äußert er sich in folgender Weise. —

Wer zum ersten Male aus Europa in ein Land zwischen den Wendekreisen kommt, findet namentlich auch die große Mannigfaltigkeit der Hautfarbe auffallend, und zwar ganz besonders in Brasilien. Kaum ist man zu Rio ans Land gestiegen, so befindet man sich in einem Gedränge von Leuten, die alle möglichen Farbenabstufungen vom tiefsten Ebenholzschwarz bis zum hellsten Braun zeigen. Man sieht Individuen aus wenigstens funfzig afrikanischen Stämmen, von denen man die einzelnen an den verschiedenartigen Tättowirungen der Haut erkennt, und an der Art wie sie ihre Zähne gefeilt haben. Auch chinesische und malayische Matrosen gehören eben so wenig zu den seltenen Erscheinungen, wie Südsee-Insulaner, deren eine geringe Anzahl an Bord der Walfischfahrer dient. Die eigentlichen Brasilianer gleichen in der äußern Erscheinung

Digitized by Google

ihren Vätern, den Portugiesen, sind im Allgemeinen klein, nicht kräftig gebaut, ihr Temperament ist lebhaft, ihre Hautfarbe spielt ins Dunkele, ihre Gesichtszüge sind nicht regelmäßig. Der bei weitem überwiegende Theil hat farbiges Blut in den Adern, und in manchen Theilen des innern Landes besteht fast die ganze Bevölkerung nur aus Negern und Mulatten. Hier ist kein Vorurtheil gegen die Hautfarbe vorhanden, und man sieht oft in ein und derselben Familie Kinder von der verschiedensten Farbe.

Es hat für Jemand, der in einem Lande sich mehre Jahre lang gastlicher Aufnahme erfreuete, immer etwas Schwieriges, unumwunden über den gesellschaftlichen Charakter des Volkes zu urtheilen. Indessen will ich versuchen, eine **unparteiische** Darstellung zu geben.

Die Brasilianer sind, gleich allen jungen Nationen, ganz außerordentlich empfindlich. Aber den Hauptzug in ihrem Charakter bildet eine furchtsame Gutmüthigkeit, die bis zum Extrem getrieben wird und in ein wirkliches Laster ausartet. Hat z. B. ein Mensch einen Mord begangen, so nimmt man Partei für den Thäter, sucht ihn der verdienten Strafe zu entziehen, und so wird durch Straflosigkeit das Verbrechen aufgemuntert. Doch gestehe ich ganz offen, daß bei solcher Straflosigkeit die Morde in jedem andern Lande noch weit häufiger vorkommen würden. Mord beim Diebstahl, Raubmord, ist in Brasilien beinahe ganz unbekannt, aber Mord aus Rachsucht ist in vielen Gegenden sehr häufig. Gestohlen wird nicht viel, aber Gaunerei und Betrug kommen sehr oft und in der mannigfaltigsten Weise vor. Derselbe Mann, welchem man ganz sicher einen großen Schatz anvertrauen kann, wird Einen um ein geringes Stück Geld zu übervortheilen suchen. Trunksucht ist in Brasilien nur ausnahmsweise vorhanden, aber die Lüge ist bei gewissen Klassen dermaßen zur Tagesordnung geworden, daß man nicht selten daran zweifelt ob hier überhaupt irgendwo noch Wahrheit jemals vorkommt. Im Innern ist Jedermann gastfrei, der Fremde wird fast überall mit freundlichem Wohlwollen empfangen. Der Brasilianer ist keineswegs so hartherzig wie man in Europa gewöhnlich glaubt; gegen seine Sklaven zeigt er sich ungemein nachsichtig. Während meiner langen Reise sah ich nie einen Sklaven mißhandeln, außer durch Ausländer. Allerdings kommt es vor, daß sie der grausamsten Behandlung unterliegen, wenn Zornesgluth oder Eifersucht den Herrn gepackt hat. Ich bin aber auch überzeugt daß der Sklave durchschnittlich mit allen Strafen und körperlichen Züchtigungen verschont bliebe, wenn man einem Gesetze Kraft geben könnte, demgemäß der Schwarze erst vier und zwanzig Stunden nachdem er sein Verbrechen oder Vergehen verübt, bestraft werden könnte. Der junge Brasilianer wächst mitten unter den Sklaven auf und ist stets von ihnen umgeben. Die schwarze oder braune Dienerschaft wird insgemein so gut und häufig besser behandelt wie die Dienerschaft in gebildeten Familien Europas. Auf den Pflanzungen ist ihre Lage freilich nicht so günstig, aber die Arbeit bei weitem nicht so anstrengend wie bis vor wenigen Jahren in den französischen Kolonien, die ihrerseits

Digitized by

nur halb so viel betrug wie jene der Sklaven in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Uebrigens hat der Sklave in Brasilien gar keinen andern Schutz als in dem Wohlwollen seiner Gebieter, denn die Gesetze, welche diese beschränken sollen, kommen niemals zur Anwendung.

Die starke Hitze, der Müssiggang, der Mangel an geistiger Bildung und die Sklaverei haben auf die Sitten des Landes einen unheilvollen Einfluß geübt, und gerade die Geistlichkeit giebt nur allzuoft das Beispiel zu Liederlichkeit und Schwelgerei. Vor meiner Abreise von Rio sagte mir ein hoher Würdenträger der Kirche, vielleicht mit ein klein wenig Uebertreibung: „Sie werden hier eine Geistlichkeit finden, aber keine Priester.“ Unter diesem Clerus giebt es freilich auch gute Ausnahmen; er hat übrigens eine große Tugend — die Toleranz; diese kann man gar nicht weiter treiben.

Die alle Schichten der Nation durchdringende Trägheit tritt in Rio de Janeiro nicht so auffallend hervor, weil man sich dort im Getümmel einer großen Stadt befindet und der Handelsverkehr immer Thätigkeit bedingt. Aber im Innern, und selbst in den Küstenstädten zweiten Ranges, zeigt sie sich in ihrer völligen Nacktheit. Dort verkauft uns der Kaufmann seine Waare gleichsam aus Güte oder Höflichkeit; manchmal kann man nicht einmal für Geld etwas haben, denn es ist in den Augen der Leute nicht so viel werth, daß man sich ihm zulieb ein wenig bemühen sollte. Man findet in Brasilien Schwierigkeiten, von welchen man anderwärts kaum eine Ahnung hat. Dinge die in jedem andern Lande als etwas Alltägliches betrachtet werden, gelten hier für unmöglich. Die Zeit hat nicht den mindesten Werth, und der Europäer hat eine lange Reihe von Geduldproben zu bestehen, bis er allmälig auch abgestumpft wird und die Dinge gehen läßt wie sie wollen, weil er sie doch einmal nicht ändern kann.

Das Fortschreiten der Gesittung wird bei den Brasilianern besonders dadurch zurückgehalten, daß man dem weiblichen Geschlecht wenig oder gar keine Erziehung angedeihen läßt. Sodann hält man Frauen und Jungfrauen fast ganz aus dem geselligen Umgang und Verkehr entfernt, und das wirkt insbesondere auch auf die jungen Männer nachtheilig ein; denn da sie mit achtbaren Frauen nicht in gesellschaftliche Beziehungen kommen, so suchen sie Zerstreuung im Spiel. Die Frauen sind vielleich zu schüchtern oder zu befangen, oder die Männer und Brüder sehr eifersüchtig; gewiß bleibt es, daß man nur selten Brasilianerinnen in den Straßen sieht, und daß es unmöglich ist, mit ihnen gesellig zu verkehren. In Rio steht es in gewisser Hinsicht besser, aber im Innern verhält es sich ganz so, wie ich sage.

Der dunkelste und widerwärtigste Zug im Charakter der Brasilianer besteht ohne Widerrede in dem eingefleischten Haß, welchen sie gegen die **Fremden** hegen, die sich in ihrem Lande niederlassen, und sie sind es doch gerade, welche Gewerbthätigkeit und Fleiß mitbringen, zweierlei also, woran es den Brasilianern selbst völlig mangelt. Namentlich werden die Por-

Digitized by Google

tugiesen von ihren Söhnen verwünscht, weil sie weniger träg sind als diese letzteren und in kurzer Zeit durch Arbeitsamkeit ein kleines Kapital erwerben. Aus gleichem Grunde sind auch die englischen Gesellschaften, welche in der Provinz Minas Bergbau betreiben, sehr verhaßt. Man macht es ihnen zum Vorwurfe daß sie Gold aus der Erde scharren. Weshalb lassen die Brasilianer aber nicht selbst die Gruben bauen? Sie sollten doch auch begreifen, daß die Unternehmungen der Fremden weit und breit Regsamkeit verbreiten. Die Regierung thut Vielerlei um das Land vorwärts zu bringen, und man kann wohl sagen, daß sie an Einsicht dem Volke weit voraus ist.

Eitelkeit sticht bei den Brasilianern sehr stark hervor. Die Adelstitel sind nicht erblich und kommen selten vor, dagegen hat alle Welt einen Orden oder einen Militärrang. Im Innern ist jeder Weiße zum allermindesten Kapitän, und jeder Pflanzer macht auf das Kommandeurkreuz eines Ordens Anspruch. Die Portugiesen erhielten, wenn sie in die überseeischen Kolonien kamen, allemal einen Rang, der einen Grad höher war als jener, den sie im Vaterlande bekleidet hatten. Wer also in Lissabon ein Senhor war, hieß in Rio schon Excellenz, und ein Ew. Gnaden wurde ein Senhor; ein Mensch, den am Tajo jeder dutzte, wurde zu einem Euer Gnaden. So findet man nun die lächerlichste Titelsucht. In vielen Städten ist jede weiße Frau Excellenz; am Kopfe jedes Handelscirculärs oder Briefes findet man die Anrede: Sehr erlauchter Herr; auch der Schuhmacher macht darauf Anspruch.

Im häuslichen Leben sind die Brasilianer äußerst mäßig. In der bei weitem überwiegenden Anzahl der Familien gilt Brot für einen Luxusartikel. An seine Stelle tritt das Maniocmehl oder Maismehl. Dieses, nebst Fisch, schwarzen Bohnen und Früchten, bildet die gewöhnliche Nahrung.

Die Kamantsches Indianer.

Dieses Reitervolk, welches noch heute die Ansiedelungen im innern Texas in so empfindlicher Weise beunruhigt, und mit welchem auch unsere deutschen Landsleute vielfach in freundlichen und unfreundlichen Verkehr treten, ist allerdings schon mehrfach beschrieben worden. Unter anderm hat Dr. Ferdinand Römer in Bonn in seinem vortrefflichen Buche über Texas eine lebendige Schilderung der Kamantsches entworfen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß Reisende, welche nur in zeitweilige Berührung mit einem Indianerstamme kommen, nicht in der Lage, denselben in Bezug auf sein inneres Leben und viele Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, welche sich überhaupt erst durch langes Zusammenleben mit demselben begreifen lassen.

Die nachfolgende Darstellung entlehnen wir dem Prachtwerk: Historical and Statistical information respecting the history, condition and prospects

Digitized by Google

of the Indian tribes of the United States; collected and prepared under the direction of the Bureau of Indian Affairs, per Act of Congress, 3. March 1847, by Henry R. Schoolcraft, Philadelphia 1851. 4. Dasselbe ist auf Staatskosten gedruckt worden und enthält eine Menge werthvoller Materialien zur Alterthums- und Völkerkunde Nordamerikas. Der Beitrag über die Indianer in Texas, ist von dem ehemaligen Präsidenten David G. Burnet verfaßt worden, der namentlich in den Jahren 1818 und 1819 viel mit den Kamantsches zusammen lebte und verkehrte. Er war einer der ersten amerikanischen Ansiedler in jenem Lande.

Die Kamantsches, sagt er, sind der zahlreichste Indianerstamm in Texas, und zerfallen in drei Banden, nämlich die eigentlichen Kamantsches (Comanches), die Yamparack und die Tenawa. Die ersteren haben die Region inne zwischen dem Rio Colorado in Texas und dem Louisiana Red River; sie reichen von den Quellen des Colorado und dessen westlichen Nebenflüssen bis zum Llano Bayou hinab, und von ihren Nachbarn, den Pahnis (Pawnees) am Red River bis zu den amerikanischen Ansiedelungen an diesem Strome. Mit den Pahnis liegen sie oft in Fehde, unternehmen auch zuweilen Raubzüge in das Land der Osagen. Die Yamparacks leben nördlich und westlich von den Kamantsches, und die Tenawa noch weiter ins Innere hinein. Alle drei sind aber wesentlich ein und dasselbe Volk und haben einerlei Stammesinteressen.

Im Jahre 1818 zählten diese Banden etwa zehn bis zwölf Tausend Köpfe, und unter diesen von zwei bis dritthalb Tausend Krieger. Man schätzt ihre Zahl gewöhnlich weit höher aber gewiß mit Unrecht. In den letzten zwanzig Jahren haben sie wohl eher ab- als zugenommen, weil sie auf ihren Kriegs- und Raubzügen doch immer Leute einbüßen.

Die Kamantsches haben keine bestimmten und genauen Vorstellungen über ihre Herkunft; eine nicht einmal genau ausgeprägte Tradition weiß nur, daß ihre Vorfahren aus dem Norden kamen; wann das aber geschehen, oder aus welcher Gegend sie kamen, darüber weiß man nichts. Sie führen ein Nomadenleben; ihre Pferde und Maulthierheerden rauben sie sich von den armseligen Mexicanern zusammen, welche vor diesen Indianern in steter Furcht schweben. Ackerbau treiben sie gar nicht; sie sind recht eigentlich ein Jägervolk. Gegen Anfang des Winters kommt der Bison in zahlreichen Heerden in ihr Land, und gewährt ihnen reichliche Nahrung; wenn aber dieses Thier wieder nach Norden hin auf die Sommerweidegründe zieht, leiden sie manchmal Hunger, den sie freilich mit außerordentlicher Geduld und Ausdauer zu ertragen wissen. Nach langer Entbehrung essen sie dann wieder mit äußerster Gier, und überfüllen sich den Magen, ohne davon krank zu werden.

Ich glaube nicht, daß die drei Kamantschesstämme glaubwürdige Ueberlieferungen irgend einer Art haben, welche über die dritte Generation hinauf gingen. Was sie von der Vergangenheit wissen, erfahren sie bloß durch mündliche Uebertragung; Monumente haben sie gar nicht, auch keine Sagen, Legenden

Digitized by Google

oder sonstige Hülfsmittel für das Gedächtniß, nicht einmal um das Andenken an ihre Waffenthaten fortzupflanzen, oder irgend etwas Merkwürdiges, das sich bei ihnen begiebt. Ich glaube nicht, daß sie auch nur den Namen irgend eines Häuptlings kennen, der vor vier Generationen unter ihnen lebte. An einen Verstorbenen denkt man bei ihnen kaum mehr als unter civilisirten Völkern an einen Lieblingshund. Im Jahre 1818 stand als Oberhäuptling an der Spitze der drei Banden Parrow-a-Kisty, das heißt der kleine Bär; er gehörte zu den Tenawas, war ein tapferer, unternehmender und intelligenter Indianer, und im Allgemeinen seinen Stammesgenossen weit überlegen. Selbst unter den schweigsamen Wilden war er wegen seiner Schweigsamkeit und ruhigen Haltung berühmt; er lachte niemals, außer in der Schlacht.

Die Autorität der Häuptlinge ist mehr nominell als wirklich; sie beruht mehr auf gutem Rath und Aufmunterung als auf Zwang, und weit mehr auf persönlichem Ansehen als auf Amtswürde. Die nicht unbeträchtliche Anzahl der kleineren Raubhorden wird von Häuptlingen angeführt, die man frei wählt. Es sind allemal Leute die sich im Kriege ausgezeichnet haben, oder im Pferdestehlen und Skalpholen es den Anderen zuvorthun. Von einem eigentlichen planmäßigen Zusammenhalten des Volkes ist keine Rede; je nach Belieben oder Bedürfniß thun sich Familien, etwa von zwanzig bis hundert zusammen, und ziehen auf Jagd oder Raub aus. Solch eine Horde hat einen Häuptling, manchmal auch mehrere. Entsteht innerhalb dieser Gesellschaft ein Unfrieden, so tritt zur Ausgleichung ein aus den Häuptlingen und den Aeltesten jeder Zelthütte gebildeter Rath zusammen, dessen Entscheidung insgemein den Streit ausgleicht. Doch kommt ein solcher nur sehr selten vor; Familienstreitigkeiten und persönliche Fehden kennt man kaum; sie leben überhaupt mit einander in Frieden und bestem Einverständniß. Von einem Rechtssysteme haben sie eben so wenig einen Begriff wie von nationaler Politik. Während ein Häuptling auf Raub und Mord auszieht, steht vielleicht ein anderer mit den Leuten, welche von jenem überfallen werden, im besten Einvernehmen. Deshalb helfen auch alle Verträge, welche man mit diesen Wilden abschließt, zu gar nichts, wenn man ihnen nicht den gehörigen Nachdruck durch Furcht und zwar bei jedem einzelnen Stamme zu geben weiß. Sie halten sich, beiläufig bemerkt, für das mächtigste Volk auf Erden.

Von Mein und Dein haben sie keine recht klaren Begriffe, in so weit dieselben über das persönliche Eigenthum hinausgehen. Das Gebiet, welches sie inne haben und das innerhalb desselben umherstreifende Wild, wird für Gemeingut des ganzen Stammes erachtet; wer ein Thier fängt oder erschießt, dem gehört es auch. In der Vertheilung von Lebensmitteln sind sie sehr freigebig, namentlich zur Zeit des Mangels. Den Pferden und Maulthieren widmen sie nicht geringe Sorgfalt; manche Männer haben deren bis zu hundert, ja bis zu dreihundert Stück zusammengebracht, meist durch Raub. Sie treiben einen ausgedehnten Handel mit Pferden; durch denselben verschaffen sie sich

Digitized by Google

alle Waaren, deren sie bedürfen. Auch verkaufen sie Büffelhäute, welche von den Frauen sehr sorgfältig zubereitet und hübsch bemalt werden. Der Kriegs gefangene gehört dem, welcher ihn gefangen genommen hat; er kann mit demselben ganz nach Gutdünken verfahren und ihn freilassen oder verkaufen. Als ich unter den Kamantsches lebte, kaufte ich von ihnen vier mexicanische Gefangene; für jeden zahlte ich etwa den Werth von zweihundert Dollars in verschiedenen Artikeln, welche diese Wilden nach ihrem eigenen Marktpreise abschätzten. Aber einer dieser Losgekauften stahl bald darauf ein Pferd und rannte davon; zwei andere waren Tagediebe; nur der vierte, ein alter Mann, leistete mir einige persönliche Dienste.

Diese drei Stämme haben keine gemeinschaftliche Stammesregierung. Die Tenawa und Yamparacks handeln mit den Mexicanern von Santa Fé, während die Horden weiter abwärts in den Krieg gegen die Mexicaner in Chihuahua und den übrigen unteren Provinzen, Tamaulipas mit eingeschlossen, ziehen. Wenn aber die Vereinigten Staaten in Krieg mit einem Stamme verwickelt werden, so kann es nicht fehlen, daß auch die beiden anderen an demselben theilnehmen. Denn wenn man die eigentlichen Kamantsches, die sogenannte untere Horde, bedrängt, so ziehen sie sich zu ihren Stammverwandten zurück, welche dann sicherlich mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, ohne viel zu fragen, wer Recht oder Unrecht hat. Insgemein besteht aber zwischen ihnen keine politische Verbindung, obwohl sie manchmal gemeinschaftliche Züge und Büffeljagden mit einander unternehmen. Die beiden oberen Horden besitzen eine geringere Anzahl von Rossen und Maulthieren. Jagdrecht und Jagdgesetze kennt man nicht, doch werden fremde Jäger auf dem Jagdgrunde, welchen jeder Stamm als seinen eigenen betrachtet, nicht gelitten.

Im Handel und Verkehr zeigen sie auf ihre Weise einen nicht geringen Grad von Schlauheit. Da sie aber von dem wahren Werthe vieler Artikel gar keine richtige Vorstellung haben, so bleibt es nicht aus, daß sie häufig sehr bedeutend übervortheilt werden. Es ist unter allen Umständen wohlgethan, jeden Handel rasch abzumachen und sich vollständig zu einigen; denn giebt man ihnen Waaren auf Borg, so verspielen sie dieselben oder verschenken sie an Freunde, und nach einigen Tagen ist nichts mehr davon übrig. Dann mag der Borger sehen wie er zu dem Seinigen kommt, denn der Kamantsche „liebt seine Pferde“, und will wo möglich gar nicht bezahlen. Was will man auch machen wenn er sich weigert? Doch kenne ich Beispiele daß der Häuptling einen säumigen Schuldner vermochte, den Gläubiger zu befriedigen, allemal aber nur dann, wenn noch andere Aelteste sich der Sache annahmen.

Auf Pelzwerk und Hirschfelle legen die Kamantsches keinen besondern Werth. Auch sind in ihrem Lande nur wenige Biber und Ottern; das Volk kennt auch die Kunst Fallen zu stellen nicht. Jene werthvollen Thiere sind in Texas durch die amerikanischen Trappers fast ganz ausgerottet worden. Von Geld, als einem Tauschmittel, weiß der Kamantsche nichts. Manche Stutzer tragen Dollars

Digitized by Google

und andere Silberstücke, bis auf die kleinsten, die Picayunes hinab, als Schmuck in ihrem Haare, neben Roßschweifen und Kuhschwänzen.

Die Kamantsches zählen nach den Fingern, die sie ausbreiten; die Zehner geben sie dadurch an, daß sie die Finger an beiden Händen ausbreiten, und die Vervielfältigung der Zehner in der Weise, daß sie beide Hände zusammenschlagen bis die Zahl, welche sie angeben wollen, erreicht ist: Also zehnmal beide Hände zusammenschlagen bedeutet Hundert. Die Namen der Finger kenne ich nicht, zweifle aber, ob sie besondere Ausdrücke für Zahlen über Zwanzig hinaus haben; denn darüber hinaus bedienen sie sich der Namen der einzelnen Finger für die Multiplication der Decimalzahlen. Hieroglyphen oder Denkzeichen irgend einer Art haben sie nicht; sie verlassen sich, wie schon gesagt, völlig auf ihr Gedächtniß.

Von Arzneikunde und dem pathologischen Verlauf der Krankheiten verstehen sie auch so gut wie Nichts. Ihr Land ist außerordentlich gesund, und ich fand unter ihnen einige sehr alte Leute, die geistig wie körperlich noch vollkommen kräftig waren. Moräste, Sümpfe und stagnirende Gewässer, aus welchen ungesunde Dünste aufsteigen könnten, sind nicht vorhanden. Ich irre kaum, wenn ich behaupte daß sie ein wirksames Mittel gegen den Biß giftiger Insekten besitzen, das allemal Rettung bringt, wenn nicht eine Hauptarterie verletzt wurde. Es ist vegetabilischer Art. Schußwunden verstehen sie sehr gut zu heilen, und mit zerbrochenen Gliedern wissen sie sehr wohl umzugehen; aber Amputiren können sie nicht, und tritt der kalte Brand ein, so ist der Kranke allemal ohne Rettung verloren. Sie glauben an Amulete und geheimnißvolle Einflüsse; sie „singen für den Kranken", welchen sie in seiner Zelthütte aufsuchen, wo sie Instrumental- und Vocallärm der fürchterlichsten Art machen, damit die Krankheit vertrieben werde. Ihre Nahrungsmittel und ihre ganze Lebensweise sind übrigens sehr einfach, und sie haben einen großen Vorzug vor andern Indianern darin, daß sie kein „Feuerwasser" trinken. Da nur wenige Krankheiten unter ihnen vorkommen, so bedürfen sie auch der Aerzte nicht; die Wechselfieber sind sehr milder Art. Auch Hebammen haben sie nicht nöthig, die Frauen gebären ohne irgend welche Beihülfe, und treten die Geburtswehen auf der Reise ein, so wird diese dadurch nur auf wenige Stunden unterbrochen. Zwei Jahre vor meiner Ankunft unter ihnen waren die Pocken in das Land gekommen und hatten große Verwüstungen angerichtet; indessen dauerten sie nicht lange. Aber die Krankheit war außerordentlich gefährlich und nur wenige, welche von ihr ergriffen wurden, kamen mit dem Leben davon. Das lag zum Theil an der unvernünftigen Behandlung der Kranken, die man ohne frische Luft in ihre durch künstliche Mittel erhitzten Zelthütten einsperrte, manchmal rannten sie in voller Fieberhitze hinaus und stürzten sich ins kalte Wasser. Bald nachher waren sie Leichen.

Die Tracht der Kamantsches ist sehr einfach und besteht gewöhnlich in einem gefärbten, auch wohl mit Glasperlen verzierten Büffelfell, dessen Haar sie bei

Digitized by Google

kühlem Wetter nach einwärts tragen. Ein weiter Mantel von scharlachrother oder blauer Farbe, oder halb roth und halb blau, ist ein sehr geschätztes Kleidungsstück. Das Beinkleid ist meist blau und reicht bis auf das Knie hinab. Die übrige Beinbekleidung (die Leggings) hängt lang hinab, besteht aus gegerbter Hirschhaut, auch wohl aus blauem oder rothem Tuche und ist mit Glasperlen und anderm Zierrath reichlich versehen. Der Kopfputz ist immer so bunt und mannigfaltig wie irgend möglich. Jener, welchen Parrow a Kifty bei festlichen Gelegenheiten trug, bestand in einer Kappe, die aus dem Skalp eines Bisonbullen sammt den Hörnern bestand; sonst trug dieser Häuptling nur wenigen Haarputz. Die jungen Krieger sind außerordentlich stutzerhaft und putzsüchtig; sie bemalen ihr Gesicht mit verschiedenen Farben, doch so, daß roth, weiß und schwarz am meisten hervorstechen; diese Farben erhalten sie zumeist, ohne chemische Bearbeitung, aus den Fossilien im Lande selbst. Zinnober wird für äußerst werthvoll erachtet, ist aber für den täglichen Gebrauch zu theuer. Federn dürfen als Kopfputz nicht fehlen; das Haar wird oft mit dunkelrothem Thon beschmiert, und an den Büschel, den sie oben auf dem Kopfe zusammenbinden, befestigen sie auch einen Roßschweif oder einen Kuhschwanz, der dann bis auf die Fersen hinabhängt. Sie tragen bis zu zehn und mehr Armringe an jedem Arme, alle von der Dicke eines Gänsefederkiels; auch stecken sie Muscheln, Knochen oder silberne Stäbe durch die Nase, und lieben auch Ohrringe, in welche sie allerlei Zierrathen hängen. Sie wissen nicht, woher der Brauch, sich so zu putzen, stammt, und eben so wenig, weshalb sie alle diese Siebensachen tragen. Im Kriege gehen sie beinahe nackt, denn wenn sie sich zum Angriffe vorbereiten, werfen sie alle Kleider ab und behalten nur Hosen und Fußbekleidung. So können sie sich auf ihren Rossen frei bewegen; die Sättel sind leicht und haben hohe Knöpfe.

Das Weib wird nicht viel geachtet; es besorgt dem stolzen und trägen Herrn und Gebieter Feuerung und Wasser, ganz in ähnlicher Weise, wie es auch bei anderen Indianerstämmen Nordamerikas geschieht. Mädchen und Frauen legen weit weniger Werth auf Putz und Schmuck als die Männer. Sie scheinen in ihrer gesellschaftlichen Unterordnung und Herabwürdigung nur wenig Selbstachtung bewahrt zu haben, sind schmutzig am Körper, entschieden wilder und grausamer gegen die Gefangenen als die Männer, unter denen ich oft Leute von Wohlwollen und Theilnahme gefunden habe. Einem alten Brauche gemäß werden die Gefangenen bei den Kamantsches während der ersten drei Tage den Frauen zur Tortur übergeben. Diese legen ihn mit den Rücken auf die Erde und befestigen ihn dergestalt an Pfählen, daß seine Arme und Beine weit auseinander gesperrt sind. Hat er den Tag über so gelegen, dann wird er Abends losgebunden und zum Tanze geführt, das heißt, man stellt ihn in einen Kreis, den seine Peiniger bilden; er muß tanzen und singen, während die Furien innerhalb des Kreises ihn mit Stöcken und Streifen aus rohen Häuten so lange schlagen, bis sie ermüdet sind. Dasselbe gräßliche Schauspiel

Digitized by Google

wiederholt sich an den beiden nächstfolgenden Tagen; erst nach zwei und siebenzig Stunden wird der Unglückliche losgelassen und in die Zelthütte seines Gebieters geführt, welchem er nun Sklavendienste leisten muß. Doch ist dieses Verfahren nicht allgemein. Erwachsene Gefangene werden zuweilen mit Vorbedacht unter langen Martern getödtet, wenn die Kriegshorde im Kampfe viele der ihrigen verloren hat. Unter solchen Umständen verzehren die Kamantsches auch wohl Fleisch, welches sie dem Hingeopferten ausschneiden, und in sofern sind sie allerdings Kannibalen. Aber sie essen dieses Menschenfleisch aus Rachsucht, und verzehren es nicht etwa um sich daran zu sättigen. Der Kannibalismus ist demnach bei ihnen eine „metaphysische Passion“, aber darum gerade desto widerwärtiger und scheußlicher. Gefangene Knaben und Mädchen werden keiner systematischen Marter unterworfen, sondern sogleich in die Familie ihres Gebieters aufgenommen und, wenn sie folgsam sind, eben nicht allzugrausam behandelt. Sie müssen allerlei Arbeiten verrichten, werden späterhin auch wohl freigelassen, heirathen nachher ein indianisches Mädchen und werden faktisch selber Kamantsches. Ich habe eine Anzahl junger Mexicaner unter ihnen als Gefangene gesehen. Sie bezeigten gar keine Lust sich loskaufen zu lassen, auch standen sie weit höher im Preise als die völlig Ausgewachsenen.

Der Kamantsche mag so viele Weiber nehmen als ihm gefällt und als er ernähren kann. Carnosantua, ein Häuptling, Sohn Americas, (ein Name der wohl von den Mexicanern herrührt) hatte zehn Weiber, die alle mit einander im besten Einvernehmen lebten, obwohl eine die Hauptfavorite war. Ist der Mann einer Frau überdrüssig so scheidet er sich von ihr ohne weitere Umstände; manchmal heirathet er sie nachher auch wohl wieder. Wird eine Frau dem Manne ungetreu, so schneidet er ihr die Nase ab. Ich habe mehrere so gezeichnete Frauen selbst gesehen. Die Frauen müssen alle kleinen häuslichen Arbeiten verrichten, begleiten auch wohl den Mann auf die Jagd, zerlegen die Thiere welche er getödtet hat und bereiten die Häute. Auch begleiten insgemein einige Frauen die Krieger auf ihren Streifzügen, und sind dann Dienerinnen und wenn man so sagen darf Marketenderinnen. Wenn in Feindeslanden ein Angriff beabsichtigt wird, sucht die Horde wo möglich in einem Dickicht einen Lagerplatz. Dort läßt sie die schwächeren Pferde und das übrige Gepäck unter der Aufsicht einiger alten oder sonst wegen irgend einer Zufälligkeit zum Kampfe nicht geeigneten Krieger und der Weiber zurück, während sie selbst, meist bei Mondschein, auf Beutemachen, d. h. auf den Diebstahl von Pferden und Maulthieren, auszieht. Manchmal werden auf diese Weise aus einem einzigen mexicanischen Rancho einige hundert Thiere weggetrieben. Es fehlt dem Kamantschen nicht an persönlichem Muthe; er steht als Reiter keinem andern Volke in der Welt nach, und weiß sich, namentlich wenn er zu Rosse sitzt, des Bogens und Wurfspeers ganz vortrefflich zu bedienen. Aber wenn er sein Pferd nicht unter dem Leibe hat, will er nicht viel bedeuten; mit ganz leichten Schußwaffen weiß er wohl umzugehen, dagegen hat er gegen die schwere Flinte oder Büchse eine entschiedene

Digitized by Google

Abneigung. Diese Waffe, in deren Handhabung die amerikanischen Gränzer bekanntlich Meister sind, fürchtet der Kamantsche sehr; er bindet deshalb auch nur ungern mit den Amerikanern an. Insgemein ist er gut gewachsen; kleine und mißgestaltete Menschen kommen nur selten vor. Als Schutzwaffe bedient man sich auch wohl eines Schildes, den man aus Büffelhaut bereitet, die am Feuer gehärtet wird; derselbe ist kreisrund oder länglich rund, hält etwa zwei Fuß im Durchmesser und wird am linken Arme getragen. Für einen Pfeil ist er undurchdringlich, aber gegen eine Büchsenkugel schützt er nicht.

Von der Länderkunde weiß der Kamantsche nicht mehr als was er selbst gesehen hat; was darüber hinausliegt, ist für ihn nicht da, er weiß nichts davon und glaubt auch nicht was man ihm sagt. Von der Gestalt und Beschaffenheit der Erde hat er eben so wenig einen Begriff wie von unserm Planetensystem. Den Polarstern weiß er übrigens zu unterscheiden; er dient ihm auf den nächtlichen Wanderungen zum Führer, und heißt Karmeadtadscheno, d. h. der sich nicht bewegende Stern. Sie erkennen in der Sonne den Urquell der Wärme; längst verflossene Zeiten bezeichnen sie durch Kälte und Hitze, d. h. Winter und Sommer; den Mondwechseln folgen sie mit großer Aufmerksamkeit; da diese aber so häufig vorkommen und die Kamantsches ein nur dürftiges System zu zählen und zu rechnen haben, so sind sie zu keiner Chronologie gekommen. Kurze Zeitabschnitte, vergangene wie zukünftige, berechnen sie von einem Vollmond zum andern, und die Tageszeit bezeichnen sie nach dem Stande der Sonne am Himmel.

Die religiösen Begriffe sind nicht minder roh, beschränkt und dürftig, als ihre Vorstellungen von der Erde und vom Sternenhimmel. Sie haben eine unbestimmte, überkommene Vorstellung von einem großen Geiste; ich habe aber niemals eine irgend bestimmte Art und Weise der Verehrung desselben unter ihnen bemerkt. Wohl aber sah ich häufig, daß am frühen Morgen ein Kriegsschild auf der Spitze eines in die Erde gesteckten Wurfspeeres sich befand, und allemal nach Osten hin zeigte, ob aus Verehrung gegen die Sonne konnte ich nicht erfahren. Sie glauben an Zauberei, welche auch durch Menschen ausgeübt wird, und verabscheuen namentlich die Kitschies, einen kleinen Stamm am Trinidadflusse, weil sie meinen, daß dieselben hexen können. Die guten Menschen, das heißt alle, welche sich durch Skalpnehmen und Pferdediebstahl auszeichnen, kommen nach ihrem Ableben auf herrliche Jagdgründe, wo stets fette Büffel in Menge weiden; während die Bösen an einen andern Ort kommen, wo diese Herrlichkeit mangelt. Für den verstorbenen Krieger, der auch in jenem Leben bleibt, was er hier auf Erden war, schlachten sie einige seiner besten Pferde an seinem Grabe, in welches sie auch Jagdgeräthschaften hineinlegen, damit sie ihm stets zur Hand seien. Eine eigentliche und bestimmte Vorstellung von ihrem Jagdparadiese geht ihnen aber ab. Der Todte wird systematisch in gewissen Zeitabschnitten mit großem Lärmen bedauert; und seine weiblichen

Digitized by Google

Verwandten zerreißen mit scharfen Steinen die Haut an Armen und Beinen, bis überall Blut herausquillt. Die Dauer dieser Wehklagen richtet sich nach dem Ansehen, in welchem der Todte stand; sie währt von drei bis zu sieben Tagen; dann ist er vergessen.

Priester oder etwas dergleichen habe ich unter ihnen nicht bemerkt; gäbe es priesterliche Verrichtungen oder Obliegenheiten, so würden sie wohl von den Häuptlingen besorgt werden; doch scheinen mir die Kamantsches in religiöser Beziehung viel zu indifferent, als daß dergleichen bei ihnen auch nur nothwendig erschiene. Sie haben nicht einmal religiöse Fabeln, so abergläubisch sie auch sind, und so leicht sie sich auch die abgeschmacktesten Behauptungen aufbinden lassen, vorausgesetzt, daß dadurch ihre Eitelkeit nicht verletzt wird. Wenn die Lehre von der Seelenwanderung jemals bei den Kamantsches Eingang gefunden hat, so war das doch nur theilweise der Fall; ich meine, daß bei ihnen gar kein allgemeiner religiöser Glaubensplan vorhanden ist, zweifele auch ob alle dieselben oder auch nur annähernd ähnliche Vorstellungen des Begriffs über die Einwirkung höherer Mächte auf das Menschenleben haben; nur in Bezug auf Zauberei scheinen alle gleich zu denken.

Das Land, welches die Kamantsches inne haben, bietet besonders in den vom Colorado und dessen Nebenflüssen bewässerten Theilen eine mannigfache bewässerte Oberfläche dar; es ist ein Hügelland, und keineswegs ein Gebirgsland. Die Thäler sind zumeist klein, und manche davon auch bewaldet; andere Strecken sind Prairieland; hier wie dort wächst vortreffliches Gras und bietet eine üppige Weide dar. Der Boden ist an sich ungemein fruchtbar, aber für den Ackerbau ist er viel zu dürr, wenn nicht künstliche Bewässerung nachhilft. Die Luft ist außerordentlich trocken, und im Sommer zieht die langandauernde Hitze alle Flüssigkeit aus Luft und Erde; selbst der Thau fällt in den heißen Monaten nur spärlich. Am Ufer des Colorado und der kleineren Flüsse wachsen verschiedene Holzarten, z. B. Lebenseichen, die man insbesondere in hübschen Hainen und auf flachen Anhöhen findet. Holz, das sich zum Häuserbau eignete, ist selten, aber Steine sind in Menge vorhanden. Kein anderes Land eignet sich besser zur Viehzucht, namentlich für Pferde, und Estremadura bietet für die Schafzucht gewiß keine größeren Vortheile, als das Land der Kamantsches. Von wilden Thieren finden sich in demselben: Büffel, Bär, Hirsch, einige Antilopenarten, verschiedene Wölfe, Panther und Mustangs oder wilde Pferde, die weit besser sind als jene in den flachen Küstenprairien. Auch Hasen und die sogenannten Prairiehunde kommen häufig vor. Die Geier dienen dem Reisenden als Führer zu dem Lager der Indianer, das sie in Erwartung einer guten Mahlzeit umkreisen; Puter sieht man zuweilen in großen Heerden; Enten sind häufig; kleinere Vögel sind seltener; der Kardinal liebt das Dickicht, aber Vogelgesang vernimmt man kaum in diesen abgelegenen Gegenden.

Das Land am San Saba, einem westlichen Zufluß des Colorado, ist reich an Metallen, wenigstens deuten viele Anzeichen auf Eisen, Blei und

Silber; ich sah ein Stück Kupfer, das man in der Nähe des Brazos gefunden hatte; es war fast ganz gediegen. Mein Gewährsmann, Herr Peyton Johnson, den ich im Lande der Kamantsches fand, ist zuverlässig; er war selbst in der Kupferregion gewesen, und versicherte mich, daß dort tausende von Wagenladungen Kupfers, gleich dem mir gezeigten Probestücke auf der Oberfläche liegen. Auf jeden Fall ist mehr Eisenerz vorhanden, als Holz, dasselbe zu schmelzen, und genug um Schienen zu verfertigen, die für den ganzen Erdball ausreichen würden. Ich zweifele nicht daran, daß man auch Steinkohlen findet.

Ich habe nie etwas von alten Gebäuden oder von Menschenhänden gemachten Hügeln, Tumuli, im Lande gesehen, welche andeuten könnten, daß in demselben einst ein Volk von höherer Gesittung gewohnt hätte. Sehr hübsch aus Flintstein gearbeitete Pfeilspitzen findet man in ganz Texas häufig, einige unter der Erde, andere über derselben, und zwar von verschiedener Größe. Auf welche Weise man die Steine auseinander theilte, weiß ich nicht. Jetzt haben die Indianer eiserne Pfeilspitzen; indessen kommt der Gebrauch von Pfeil und Bogen allmälig ab und macht der Feuerwaffe Platz.

Die Lipans sind ein nicht unbedeutender Stamm und folgen unter den Texas-Indianern an Bedeutung gleich nach den Kamantsches. Sie sind mit den Seraticks und Mescaleros verwandt (— die letzteren sind eine Abtheilung der Apasches —) und mit diesen beiden zusammengerechnet zahlreicher als die Kamantsches. Sie haben an der amerikanischen Gränze keinen Krieg geführt, obwohl sie noch kriegerischer und unternehmender sind als die Kamantsches, die wohl aus Furcht vor ihnen großen Respect haben. In ihren Bräuchen und Gewohnheiten haben sie mit diesen letzteren manches Uebereinstimmende, doch sind sie weniger roh, und viele von ihnen können auch Spanisch sprechen. Sie stellen aus ihrer eigenen Bande wohl zweihundert Krieger. Die Seraticks, von welchen wir noch wenig Genaues wissen, leben am Rio Grande, oberhalb Passo del Norte, die Mescaleros am Puerco, einem östlichen Nebenflusse des Rio Grande; sie zählen tausend bis fünfzehnhundert Krieger, haben dunkle Haut, friedliche (?) Gewohnheiten, treiben etwas Ackerbau und besitzen große Heerden, Pferde, Maulthiere, Schafe, Ziegen, Kühe.

Die Tonkawäs sind ein ganz eigenthümlicher Stamm, ohne nachweisbare Verwandtschaft mit irgend einer andern Indianerhorde in Texas. Sie führen als Jäger ein umherschweifendes Leben, sind träg und leiden oft großen Mangel. Mit den Weißen stehen sie in friedlichem Verkehr, aber den Pferdediebstahl können sie nicht lassen. Sie zählen etwa 150 Krieger.

Die Waku's, Tawacanes, Tauiasch, Aynics, San Pedro's, Nabadetschus, Nacadoschits und Hitschis sind kleine Horden, deren jede einzeln genommen ganz unbedeutend ist. Sie leben seit langer Zeit in Texas, und sind vom Caddo-Stamme, dem nur die Hitschis nicht angehören. Die bedeutendste Horde, die Wakus, zählt 150 Krieger; sie sind diebisch, treulos, und für die Weißen eine wahre Landplage. In ihrem Dorfe am obern

Brazos bauen sie Mais, Bohnen und Kürbismelonen; im Winter ziehen sie auf die Jagd. Die übrigen eben genannten Stämme bestehen jeder aus etwa funfzig Familien und leben in Dörfern am Trinidad und Nueces, wo sie etwas Ackerbau treiben. Die Hitschies sind, wie bemerkt, ein ganz besonderer Stamm, der aber durch Zwischenheirathen mit den benachbarten Horden allmälig seine Eigenthümlichkeit verloren hat. Die Caddos lebten früher am Red River, oberhalb Natchitoches, und kamen erst vor Kurzem nach Texas. So erscheinen sie also in diesem Lande als fremde Hinzukömmlinge, gleich jenen Tschirokesen, Schahnis, Delawaren und Kickapus, welche sich nach und nach einfanden, und 1844 durch einen mit der Regierung von Texas abgeschlossenen Vertrag Wohnrecht erhielten.

Burnet hält die Entfernung der Indianer aus Texas, namentlich der Kamantsches, für eine unbedingte Nothwendigkeit, und meint daß schon nach wenigen Jahren, sobald die Zahl der weißen Ansiedler in den oberen Theilen des Landes sich mehrt, mit Waffengewalt gegen sie eingeschritten werden müsse. „Das Resultat wird kein anderes sein als ihre völlige Ausrottung und vollkommene Vernichtung, die natürlich nicht ohne großen Blutverlust auch auf Seiten der Weißen durchzuführen ist. Nur die Bundesregierung könnte eine solche Katastrophe abwenden, die übrigens als eine nothwendige Folge des Fortschreitens der Civilisation erscheint. Der Staat Texas allein besitzt nicht die Mittel, die Ansprüche der Indianer auf ihr weites Gebiet, das sie für „ewige Zeiten“ als das ihrige betrachten, zu beseitigen. Man muß diese Indianer weit weg, in das Land an den Felsengebirgen schaffen. Um diese „humane Politik“, welche allein die gänzliche Vernichtung der Indianer abwenden kann, durchzuführen, muß die Bundesregierung sich für die Eigenthümer jener Landstrecken erklären und die gegenwärtigen Bewohner aus denselben entfernen. Denn in ein ackerbautreibendes Volk wird man namentlich die Kamantsches niemals umwandeln können.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Bekanntlich führen die Nord-Amerikaner häufig Klagen darüber, daß ihre gesellschaftlichen Zustände wie überhaupt ihr ganzes Leben und Treiben von europäischen Reisenden falsch und ohne Wohlwollen dargestellt werde. In mancher Beziehung ist diese Klage vollkommen begründet. Namentlich zeichnen sich die Engländer durch schiefe, theils von Neid und Mißgunst, theils von vornehmem Dünkel eingegebene Urtheile und ein absprechendes Benehmen aus, während andererseits die Deutschen sich der Unparteilichkeit befleißigen. Gewiß ist, daß man an die Amerikaner keinen europäischen Maßstab legen darf, wenn

man ihr Leben und Treiben richtig auffassen und begreifen will. Auf der andern Seite des Weltmeeres giebt es eben noch nichts, was gesellschaftlich ganz festgewurzelt wäre, vielmehr ist noch Alles im Flusse, im Wachsen und Werden, und täglich strömen neue Elemente in das Land, die lange Zeit erst neben einander leben und Gegensätze bilden, ehe sie sich mit einander verquicken. In Europa haben wir dagegen in Bezug auf geselligen Verkehr althergebrachte Verhältnisse, etwas fest Ueberkommenes von einem Geschlecht zum andern, einen regelrechten Gang der Dinge und verschiedene „Stände" mit besonderen Sitten, Gebräuchen, Ansichten und Vorurtheilen. In Amerika ist das alles anders.

Einzelne britische Reisende haben das wohl begriffen und sich daher bemühet den Amerikanern gerecht zu werden. Zu ihnen gehört Alexander Mackay, ein kluger Schotte, der die ganze Union von Norden nach Süden als aufmerksamer und scharfblickender Reisender durchwanderte. Sein Buch über die Vereinigten Staaten gehört ohne Zweifel zu den besten, welche über Nord-Amerika erschienen sind, und es wird hier am rechten Ort sein, wenn wir einige seiner Bemerkungen unserm „Westlande" einverleiben.

In der gesellschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten, sagt er, ist vieles, das dem Europäer als abweichend und verschieden von dem erscheint, woran er gewöhnt ist. Er soll aber, wenn er urtheilt, nie vergessen, daß die Gesellschaft auf der einen Halbkugel nicht dieselben Grundlagen hat, wie auf der andern. In der alten Welt, wo noch so vieles vom Feudalsystem sich erhalten hat, besteht die Gesellschaft gleichsam aus verschiedenen Flözlagern, die zwar in enger Berührung mit einander stehen, aber sich doch nur theilweise mit einander vermischen. Allerdings eint ein gemeinschaftliches Band das Ganze, aber dieses ist nicht von ein und demselben Gefühl durchdrungen, indem jede Klasse eine Art von gesellschaftlichen Sonderinteressen, Sonderansichten und Sonderbedürfnissen hat. Und neben der gesellschaftlichen Abgeschiedenheit der einzelnen Klassen finden wir einen außerordentlichen Abstand zwischen den Ständen in Bezug auf die Vertheilung der Glücksgüter, wodurch die Ausschließlichkeit noch mehr gesteigert wird. In Europa ist nicht selten die eine Klasse anmaßend und hochmüthig, die andere verbittert und servil. Im Allgemeinen ist der innere Verkehr der europäischen Gesellschaft weniger durch gütiges Wohlwollen als durch Förmlichkeit und mehr durch herkömmlichen Brauch als durch Sympathie bezeichnet.

Ganz anders in Amerika. Dort war die Ungleichheit der verschiedenen Volksbestandtheile niemals ein anerkanntes oder gültiges Princip; die socialen Verhältnisse wurden niemals in willkürliche und starre Formen eingeknetet und keine Person galt als solche jemals mehr als eine andere. In Amerika nahm die Gesellschaft von dem Punkte ihren Ausgang, welchem sie gegenwärtig in Europa zustrebt. Dort war von Anfang an bis heute die Gleichheit der Menschen der wahre Eckstein des gesellschaftlichen Gebäudes, und die Gesellschaft in Amerika ist ein untheilbares Ganze. Wenn in Europa

Digitized by Google

Klassen- und Ständeansichten vorherrschen, so findet man dagegen in Amerika eine allgemeine Gesellschaftsansicht. Dort giebt es keinen Menschen, der nicht die Stellung jedes andern vollkommen begriffe; jeder hat seinen Schlüssel zum Verständniß der Ansichten seines Nachbars, und schätzt dessen Sympathien nach seinen eigenen ab. Da keine willkürlich gesetzte Ungleichheit vorhanden ist, so fällt auch im Verkehr jeder Zwang weg, und da einer des andern Ansichten begreift und zu würdigen versteht, so erhält der gegenseitige Verkehr ein Gepräge von Güte und Herzlichkeit, welche man in Europa nur im innern Verkehr jedes einzelnen Standes antrifft.

Das fällt sogleich auch dem oberflächlichen Beobachter auf. Sogenannte gute Bekanntschaften und entfernte Freundschaften kommen in Amerika nicht häufig vor. Der Verkehr führt zur Freundschaft, oder er führt zu gar nichts; es widersteht dem Wesen des Amerikaners gegen Personen, die ihm gleichgültig sind, herzlich zu scheinen. Er hat weder Klassensympathien noch Klassenantipathien; sein gesellschaftlicher Kreis begreift das ganze Land, in welchem es gar keine „Höhergestellte“ sondern nur Gleichgestellte giebt. Lediglich die höhere geistige Bildung und die feineren Formen bedingen einen Unterschied. Der Amerikaner ist vor allen Dingen erst Amerikaner und erst in zweiter Linie ein Gentleman; die Verfeinerung ist bei ihm nicht die Lasur, welche das unter ihr befindliche verdeckt, sondern eine Politur welche den rechten Kern stark hervortreten und ihn in besserm Lichte, immer aber in demselben Charakter erscheinen läßt. Ich bin oft erstaunt gewesen wie rasch der franke Verkehr der Amerikaner zu einem völlig zwanglosen Austausche von Ansichten und Meinungen unter Männern führte, die einander im Leben noch nie gesehen hatten. Aber wie könnte das auch anders sein, da es dem Georgier gar nicht schwer fällt, sich sogleich in die Lage eines Missouriers zu versetzen, und der Bewohner Louisianas in jenem von Maine gleichsam nur sein Nebenstück sieht? Diese Unumwundenheit im Verkehr hat für den Fremden allerdings etwas Auffallendes, weil er den wahren Grund derselben nicht kennt; sie aber ist ein natürliches Ergebniß der Universalität der Meinungen und Sympathien in Amerika; und was man in England für zudringliche Unverschämtheit halten würde, ist in Amerika etwas ganz Natürliches. Wenn der Amerikaner mit einem Mann in Berührung kommt, den er nicht versteht oder der ihn nicht verstehen will, so kann er so zurückhaltend sein wie nur irgend Jemand. Und so erklärt es sich, weshalb so manche Reisende in Amerika, die ihre exclusiven Begriffe nicht in Europa zurückgelassen haben und in dem Mantel steifer Förmlichkeiten gehüllt die Union durchwandern, die Amerikaner so kalt finden.

In Amerika ist die Gleichheit für Alle da, nicht blos in den Augen des Gesetzes, sondern auch in der socialen Stellung. Es giebt keinen Rang zu welchem ein Mann geboren ist, keine Position, von welcher man ihn ausschließen könnte; Nichts wird ererbt, Alles muß persönlich erworben werden. In der europäischen Gesellschaft haben die „höheren Stände“ viele gesellschaftliche Vor-

Digitized by Google

theile schon an sich voraus; sie lernen spielend feinere Formen und die Erziehung hilft nach. Der Amerikaner hat keinen höher Gestellten bei Seite zu schieben, er hat nicht nöthig sich aus sogenannten Standesrücksichten Zwang aufzuerlegen; die amerikanische Gesellschaft hat die Aufgabe dahin zu trachten, daß sich nicht derartige Klassen und Stände bilden, wie Europa sie hat. Wo gewaltige Reichthümer sich anhäufen, wird es immer seine Schwierigkeiten haben im gesellschaftlichen Verkehr eine waagerechte Scala zu behaupten. Reichthum hat in Amerika großen Einfluß, und da der Kreis der Reichen sich täglich erweitert, so würde das gesellschaftliche Gleichgewicht bedroht erscheinen, wenn nicht Gegenwirkungen und conträre Einflüsse vorhanden wären. Giebt es in Amerika viele reiche Leute, so giebt es dagegen nur wenig Arme, durch deren Mitwirkung die Reichen gegen die zwischen beiden Extremen in der Mitte stehenden Klassen nachtheilig einzuwirken vermöchten. Eine eigentlich arme Klasse im europäischen Sinn ist gar nicht vorhanden; es giebt keine Klasse deren Lage unverträglich wäre mit ihrer Unabhängigkeit. So übt allerdings der Reichthum Einfluß, und wer ihn besitzt hat nebenbei mehr Consideration als ein anderer; er hat aber, bis jetzt wenigstens, in Amerika noch gar keine Macht das Wesentliche und Charakteristische der Gesellschaft, nämlich die auf allgemeine Unabhängigkeit gegründete Gleichheit zu beeinträchtigen. Auch in der politischen Gleichheit Aller liegt ein Gegengewicht, welches den socialen Tendenzen des Reichthums widerstrebt. In der großen politischen Lotterie, welche täglich in Amerika gezogen wird, kann auch der Reichste nicht sagen, welche Nummer herauskommt. Und nicht die Reichsten sind es welche den größten politischen Einfluß üben, sondern die geschäftigen Politiker, welche sich in's dichteste Gefecht wagen, und um Einfluß und ihre Zwecke zu erreichen, Zeit, Bequemlichkeit und häufig auch ihr besseres Selbst opfern. Mit solchen, oftmals nicht allzufeinen Concurrenten, wagt der Reiche nicht gern ein politisches Wettrennen; für ihn hat das Leben auch noch anderweitigen Reiz, und er überläßt daher insgemein den energischen Leuten, den Nothwendigen oder den Abenteurern den Kampfplatz. Wenn ihm aber daran liegt einen ihm dienlichen politischen Zweck zu erreichen, so kann er dabei der Mithülfe seines weniger reichen Nachbars, der vielleicht ein Mann von großem politischen Einfluß ist, nicht entbehren. So trifft der Politiker mit dem Reichen auf einem neutralen Boden zusammen; hier ist wieder die Gleichheit hergestellt, die ohne die angedeuteten Umstände als gestört erschiene. Auf der politischen Arena erscheinen sehr oft Leute, die aus „den Tiefen der Gesellschaft" auftauchen; sie glauben auf derselben rascher vorwärts zu kommen als wenn sie langsam und mühevoll nach Gelderwerb trachten. Der Kreis der Reichen empfängt täglich neuen Zuwachs aus allen Klassen, eben so jener der Politiker von Profession, und so halten beide einander ein Gegengewicht. Faßt man diese Verhältnisse in's Auge, so wird der freie und rückhaltslose Verkehr welcher äußerlich zwischen den verschiedenen Mitgliedern des Gemeinwesens besteht, nichts Auffallendes mehr haben. Von demselben schließen nur ungeeignetes

Digitized by Google

Benehmen und ehrlose Handlungen aus. So lange das allgemeine Stimmrecht in Geltung bleibt, wird es in der Macht der nicht reichen Klassen stehen, den Reicheren einen Riegel vorzuschieben, sobald diese exclusive Zwecke in Staat und Gesellschaft verfolgen wollten.

Es braucht wohl nicht erst ausdrücklich versichert zu werden, daß alles Gesagte sich nur auf die Gesellschaft im Großen und Allgemeinen bezieht. Auf das innere, häusliche Leben, auf den speciellen Verkehr, auf die Etikette im Besuchzimmer, auf den gesellschaftlichen Charakter innerhalb des einzelnen Hauses hat es keinen Bezug, sondern es gilt nur von dem socialen Volksleben im großen Ganzen. Das fashionable Leben in Amerika ist anders gestaltet, dieses aber bildet nur einen Zweig an dem großen Stamme.

In Amerika ist die „Lady“, die Frau, der eigentliche Herr im Hause; dieses bildet ihre Sphäre, in welcher sie fast unbeschränkt und unbeeinträchtigt verfügt und gebietet; der Mann behält sich stillschweigend nur eine ferne Controle vor. Aber die Frau in Amerika kennt ihre Stellung und deren Pflichten, deshalb kann sie sich so frei und ungezwungen bewegen. Hier kommt eine merkwürdige Erscheinung vor. Die gesellschaftliche Stellung des Mannes ist in den gesellschaftlichen Beziehungen seiner Familie nicht etwa von hervorragender Bedeutung oder Wichtigkeit. Sein Thätigkeitskreis ist außerhalb des Hauses, dort im Gewühl des Lebens wo Alle gleich sind und auf gleichem Fuße leben. Das hat aber mit dem innern Leben der Familie gar nichts zu schaffen. Nach außen Gleichheit; im Hause gilt Ausschließlichkeit. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ein Beamter, steht mit dem Grobschmied im besten Verkehr, aber seine Töchter kennen die Töchter des letztern gar nicht, oder gestehen es nicht ein, wenn es auch der Fall wäre. Das häusliche und Familienleben ist in Amerika eben so streng abgegränzt, wie das sociale Leben in Europa. Darin giebt es keine Allgemeinheit, sondern fashionable Quartiere und fashionable Kreise. In diesen sind sie eben so exclusiv, wie dieselben Kreise in Europa. Man sollte meinen, daß in einem so ausgedehnten Lande, über welches eine im Verhältniß keineswegs starke Volksmenge zerstreut ist, eine solche Auffassung in den verschiedenen Landestheilen auch verschieden sein müsse. Das ist aber eigentlich nicht der Fall; sie ist so starr und verknöchert wie in Europa, und junge amerikanische „Ladies“ sind eben so albern hochnäsig, als irgend ein vornehmer Zieraffe in Europa. Es ist für die Draußenstehenden keineswegs eine leichte Sache, in einen solchen abgeschlossenen Kreis hinein zu dringen. Diejenige Familie, welche ein neues Mitglied einführt, ist für dessen gutes Benehmen und Achtbarkeit verantwortlich, und oft reicht die Bürgschaft einer einzelnen Familie noch nicht hin, um in den Kreis zugelassen zu werden.

In größeren Städten, wo die Zahl der wissenschaftlich gebildeten und sorgfältig erzogenen Leute größer ist, und wo so zu sagen die Linien längst gezogen wurden, kann man dergleichen nicht gerade auffallend finden; dort trifft der Fashionable genug „Amusement“, das ihm zusagt. Aber ganz dasselbe tritt in

jeder neuen Stadt zu Tage, wenn auch noch gar keine Ungleichheit in den Verhältnissen vorhanden ist; und hier gerade erscheint dieses exclusive Wesen in seiner lächerlichsten Weise; diese neugebackenen Would be's werden geradezu albern. Man muß aber nicht vergessen, daß die Männer in Amerika sich um derlei Dinge so gut wie gar nicht bekümmern; sie arbeiten, während die Frauen und Töchter die Familie in die richtige gesellschaftliche Position zu bringen trachten.

Diese Ausschließlichkeit wird in keiner andern Stadt so weit getrieben als in Philadelphia; in Boston, Neuyork und Baltimore bemerkt man sie auch, aber sie tritt bei Weitem nicht so schroff hervor, als in der Stadt der Bruderliebe. Hier forschen die Fashionables erst bis in das Allerkleinste nach, ehe sie den einlassen, welcher an ihre Thür klopft. Im Allgemeinen wird indessen der Fremde willig aufgenommen, wenn er von respectabeln Leuten empfohlen ist, und man hat in der Regel ein gutes Vorurtheil für ihn; doch in Philadelphia deckt ihn die Empfehlung allein nicht, er muß ihr durch seine Person Geltung verschaffen. Ist man aber einmal innerhalb dieses gesellschaftlichen Kreises, so findet man sich reichlich entschädigt. Denn man findet in ihm Intelligenz ohne Pedanterie oder Steifheit, und eine sehr belebte, aber keineswegs lärmende Unterhaltung. Diese Gesellschaft hat die guten Eigenschaften jener von Boston und Neuyork in sich vereinigt. Doch fällt ein Affectiren mit literarischer Bildung auf. In Neuyork überwiegt der Handelsgeist alles Andere und dringt auch in die „Gesellschaft" ein. Dort bilden reiche Handelsleute den Mittelpunkt; die Gesellschaft selbst erhält immer neue Bestandtheile und fluctuirt, je nachdem das Geldvermögen der Einzelnen steigt oder fällt. Die Eingangsthüren zum auserwählten Kreise sind wohlbewacht, aber nie geschlossen; es strömt ab und zu, und so ist innerhalb desselben mehr „Herz" als Verfeinerung; man findet mehr lustige Heiterkeit und nicht so viel Conventionelles als in Philadelphia, wo der Handelsgeist nicht Alles durchwuchert und wo literarische Bildung als ein nothwendiger Schmuck, als ein Zierrath des Lebens betrachtet wird, nicht aber als ein Geschäft. Unter einander haben die Philadelphier einen vortrefflichen Ton; sie sind familiär ohne anstößige Derbheit. Wer sie näher kennen lernt, wird das bestätigen.

Zwischen dem Norden und dem Süden in den Vereinigten Staaten ist der Unterschied vorhanden, daß in jenem das gesellige Leben im engern Sinne sich vorzugsweise in den Städten entwickelt, während es in diesem mehr auf das Land beschränkt ist. Das rührt von der verschiedenartigen Weise der Vertheilung des Eigenthums und noch anderen Verhältnissen her. Im Norden und Westen giebt es eigentlich keine „Landgesellschaft" (country society) in der einmal angenommenen Bedeutung des Wortes. Hier ist das Land in kleinere Theile gesondert und jeder Besitzer hat im Allgemeinen nur so viel Land, als er bearbeiten will oder kann. Die Landleute sind Farmer, Bauern, die selber bei der Arbeit mit zugreifen und nur wenig Zeit haben für höhere geistige Ausbildung. Man sieht, wenn man durch das Land reis't, viele behagliche und

Digitized by Google

zweckmäßige Wohnungen und landwirthschaftliche Gebäude, aber keine Herrenhäuser (mansions); es giebt keine Klasse von Grundbesitzern, die man mit den europäischen Landedelleuten, dem Landadel, vergleichen könnte. Aus diesen Farmern im Norden und Westen wird man vorerst noch keine elegante Gesellschaft bilden können. Ich kannte einen Landwirth im westlichen Neuyork, der ein hübsches Stück Land mit einem »Wasserprivilegium« erworben hatte, das er vortrefflich zu benutzen verstand, denn er war für die ganze Umgegend der »lustige Müller« geworden. Allmälig erwarb er ein für seine Verhältnisse ganz beträchtliches Vermögen. Auf Zureden seiner etwas prunksüchtigen Frau bauete er nun ein zweistöckiges Steinhaus neben das alte hölzerne, in welchem er manches Jahr gewohnt hatte. Als ich ihn kennen lernte, war das Steingebäude seit fünf Jahren fix und fertig; er hatte aber nur zwei Räume in demselben möblirt, nämlich ein großes Besuchzimmer für festliche und feierliche Gelegenheiten und ein Schlafzimmer für fremden Besuch. Nach wie vor wohnte, aß, trank und schlief die Familie in dem alten hölzernen Gebäude. Und so wird es unter ähnlichen Verhältnissen mehr oder weniger überall gehen. Diese Leute sind fleißig und mäßig und legen keinen hohen Werth auf schöne Häuser, feine Kleider und hübsche Equipagen. Die Bedürfnisse des verfeinerten Lebens finden sich hier nur sehr allmälig ein. Das gilt im Allgemeinen vom westlichen Neuyork, mit einigen Ausnahmen im obern Theile des Genesee-Thales, in den Ansiedelungen am Mohawk und Hudson.

Im Süden haben die Dinge eine ganz andere Gestalt. In Maryland, Virginien, beiden Carolina, Georgien und Florida, überhaupt in den sklavenhaltenden Staaten bilden die Landgüter größere Complexe, und die Besitzer derselben leben nicht in den Städten, sondern auf dem Lande. Baltimore zum Beispiel hat seine gesellschaftlichen Kreise, aber die Hauptgesellschaft, the chief society von Maryland, findet man außerhalb der Städte, und die Hauptstadt Virginiens giebt nur ein schwaches Bild von der Gesellschaft dieses Staats. Im ländlichen Leben und Treiben der beiden genannten Staaten, und auch in Südcarolina, findet man noch manche Gewohnheiten und Neigungen, welche an die alte Colonialzeit und noch an das englische Landleben erinnern. Man trifft viele große Pflanzungen, die manchmal viele tausend Morgen Landes begreifen; auf ihnen wohnen die Besitzer mit ihren Familien in großen bequemen Herrenhäusern, in ländlichem Wohlstand und Ueberfluß, von einer Menge Sklaven umgeben. Sie selbst verrichten keine Handarbeit, leben verhältnißmäßig einsam, erhalten dann und wann Besuche von ihren Freunden und Nachbarn, und haben Muße genug, sich geistig auszubilden. Im geselligen Verkehr der südlichen atlantischen Staaten, namentlich in den drei eben genannten, herrschen sehr angenehme Umgangsformen, reiner Ton, Elevation der Ansichten und gefällige Manieren neben einem socialen Aplomb, und das Alles in einer Vermischung, wie sie nur bei einer nicht von Sorgen und Arbeiten überhäuften Volksklasse vorkommen kann.

Digitized by Google

Hin und wieder wird die amerikanische Gesellschaft durch das kirchliche Sektenwesen zerküftet. Es kommt vor, daß die Anhänger der einen Sekte mit jener einer andern gar keinen geselligen Verkehr unterhalten. Der bekannte theologische Haß, das Odium theologicum, hat aber mit dieser Entfremdung nur wenig zu schaffen; dieselbe entsteht mehr daraus, daß jede Congregation wegen ihrer reliösen Obliegenheiten und Versammlungen sich gleichsam von selbst mehr auf sich beschränkt. Zwischen Prayer-Meetings, und Bibelgesellschafts-Meetings, und Dorcas-Society-Meetings, und Sonntagsschullehrer-Meetings besteht eine innige Verbindung; man findet sich in den Wochentagen bald zu dem einen, bald zu dem andern Zwecke zusammen, und hat so viele gemeinschaftliche Corporationsinteressen, daß man bald gegen jene anderer Gemeinden gleichgültig wird. Namentlich die Dorcas-Societies sind bei den Frauen mit stark ausgeprägter religiöser Neigung sehr beliebt; es handelt sich dabei auch um wohlthätige Zwecke. Die Ladies einer Congregation, sowohl verheirathete als solche die erst noch heirathen wollen, und zwar die Letzteren in überwiegender Mehrzahl, kommen reihum in ihren Behausungen, und zwar schon früh am Nachmittage, zusammen und nähen fleißig bis zum Abend. Dann finden sich die jungen Herren ein und trinken Thee oder Kaffe, nachher folgt a snug little party mit einem guten Theil Flirtation, zu Deutsch Liebeln und Kokettiren, und zum Schlusse wird gebetet. Die jungen Herren begleiten die jungen Damen nach Hause, beurlauben sich, und man trifft sich in der nächsten Woche unter denselben Verhältnissen wieder.

Der Parteigeist steigert sich in den Vereinigten Staaten manchmal bis zur Bitterkeit, doch wirkt er nur selten in störender Weise auf die gesellschaftlichen Beziehungen ein, schon deshalb nicht, weil die Damen nicht dulden daß die Kreise in welchen sie zu geselliger Unterhaltung sich zusammenfinden, durch politische Streitigkeiten gestört werden. Väter, Brüder, Ehemänner mögen sich in ihren politischen Turnieren noch so heftig befehden; die Frauen, Schwestern und Töchter kommen darum doch nach wie vor unter demselben Dache freundlich zusammen und singen und kichern miteinander auf die harmloseste Weise.

Dem Fremden fällt in Amerika ganz besonders die hervorragende Stellung auf, welche die jungen Ladies einnehmen. In Europa halten sie sich mehr im Hintergrunde und dominiren nicht, in Amerika stehen sie dagegen im Vordergrunde und sind Alles in Allem. Sie schicken oft die Einladungskarten herum, auf denen es dann statt Herr und Frau N. heißt: Die Fräulein N. Die Mutter wird immer und allemal durch ihre Töchter in Schatten gestellt. Ich weiß, daß Gesellschaften gegeben wurden, in denen sie gar nicht erschien. Sie hatte beim Anordnen und Einrichten geholfen und sich weiter gar nicht sehen lassen. Das findet man auch ganz in der Ordnung; Mama bleibt im Nebenzimmer und hilft das Abendessen anrichten. Das Uebrige besorgen die jungen Ladies, sie empfangen die Eingeladenen und Alles geht auch vortrefflich in der Ordnung. Denn eben durch solche Unabhängigkeit gewinnt die junge Ameri-

kanerin ein sicheres Wesen, self reliance. Wenn der junge Gentleman einen Besuch macht, so fragt er der Form halber allerdings nach der Frau vom Hause, und tritt dann bei den jungen Ladies ein. Es ist nicht einmal lange Bekanntschaft nöthig um mit ihnen auf einen freundlich vertraulichen Fuß zu kommen. Man wird in einer Gesellschaft bei einer jungen Lady eingeführt, tanzt mit ihr, schwatzt ein wenig, und gefällt man ihr, so wird man gebeten sie wieder zu besuchen, natürlich mit der Redewendung: „Wir werden sehr erfreut sein, Sie wieder bei uns zu sehen.“

Das Alles hat seine Annehmlichkeit aber auch seine Schattenseite. Es kommt in die Gesellschaft ein etwas frivoler Anstrich, der besser nicht vorhanden wäre. Aber wenn naseweise, muntere Backfische (pert young Misses) von sechszehn Jahren die Hauptrolle spielen, so kann man nichts anders erwarten. Gerade die jüngeren Mädchen spielen diese Hauptrolle und geben den Ton an. Sie leben sehr abgeschlossen bis sie in die Gesellschaft treten, dann aber fühlen sie sich. Es hat manchmal etwas Peinliches, den frivolen Charakter eines amerikanischen geselligen Kreises zu betrachten; da ist keine Ruhe und keine Gemessenheit; die Wenigen, welche einen andern und besseren Ton einführen möchten, dringen den Unreifen gegenüber nicht durch. So erscheint die Gesellschaft in Amerika gleich einem jungen Füllen, das der Zähmung bedarf. Es wird in dieser Beziehung schwer werden, Abhülfe zu schaffen.

Die Folge dieser Uebelstände ist, daß sowohl Männer wie Frauen von intellectuellem Geschmack, die eine ruhigere, gleichmäßige Unterhaltung lieben, sich mehr oder weniger von der sogenannten Gesellschaft fern halten. Daher nimmt die Unterhaltung in derselben nur selten eine besonnene, vernünftige Wendung; sie dreht sich meist um Gemeinplätze, Späße, Complimente; sie ist alltäglich und es wird zu viel gelacht, namentlich auf weiblicher Seite. Mit den Männern verhält es sich nicht besser; die meisten stehen auch in Bezug auf geistige Entwickelung und feinere gesellige Bildung auf gleicher Stufe mit ihren weiblichen Bekannten. In allen civilisirten Staaten liegt viel in den Händen und in der Macht der Frauen; sie können, wenn sie wollen, ungemein wohlthätig wirken. Aber in Amerika steht der Mann von höherer geistiger Durchbildung vergleichungsweise ziemlich vereinsamt da, weil er sich nicht auf das allgemeine niedrige Niveau herabschrauben kann. Allerdings schätzen die Amerikaner das Talent, und halten den bedeutenden Mann in hoher Achtung, aber sie halten sich mit dieser Verehrung mehr in weiter Ferne, und finden es bequemer mit ihm nicht in allzunahe Berührung zu kommen. Wenn er an ihren Reunionen wirklich einmal theilnimmt, so werden sie es ihm sehr Dank wissen, wenn er seine ausgezeichneten Eigenschaften unter dem Scheffel hält. Ich sah Senatoren, die das recht wohl wußten und die lustige Person spielten, um sich den kichernden Backfischen angenehm zu machen.

Im Allgemeinen kann man den Satz aufstellen, daß in Amerika die Männer in Bezug auf geistige Ausbildung und moralische Verfeinerung weit

Digitized by Google

hinter den Frauen zurückstehen. Die meisten kommen schon sehr früh ins „Geschäft“, bevor noch ihr Charakter ein Gepräge, ihr Geschmack Ausbildung gewonnen hat. Der Eifer, mit welchem sie sich ihrem Geschäfts- oder Gewerbszweige hingeben, läßt sie nicht zu höherer geistiger Ausbildung gelangen. Die „Gesellschaft“ hat von solchen Leuten keine Bereicherung zu hoffen; sie behält einen rauhen Zuschnitt, und was noch schlimmer, sie ist nicht progressiv. Hier könnten allein die höher gebildeten Frauen die Dinge zum Bessern lenken; diese begreifen recht wohl, woran es fehlt und was mangelt, sind aber nicht energisch genug, die Sache anzugreifen. So lange die Backfische die Hauptrolle spielen, wird es nicht besser werden.

Jetzt widmet man in den geselligen Kreisen den verheiratheten Frauen nur geringe Aufmerksamkeit. Sie können jung, schön, liebenswürdig, und noch vor einigen Wochen Sterne ersten Ranges gewesen sein, — sobald sie verheirathet sind, werden sie auf das Sims gelegt: laid on the shelf, so lautet der Kunstausdruck. Eben so eigenthümlich ist die Erziehung der amerikanischen Mädchen. Sie können sich von Jugend auf vollkommen frei bewegen, aber man gewöhnt sie auch von früh an, sich auf sich selbst zu verlassen. Hier ist die Welt kein Buch mit sieben Siegeln. Sie begreifen bald ihre Lage, müssen ihre Kräfte prüfen, lernen die Gefahren kennen, von welchen sie umgeben sind, und gewinnen schon in jungen Jahren weit mehr Haltung und Charakter als die Europäerinnen; sie handeln für sich selbst, wenn diese noch am moralischen Leitbande gehalten wird. Kämen sie nun nicht so früh in die Gesellschaft, so würde diese nur dabei gewinnen können. Ob bei solcher Frühreife das Herz nicht auf Kosten der Charakterbildung beeinträchtigt wird, das ist eine andere Frage.

Der Verkehr zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts wird durch keine Schranke gehindert, und diese Freiheit wird nur selten gemißbraucht. Ein junger Mann ladet eine junge Dame zum Spazierengehen und zum Spazierenfahren ein; ob sie die Einladung annehmen will oder nicht, das hängt lediglich von ihr ab; er begleitet sie aus einer Gesellschaft oder einem Concert nach Hause; ihre Mutter und Schwester gehen inzwischen auf einem andern Wege heim. Was man in Europa für ungeeignet hält, erscheint in Amerika ganz in der Ordnung und dem Anstande gemäß, weil eben die Amerikanerin schon früh selbständig wird und weil die Devotion der Männer vor den Damen wirklich etwas Donquixotesches hat. Man begegnet denselben, und das ist löblich, mit der größten Hochachtung, aber nicht selten bevorzugt man sie in der allerübertriebensten Weise und giebt allen ihren Launen und Einfällen nach.

Man hat den Amerikanerinnen Prüderie vorgeworfen. Es ist richtig, daß dieselbe in einzelnen Theilen, namentlich da, wo noch der alte Puritanismus in seiner Strenge sich erhalten hat, vorkommt; aber auch sie findet ihre Gegensätze. Vor einigen Jahren war die Stadt Newport in Rhode Island als Seebad in der Mode. Ich hielt mich einige Wochen dort auf. Gleich am ersten Tage, als ich mit einem Freunde am Ufer auf- und abging, begegnete uns

Digitized by Google

eine Partie Damen und Herren, denen mich mein Begleiter vorstellte. Nachdem wir uns einige Minuten mit einander unterhalten, machte eine der Damen uns den Vorschlag, mit ins Bad zu gehen. Ich überzeugte mich nachher, daß in dieser Aufforderung gar nichts Ungewöhnliches lag. Für Herren und Damen sind verschiedene Räume zum Auskleiden vorhanden, man zieht Badekleider an, geht ins Wasser, und vierzig bis funzig Männlein und Fräulein fassen einander an die Hand und erfreuen sich des Wellenschlages der Brandung. Hier lag ein antipuritanisches Extrem vor. Im Ganzen und Allgemeinen sind aber die Amerikaner auch nicht extrem, und man muß sich hüten, beim Urtheilfällen zu generalisiren.

Die Amerikaner heirathen sehr früh, und auch dieser Umstand wirkt sichtlich auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ein. Es hat für einen Europäer allerdings etwas Auffallendes, wenn er sieht, daß Knaben und Mädchen, welche kaum die Schule verlassen haben, als Mann und Frau auftreten. Aber in einem neuen Lande, wo Raum genug für Alle ist, und wo Jeder, wenn er nur fleißig und geschickt ist, sein gutes Fortkommen findet, sind frühe Heirathen nicht nur erklärlich und zulässig, sondern auch wünschenswerth. Aber man übertreibt es in Amerika, und auf Schritt und Tritt begegnen Einem Ehepaare, die wirklich kaum den Kinderschuhen entwachsen sind. Eine Verheirathung bedingt aber dort noch kein häusliches Leben und keine häuslichen Einrichtungen in europäischer Weise, denn das Paar wohnt vorerst in einem Hotel oder Kosthause; diese sind in allen Städten in Menge vorhanden, und die Hälfte ihrer Insassen besteht aus jungen Ehepaaren. Den jungen Frauen sagt das wirthshäusliche Leben zu; es hat für sie etwas Anregendes und sichert sie vor Langeweile; sie haben wenig zu arbeiten und für wenig zu sorgen, da alle Augenblicke Aufwärter genug zur Hand sind; außerdem ist die Tafel immer reichlich mit guten Speisen besetzt. In einem eigenen Hause führt dagegen die Amerikanerin ein mehr abgeschlossenes Leben; nachdem sie mit ihrem Manne gefrühstückt hat, geht dieser ins Geschäft und läßt sie bis zum Mittagessen allein; dann eilt er wieder ins Geschäft und kommt erst Abends zurück. Wohnt aber das Paar in einem Hotel, so hat doch die Frau „Zeitvertreib“, wenn der Mann nicht daheim ist. Sie empfängt Besuche und unterhält sich mit jungen oder alten Herren in ihren Zimmern. Daß ein solches Leben in manchen Fällen nicht ohne Gefahr für die Sittlichkeit ist, liegt auf der flachen Hand. Es kann aber nicht ewig währen und am Ende muß die Amerikanerin doch Anstalt machen, sich ihren eigenen Hausstand zu gründen, was denn freilich mancher recht schwer ankommt.

Die Amerikanerinnen lieben die Musik, und manche leisten darin etwas Tüchtiges; auch tanzen sie gern, was den Presbyterianern im Norden für eine Sünde gilt, über welche die Kirche ihren Fluch ausgesprochen hat. Ich war einmal gegenwärtig, als sämmtliche Presbyterianer die Gesellschaft verließen, sobald das Tanzen anfing.

Digitized by

Ich will hier noch des Verhältnisses zwischen Herrschaften und Dienstleuten erwähnen. In England ist der Abstand zwischen Beiden viel größer als in Amerika; dort steht der Herr höher, der Diener tiefer; aber in Amerika giebt es zwischen Beiden eine Linie welche nicht überschritten werden darf. Wenn hier das Verhältniß nicht so strenge Formen hat, so kommt das daher, daß Herr und Diener wohl wissen, wie bald der Letztere auch seinerseits ein selbständiger Mann sein wird. Denn mit Ausnahme der Sklavenstaaten giebt es in Amerika keine dienende Klasse, das heißt eine solche deren Individuen zeitlebens in ein und demselben dienstlichen Abhängigkeitsverhältnisse zu der Herrschaft bleiben. So lange Jemand dient oder „hilft“, wie man sich ausdrückt, ist er auch ein Diener, obwohl kein so abhängiger wie in Europa. Er mag nicht so leicht zu behandeln sein wie in Europa, aber sobald er sich ungehorsam zeigt, wird er entlassen. In neuen Gegenden, wo noch Alles einfach hergeht, leben wohl häufig Herr und Diener auf ganz gleichem Fuße, aber das ist mehr oder weniger auch unter ähnlichen Verhältnissen in Europa der Fall; wie es denn thörig wäre eine Scheidungslinie zwischen Individuen zu ziehen, wo sich schon in Folge gleicher Beschäftigung eine gewisse Gleichheit von selbst herausstellt.

In einem Volke, das aus so mannichfachen Bestandtheilen zusammengesetzt und über ein so weites Land verbreitet ist, findet man begreiflicherweise die verschiedensten Stufen gesellschaftlicher Entwickelung und eine große Verschiedenheit des Charakters. Es ist ein sehr buntfarbiges moralisches Gemälde. Der Hinterwäldler am Wabasch und Miami hat andere Züge und Eigenthümlichkeiten als der leichtaufwallende stürmische Südländer, oder der trockene Neu-Engländer. Man muß sich auch hier vor dem Verallgemeinern hüten. Mit Recht tadelt man die abscheuliche Art der Zweikämpfe welche im Süden so oft vorkommen; aber wenn es richtig ist, daß auf dem Mississippi so viele Dampfboote verunglücken, so ist das doch auf dem Hudson nicht der Fall. Gerade im Norden hegt man gründlichen Abscheu vor der Duellwuth der Südländer, die ganz besonders in Virginien die Empfindlichkeit bis zum Krankhaften steigern. Das deutet auf keine gesunden moralischen Zustände; denn entsteht ein Duell, so nehmen auf beiden Seiten Freunde, Bekannte, Verwandte, Frauen und Männer an dem sogenannten Ehrenhandel lebhaften Antheil.

Zum Schlusse will ich noch Einiges über die amerikanische Schönheit bemerken. In zwei Punkten steht sie unübertroffen da, in der klassischen Reinheit und Delikatesse der Gestalt und dem vollendeten Ebenmaße und der Kleinheit von Hand und Fuß. Namentlich sind in dieser letztern Beziehung die amerikanischen Damen beneidenswerth. Ich habe selten eine sorgfältig erzogene Amerikanerin gesehen, die nicht eine kleine Hand gehabt hätte, und dem Fuß einer maryländischen Dame ist nicht leicht etwas an die Seite zu stellen. Das wissen sie auch, und deshalb kokettiren sie am meisten mit dem Fuße. Dagegen fehlt den Amerikanerinnen die schöne abgerundete Form. Das gilt freilich nicht gerade von Neu-England und den gebirgigen Gegenden von Pennsylvanien und

Digitized by Google

Maryland; dort kann die Amerikanerin an Rundung mit den Europäerinnen sich messen; aber anderwärts und im Allgemeinen hat sie etwas Allzuschmächtiges und Schlaffes, zum Theil wohl deshalb, weil sie körperliche Uebung und Bewegung scheut. Ein englisches Mädchen macht sich in einem Morgen mehr Bewegung, ohne über Ermüdung zu klagen, als eine Amerikanerin im Laufe des ganzen Tages. Deshalb schwindet auch die amerikanische Schönheit eher hinweg, namentlich im Süden, wo die Blume verwelkt, ehe sie noch recht zum Ausbrechen gekommen ist. Dagegen dauert sie im Norden und Nordosten lange an; das gilt von allen Landestheilen im Norden des Potomac und im Osten der Seen, und namentlich in Philadelphia habe ich unübertroffene Schönheiten in reiferm Alter gesehen.

Die Theetrinker gegen die Bier-, Wein- und Branntweintrinker in den Vereinigten Staaten.

Die sogenannte „Mäßigkeits- oder Nüchternheits-Bewegung“, welche in Europa mehr eine Frage der Sittlichkeit und Humanität ist, hat in Amerika auch ein durchaus politisches Gepräge gewonnen. Die Compromißgesetze, die flüchtigen Sklaven, die Cuba-Anknüpfung, die Intervention in europäische Angelegenheiten und der Magyar Kossuth sind völlig in den Hintergrund getreten gegen die Frage: „Soll künftig noch Branntwein und Bier von Privatleuten ausgeschenkt werden?“ Wir haben in einem frühern Hefte dieser Zeitschrift ein Bild von der Art und Weise gegeben, wie die Frauen im Staate Ohio dem „König Alcohol“ den Krieg machen. Der Staat Maine nahm ein „Liquor Law“ an, welches den Privatleuten den Verkauf gebrannter oder gegohrener Getränke verbietet, und nun verlangen Hunderttausende, vielleicht Millionen Stimmen die Einführung desselben Gesetzes auch in den übrigen Staaten. Die Bewegung für oder gegen die Maßregel hat in allen Landestheilen die hitzigsten Debatten hervorgerufen, und die alten Parteien, Whigs, Demokraten, Nationalreformer, Freesoiler und Abolitionisten, Compromißmänner, Anhänger der südlichen Staatenrechte und wie sie weiter heißen, bereits der Auflösung nahe gebracht. Die Hauptfrage ist jetzt: „Liquorgesetz oder nicht? Thee oder Bier und Branntwein?“ Sie hat, wie angedeutet, einen tiefen Riß in die Parteiorganisation gemacht und wird bei der bevorstehenden Präsidentenwahl eine wichtige Rolle spielen. Den Candidaten wird ohne allen Zweifel ein Glaubensbekenntniß über diese Angelegenheit vorgelegt werden, welche sich nun einmal der Köpfe bemächtigt hat.

So viel ist ausgemacht, daß in einer demokratischen Republik, die dem Einzelnen eine größere Summe von Freiheit läßt, als er in irgend einem an-

Digitized by

dern Staate von verschiedener Regierungsform genießt, für das Gedeihen des Gemeinwesens ungemein viel von der Sittlichkeit und dem guten Verhalten der Einzelnen abhängt. Ein republikanisches Land erfordert nach dem alten Ausspruche Montesquieus möglichst viele tugendhafte Bürger, Männer von Selbstbeherrschung und Selbstbestimmung. Daß diese mit einem Hange zur Trunkenheit unverträglich sei, leuchtet Jedem ein. In allen Ländern liefern statistische Nachweise unwiderlegbar Zeugniß davon, daß über die Hälfte aller Verbrechen und Vergehen auf Rechnung geistiger Getränke fallen. Die sogenannten geringeren Klassen geben sich dem Genusse derselben vorzugsweise hin, sie sind am wenigsten enthaltsam, und die Trinksucht wirkt unter ihnen um so gemeinschädlicher, da sie in höherer geistiger Bildung kein Gegengewicht findet. Der Branntwein verviehet die Menschen. Er ist in einem demokratischen Staate mit allgemeinem Stimmrecht doppelt und dreifach schädlich und gefährlich. Er zerrüttet die Familienverhältnisse, wirkt nachtheilig auf den Wohlstand und auf die Kindererziehung, füllt Zuchthäuser, Armenhäuser, Spitäler. Wir lasen neulich in einem englischen Blatte, daß auf einer Insel der Hebriden die ganze Armensteuer von den Almosenempfängern in Branntwein vergeudet wird; deshalb weigert man sich jetzt, sie ferner zu zahlen, um der Völlerei keine Prämie zu geben.

In Nord-Amerika, wohin jährlich Hunderttausende von Irländern einströmen, hat man die demoralisirende Wirkung des Branntweintrinkens, der republikanischen Zustände wegen, schmerzlicher empfunden als anderwärts. Deshalb ist auch die Abneigung und die Gegenwirkung um so stärker. Sie ist ins Extrem umgeschlagen, sie geht bis zum Fanatismus; sie will auch den Genuß gegohrener Getränke, des Weines und Biers, verbieten. Damit schießt sie über das Ziel hinaus, und erstrebt, was sich nicht durchsetzen läßt. Wir empfehlen den fanatischen Theetotallers einen Abschnitt in Liebig's chemischen Briefen, wo sie nachgewiesen finden, daß der Genuß von Wein und Bier durch die innere Leibesverfassung des Menschen gefordert wird, und von derselben bedingt wird. Deshalb haben auch alle Völker in allen Erdtheilen diesem von der Natur gebotenen Bedürfnisse auf die verschiedenartigste Weise zu genügen gesucht.

Jedenfalls bietet die Nüchternheitsbewegung in der Phase, in welche sie nun getreten ist, ein allgemeines Interesse dar, nicht bloß in moralischer, sondern wie schon angedeutet ward, auch in politischer Beziehung, und wir wollen sie deshalb etwas näher darstellen.

Die Tabellen der siebenten allgemeinen Volkszählung weisen nach, wie viel spirituöse und gegohrene Getränke 1850 in den Vereinigten Staaten producirt wurden. Wir ersehen aus diesem Census, daß in Brennereien und Brauereien (— mit Ausnahme von Neuhampshire, Delaware, Mississippi, Texas, Florida, Arkansas, Californien, Minnisota und Oregon, aus welchen die Nachrichten fehlen, —) ein Kapital von 8,334,254 Doll. angelegt war; sie beschäftigten 5487 Leute, lieferten 1,177,924 Barrels Ale und anderes Bier, 42,133,955

Gallonen Whisky und andere geistige Getränke, und 6,500,000 Gallonen Rum. Am meisten Bier und Branntwein lieferten die Staaten Neuyork, Pennsylvanien und Ohio. In Maine, von wo die Bewegung ausging und König Alcohol die erste entscheidende Niederlage erlitt, waren nur 17,000 Doll. Kapital in Brennereien angelegt, welche 220,000 Gall. Branntwein, und nur aus Syrup fabricirten. Hier stellte sich den Theetotallers kein erheblich „Liquorinteresse" entgegen, welches dagegen in den genannten drei großen Staaten sehr mächtig ist. Allein in Neuyork ist in demselben ein Kapital von 2,585,908 Doll. angelegt; es liefert 9¼ Mill. Gallonen Branntwein, eine viertel Million Gallonen Rum, 644,700 Fässer Bier, und verarbeitet 4,625,290 Buschels Getreide; wovon Gerste 2,062,250 B., Mais 1,647,266 B., Roggen 909,067 B., Hafer 6707 Buschels. Außerdem noch zu Cider 60,940 Buschels Äpfel; sodann 24,500 Orhoft Syrup, 581 Tons Hopfen.

Das Maine Liquorgesetz ist in Rhode Island, Neujersey, Indiana und Ohio verworfen worden. Im letztgenannten Staate wurde es sogar von einer zur Begutachtung einberufenen Convention der Bevollmächtigten aller Mäßigkeitsvereine als viel zu streng erachtet. Sie entschied, daß dadurch die wahre Enthaltsamkeit nicht gefördert werden könne; diese müsse vielmehr auf moralischer Ueberzeugung beruhen. In Wisconsin ist wie es scheint die öffentliche Meinung gegen die Annahme; in Massachusetts ging es durch den Senat, doch unter der Bedingung, daß das Volk in seiner Gesammtheit abstimmen solle. In Pennsylvanien scheint „die große Frage der Gegenwart" viele Aussichten zu haben, eben so in Minnisota, weniger in Neuhampshire, mehr in beiden Carolina. In Neuyork haben sich die Gegner des Branntweins das Versprechen gegeben nicht eher zu ruhen, als bis König Alcohal vom Throne gestürzt sei.

Sie haben die Frage an die Volksvertretung zu Albany gebracht, wo ein besonderer Ausschuß zur Begutachtung derselben niedergesetzt wurde. Der Bericht desselben liegt uns vor; er empfiehlt eine Abänderung der jetzt bestehenden Accisegesetze im Interesse der Moral und des öffentlichen Wohlstandes. Dieselben entstanden zu einer Zeit, wo man den Genuß geistiger Getränke noch nicht als so nachtheilig und gemeinschädlich erkannt hatte, als gegenwärtig; jetzt weiß man, daß ihr Genuß, als Gewohnheitsgetränk, dem Körper keineswegs zuträglich ist, daß er aber Verbrechen und Armuth erzeugt. Beinahe alle gewaltsamen Beeinträchtigungen des Gesetzes, und die Friedens- und Ruhestörungen, von der gemeinen Schlägerei bis zum grauenhaftesten Morde, lassen sich auf den Einfluß berauschender Getränke zurückführen. Vier Fünftel aller Armuth kommt gleichfalls auf ihre Sündenrechnung. Die statistischen Berichte von 1849 liefern die Belege für diese Ansicht. Aus dem Berichte des Polizeiamtes der Stadt Neuyork ergiebt sich Folgendes. In einem Zeitraum von drittehalb Jahren wurden dort verhaftet 180,640 Personen, und zwar 18,993 wegen thätlicher Beleidigungen und Schlägerei, 25,164 wegen ungebührlichen Be-

Digitized by Google

nehmens, 2645 wegen Schlägerei auf der Straße, 44,333 wegen Trunkenheit allein, 35,048 wegen Trunkenheit mit sonst noch ungeeigneter Aufführung, 14,800 wegen Landstreicherei; — macht 140,783 Verhaftete, von denen beinahe alle in Haft kamen, weil sie dem Trunk ergeben waren. In der zweiten Hälfte des Jahres 1851 wurden in der Stadt Neuyork 18,458 Leute verhaftet; beinahe alle aus demselben Grunde; 16 waren Mörder. Neuyork hat nicht weniger als fünftausend neunhundert und zehn Schenken! Solch ein Zustand muß ein Ende nehmen; hier muß gesteuert werden. Das Gemeinwesen hat vom Branntweintrinken nur die allerempfindlichsten Nachtheile. Maine that recht daran daran, den Verkauf aller geistigen Getränke völlig zu verbieten, außer zu medicinischen und technischen Zwecken. Am 2. Juni 1851 trat das neue Gesetz in Kraft. Nach kaum siebenmonatlicher Wirkung haben seine wohlthätigen Folgen sich deutlich herausgestellt. Ein Bericht des Bürgermeisters der Stadt Portland vom 15. Januar 1852 bemerkt, daß dort nicht der funfzehnte Theil geistiger Getränke gegen früher verkauft wurde; im Staate überhaupt werde nicht ein Viertel so viel getrunken als sonst. Die öffentliche Meinung wache mit Strenge über Durchführung so wohlthätiger Verfügungen. Der Direktor des Armenhauses hat folgenden Bericht abgestattet: Im Jahre 1850 wurden 290 Individuen aufgenommen, 1851 nur 262; außer dem Hause wurden 1850 unterstützt 60 Familien. Diese Zahlen hatten sich nach Erlaß des Gesetzes in sechs Monaten um die Hälfte vermindert. Ins Zuchthaus kamen wegen Trunkenheit vom 1. Januar bis 31. Mai 1851, als in fünf Monaten 34; vom 1. Juni bis 16. Oktober 8; von da bis Ende des Jahres keiner. Seitdem steht das Zuchthaus leer. Vom 1. Juni bis 31. December 1850 waren 192 in dasselbe gekommen!

Aehnliche Berichte sind aus den Städten Bangor und Augusta eingelaufen. Der Bürgermeister von Portland ist der Ansicht, daß das Liquor-Gesetz die Staatssteuer um reichlich drei Viertheile vermindern werde, und daß das Volk mindestens zwei Millionen Dollars, die es seither für Branntwein und dergleichen ausgab, in seiner Tasche behalten werde. Die Zahl der Bittsteller, welche in Neuyork die Einführung eines Gesetzes verlangen, das in Maine so segensreich gewirkt hat, beträgt mehre Hunderttausend. Darunter sind viele Frauen, was sich leicht erklärt, weil gerade sie am meisten durch Trunksucht der Männer zu leiden haben. Der Ausschuß beantragt daher ein Gesetz, ähnlich jenem Liquor Law in Maine; er bezeichnet dasselbe als eine Acte, welche durch Unterdrückung der Zech- und Schenkhäuser, der Verarmung, dem Verbrechen und der Besteuerung entgegenarbeite. Gleich der erste Abschnitt verordnet, daß Niemand verkaufen oder weder direkt noch indirekt verkaufen lassen soll unter irgend einem Vorwande geistige oder berauschende Getränke, oder gemischte Getränke, von welchem ein Bestandtheil berauschend ist. Die Behörde einer Stadt soll jährlich im Juni einen Mann, der kein Schenkwirth ist, ernennen, welcher Spiritus, Wein oder andere berauschende Getränke verabfolgen lassen

Digitized by Google

darf zu medicinischen, technischen und gottesdienstlichen Zwecken. In demselben Sinne lauten die übrigen Abschnitte des Gesetzvorschlages, der außerdem bestimmt, daß Schulden, welche man durch Einkauf berauschender Getränke gemacht hat, gar nicht sollen eingeklagt werden können.

Gegen diese Vorschläge hat sich namentlich in Neuyork ein wahrer Sturm erhoben; man will nichts wissen von solchem „Druck und Fanatismus“, und hat große Massenversammlungen gehalten zu Gunsten der „natürlichen und unveräußerlichen Bürgerrechte“; man will sich „durch die Fanatiker nicht der Freiheit berauben, nicht durch sie die Gewerbs- und Handelsinteressen beeinträchtigen lassen“. In einer sehr zahlreich besuchten Versammlung, an welcher „Boys“ in Menge Theil nahmen, wurde gegen die Nüchternheitsapostel protestirt, die dem Menschen ein Verbrechen daraus machen wollen, wenn er ein Glas Wein trinke, was doch Noah und unser Heiland gethan. Einige Redner behandelten den Gegenstand mit Ernst und Würde, andere suchten auf die Lachmuskeln ihres nicht eben sehr gewählten Zuhörerkreises zu wirken. Ein Herr Enoch Camp z. B. schlug vor, man solle einen Verein zur Abschaffung schlechter und Einführung guter Liköre bilden. Er benutzte die fanatischen Uebertreibungen der „Kalt- und Lauwarmwasserleute“, um ihr ganzes Streben lächerlich zu machen; sprach von dem veredelnden Einflusse den a cogenial glass auf den Menschen übe, und fragte: ob die Weltgeschichte irgend einen großen Genius kenne, „who didn't take a little toddy. You cannot tell any man, that ever presented a rich thought in poetry, philosophy, science or religion who didn't take his toddy. Und ich biete der ganzen Mässigkeitsphalanx Trotz, von Maine bis Georgien, mir irgend einen enthaltsamen Mann zu nennen der, seit Anbeginn der Welt, auch nur eine einzige originale Idee gehabt hätte.“ Andere Redner sprachen in ähnlicher Weise.

Die Bewegung ist aber zu intensiv geworden, und hat insbesondere durch Betheiligung vieler Geistlichen und namentlich auch der Frauen so viel Nachdruck erhalten, daß man sie durch alltägliche Redensarten und gute oder schlechte Witze nicht mehr beseitigen kann. Sie wälzt sich wie eine Lavine durch die ganze Union.

Deutsche Reisende in Amerika.

Der Staat Missouri.

Herzog Paul von Würtemberg meint, daß unter den westlichen Staaten auch Arkansas und Missouri sich für deutsche Ansiedler eignen. Das kann aber nur von einzelnen Strecken gelten, nicht im Allgemeinen. Von dem letztgenannten Staate entwirft er folgende Schilderung.

Der Missouristaat, der vom 36 bis 39sten Breitegrad eine große waldige und steppenreiche, wohlbewässerte Fläche bildet, ist, was seine geographischen und geologischen Verhältnissen anbelangt, genau bekannt. Man hat gute Karten und

Digitized by Google

topographische Beschreibungen von tüchtigen Amerikanern, welche als Männer vom Fach von Seiten der Regierung aufgestellt wurden, und sie haben ihren Zweck eifrig verfolgt und ihre Aufgabe meisterlich gelöst. Das Land ist gemessen, seine Kräfte sind berechnet und alles zur Cultur fähige Land (also eigentlich der ganze Staat, einige felsige Striche abgerechnet) entweder gesettelt (im Besitz bestimmter Eigenthümer) oder (der geringere Theil) noch für den Staatspreis 1¼ Doll. per Acre in Parcelen von 160 Acres vom Staat zu kaufen. Die großen Waldflächen enthalten zum Theil das herrlichste Bauholz, sie bestehen sowohl in Bottom (den hochstämmigen Waldungen der Niederungen an den Strömen, besonders dem Missouri, Osage, Gasconade, Grande Riviere, Fish River und Kanzas, wo sich die riesenhaften Formen der Aspen, Sycomoren, Eschen und Storarbäume mit ihrem lebhaften Unterholz und umgürtet und berankt von Schlingpflanzen und wildem Wein finden), als auch in den Timbers (Laubwaldungen auf erhabenen Standpunkten), Bergen und Hochland, welche meist aus Eichen, Nußbäumen, Eschen, hin und wieder Cedern, Juniperus oxycedrus, virginianus und Tulpenbäumen, Locust-tree, Gleditschia triacanthos, Robinia pseudoacacia, Preedwood, Cercis canadensis, Gymnocladus canadensis, Porcelia triloba, Papaw, Dyospyros virginianus, Persimon, nebst Sträuchern, Schlingpflanzen und einer Menge zum technischen oder officinellen Gebrauch nützlicher Bäume, Sträucher und Gewächse bestehen.

Diese Vegetation steht der von Illinois gleich, und bringt selbst die nämlichen Formen. Der südliche Theil des Staates enthält auch schon die Uebergänge des kältern in das im Winter gemäßigtere Klima, wo Schnee selten fällt und die Fröste seltener sind und weniger heftig einwirken. Die Counties südwärts enthalten große Cypressenwaldungen (Taxodium distichum), deren Stämme bekanntlich riesige Dimensionen einnehmen, und von 36° 30′ bis zum Wendezirkel sich erstrecken, selbst das mexicanische Hochplateau einnehmen, wie in Chapultepec bei Mexico, wo sie ein hohes historisches Alter bezeichnen und in tiefem Sumpfland (Swamp) vorkommen. Die mittlern Breiten des Staates zwischen St. Louis und Herculanum nehmen große Strecken des Lyriodendron tulipifera ein, und der Sassafras (S. [Laurus] officinale sassafras. Linn.) bekleidet das fruchtbare Land der Niederung, sowie die steinigen Bergwände, ebenso wie der Dogwood (cornus florida).

Aus allem ersehen Sie die große Mannichfaltigkeit der Baum- und Strauchformen. Ebenso groß ist die Mannichfaltigkeit an Kräutern und Gräsern in den Wäldern und Prairien. Der prachtvollste Flor bedeckt acht Monate des Jahrs hindurch die Fluren, reich an Arten, reich an Abwechslung der Farben, und ein großes Feld dem Kundigen darbietend. Die Fruchtbarkeit dieser westlichen Staaten an natürlichem Nahrungsstoff für Menschen und Vieh ist ungeheuer, die Productivkraft der Natur unglaublich, der Humus zum Theil unerschöplich; die Cerealien, alle europäischen ohne Ausnahme, sind ganz ungewöhnlich ergiebig; hiedurch und durch den Umstand daß Gartenwurzelfrüchte, Kartoffeln, Tabak,

Digitized by Google

Castorbohnen (Ricinus communis et viridis), Baumwolle (die kleine Varietät von Gossypium herbaceum) Bohnen, Erbsen, Kichern, Linsen, Erdnüsse und Bataten (Convolvulus batatas), Gurken, alle Varietäten von Kürbissen, Wasser- und süßen Melonen trefflich gerathen, wird dieses Land ungemein lohnend zur ökonomischen Bebauung selbst im größten Maßstab, zumal die Menge Dampfkunstmühlen und der Reichthum an Wasserstraßen, durch die wärmern Monate des Jahrs, die Versendung und den Verkehr der Früchte ungemein erleichtern und befördern. Ich bewunderte den ungeheuren Viehstand, die sämmtlich trefflich genäherten Heerden an Rindvieh, Pferden und Schafen, und die Massen von Schweinen, deren ungeheure Größe und feister Zustand mich in Erstaunen setzte, denn Schweine von 6 bis 800 Pfund sind nicht selten. Diese Thiere leben meist von den Früchten der Wälder und bedürfen nur eines geringen Zuschusses von Welschkorn um gemästet und dann an die Porkhäuser versandt zu werden, wo man deren täglich fabrikmäßig Hunderte schlachtet, zubereitet, einsalzt und räuchert. Daher auch die niedern Preise des geräucherten Schweinefleisches von 5 bis 7 Cents das Pfund, und die immer zunehmende Vervollkommnung des Artikels, welcher der westfälischen und Bayonner Waare ganz ebenbürtig wird, während er nur den halben Preis kostet. Die Lebensbedürfnisse werden auch täglich billiger im Westen, und die Concurrenz in Fabriken und Dampfbooten erleichtert den Ankauf und Verkehr und drückt den Preis der Waaren herab, so daß diese beinahe alle tief unter dem Niveau des europäischen Marktes stehen. Handarbeiten sind immer noch theuer, so wie feinere Schneider- und Schuhmacherwaare. Da der Taglohn (von 10 bis 15 Dollars monatlich) noch hoch ist, so kann jeder sein Leben bei guter Kost durchbringen wer arbeiten will, und Vagabonden sollte es gar keine geben. Leider lieben es aber viele Fremde nicht zu arbeiten.

In den Sklavenstaaten ist es leicht sich Neger zu miethen, und mit diesen für 150 bis 50 Dollars, nach deren Capacität, zu arbeiten, ohne der großen Auslage des Ankaufs von 400 bis 1200 Dollars sich zu unterziehen. Das verkaufbare Land steht von 3 bis 15 Dollars der Acre in Bausch und Bogen mit Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, Feld, Wald und Prairie, je nach der Güte des Landes und der Wohnbarkeit der Baulichkeiten. Ganze Inventarien an Ackergeräth und Viehstand werden oft in öffentlicher Versteigerung oder aus freier Hand verkauft, meist mit Sicherheit oder Bürgschaft zu einem Jahr Credit.

Dem Weinbau wurde in den letzten Jahren in Illinois und Missouri einige Aufmerksamkeit gewidmet, so lange aber selbst unsere deutschen Winzer in Hermann am Missouri die wilde Catawba-Rebe veredelt in Cultur setzen, kann ich als Freund öneologischer Fortschritte der Sache keinen Beifall zollen, da alles Anpreisen solcher Waare nur auf Unkenntniß oder Speculationssucht beruhen kann.*) Dagegen führt die Veredlung der Obstbäume und regelgerechte

*) Es ist übrigens ein auf langer Erfahrung beruhender Satz daß die europäische Rebe ausartet, die einheimische dagegen sich durch sorgfältige Pflege veredelt. A.

Digitized by Google

Bereitung des Aepfelciders zu sehr guten Resultaten. Die Weinpreise sind so gering in den Vereinsstaaten, der Seetransport ist so mäßig im Frachtpreis daß der Weinbau kaum lohnend ist und sich fürs erste auf die Cultur guter Speisetrauben, die auf dem Markt zu hohen Preisen verkauft werden, reduciren könnte. Mir widern diese Catawba-Trauben, die in keiner Hinsicht unsere schönen, edlen europäischen Trauben ersetzen.

Meine Reise den Missouri aufwärts auf einem der bessern Dampfboote lief ohne alle Unfälle ab. Ich fand Gelegenheit die früher schon beschriebenen Gegenden des untern Stromthales nach längeren Jahren wieder zu sehen, und das Aufblühen neuer, das Verschwinden älterer Plätze, wie z. B. Franklin, zu bemerken. Unter den neuen am Ufer des Stroms gelegenen Städtchen sind Hermann, Jefferson, Booneville und Glasgow die bedeutendsten. Sie nehmen, durch ihre Lage begünstigt, immer mehr zu. In Hermann haben die Deutschen sich vorzüglich auf den Weinbau verlegt. Höher den Strom hinauf bildeten sich Kansas, an der Mündung des Flusses gleichen Namens, Weston und San Joseph, beinahe ganz Eigenthum der Familie Robidour, und nach Joseph Robidour benannt, ein Platz von Bedeutung, nahe dem Black-Snake-Creek (serpent noir), wo ich im Jahre 1830 eine Zusammenkunft mit dem Chef der Sakis- und Fox- (Otogami) Indianer hatte.

Ich landete in Kanzas, welches nebst Westport und Independence ein Hauptpunkt ist, aus welchem Trains und Expeditionen nach dem Westen (St. Fé, Laramie, Salt-Lake, Californien und Oregon) ausgehen und ihren langen und gefährlichen Marsch beginnen. Es war fürchterlich heiß gewesen; in den letzten Tagen August's, als ich gerade mit meinen Anstalten zur Abreise fertig geworden, entluden sich schwere Gewitter mit starken Regengüssen, milderten aber nur wenig den außerordentlichen Wärmegrad (26 bis 28° R.) und vermehrten nur die peinigende geflügelte Insectenwelt. Ich hatte mir zwei leichte Wagen angeschafft, und diese meist mit Provisionen, den nöthigen Waffen und Munition beladen. Sowie man die Gränze des Missouristaates erreicht, fängt Prairie an, nicht jene kurzgrasige Steppe des Westens, sondern hohe gesellige Gräser und Kräuter mit herrlichem Blüthenschmuck, untermischt mit niederm Strauchwerk, Eichen- und Sumachbüschen. Dieses Land ist noch eine lange Strecke Eigenthum von übersiedelten Indianerstämmen des Ostens, mit denen die Vereinigten Staaten Verträge abgeschlossen haben. Von Westport bis zum Fluß Wakarussi und westwärts gehört es den schon meist christlichen Shawnees, die eine presbyterische, baptistische und methodistische Mission als Erbauungs- und Bekehrungsstätte haben, da der fromme Eifer der Anglo-Amerikaner viele Sorge trägt das Christenthum, leider aber auch das Sectenwesen, unter die Rothhäute zu verbreiten. Das Land ist auf diese Weise umgürtet von befreundeten, halbcivilisirten Indianern.

Digitized by Google

Die jetzige Lage Californien's.

Wir entlehnen der „Hansa" folgenden Bericht aus San Francisco 31. Januar 1852.

„Während des vergangenen Jahres hat San Francisco mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt; großes Unglück hat die Stadt heimgesucht, so daß es Keinen in Erstaunen setzen kann, wenn in gewissen Beziehungen der Fortschritt kein erwünschter gewesen ist. Zu Anfang des Jahres konnte sich dieser Platz nicht von den Excessen in der Speculation, zumal nicht von denjenigen, die das Grundeigenthum zum Gegenstande hatten, erheben; später, in den Monaten Mai und Juni, zerstörten zwei große Feuersbrünste den besten Theil der Stadt und verzehrten das bewegliche Eigenthum in einer fast unberechenbaren Menge. Zu derselben Zeit regte die schlechte Rechtspflege alle Gemüther auf, in Folge dessen sich Gesellschaften von einzelnen Privatleuten bildeten, die es sich zur Pflicht machten, das Leben und das Eigenthum der Bewohner gegen freche Uebergriffe zu schützen; welchen Erfolg diese Maßregeln gehabt haben, mag dahingestellt sein; gewiß ist, daß Unordnungen und Gesetzlosigkeit dem Fortschritt überhaupt hemmend und hindernd entgegenstehen. Fortwährend war der Markt gedrückt, baares Geld selten und der Zinsfuß übermäßig. Die Zufuhr von Waaren im Anfang des Jahres genügte für die ganze Bevölkerung Californiens; allein durch die günstigen Berichte von hier steigerte sich diese in einem solchen Maße, daß die Bedürfnisse des Landes überschritten wurden und die Vorräthe ohne entsprechende Nachfrage liegen bleiben mußten, in Folge dessen die Preise fielen und Verluste für die Eigenthümer unvermeidlich waren.

Augenblicklich sind alle diese Schwierigkeiten überwunden; Ordnung und Ruhe sind wieder hergestellt und die Verbrechen haben abgenommen. Wenige Spuren sind von dem letzten Feuer zu finden; die Stadt ist besser und schöner als vorher wieder aufgebaut; von Stein gebaute Häuser gewähren jetzt einen größeren Schutz gegen Feuersbrünste als die früher meistentheils aus Holz aufgeführten Wohnungen. Landungsplätze sind in dem Hafen angelegt, die für den Betrieb im Allgemeinen von großem Nutzen sind; ebenso ist werthvolles Land dadurch gewonnen, daß man einzelne Stellen in der Bai, ein mit vielen Kosten verknüpftes Unternehmen, mit Sand ausgefüllt hat. — Der Markt, obgleich fortwährend gedrückt, ist besser geworden; die Waarenvorräthe sind noch sehr bedeutend, so daß nur ein allmäliges Steigen der Preise erwartet werden kann, wenn die Zufuhr, wie nach den eingegangenen Berichten zu vermuthen ist, abnimmt. Die Consumtion steht zu der Bevölkerung in keinem Verhältniß, für Gegenstände von verschiedener Nützlichkeit, deren Einfuhr nicht so bedeutend ist, werden zu allen Zeiten übermäßig hohe Preise bezahlt.

Die Einwanderung hat in den letzten Monaten zugenommen, und allem Anschein nach wird sie auch in Zukunft zunehmen. Die gegenwärtige Bevölkerung von Californien beträgt ungefähr 250,000 Seelen; von diesen kommen 25 bis 30,000 auf San

Digitized by Google

Francisco, 15 bis 20,000 auf die Stadt Sacramento, während die Uebrigen in den nach dem Innern des Landes belegenen Städten und in den Minen vertheilt leben.

Die Goldminen fahren fort, eine gute Ausbeute zu geben; im Laufe des jetzigen Jahres wird eine größere Ausbeute als während der vergangenen 12 Monate gewonnen werden. Besondere Aufmerksamkeit hat man auf die Benutzung von Maschinen in den Quarz-Minen verwendet, von welchen Unternehmungen gute Erfolge zu erwarten sind. Allein es ist nicht wahrscheinlich, daß die Resultate, welche einzelne Personen erzielt haben, im Ganzen als maßgebend angesehen werden können, geschweige denn mit den in Europa durch einzelne Gesellschaften erreichten zu vergleichen sind.

Die Verbindungen mit fremden Ländern sowohl als mit dem Innern des Landes, die bereits nicht unbedeutend sind, nehmen mit einem jeden Tage zu; Dampfschiffe unterhalten die Verbindung mit der ganzen Küste von Nord- und Südamerika, sowie mit den Sandwich-Inseln; zwischen hier, den östlichen Staaten und Europa gehen regelmäßig zweimal monatlich die Posten entweder über Panama oder Nicaragua. Den Verkehr mit den im Innern des Landes liegenden Städten vermittelt eine große Menge Dampfschiffe, die sich durch die Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit der Abfahrt besonders bemerkenswerth machen, woraus für den Handel manche Vortheile erwachsen.

San Francisco ist die erste Handelsstadt Californiens und wird als solche auch den ersten Platz unter den an der Westküste von Amerika belegenen Städten einnehmen; die Nähe der See und die günstige Lage des Hafens sind Vortheile, die sich an keiner anderen Stelle in der Bai vorfinden; die Gegend ist besonders gut gewählt, indem eine Ausbreitung nach allen Seiten möglich ist. Der Werth des Eigenthums hat sich seit den letzten Speculationen während des Herbstes 1849 und einiger darauf folgender Monate, als die Stadt eine große Anzahl Plätze am Strande verkaufte, nicht wieder gehoben; alle Plätze sind bedeutend entwerthet, in Folge dessen der relative Werth des Eigenthums sich sehr verändert hat. Hierzu kommen noch die späteren Verkäufe, wodurch der Werth des Grundeigenthums noch mehr gedrückt wurde. Neuerdings haben sich die Verhältnisse in der Stadt etwas besser gestaltet, und die Capitalisten fangen an, hierauf ihre Aufmerksamkeit zu richten, da sie erwarten können, in vielen Fällen ein vortheilhaftes Geschäft zu machen. Ländereien zum Ackerbau werden in vielen Theilen des Landes nachgefragt; die günstigen Aussichten für Ackerbauer werden Viele veranlassen, Capital in solchen Grundstücken anzulegen. Augenblicklich hält die von der Regierung eingesetzte Commission Sitzungen, um die Rechtstitel beim Landbesitz zu untersuchen; hoffentlich werden alle Streitigkeiten und Zweifel für immer beseitigt werden, so daß hierdurch, sowie durch die Zunahme der Bevölkerung ein Steigen des Werthes wahrscheinlich wird.

Die Zinsen sind hoch, nämlich 2 bis 5 Procent monatlich, je nach der Beschaffenheit der gestellten Sicherheit; höhere Zinsen kann man zu Zeiten erhalten, was jedoch im Allgemeinen mit großer Gefahr verknüpft ist.

Der Zustand der Finanzen sowohl die des Staates als der Stadt San Francisco ist noch niemals so zufriedenstellend als gegenwärtig gewesen; die Geldpapiere stehen niedrig, nicht wegen Mangel an Vertrauen, sondern vorzüglich deshalb, weil sie weniger Zinsen tragen, als gewöhnlich bewilligt werden, wenn nicht fremdes Capital in diesen angelegt wird, so ist kein bemerkenswerthes Steigen zu erwarten.

Blickt man am Ende des Jahres 1851 auf die verflossene Periode zurück, so haben die Bewohner Californiens viele unglückliche Ereignisse zu beklagen gehabt; nachdem diese überwunden sind, darf man bei Anfang des neuen Jahres vertrauensvoll auf bessere Zeiten rechnen und für die Zukunft das Beste hoffen.

Digitized by Google

Lastfähigkeit der in San Francisco vom 1. Mai bis 31. Decbr. 1851 eingelaufenen Schiffe.

(Ueber den früheren Zeitraum sind keine authentische Listen zu erhalten, weil diese durch das Feuer vom 3. und 4. Mai zerstört sind.)

Amerikanische Schiffe von amerikanischen Häfen . .	304,	groß 123,355	Register-Tons,
Amerikanische Schiffe von fremden Häfen	222,	groß 74,440	Register-Tons,
Fremde Schiffe von fremden Häfen	259,	groß 75,489	Register-Tons.
	Schiffe 785,	von 273,284	Register-Tons.

Zur Vermittelung des Californischen Verkehrs sind an Dampfschiffen verwendet:

See-Dampfschiffe	27,	groß 20,086 Tons,
Fluß-Dampfschiffe . . .	45,	groß 35,531 Tons.

Am 31. December 1851 verblieben im Hafen von San Francisco:

Amerikanische Schiffe	181,
Britische Schiffe	36,
Französische Schiffe	6,
verschiedene Schiffe	18,
	241 Schiffe.

Von San Francisco nach China und den ostindischen Häfen sind vom 1. Januar bis 31. December 1851 ausclarirt:

Nach China	119 Schiffe,	groß 62,754	Register-Tons,
„ Calcutta	74 „	„ 42,550	„
„ Manila	31 „	„ 14,477	„
„ Batavia	11 „	„ 4,802	„
„ Singapore . . .	6 „	„ 2,986	„
	241 Schiffe,	groß 127,569	Register-Tons.

Während des halben Zeitraums sind an Zöllen 2,128,563 Dollars erhoben.

An Gold sind in dem verflossenen Jahre ausgeführt:

Nach Panama und den vereinigten Staaten	63,615,960 Dollars,
„ fremden Häfen	618,186 „
	64,234,146 Dollars.

Rechnet man zu diesem bei dem Zollamte ausclarirten Betrage den von den Passagieren ausgeführten Goldstaub mit wenigstens 25 Procent, so ergiebt sich eine Gesammtsumme von achtzig Millionen Dollars.

Aspinwall-City auf dem Isthmus von Panama.

Die Nordamerikaner haben sich auf der Landenge von Panama vollkommen häuslich eingerichtet; die fleißigen Leute tragen ganz natürlich in friedlichster Weise den Sieg über die trägen Creolen und Indianer davon. Chagres, wo bis jetzt die Dampfschiffe vor Anker legen, hat eine nicht besonders gute Rhede, und ist ohnehin ein armseliger Ort, der nur aus Rohrhütten besteht. Der berühmte Yucatanreisende, John L. **Stephens** aus Newyork, welcher den Bau der Eisenbahn über den Isthmus leitet

hat es daher zweckmäßig gefunden, eine neue Stadt in einer bessern Lage, nämlich an der Navy Bay, zu gründen, und ganz Chagres dorthin zu verpflanzen. Er nennt diese Stadt, zu Ehren der Bauunternehmer des Schienenwegs, Aspinwall-City. Sie wächst schon rüstig empor, bei ihr legen die Dampfschiffe nahe am Ufer an, dort ist auch der Ausgangspunkt für die ihrer Vollendung nahe Eisenbahn nach Panama. In einem Werke des Arztes Griswold: Isthmus of Panama, and what I saw there, Newyork 1851, finden wir folgende Beschreibung:

Die Insel Manzanilla ist etwa anderthalb Meilen lang und eine Meile breit. Der fahrbare Kanal auf der Ostseite zwischen der Insel und dem festen Lande ist zwar eng, aber tief genug, und bildet für die Schiffe einen vollkommen sichern Hafen. Die Haupteinfahrt zur Navy Bay auf der Westküste des Eilandes, ist etwa dritthalb Meilen breit, und ist auch für die größten Schiffe, sogar ohne Beihülfe eines Lootsen zugängig. Dort am Gestade erhebt sich die Stadt Aspinwall. Die Navy Bay erstreckt sich etwa fünfthalb Meilen weit, und bietet allerwärts sichern Ankergrund; in vielen kleinen Buchten sind die Schiffe vollkommen vor allen Winden und vor jeder Strömung geschützt. Gleich bei der Einfahrt in die Bay zeigt sich eine tiefe Einbuchtung in die Insel, in welcher dicht am Hafendamm eine beträchtliche Zahl der größten Schiffe anlegen können. Auf der andern Seite dieses Hafens läuft dicht am Gestade die Eisenbahn, so daß ein Ueberladen auf dieselbe in der bequemsten Weise sich bewerkstelligen läßt. Die Insel ist ursprünglich ein Koralleneiland, doch hat sich im Fortgange der Zeit eine so bedeutende Erdlage gebildet, daß sie nun mit großen Waldbäumen bedeckt ist. Der größte unter ihnen ist der Manzanillabaum, nach welchem man ihr den Namen gegeben hat.

Was die Eisenbahn anbelangt, so zieht sie sich von Aspinwall an der Navy Bay zunächst bis Bujio Soldado, 20 englische Meilen Schienenweg, oder 35 Meilen Stromweg von Chagres. Auch die Strecke zwischen Gatun und Ahorea Lagata oder Bujio Soldado ist vollendet. In den trockenen Monaten, nämlich December bis März ist die 20 Meilen lange Straße von Panama bis Gorgona für Maulthiere gut zu passiren. Da seit längerer Zeit eine beträchtlich größere Menge von Arbeitern als früher beschäftigt ist, so scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Bahn im Laufe des Jahres 1852 vollendet wird.

Squier's Werk über Nicaragua.

Wir hatten dieses Werk mit dem Postdampfschiff Hermann erwartet, das jedoch zweimal nach Neuyork zurückkehren mußte, und uns so im Stiche ließ. Wir haben somit noch kein selbstständiges Urtheil über diese jedenfalls interessante literarische Erscheinung, welche den Titel führt: Nicaragua, its People, Scenery, Monuments and the proposed Inter-Oceanic Canal. With numerous original Maps and Plates. By E. G. Squier. Die Neuyorker Literatur-Zeitung, The literary World, hebt die Lebhaftigkeit der Schilderung und den Reichthum des zusammengetragenen Materials hervor, ist aber mit Squiers Auffassung der Alterthümer nicht zufrieden. Sie bemerkt: In seinen antiquarischen Forschungen hat Squier seine bekannte Rührigkeit und den sprüchwörtlichen antiquarischen Enthusiasmus bethätigt; er bringt viel Interessantes aus der Vergangenheit ans Licht, was seither durch die Gleichgültigkeit der an Ort und Stelle wohnenden

Digitized by Google

Menschen im Dunkel geblieben war. Seine ethnologischen Beobachtungen erstrecken sich auf die eingeborenen Stämme und deren Eigenthümlichkeit, auf Sprache, Sitten und Gebräuche. Außerdem hat dieser Reisende alte Monumente in Nicaragua entdeckt und beschrieben, und einzelne, welche sich fortschaffen ließen, den Sammlungen des Smithson Instituts zu Washington einverleibt. Früher kannten wir die Monumente von Copan genauer; sie sind völlig sui generis, stellen große Monolithen mit den natürlichen Verhältnissen nicht entsprechenden Gestalten dar, mit unverhältnißmäßigen aber abgerundeten Gliedmaßen; sie sind mit Schnitzereien versehen, die zur Zierrath dienen, und vielleicht hieroglyphisch sind. Wir kannten ferner die Denkmäler von Palenque, welche nebst jenen in Yucatan, den Verhältnissen der menschlichen Körpergestalt sich annähern und unstreitig für die besten altamerikanischen Kunstdenkmäler gelten müssen; sodann die mexicanischen, welche gegen alle Proportion gröblich verstoßen, und nicht abgerundete sondern viereckige Gliedmaßen zeigen. Endlich kannten wir auch einige alte Monumente vom Panucoflusse, deren Charakter so ziemlich in der Mitte steht zwischen den palenkanischen und mexicanischen. Nun kommen jene aus Nicaragua hinzu.

Die nicaraguanischen Monumente bestehen zumeist in sehr rohen und unvollkommenen Darstellungen der menschlichen Körpergestalt; sie sind Bilder von gigantischer Größe, in aufrechter oder sitzender Stellung, meist nackt und mit rohen Ornamenten geziert, oder besser, durch solche verunstaltet. Sie sind ganz unstreitig die rohesten Kunstgegenstände; es mangelt den Figuren an richtigem Verhältnisse und die Glieder sind viereckig. Durch ihre charakteristischen Merkmale nähern sie sich den mexicanischen Monumenten mehr als anderen, obwohl es voreilig wäre mit Herrn Squier anzunehmen, daß sie mit denselben identisch seien. An manchen dieser Darstellungen des menschlichen Körpers finden wir rohe Schnitzereien, welche wilde Thiere darstellen, namentlich Tiger und Alligatoren, welche den Menschen von hinten auffressen wollen, und das Menschenhaupt in ihrem aufgesperrten Rachen halten. Daß der Menschenkopf im Rachen einer Schlange steckt, ist anderwärts mehrfach beobachtet worden, daß er aber in Tiger- und Alligatorenrachen vorkommt, erscheint als eine Eigenthümlichkeit Nicaragua's. Dagegen ist die Darstellung von Gliedern, welche nicht mit dem Leibe zusammenhängen, — z. B. ein Arm, der vom Rumpfe getrennt ist und nur mit der Schulter verbunden ist, — keineswegs eine Eigenthümlichkeit Nicaragua's, weil Aehnliches auch bei Alterthümern am Panuco und selbst aus Mexico vorkommt.

Squier ist der Ansicht, daß die von ihm beschriebenen Monumente nicht über das sechszehnte Jahrhundert hinausreichen. Aber die im Smithson Institute aufgestellten scheinen älter zu sein; und der Umstand, daß sie aus Basalt gearbeitet sind, zeigt die Möglichkeit eines höhern Alterthums. Auch möchte für diese Annahme der Umstand sprechen, daß die Figuren bei Teocallis gefunden wurden, die in Trümmern lagen. Wären sie aber in der That so jungen Datums, wie Squier meint, so möchten sie wohl Copien nach alten Originalen sein. Wo noch so wenig Thatsachen vorliegen, muß man sich vor übereiltem Verallgemeinern wohl in Acht nehmen. Herr Squier ist ein fleißiger und aufmerksamer Beobachter; was er sieht, beschreibt er vollständig und genau; aber als Archäolog hat er nur sehr rohe Vorstellungen und Begriffe. Er macht sich unreife Theorien zurecht, für welche er Proselyten sucht.

Er legt zu große Wichtigkeit auf seine angebliche Entdeckung einer längst bekannten Thatsache, daß es nämlich eine mexicanische Kolonie in Nicaragua gegeben habe. Das sagen viele ältere spanische Schriftsteller ganz ausdrücklich, z. B. Herrera, Oviedo

Digitized by Google

und Hervas. Der letztere bemerkt in seinem Catalogo de las lenguas, Vol. I. p. 301, nachdem er von den Sprachen in Nicaragua geredet: „Alle diese Umstände beweisen, daß es in Nicaragua einen Stamm der mexicanischen Nation gab. Gallatin bemerkt in den Transactions der amerikanischen ethnologischen Gesellschaft (II. S. 83 und 84) dasselbe. — (Vergleiche die Ansichten Bourbourgs.)

Neue amerikanische Specialgeschichten.

Die Nordamerikaner sind an Lokal- und Specialgeschichten keineswegs arm. Nicht nur jeder Staat hat eine solche, sondern jede irgend bedeutende Stadt und County. Eine Uebersicht dieser Schätze verdanken sie unserm fleißigen Landsmanne Hermann E. Ludewig, der ihnen in seiner Literature of american local history, a bibliographical essay, Newyork, 1846; erstes Supplement 1848, ein Repertorium gegeben hat. Bei einer folgenden Auflage oder Umarbeitung würde auch auf die vielen deutschen Arbeiten Rücksicht zu nehmen sein, deren Verzeichniß freilich einem in Neuyork lebenden Gelehrten kaum möglich wäre. Das Gedeihen und die Entwickelung der nordamerikanischen Kolonien ist gar nicht richtig zu verstehen, wenn man nicht in Betracht zieht, wie sehr dasselbe durch deutsche Arbeitskraft bedingt wurde.

Unter den neueren Beiträgen zur amerikanischen Geschichte, deren Förderung sich insbesondere die zahlreichen historischen Vereine angelegen sein lassen, ist namentlich die Urkundliche Geschichte des Staates Neuyork eine sehr werthvolle Gabe. Diese Documentary History of the State of Neuyork: arranged under the direction of the Hon. Christopher Morgan, secretary of State, by E. B. O'Callaghan, erschien auf Staatskosten von 1849 bis 1850, in drei starken Bänden zu Albany. Sie enthält eine große Menge wichtigen Materials, das seither vereinzelt und zerstreut war, und sich in Force's bekannter Collection of historical tracts nicht findet. Leider ist die Anordnung eine ziemlich willkürliche; das Material ist ganz roh neben einander gestellt, und wir vermissen sogar eine Einleitung, in welcher der Herausgeber uns über seine Arbeiten orientirt hätte. Der zweite Band ist von ganz besonderm Interesse. Er enthält alle Originaldokumente über die Verwaltung des unglücklichen Lieutnants-Gouverneurs Leisler einen Abdruck der Manuscripte Sir William Johnsons und zwei werthvolle Beiträge zur Geschichte der Erfindung der Dampfschifffahrt, mit Abbildungen von James Rumseys Dampfboot vom 6. November 1788, John Fitch's Dampfboot vom December 1787 und jenes Dampfers, welchen Robert Fulton 1807 aufs Wasser ließ. An der Spitze der „Rumseyan Society", welche Rumsey unterstützte, figurirt Benjamin Franklin, Excellenz. Für Fitch hat der ausgezeichnete deutsche Mechaniker David Rittenhaus unterm 12. December 1787 ein Dokument ausgestellt, in welchem er sagt, daß der Verfertiger das Boot endlich mit großer Arbeit und Beharrlichkeit zu Stande gebracht habe; er, Rittenhaus, sei an Bord desselben gewesen, als es, allein durch die Kraft des Dampfes, mit beträchtlicher Schnelligkeit gegen Wind und Fluth gearbeitet habe. Die beiden abgedruckten Abhandlungen führen folgende Titel:

I. A short treatise on the Application of Steam, whereby is clearly shewn from actual experiments, that steam may be applied to propel boats or vessels of any burden against rapid currents with great velocity. The same principles are also introduced with effect by a machine of a simple and cheap construction for the pur-

Digitized by Google

pose of raising water sufficient for the working of grist-mills, saw-mills etc., and for watering meadows and other purposes of agriculture. By James Rumsey, of Berkely County, Virginia. Philadelphia 1788. In dieser Flugschrift nimmt Rumsey die Priorität der Erfindung für sich in Anspruch. Dagegen erschien

II. The Original Steam Boat supported; or a reply to Mr. James Rumseys pamplet. Shewing the true priority of John Fitch and the false datings etc. of James Rumsey. Philadelphia 1788.

Alle drei Bände sind wichtig für die Geschichte der Besiedelung des Landes, die innere Geschichte und Verwaltung, die Indianerkriege, die Stellung zu den Franzosen in Canada, und die Verhältnisse der deutschen Kolonisten.

Ueber Wilhelm Penn sind jüngst zwei Biographien erschienen. Die eine von Hepworth Dixon ist mehr populär gehalten, die andere von Samuel M. Janny, einem virginischen Quäker, ist einfach und trocken geschrieben, erhält aber dadurch Werth, daß sie Briefe Penns und Auszüge aus bisher nicht benutzten Handschriften mittheilt. Der Verfasser wollte nebenbei auch Macaulays Auffassung widerlegen, welche den Charakter des großen Quäkers beeinträchtigt. Ueber den berühmten Ulmbaum, unter welchem Penn seinen Vertrag mit den Indianern abschloß, finden wir folgende Stelle. „Dieser treaty tree zu Kensington wurde 1810 niedergeweht. Er hielt 24 Fuß im Umkreise, und soll ein Alter von 280 Jahren gehabt haben. Ein Theil des Stammes wurde an die Familie Penn in England geschickt; aus dem übrigen Holze wurden allerlei kleine Sachen verfertigt, die für kostbare Reliquien gelten. Da wo der Vertrag abgeschlossen wurde, hat die Penn Society von Philadelphia ein kleines mit Inschriften versehenes Denkmal errichtet, neben welchem ein Ableger von dem alten Ulmbaume lustig emporgrünt. Die pennsylvanische Legislatur bewilligte 1849 eine Summe von 5000 Dollars für den Ankauf des treaty ground.“

In den Staaten Neu-Englands haben die meisten älteren Städte ihre Lokalgeschichte. Zu Boston hat 1851 der presbyterianische Geistliche Parker aus Derby eine Geschichte der Stadt Londonderry in Neuhampshire drucken lassen. Sie liegt im südöstlichen Theile dieses Staates und wurde von Schotten gegründet, die aus dem nördlichen Irland kamen. Das waren kräftige, entschlossene, ausdauernde, religiöse und langlebende Leute. Das Durchschnittsalter von dreizehn der ersten Ansiedeler stellte sich auf 79 Jahre; sechs von ihnen erreichten nahezu die 90, zwei wurden älter, und einer starb als er 97 Jahr alt war. In den Ansiedelungen dieser Art lassen sich insgemein folgende Momente unterscheiden. Zuerst haben sie sich in langem Streit der Indianer zu erwehren, dann nehmen sie Theil an den Kriegen gegen Frankreich und nachher am Unabhängigkeitskampfe. Sie bauen und organisiren Kirchen, richten ihr städtisches Gemeinwesen ein, und bauen Straßen. So gedeihen sie. Jene Schotten in Londonderry sollen die Kartoffeln mit aus Irland gebracht haben. Von ihnen erhielten die Bewohner von Andover dieses Gewächs, die so wenig damit umzugehen wußten, daß sie anfangs die Blumen als Gemüse kochten. Der Hauptheld von Londonderry ist der Geistliche Mac Gregor. Er wehrt die Indianer ab und hält die Gemeinde zusammen. Diese spinnt Garn, webt Leinen und fabricirt noch andere nützliche Sachen. Um ihren Fleiß zu belohnen, sendet der Congreß, mitten im Unabhängigkeitskriege, einem Herrn Montgomery zur Aufmunterung und als Prämie für Leinwand, die er für Washington und die Officiere des Heeres gewebt hatte, 40 Pf. St. Geld und einen Brillantring. Die Leute von Londonderry hatten manche irische Sitte beibehalten. Am

Digitized by Google

Hochzeitstage schossen sie Gewehre ab, was in Altirland damals ein Vorrecht der Protestanten war. Bei den Leichen wurde Nachts gewacht und tüchtig gezecht.

Eine andere Stadt in Neuhampshire, die 1850 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, Bedford, hat gleichfalls ihre zu Boston 1851 erschienene Lokalgeschichte, die reich an Sittenschilderungen ist.

Von Bancroft's Geschichte der Vereinigten Staaten ist im März der vierte Band, zu Boston, erschienen. Er beginnt mit der Zeit nach Abschluß des Aachener Friedens, und schließt mit dem Ende des siebenjährigen Krieges. Er ist gewissermaßen als Einleitung für die amerikanische Revolutionsgeschichte zu betrachten. Das Werk wird im Ganzen acht Bände umfassen, und mit der Einsetzung Washingtons, 30. April 1789, schließen. Man sagt, daß Bancroft die drei bis jetzt erschienenen Bände ganz und gar umarbeiten will, weil er, als Gesandter in England, eine große Anzahl neuer Dokumente gefunden hat, welche die Kolonialgeschichte erläutern und manche Lücken ergänzen. Ein anderer Geschichtschreiber der Vereinigten Staaten, Hildreth, hat Bancroft's Arbeit einer scharfen Kritik unterzogen. Es ist allerdings richtig: Bancroft schreibt zu sententiös und gesucht, aber Hildreth's Werk ist dagegen zu dürr und zu catalogartig. Auch sind die Werke beider viel zu weitschweifig, obwohl jedes auch eigenthümliche Vorzüge besitzt.

Die Bibliothek des Congresses in Washington.

Bei dem Brande des Capitoliums im December 1851 ist bekanntlich ein Theil der Congreßbibliothek verloren gegangen. Besonders schmerzlich ist der Verlust der Büchersammlung Jeffersons, vieler werthvoller Bücher, die als Geschenk von fremden Regierungen eingegangen waren, mancher Gemälde, Büsten und Münzen. Der amtliche Bericht veranschlagt die Zahl der vernichteten Bände auf 35,000 und der geretteten auf etwa 20,000. Diese Bibliothek wurde am 24. April 1800 gegründet. Den ersten Stamm bildeten etwa 3000 von Dr. Mitchell, Albert Gallatin und Anderen gesammelten Bände. Diese Bücher wurden am 24. August 1814 durch die Engländer vernichtet. Darauf erwarb der Congreß die aus etwa 7000 Bänden bestehende Bibliothek Jeffersons für die Summe vor 23,000 Dollars. In den letztverflossenen Jahren wurden jährlich 5000 Dollars für den Ankauf von Büchern aller Art bewilligt, außerdem allemal noch 1000 Dollars für juridische und staatsrechtliche Werke. So vermehrte sie sich jährlich um etwa 1800 Bände. Ihre Localitäten waren die hübschesten im Capitol. Der Hauptsaal war 92 Fuß lang, 34 Fuß breit, 36 Fuß hoch und enthielt auf jeder Seite sechs Nebenzimmer, die durch eine Gallerie getheilt waren. Die Bücher hatte man nach dem von Jefferson angenommenen System geordnet, der seinerseits der Anordnung Lord Bacos folgte. Das System ist übrigens veraltet und paßt für keine öffentliche Büchersammlung. Der Congreß hat für den Wiederaufbau der Bibliothek vorerst 75,000 Dollars bewilligt.

Digitized by Google

Zur Sittengeschichte von Georgien.

Unter den südlichen Staaten der Union zeichnet sich besonders Georgien durch raschen und sichern Fortschritt aus; es entwickelt umsichtig seine reichen Hülfsquellen, ist im Innern mit einem herrlichen gesunden Klima gesegnet und besitzt ein großes Eisenbahnnetz. Während es im Jahre 1790 erst 82,548 Bewohner zählte, hatte es 1845 deren schon 774,325 und 1852 bereits über 900,000. Unter den vormaligen dreizehn englischen Kolonien war Georgien jene, welche zuletzt angesiedelt wurde; erst seit 1732. Eine Regierung erhielt es 1754.

Die früheren Zustände hat kürzlich der Altstatthalter Gilmer in einem Vortrage zu Athens, im Franklin College, das sein halbhundertjähriges Jubelfest feierte, mit lebhaften Farben geschildert. Ueber das Unterrichtswesen in den Landgemeinden der weniger bevölkerten Distrikte, bemerkt er folgendes: „Mit dem Unterricht war es sehr schlimm bestellt. Wer wollte sich zum Schulmeisteramte bequemen? Umherziehende Ausländer, namentlich dem Trunk ergebene Irländer, die in den älteren Staaten sich nicht mehr halten konnten, und zu nichts Anderm nütz waren. Alle zusammen taugten sie nichts, aber woher sollte man bessere bekommen? Da und dort brachte man eine Schule zusammen, und aus einem Umkreise von mehreren Meilen fanden sich die barfüßigen Kinder ein in dem Schulhause, das nichts weiter war als eine rohe Blockhütte, mit dem aus alten Tonnen verfertigten Schornsteine, welcher sich am einen Ende des Hauses erhob; am andern Ende hing ein Brett, das als Schreibtafel diente. Der Schulmeister saß auf einem Klotz an der Thür und schwang seine Hickory-Zuchtruthe. Das A. B. C. wurde den Kindern durch Gesang beigebracht. Gedruckte Rechnenbücher gab es nicht; die Schiefertafeln waren Alles in Allem. Am Broadriver wurde das Land 1784 besiedelt, aber vor 1796 gab es dort keine Schule; die erste gründete ein entlaufener englischer Matrose, denn er konnte schreiben. Er peitschte die Jungen nach Matrosenart. An kalten Wintertagen, wenn das Zimmer nicht recht warm werden wollte, hieb er auf sie ein; sie mußten kreislaufen, um sich zu erwärmen. Dieser würdige Jugendlehrer nahm es mit der Moral nicht genau; er stahl Geld, wurde aber entdeckt, am Schandpfahl ausgepeitscht und in alle Welt gejagt. Sein Nachfolger im Schulamte war ein Knabe, der schon lesen konnte, und nun die kleineren das A. B. C. lehrte. Dieser fand bald eine einträglichere Beschäftigung und wurde durch einen Irländer ersetzt. Dieser trank gern ein Gläschen zu viel und hieb dann ganz unbarmherzig auf die Kinder ein. Auch die aufmerksamsten und fleißigsten Knaben erhielten täglich doch mindesten zehn bis funfzehn Hiebe. Man schickte ihn fort. Nach Verlauf von etwa dreißig Jahren kam er, als hochbetagter Greis wieder, um wo möglich seine ehemalige Stelle noch einmal anzutreten. Aber seitdem war Alles anders geworden; sein altes Blockhaus, in welchem er den Stab so mächtig gehandhabt war in Schutt zerfallen. Für solche Lehrer der Jugend war die Zeit längst vorüber.

Aber in einer solchen Schule wuchsen Knaben auf, aus denen zum Theil etwas Rechtes wurde. Zu ihnen gehört der Entdecker der Missouriquellen, Meriwether Lewis. Von ihm erzählt Gilmer Folgendes:

In den Jahren 1790 bis 1795 waren die Tschiroki-Indianer für die Ansiedler in den oberen Theilen Georgiens eine große Plage; sie stahlen Neger und Pferde, erschlugen auch wohl wehrlose Frauen und Kinder, und man fürchtete ihre nächtlichen Ueberfälle. Eines Tages kam an den Broad River die Nachricht, daß die Tschirokis den Kriegspfad beschritten hätten. Männer, Weiber und Kinder drängten sich zusammen. Man berieth in der einen Ansiedelung, was zu thun wäre, und überzeugte sich, daß das Haus

sich nicht vertheidigen lasse, sondern leicht in Brand zu stecken sei; deshalb flohen Alle in einen dichten Wald. Während sie dort zur Abendzeit um ein Feuer herum saßen und eben speisen wollten, hörten sie einen Flintenschuß. Indianer! Indianer! riefen sie. Alles gerieth in Unruhe, die Männer griffen zu ihren Waffen, während die Kinder sich an sie klammerten. Nur ein einziger Knabe blieb ruhig und gefaßt; mit Blitzesschnelle goß er das Feuer aus. Als es nun dunkel war, faßten die Geängstigten sich wieder. Dieser Knabe war Meriwether Lewis, dessen Talent und Muth kein geringerer Mann als Jefferson wohl zu schätzen wußte. Lewis leitete mit Clarke die Expedition zu den Quellen des Missouri und bis zum Gestade des Großen Oceans. Dadurch sicherte er den Vereinigten Staaten ihre Ansprüche auf das große Oregongebiet. Auf seinem Zuge hatte er eine Goldgrube entdeckt. Diese Thatsache wurde zu jener Zeit nicht veröffentlicht, auch wurde die Stelle verheimlicht, damit sie den Spaniern und Indianern nicht bekannt werden möchte. Aber seinen Freunden theilte Lewis die Nachricht mit. Später war er Gouverneur des Missourigebietes. Er wollte von St. Louis nach Washington reisen. Unterwegs, in Tennessee, kehrte er in einem Gasthause an der Landstraße ein. Am andern Morgen fand man ihn tod im Bette. Ob er selbst Hand an sich gelegt hat, oder ob er ermordet wurde, weiß man nicht.

Früher hatte man sich in Georgien vorzüglich auf den Tabacksbau gelegt; mit der Baumwolle ging es Anfangs nicht recht vorwärts; sie wollte nicht gut gedeihen, man wußte nicht recht mit ihr umzugehen. Die Körner wurden von Kindern mit den Fingern ausgepflückt, oder durch zwei hölzerne Rollen gezogen, die auf einer Bank befestigt waren. Diese Rollen wurden 1794 von Whitney verbessert; er brachte gekrümmte Dräthe bei ihnen an, nahm ein Patent auf seine Erfindung und „ginnte" den Pflanzern ihre Baumwolle. Diese Erfindung ist seitdem bekanntlich ungemein vervollkommt worden. Ned Lyon, ein sinnreicher, aber dem Trunke ergebener Mann, erfand die Stahlsäge, durch welche Whitney's Maschine überflügelt wurde.

Notizen.

Verhältnisse des Postwesens in den Vereinigten Staaten. Darüber giebt uns der Bericht des Generalpostmeisters von Washington interessante Aufschlüsse. Mit dem Schluß des diesjährigen Verwaltungsjahres (30. Juni), waren in den Vereinigten Staaten 6170 Poststraßen befahren. Ihre Länge betrug 196,290 Meilen. Die jährliche Beförderung von Postpaketen auf diesen Straßen umfaßte 53,272,252 Meil. die Kosten beliefen sich auf Doll. 3,421,754, macht somit 6 c. 4 mills per M. Von diesen 53,272,252 Meil. entfallen 8,568,707 auf Eisenbahnen, mit einer Kostensumme von Doll. 985,019 (macht 11 c. 5 mills per Meile); 5,554,982 Meilen per Dampfboot, mit einer Ausgabesumme von D. 454,893 (somit 8 c. 3 mills per Meil.) 19,726,588 Meilen in Postkutschen, mit einem Kostenaufwand von Doll. 1,047,159 (5 c. 3 mills per Meile), und 19,521,775 Meil. auf diverse, nicht specificirte Weise mit D. 934,683 Kosten (4 c. 8 mills p. Meile). — Zur Besorgung der Postgeschäfte waren 19,796 Postämter in Thätigkeit. Die Brutto-Einnahme betrug D. 6,786,493 228; davon das auf England Entfallende abgerechnet, bleiben D. 6,727,866 18 c. — Die Einnahme betrug in diesem Jahre D. 909,223 85 c. mehr als im Verwaltungsjahre 1850, somit ein Zuwachs von 16½ per c. Die ersten, verläßlichen, statistischen Angaben über das

Digitized by Google

amerikanische Postwesen datiren vom J. 1790. Damals gab es nicht mehr als 75 Postämter, 1875 Meil. Poststraßen, und die Gesammteinnahme stieg nicht über D. 37,935. — Bedenkt man, daß Großbritannien und Irland einen Flächeninhalt von ungefähr 120,000 engl. Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 28,000,000 Seelen einnehmen, während in den Vereinigten Staaten auf mehr als 1,100,000 Quadratm. nur 24,000,000 Einw. kommen, so gelangt man zu dem Schlusse, daß das Porto in Amerika verhältnißmäßig noch niedriger als in England angesetzt ist.

Die Zahl der incorporirten Banken in Nordamerika beträgt 845 mit einem Gesammtbankcapital von 229,061,200 Doll., einer Bankcirculation von 193,630,000 Doll. und einer Bankmünze von 55,460,000 Doll. Die Banken vom Staat Neuyork haben eine Circulation von 26,000,000 D. und eine Baardeckung v. 12,000,000 Doll.; Massachusetts 17,000,000 D. Circulation (d. h. Noten) und 3,000,000 D. Baarvorrath; Pennsylvanien 12,000,000 D. Notenumlauf und 7,200,000 D. baar; Ohio 11,000,000 D. Umlauf und 2,750,000 D. baar; Louisiana 6,500,000 D. Noten und 8,000,000 D. baar.

Der Buchhandel in den Vereinigten Staaten. Vom 1. Juli 1850 bis dahin 1851 erschienen 1298 Bände von zusammen 213,049 Seiten; sie gehörten 1176 Werken an. Davon erschienen in Neuyork 817 Bände, in Philadelphia 223, in Boston 203. Auf Novellen, Romane, Erzählungen kommen 249 Werke, Jugendschriften 52; Kupferalmanache und dergleichen Bücher zu Geschenken 32; Gedichte und Gesangbücher 80; religiöse und theologische Werke 170; Geschichten, Reisen und Länderbeschreibungen 121; Lebensbeschreibungen 96; strengwissenschaftliche Werke 50; „metaphysische“ 8; mathematische 17; altklassische 7; Sprachwissenschaft 13; Schulbücher 50; juridische 43; medicinische 47; Agricultur 20; praktische Mechanik 18; artistische 6; Baukunst 8; Politik 16; Handel 12; Redner 3; Essays 11; Moral 18; sociale Oeconomie sammt Kochbüchern 15; Naturgeschichte 8; Miscellen 18. Es ist nicht gesagt, wie viele von diesen Werken Nachdruck waren, und wie viele in deutscher und französischer Sprache gedruckt wurden.

Statistik der amerikanischen Zeitungspresse. Im Juni des Jahres 1850 erschienen in den Verein. Staaten 2800 Journale, und wurden ungefähr 422,620,000 Exemplare gedruckt, die sich in folgende Rubriken theilen lassen:

	Zahl	Circulation	Anzahl d. Exempl.
Tagesblätter	350	750,000	235,000,000
3mal wöchentliche	150	75,000	11,700,000
2mal wöchentliche	125	80,000	8,320,000
Wochenblätter	2000	2,875,000	149,500,000
Halbmonatliche	50	300,000	7,200,000
Monatliche	100	900,000	10,800,000
Vierteljährliche	25	20,000	80,000
Summe . .	2800	5,000,000	422,600,000

Seit dem letzten Census sind außerdem eine Masse neuer Journale in Californien, Oregon, Neumexiko, Utah und Minnisota entstanden. Ein sehr gutes Blatt erscheint auch unter den Cherokee-Indianern in cherokeesischer Schrift und Sprache. Die theuersten Blätter kosten 2—4 Cents; die meisten jedoch 1 Cent. Von der oben angegebenen Zahl kommen 424 Blätter auf die östlichen Staaten, 784 auf die westlichen, 876 auf die mittleren und 716 auf die südlichen. Im Durchschnitt kommt 1 Journal auf je

Digitized by Google

7184 freie Einwohner; in den meisten Fällen ist der Redakteur zugleich Verleger, Drucker oder Eigenthümer des Blattes. Das Gesetz gegen Verleumdungen (law of libel) ist das einzige Repressivgesetz.

Die texanischen Ländereien. Ein Bericht der früheren Commissionäre des General-Landamts giebt eine sehr klare und befriedigende Uebersicht von dem gegenwärtigen Stande der texanischen Landangelegenheiten. Es ist darin nachgewiesen, wie viel Land unter mexicanischen und spanischen Besitztiteln vergeben ist, wie viel für Universitäten, Collegien und Gemeinschulen reservirt wird, wie viel der Staat Texas abgab und wie viel noch zu haben ist.

Nach der Acte von 1836 besaß Texas 379,054 Quadratmeilen, oder 242,594,560 Acker. Gemäß des letzten Compromiß-Gesetzes wurden den Vereinigten Staaten 67,000,000 abgegeben, was Texas 175,594,560 Acker ließ. Unter spanischen und mexicanischen Besitztiteln stehen 25,517,391 Acker. Die Gesammtmasse der Landansprüche, welche unter der früheren Republik und dem jetzigen Staate Texas entstanden, beträgt 38,265,663 Acker. Somit ist im Ganzen durch Rechte und Ansprüche jeder Art über 63,783,054 Acker verfügt, folglich verbleiben Texas, nachdem jeder gesetzliche Anspruch, dessen Vorhandensein man amtlich kennt, befriedigt worden ist, 111,812,079 Acker zur Verfügung. Schlägt man den Acker zu 50 Cents an, so giebt dies eine Summe von 55,906,039 Doll.

Zu Erziehungszwecken sind folgende Ländereien vorbehalten:

Für 2 Staatsuniversitäten	199,102	Acker
„ Confessions-Collegien	31,106	„
„ Primärschulen in jedem County	175,654	„

Dieses Schulland schließt nur die bereits vermessenen und patentirten Ländereien ein. Ein neues Gesetz bestimmt, daß noch weitere 300,000 Acker zu Schulzwecken vermessen werden sollen.

Unglücksfälle auf dem Mississippi und dessen Nebenströmen. Es kamen 1851 nicht weniger als 48 Dampfschiffunfälle vor, fast in jeder Woche einer. Auf Senkhölzer liefen 26, es flogen in die Luft 8, durch Zusammenrennen mit andern Schiffen gingen zu Grunde 6, 5 durch das Feuer, und 3 durch Sturm. Im Ganzen verloren dabei 227 Menschen das Leben. 68 beim Zusammenrennen, 148 bei Explosionen. Auf den nördlichen Binnenseen verunglückten 5 Dampfschiffe, 3 Schraubendampfer, und 37 Segelschiffe; dabei gingen 97 Menschenleben und für 730,537 Doll. Werth verloren.

Südwestliches. Im December vorigen Jahres gerieth bei Fort Gibson in Arkansas ein Krihk-Indianer in den Verdacht, eine Weiße und eine Negerin ermordet zu haben. Bewiesen war nichts. Der Indianer wurde verhaftet und dem Scheriff übergeben. Aber ein vermummter Haufe riß ihn aus dem Gefängniß, und ermordete ihn durch Kugelschüsse und Messerstiche.

Eine neue geheime Gesellschaft hat sich in den südlichen und westlichen Staaten gebildet; sie führt den Namen Order of the Lone Star, hat schon viele Logen, soll manche angesehene und begüterte Männer zu ihren Mitgliedern zählen und über nicht unbedeutende Gelder verfügen. Der Orden erklärt öffentlich, — wozu ist er nun eine „geheime Gesellschaft“ — daß er „sich die Erweiterung der Freiheitsära zum Ziel gesetzt habe.“ Er scheint es auf die spanisch-amerikanischen Staaten abgesehen zu haben, und Cuba für die Vereinigten Staaten zu erobern oder zu einem unabhängigen Staate zu machen.

Druck von C. Schünemann.

Digitized by Google

Inhalt.

Erster Band.

Erstes Heft.

Seite

Die Expedition des Generals Lopez gegen Cuba 1
Die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union in ihrer Stellung zum Norden 13
Sagen und Mährchen der Indianer in Nordamerika 18
1. Der Sommermacher 20
2. Die himmlischen Schwestern 25
3. Ta-wah-tschi-heskah oder die Weiße Feder 28
4. Peboan und Sighwun oder die Jahreszeiten 32
5. Jamo oder der lebendige Kopf 33
Seymours Reisen im Gebiete Minnisota 43
Tierra de Guerra, das geheimnißvolle Indianerland in Mittelamerika 54
Die Binnenschifffahrt im Stromsysteme des La Plata 73
Der Welland-Canal in Canada 79
Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten im Jahre 1851 81
Bedeutung des Golfstroms für die Schifffahrt 82
Der afrikanisch-amerikanische Sklavenhandel 83
Zur Sittengeschichte 84
Reißt Amerika auseinander 86
Parlamentarische Lobrede auf die Dichtkunst 88
Notizen 90

Zweites Heft.

Der Ackerbau in den Vereinigten Staaten 93
Aus Daniel Webster's Festrede bei Grundsteinlegung der Erweiterung des Capitols in Washington 105
Die Mormonen im Utah-Gebiete 109
Die Yuracares-Indianer in Bolivia 115
Amerikanische Alterthümer am Panuco 129
Die Stadt Lima 139
Zur Sittengeschichte 141

Digitized by Google

Seite
Deutsche Flüchtlinge in den Vereinigten Staaten 155
Wisconsin und der Bezirk Sheboygan 159
Die amerikanische Polarsee-Expedition zur Aufsuchung Franklins 164
Die Revolutionen im romanischen Amerika 166
Notizen 178

Drittes Heft.

Einige Bemerkungen über das Kaiserreich Brasilien 185
Das innere Thalbecken von Nordamerika 199
Der Nicaragua-Canal 208
Paßt das Freihandelssystem für die Vereinigten Staaten von Nordamerika 228
Chinesen in Californien 245
Dr. Richardson's zweite Landreise an's Polar-Meer, zur Aufsuchung Sir John Franklins 249

Digitized by Google

Inhalt.

Zweiter Band.

Erstes Heft.

Seite
Die Patagonier ... 1
Die Deportationen nach Cayenne und Sinnamary ... 15
Die elektro-magnetische Telegraphie in den Vereinigten Staaten ... 34
Die russisch-amerikanische Handelscompagnie ... 45
Großartige Taucherversuche bei Neuyork ... 49
Brasseur de Bourbourgs Briefe über die alte Geschichte der civilisirten Urvölker von Nordamerika ... 52
Erdbeben in Peru ... 68
Die Gründung von Kolonien ... 72
Die Mormonen im Utahgebiete ... 78
Notizen ... 83

Zweites Heft.

Brasseur de Bourbourgs Briefe über die alte Geschichte der civilisirten Urvölker von Nordamerika (Fortsetzung.) ... 87
Ueber antiquarische Forschungen in Mittelamerika ... 107
Materielle Entwickelung der Vereinigten Staaten ... 116
Amtlicher Bericht über die Einwanderung in Neuyork ... 124
Die Expedition der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Japan ... 135
Ein Ausflug nach dem Westen ... 141
Ein Ausflug durch Oregon ... 145
Das Portrait und der Name des Christoph Columbus ... 150
Deutsche Reisende in Amerika ... 154

Drittes Heft.

Brasseur de Bourbourgs Briefe über die alte Geschichte der civilisirten Urvölker von Nordamerika (Vierter und letzter Brief.) ... 167
Dictator Manuel Rosas und die argentinischen Republiken ... 187

Digitized by Google

Seite

Die Republik Uruguay oder Banda Oriental 202
Die gegenwärtige Lage des Freistaates Paraguay 209
Der Volkscharakter der Brasilianer 214
Die Kamantsches Indianer 217
Die gesellschaftlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 227
Die Theetrinker gegen die Bier-, Wein- und Branntweintrinker in den Vereinigten Staaten 239
Deutsche Reisende in Amerika 243
Die jetzige Lage Californiens 247
Aspinwall-City auf dem Isthmus von Panama 24
Squiers Werk über Nicaragua 2
Neue amerikanische Specialgeschichten 252
Die Bibliothek des Congresses in Washington 254
Zur Sittengeschichte von Georgien 255
Notizen 256

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DEC 1 0 1937

Digitized by Google

Digitized by Google